

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für
Mittelbaden

98. Jahresband 2018



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Die Ortenau

98. Jahresband 2018

Einladung

Jahreshauptversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am

Sonntag, 28. Oktober 2018
in der Aula der Mörburgschule in Schutterwald

9.00 Uhr

Mitgliederversammlung

10.30 Uhr

Empfang der Gemeinde Schutterwald

11.15 Uhr

Festvortrag

„Schutterwälder Auswanderer in den U.S.A.“

Martin Ritter, Oberstudienrat

12.30 Uhr

Mittagessen

14.30 Uhr

„Virtueller Rundgang durch Schutterwald“

Klemens Hansert

In der Aula der Mörburgschule Schutterwald

Der Bürgermeister
von Schutterwald
Martin Holschuh

Der Präsident
des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.
Klaus G. Kaufmann

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

98. Jahresband 2018



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches hat das Regierungspräsidium Freiburg Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss: 1. März

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau GmbH, 77815 Bühl

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kraft Premium GmbH, 76275 Ettlingen

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis

Grußwort	9
 Schwerpunkt: Kriegsende, Revolution, Weimarer Republik	
Editorial	
1918. Vom Kriegsende über Revolution zur Weimarer Republik	11
<i>Ulrich Spitzmüller</i>	
Die 100-jährige „Friedensfichte“ von Nordrach	
Im Ersten Weltkrieg pflanzte ein Zwangsarbeiter ein kleines Bäumchen	13
<i>Karl Volk</i>	
Vorkriegszeit und Erster Weltkrieg im Spiegel der Briefe und Postkarten von Zivilisten und Soldaten	17
<i>Andreas Morgenstern</i>	
Kriegsende und Neubeginn in der „Provinz“ 1917–1919: Das Beispiel Schiltach	35
<i>Andreas Klotz</i>	
Das Ende des Ersten Weltkrieges in Bühl und Umgebung unter besonderer Berücksichtigung der Berichterstattung im Acher- und Bühler Boten	57
<i>Karl-August Lehmann</i>	
Oberharmersbach zu Beginn der Weimarer Republik 1918–1923	77
<i>Ute Scherb</i>	
Kehl im letzten Kriegsjahr: Aus dem Tagebuch des Mathias Nückles V	91
<i>Martin Ruch</i>	
Dr. Franz Lipp (1855–1937): Außenminister der Münchner Räterepublik 1919 mit Gengenbacher Wurzeln	117
<i>Christian Würtz</i>	
Constantin Fehrenbach, ein Reichskanzler mit Ortenauer Wurzeln	127

Bernd Rottenecker

**Hermann Ehrhardt – ein Diersburger Pfarrerssohn erobert 1920
die Reichshauptstadt Berlin** 151

Manfred Merker

**Vom Regimentskommandanten im Ersten Weltkrieg zum Offenburger
Gymnasiumsleiter in der NS-Zeit: Albert Hiß (1884–1964)** 173

Freie Beiträge

Marita Blattmann

**Das Schutterner Mosaik vor dem Hintergrund der Klosterreformen
des frühen 12. Jahrhunderts** 215

Eugen Hillenbrand

**Weibliche Wohngemeinschaften im spätmittelalterlichen Offenburg
und ihr langer Weg in den Alltag** 255

Margot Hauth

**Die Pfarrkirche Ebersweier und ihre Ausstattung in Vergangenheit
und Gegenwart** 273

Regina Brischle

**„Von drey Straßburger Pfaffen und den geüsserten Kirchen gütern“ –
und was dieses Ereignis von 1524/25 mit Offenburg zu tun hat** 305

Louis Schlaefli

Einiges über den Klerus von Schutterwald in früheren Zeiten 323

Heinz G. Huber

**Die badischen Verfassungsfeiern 1843, 1844 und 1845 im Renchtal
Bürgerfeste, liberale Öffentlichkeit und Obrigkeitsstaat im Vormärz** 337

Heiko Wagner

Die „Mörburg“ bei Schutterwald 375

Johannes Werner

Wolf und Wappen
Versuch einer Klarstellung 387

Heiko Wagner

**Die Burgen rund um Schenkenzell – Neue Datierungen und historische
Einordnung** 391

<i>Dieter Weis</i>	
Ettenheimer Gärten, Teil 16–18	403
Allmendgärten	403
Der Garten des Stadt- und Amtsschreibers Joseph Chomas im Pfaffenbach	404
Privatgärten	416
<i>Josef Werner</i>	
100 Jahre Kindergarten Durbach 1917–2017	421
<i>Hans Harter</i>	
„Monströses Product sonderstaatlichen Interesses und Ehrgeizes“	
Geschichtslegenden um den Bau der Schwarzwaldbahn	427
<i>Thomas Meyer</i>	
Die Hornisgrinde – ein Bergkamm im wahrsten Sinne des Wortes	449
<i>Suso Gartner</i>	
Immenstein als Grenzstein	451
<i>Frauke Klumpp</i>	
Frauen der Illenau	
Wärterinnen und Pflegerinnen der Illenau – zwischen 1842 und 1900	453
<i>Dieter Petri</i>	
Erziehung zu Religiosität, Sittlichkeit und Gehorsam	
Eine Vormundschaft im 19. Jahrhundert	475
<i>Ralf Bernd Herden</i>	
Freimaurerlogen in und um Mittelbaden	479
<i>Michael Hauser/Thomas Sommer</i>	
150 Jahre Volksbank in Achern	487
<i>Ulf Wielandt</i>	
Schülerpostkarten aus Kenzingen	
oder: Ideen gehen auf Wanderschaft	513
<i>Manfred Merker</i>	
Kanzlerkeller (III): 25 Jahre Forschungen in einem	
Offenburger Gewölbekeller	519
Für Frau Dr. Senta Kanzler zum 90. Geburtstag	

Neue Literatur	531
Caroli: Kuhbach. Tor zum Schuttertal. Von der Römerzeit bis heute. Eine Ortsgeschichte (Ruch); Stadt Schiltach (Hg.): Lehengericht, Bd. 1, Aus der Geschichte, Bd. 2, Arbeiten und Leben (Ruch); Schnitzler/Flotté (dir.): Vivre à Koenigshoffen à l'époque romaine (Wagner); Société d'Histoire et d'Archéologie de Brumath et des Environs (Wagner); Romains des villes – Romains des champs? (Wagner); Haasis/Berner: Das Kloster St. Margarethen in Waldkirch (Wagner); Gartner/Hall: Bühler-tal. Flurnamen und Beiträge zur Geschichte (Ruch); Hansmann: Joseph Hirschbühl, Vorarlberger Barockbaumeister und Bürger von Schutterwald (Herrmann); Biller/Metz: Die Burgen des Elsass (Wagner); Galioto/Huth/Krohn: Kloster Schuttern (Klem); Gorka: 150 Jahre Fachschule für Landwirtschaft im Ortenaukreis (Ruch); Stude/Rottenecker/Petri: Geschichte der Juden in der Ortenau (Ruch); Haumann/Schellinger (Hg.): Vom Nationalsozialismus zur Besatzungsherrschaft. Fallstudien und Erinnerungen aus Mittel- und Südbaden (Ruch)	
Nachrichten	
Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Schuttern	537
Nachrufe	
Walter Fuchs	541
Zum Tode des Nordracher Ehrenbürgers Wilhelm Oberle	541
Eugen Lang: Große Verdienste um die Stadtgeschichte	544
Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek	544
Grenzüberschreitendes Geschichtskolloquium in Offenburg	545
EU-Datenschutz-Grund-Verordnung (DSGVO)	547
Berichte der Mitgliedergruppen	549
Berichte der Fachgruppen	603
Mitteilungen	
Schwerpunktthema 2019	612
Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.	613
Redaktionsrichtlinien	618

Grußwort

Liebe Mitglieder und Freunde des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.,

ich heiße Sie im Namen der Gemeinde herzlich willkommen. Ich freue mich, dass Sie Schutterwald im Jahr 2018 mit Ihrer Hauptversammlung beehren.

Im Jahr 2018 jährt sich die erste urkundliche Erwähnung der Gemeinde zum 750sten Mal. Für Schutterwald ist dieses Jahr daher ein ganz besonderes.

Vereine, Institutionen und ehrenamtlich Aktive bringen sich in vielfältiger Weise ein. Zahlreiche Projekte und Aktivitäten wurden in den vergangenen Wochen und Monaten entwickelt, angegangen und umgesetzt. Heraus ragt dabei sicherlich das Festwochenende am 23. und 24. Juni 2018.

Der Historische Verein brachte und bringt sich mit einer ganzen Reihe Aktivitäten vorbildlich bei den Feierlichkeiten ein. Besondere Erwähnung verdient das Projekt Hausnamen. In Schutterwald gibt es rund 300 an Familien, Häuser oder Höfe gebundene Namen. Der Historische Verein nahm sich der Idee an und stattete sämtliche Häuser der Festmeile mit Namensschildern aus.

Er wirkte aber beispielsweise auch beim Projekt Großplakate mit. Die Gemeinde stellte an acht Standorten im Umfeld von bestehenden oder ehemals bedeutsamen Objekten Großplakate auf. Der Historische Verein arbeitete die Geschichte hierzu auf. So leben Dinge und Gebäude wieder auf, die teilweise schon sehr lange von der Bildfläche verschwunden sind, so zum Beispiel die Ende der 1960er Jahre abgerissene „Alte Schule“ oder das „Bähnli“ bzw. der „Entenköpfer“ oder „Käsrutsch“, eine Kleinbahn, die früher die Riedgemeinden mit Offenburg verband.

Ich möchte mich an dieser Stelle ganz herzlich bei den Mitgliedern des Historischen Vereins Schutterwald und bei allen Mitgliedern des Historischen Vereins für Mittelbaden für Ihr Engagement bedanken. Sie beschäftigen sich mit unserer Heimatgeschichte, erinnern an unsere Vergangenheit und halten diese



lebendig. Damit sorgen Sie dafür, dass unsere Bürgerinnen und Bürger mit der Geschichte ihrer Heimat verbunden bleiben.

Ich wünsche der Mitgliederversammlung einen guten Verlauf und allen Teilnehmern einen schönen Aufenthalt. Vielleicht ergibt sich an anderer Stelle die Möglichkeit eines Wiedersehens. Ich würde mich freuen. Ich lade Sie zu diesem Festwochenende herzlich ein, Schutterwald zu besuchen.

Ihr

Martin Holschuh
Bürgermeister

Editorial**1918
Vom Kriegsende über Revolution
zur Weimarer Republik**

Die Novemberrevolution in Deutschland fegte in wenigen Tagen das Herrschaftssystem des Wilhelminischen Reiches hinweg. Die Matrosen der Hochseeflotte widersetzten sich mutig den Plänen der Seekriegsleitung, die eine Art „Nibelungenschlacht“ auf See plante, um quasi mit wehenden Fahnen unterzugehen. Mit einem letzten Gefecht wollte die reaktionäre Marineführung die Friedensbemühungen der neuen Regierung unter Prinz Max von Baden torpedieren. Die deutschen Truppen waren am Ende, Kaiser und Kriegsherren verloren in jenen Herbsttagen täglich an Autorität. „Es war zu spät, und diesen Herren blieb eigentlich nichts mehr, als den Giftbecher der Niederlage zu leeren. Nicht einmal das taten sie, die zuerst von Paul von Hindenburg geschaffene Dolchstoßlegende der Obersten Heeresleitung machte die demokratischen Parteien für alles Elend verantwortlich, das Männer wie er verursacht hatten“ (Joachim Käppner, SZ 13.3.2018). Jene Monate bedeuteten eine Weichenstellung in Richtung Republik und Demokratie. Überall entstanden Arbeiter- und Soldatenräte. Es wurden zur gleichen Zeit aber auch jene Kräfte gefördert, die Nationalismus und Revanchismus auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Eine Zeitenwende, deren Auswirkungen in Mittelbaden sich die Ortenau 2018 widmet.

Die Redaktion

Die 100-jährige „Friedensfichte“ von Nordrach

Im Ersten Weltkrieg pflanzte ein Zwangsarbeiter ein kleines Bäumchen

Ulrich Spitzmüller

Mitten im Ersten Weltkrieg, im Jahr 1916, pflanzte ein junger Zwangsarbeiter aus der Ukraine bei einem Bauernhof in Nordrach ein kleines Bäumchen. Daraus ist eine stattliche Fichte geworden, deren Entstehungsgeschichte zum 100-jährigen Ende des Ersten Weltkrieges im Jahr 2018 einer Erinnerung würdig ist.

Den im Laufe der Jahrzehnte etwas windschief gewordenen markanten Baum oberhalb des Ortszentrums der Schwarzwaldgemeinde Nordrach haben wohl die meisten Einwohner schon mal unbewusst gesehen, wenn sie etwa beim Gräberbesuch oder bei Beerdigungen auf dem Friedhof nach oben auf die Felder blicken. Auch Besuchern der traditionellen Kilwi immer am letzten Augustwochenende könnte der Baum beim Bummel zwischen den Marktständen rund um die neugotische Pfarrkirche St. Ulrich schon mal aufgefallen sein. Die große Fichte erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe neben dem Hermerhansenhof im Dorf. Wind und Wetter haben sie in den 100 Jahren, in denen sie dort steht, etwas zerzaust, die Spitze oben ist von Stürmen gekappt.

Im Kriegsjahr 1916 hat sie ein junger Mann genau an dieser Stelle gepflanzt. Das Schicksal hatte ihn als Zwangsarbeiter in den Schwarzwald und auf den Hof von Johann Anton Spitzmüller (1870–1946) verschlagen. Der junge Mann, ein Wirtsohn, stammte aus Odessa auf der Krim – jener Halbinsel in der Ukraine, die mit der Annexion durch Russland im Frühjahr 2014 wieder in die Schlagzeilen gekommen ist.

Er war als Zwangsarbeiter zum Einsatz in der Landwirtschaft abkommandiert. Im Ersten Weltkrieg wurden ab 1914 auch Bauernsöhne aus dem Nordrachtal zum Kriegsdienst an der Front eingezogen, weshalb Arbeitskräfte für die Arbeit auf den Feldern und im Wald fehlten. Diese „Lücken“ sollten eben die Zwangsarbeiter aus den östlichen Gebieten schließen, die mit den Bauersfamilien auf den Höfen unter einem Dach lebten. So hatte auch der Hermerhansenhof im Ersten Weltkrieg Zwangsarbeiter zugewiesen bekommen.

Seine Geschichte hat Alfred Spitzmüller senior, der für sein gutes Zahlen- und Namensgedächtnis bekannte frühere Hofbauer (1901–1976), immer wieder im Familien- und Freundes-

kreis erzählt und damit der Nachwelt überliefert: Im Sommer 1916 arbeitete er als 15-Jähriger gemeinsam mit dem jungen Zwangsarbeiter aus der Ukraine in einem Eichbosch. Sie sollten zusammen einen Hang für das Abflämmen beim „Rüttibrennen“ vorbereiten. Dabei entdeckte der Ukrainer ein junges Fichtenpflänzchen, das er vor den Flammen retten wollte. Vorsichtig grub er das Bäumchen mit beiden Händen aus und setzte es noch am gleichen Tag an jene Stelle unweit des Hofes, wo sie sich prächtig zu einem robusten Baum entwickelte.

Schon ein Jahr später war der Zwangsdienst für den jungen Mann beendet. Nach der erfolgreichen Revolution von Lenin im Herbst 1917 kehrten viele Kriegsgefangene nach Russland und auch in die Ukraine zurück. Beim Abschied aus Nordrach übergab er sein Passbild, verbunden mit einem Auftrag: Wenn die von ihm gepflanzte Fichte so groß sei, dass sein Foto auf dem Stamm Platz habe, sollte es zur Erinnerung an ihn darauf angebracht werden: Aus der Fichte, mitten im Krieg gepflanzt, sollte eine „Friedensfichte“ werden.

Sein Foto ist längst verschwunden. Auf dem wuchtigen Stamm wäre heute Platz für ein paar Dutzend Passbilder. Denn er hat einen Durchmesser von 101 Zentimetern und einen Umfang von 3,20 Metern. Nachlesen können Wanderer dies auf einer Informationstafel, die vor einigen Jahren am Stamm angebracht wurde, weil immer wieder Spaziergänger und vor allem Feriengäste bei ihrem „Urlaub auf dem Bauernhof“ wissen wollten, was es mit der einsam auf weiter Flur stehenden großen Fichte auf sich hatte. Seit 1964 ist das Wachstum des Baumes dokumentiert: Damals betrug der in Brusthöhe gemessene Durchmesser 63 Zentimeter bei einem Umfang von 1,97 Meter.

Wegen ihrer freien Lage und mangels Konkurrenz von anderen Bäumen wuchs die Fichte mit dem Alter nicht mehr nach oben, sondern ging in die Breite. Mit den Jahren entwickelte sie mit ihren ausladenden Ästen ein schützendes natürliches Dach, unter dem eine ganze Festgesellschaft Platz hätte. Statt dessen sind es jedoch Wanderer und Spaziergänger, die gerne auf der Sitzbank am Fuße des Stammes Platz im Schatten verweilen und den Blick auf die grüne Landschaft von Nordrach genießen. Sie blicken auf die 1904/1905 erbaute neugotische Pfarrkirche St. Ulrich mit ihrem 63 Meter hohen Turm oder auf der gegenüberliegenden Talseite auf das 1904 von der jüdischen Familie Rothschild erbaute schlossähnliche Gebäude, das einst für jüdische Tuberkulose-Patientinnen errichtet wurde und von 1942 bis Kriegsende 1945 von der SS und vom Verein „Lebensborn“ als Entbindungs- und Mütterheim genutzt wurde.

Liebe Wanderer,

diese große Fichte (auch Rottanne genannt) steht seit 100 Jahren an diesem Platz.

Sie wurde 1916 im Ersten Weltkrieg von einem russischen Zwangsarbeiter aus Odessa (Ukraine) gepflanzt, der auf dem nahe gelegenen Hof (Hermerhansehof) beschäftigt war.

Der Baum hat seither alle Stürme der Zeit und auch den Orkan „Lothar“ am 11. Weihnachtsfeiertag 1999 überstanden.

Der Durchmesser beträgt in Brusthöhe (B. H. D.) gemessen:

im Jahre 1964: 63 cm	Umfang: 197 cm
im Jahre 1984: 82 cm	Umfang: 257 cm
im Jahre 1994: 88 cm	Umfang: 276 cm
im Jahre 2000: 93 cm	Umfang: 292 cm
im Jahre 2006: 96 cm	Umfang: 302 cm
im Jahre 2016: 101 cm	Umfang: 320 cm

Gott bewahre diesen Baum vor jeder Naturkatastrophe.



Die Fichte mit dem Hermerhansehof (links) und dem 2016 erbauten Ferienhaus für „Ferien auf dem Bauernhof“

Die Höhe der Fichte wurde nie gemessen, Fichten wachsen jedoch bis zu 60 Meter in die Höhe. Was das Alter anbetrifft, ist für die 100-jährige Nordracher Fichte noch Luft nach oben: Fichten können mehrere hundert Jahre alt werden – wenn Wind und Wetter mitspielen. Da erwies sich die große Fichte bisher als zäher Baum. Sie trotzte dem Borkenkäfer ebenso wie dem verheerenden Orkan „Lothar“ am Zweiten Weihnachtstag des Jahres 1999. Selbst heftige Gewitter und Blitzeinschläge konnte der freistehende Baum bisher gut parieren. Auch der Jahrhundertssommer 2003 mit seiner wochenlangen Hitzeperiode machte ihm wenig zu schaffen – anders als der heiße Sommer 1964, an den sich Alfred Spitzmüller junior (1929–2014) noch gut erinnern konnte. Auf die wochenlange Trockenheit reagierte der Baum mit neuen Austrieben, sodass er seither gleich drei Wipfel hat und sich bis heute an seiner Spitze ziemlich zerzaust präsentiert.

Die größte Herausforderung steht der Jahrhundert-Fichte aber noch bevor: Ob sie den Klimawandel meistert, wird sich zeigen. Fichten mögen keine warmen Winter und keine trockenen Sommer. Aber wer in über 100 turbulenten Jahren das Ende des Kaiserreiches, die Nazi-Zeit, den Fall der Berliner Mauer, die Europäische Einigung und Donald Trump erlebt hat, wird hoffentlich auch den witterungsbedingten „Stürmen der Zeit“ trotzen.

Vorkriegszeit und Erster Weltkrieg im Spiegel der Briefe und Postkarten von Zivilisten und Soldaten

Karl Volk

Zur Art der Quellen und der Ergiebigkeit ihrer Aussagen

An diese Geschichtsquellen – aufbewahrte Feldpostkarten und mitunter kurze Briefe aus den Jahren 1900 bis 1918 – dürfen wir nicht zu hohe Erwartungen richten. Briefe und Karten sind kein Tagebuch und keine Autobiographie. Hinzu kommt: Die Schrift ist auf mancher Karte nicht leicht, auf einigen gar nicht mehr zu entziffern. Das Schreibmaterial war meist der Bleistift, gewöhnlich mit schwacher Färbung, die Schrift jeweils winzig, das Papier vergilbt. Erstaunlich ist dabei, dass drei Generationen auf dem „Schafberg“ in Gremmelsbach die Karten und Briefe als Dokumente der Familiengeschichte aufbewahrt haben, das sind annähernd 120 Jahre. Schreiber oder Empfänger ist in der Hauptsache mein Großvater Anton Läufer (1883–1960), Bauer und Holzhauer, nach der damaligen Einteilung Besitzer eines Gewerbebetriebes, zwar des an Fläche größten im Dorf, aber es bedeutete, dass der Eigentümer sich nach einem zusätzlichen Gewerbe umsehen musste, um seine Familie ernähren zu können. Dem heutigen Betrachter springt in die Augen, wie akkurat fast ohne Ausnahme das Schriftbild ist und wie fehlerfrei die Rechtschreibung, was belegt, welchen Wert die damalige „Volksschule“ auf eine exakte Schreiberziehung legte. Mit Bedauern muss der spätere Forscher allerdings auch



Abb. 1: Anton Läufer
hintere Reihe
3. von links, und
Wendelin Fehrenbach
aus Gremmelsbach,
vorderste Reihe links



Abb. 2: Anton Läufer
um 1930



Abb. 3: Unterer Schafberg „Läuferhof“ im Urzustand

feststellen, dass der Absender nicht immer mit seinem Namen, geschweige denn mit seinem Vornamen unterschrieb, der Empfänger freilich wusste ja, wer schrieb.

Erlebnisse wurden nur bruchstückhaft oder sehr allgemein wiedergegeben, Die Verfasser waren in der Regel keine Sprachmeister, im Falle der Soldaten war ihr Zustand der der Erschöpfung in Müdigkeit und Hunger, ihr „Schreibtisch“ im Schützengraben das Knie, die Gelegenheit ist die Zeit nach Märschen und zwischen Schlachten oder in tagelangem unbeweglichem Ausharren in Erdlöchern, in ständiger Ungewissheit, mit dem Leben davonzukommen, und nur mit dem einen Wunsche, gesund die Heimat wiederzusehen. Das bestimmt auch die Methode der Interpretation. Was bedeutet eine Mitteilung eines Frontsoldaten an die Angehörigen, er verbringe Tage in feuchtem Boden? Möglicherweise mit „Kameraden“, die keine waren, wenn wir auch von Kameradenschinderei hier nichts finden. Erst die Nachwelt weiß es: schwere Krankheiten und früher Tod waren oft die Folge. Kriegsoffer, Witwenschaft, Fabrikarbeit für die Ehefrau, Halbwaisen. Ein verkorkstes Leben.

Es fällt auf, dass keiner von einem Blutausch berichtet, keiner ist vom Hass gezeichnet, weder auf den Feind in Sichtweite noch auf die Reichsleitung in Berlin oder die Generalität, die man für den Schlammassel hätte verantwortlich machen können. Überhaupt kein Gedanke an Politik, kein Gedanke an die „Kriegsschuldfrage“, nach dem, was getan werden müsste, dass derartiges nie mehr geschieht, keine Überlegungen, keine Pläne, nicht einmal für die eigene Zu-

kunft. Auch dies: In einer Zeit, da die Religion im Leben und Denken vieler eine überragende Rolle spielte, die Kirche Volkskirche war, im Schützengraben angeblich keine Atheisten zu finden waren, wurde das eigene Gebet oder der Dank für das Gebet der Angehörigen zu Hause um Rettung aus allen Gefahren nicht erwähnt.

Eng war der Horizont der Schreiber, kein Wunder bei den damaligen Informationsmöglichkeiten und der drohenden Kontrolle der Korrespondenz durch die staatlichen Instanzen. So treten persönliche Schicksale, Nöte, Anliegen und Hoffnungen von (Front-)Soldaten und Familien zu Hause in den Blick, in wie vielen der Wunsch nach Frieden und glücklicher Heimkehr! Unerwähnt bleiben die deutschen politischen und militärischen Führer Wilhelm II., Bethmann Hollweg, Hindenburg oder Ludendorff, von den „feindlichen“ ganz zu schweigen. Unerwähnt bleibt die Parole „Mit Gott für Kaiser und Vaterland“. Keine Spur einer Diskussion von Ursachen oder Wendepunkten des Krieges. Nichts erfahren wir aus diesen Quellen vom Scheitern des Unternehmens nach dem Schlieffenplan oder dem Übergang zu den Materialschlachten. Zu fragen wäre: was wussten die nicht direkt an den großen Schlachten in der Normandie, um Verdun, an der Somme, am Hartmannsweilerkopf Beteiligten vom Verlauf des Krieges, vom Eintritt der USA 1915 in den Krieg, von der Oktoberrevolution in St. Petersburg und Moskau, von den 14 Punkten Präsident Wilsons zur Friedensordnung der Welt, vom Frieden von Brest-Litowsk? Die Diskussion über Kriegsziele oder Landgewinne ging an den Soldaten anscheinend vorbei. Über Kriegsaussichten, Siegchancen, diplomatische Bemühungen wurde die Bevölkerung nicht informiert, schon gar nicht die Frontsoldaten. Von einer drohenden Niederlage war die längste Zeit keine Rede. Im Gegenteil: Mir als Studenten sagte noch mein Lehrer Emil Oexle, Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkrieges, Hindenburg sei zu Pferd an die Front gekommen und habe den Soldaten zugerufen, der Sieg sei sicher. Ganz anders eine Erinnerung, die über meine Mutter an mich kam: Eine Nachbarin sei (wohl im dritten oder vierten Kriegsjahr) unter der Küchentüre gestanden und habe in weinerlichem Ton gesagt: „Es ist einem alles ganz verleidet!“

Um das Ergebnis des Ganzen vorwegzunehmen: Unternehmer und Unternommene gab es in der Geschichte der Völker und Staaten wohl immer, aber selten kommen Letztere so vernehmlich zu Wort wie in den Briefen und Postkarten der Zivilisten und Soldaten aus Mittelbaden, denn indem diese

Textsorte widerspiegelt, was die sog. Kleinen Leute gesehen haben, dokumentiert sie zugleich, was jene nicht gesehen haben.

Postkarten von 1900 bis 1914

geben die heitere Stimmung der Vorkriegszeit wieder. Sie spiegeln freilich nicht das ganze Leben. Zweifelsfrei bleibt, dass die Menschen einigen Humor hatten und die Gelegenheiten zu fröhlichem Austausch nutzten. Auf kleinen Höfen wurde durchaus Gastlichkeit gepflegt. Man freute sich ganz einfach des Lebens. Mit dieser Fröhlichkeit war es dann auf Jahre hinaus vorbei. Wie etwa die vielen politischen Krisen oder die kriegerischen Reden des Kaisers beispielsweise an Stammtischen aufgenommen wurden: wir wissen es nicht. Erzählt wurde noch meiner Generation, dass ein Kleinwüchsiger in Tränen ausgebrochen war, weil man ihm vor 1914 erklärt hatte, er könne nicht Soldat werden. Aufschlussreich ist dies schon. „Die schimmernde Wehr“ muss für junge Männer eine unwiderstehliche Attraktion gewesen sein.

Lassen wir einige schriftfeste Beispiele folgen.

Anton Läufers Mutter, Maria Anna, erhielt im Mai 1900 eine Karte von einem Gefreiten der Reserve aus Offenburg, namens Volk, der womöglich gar nicht verwandt war. Die drei Minibilder gaben mehr Informationen als der kurze Gruß. Es war Werbung für das schöne Soldatenleben. Das erste Bild ist überschrieben: „Auf dem Marsche“ – man sieht eine Abteilung Soldaten, voraus einer hoch zu Ross, ein Soldat führt das Ross,



Abb. 4: Die „schöne“ Seite des Krieges



Abb. 5: Zweifelhafte Scherze im Soldatenleben

ein Tambour schlägt den Takt. Legende unter dem zweiten Bild: „Von der Heimat“ – ein Paket ist angekommen. Ersichtlich freuen sich vier Soldaten darüber. Fröhliche Stimmung herrscht. Das dritte Bild: „Am Geburtstag Sr. Majestät“ – Soldaten bei einer Schüssel voll Knödel. Alle mit fröhlichem Gesicht. Unausgesprochener Bildsinn: Wie schön, Soldat zu sein!

Von einem „Musketier“ namens Kienzler erhielt Anton Läufer, datiert vom 18. Oktober 1904, eine Juxkarte aus „Konzanz“ (sic). Überschriften: „Das militärische Wecken“. Die erste der beiden zugehörigen Abbildungen zeigt einen jungen, schlafenden Soldaten, neben ihm steht ein anderer behelmter und sogar mit Orden geschmückter älterer Soldat. Beischrift: „Bitte wollen Sie nicht aufstehen, junger Herr?“ Die zweite Abbildung zeigt, wie der behelmte Soldat dem Schlafenden einen Eimer Wasser ins Gesicht schüttet. Beischrift, einigermaßen lapidar: „In Wirklichkeit“.

Um alles andere als Militärisches geht es bei den nächsten Karten.

- Am 16. August 1903 sandte A.(dolf) Kränzler (Drehschleimer) in Baisingen an Anton Läufer: einen Reim: „Wie disponiert so geschehen, lebe wohl auf Wiedersehn!“
- Ein lebensfroher Mensch (Mann oder Frau?) wollte von Samstag (12. Juli 1905) bis Mittwoch bei Anton Läufer bleiben. „Es wäre mir sehr angenehm, wenn wir zu irgendeiner Tanzbelustigung Gelegenheit hätten.“
- „Aus dem schönen Basel“ erhielt er am 1. Juli 1912 von einem „Kollegen“ einen Gruß – die letzte erhaltene Ansichtskarte vor dem Ersten Weltkrieg.



Abb. 6: Albert Läufer
(Bruder von Anton
Läufer)

Kriegsausbruch bis zum Einrücken von Anton Läufer (1.8.1914 – 1.1.1917)

Sehr viel zahlreicher sind die Mitteilungen an Anton Läufer vor allem von nahen Verwandten 1914 bis 1916, und schließlich, als auch der Empfänger zum Kriegsdienst eingezogen wurde, der intensive Schriftwechsel von 1917 und 1918 zwischen ihm und seiner Familie, Schwägern und Freunden.

Indessen fehlen Briefe aus den ersten Kriegstagen, sodass Fragen wie diese unbeantwortet bleiben müssen: War man auf den Krieg eingestellt? Lag für die Menschen Krieg in der Luft? Waren die politischen Spannungen das Thema? Politisierten die Leute? Wie aufgeschreckt die ländliche Bevölkerung durch die Kriegserklärung war, welche Veränderungen der Krieg sofort nach sich zog, wie zu Beginn des Krieges der Familie zu Hause die eingezogenen Männer fehlten – mitten in der Erntezeit! Davon erfahren wir nichts.

Ob am 1. August 1914 das Entsetzen oder der Jubel überwog oder sich beide die Waage hielten? Denkbar ist alles. Wir halten es kaum für möglich, was wir in ersten Stellungnahmen zum Kriegsausbruch auf den zwei Postkarten vom 23. August und 8. September 1914 von Albert Läufer, dem Professor und Mitglied des Marianistenordens in Freistadt (Oberösterreich), an seinen Bruder Anton lesen. (Weil der Orden durch die Kulturkampfgesetze im Deutschen Reich verboten war, konnte er bis zum Ende des Ersten Weltkrieges hier keine Niederlassung gründen.) Sie geben höchst anschaulich den Patriotismus jener Tage wieder, wie er ihn dort erlebte. Eine erste große Schlacht in Lothringen (er nannte die Stadt Metz) war geschlagen. „Das deutsche Volk war nie größer wie in diesen Tagen“ (23.8.). Allem Anschein nach gefiel ihm ein Anschlag an einer Wachtube in Passau: „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen.“ Bewunderung äußerte er für einen Jungen in seiner Schule aus dem Elztal, der drei Brüder im Feld hatte. Auf die Frage Albert Läubers, ob er sich nicht um sie ängstige, antwortete dieser: „Nein, fangen lassen sie sich nicht, und wenn sie sterben, sterben sie fürs Vaterland und für eine gerechte Sache. Werden sie aber verwundet, so sind die Wunden Ehrenzeichen fürs ganze zuk(ünftige) Leben. Ja mit einem solchen Volk, in dem die Jugend schon so empfindet, haben Franzosen, Engländer und Russen nicht gerechnet.“ Albert Läufer setzte auch auf das Urteil eines Professors aus Freistadt, der während der Mobilmachung in London war und gemeint hatte, die militärischen Kräfte vergleichen zu können: Er gewann die Überzeugung, „[...] es sei ganz sicher, dass Deutschland zu Land und zu

Wasser siege“. Aber auch sorgenvolle Worte um die Zukunft klingen durch: „Gott gebe, dass das Recht in diesem Riesenkampfe siege.“ Zwei Wochen später wusste er, „dass die deutschen Armeen vor Paris standen und dort bald ihren Einzug halten werden [...] Sollte das Vaterland auch Anton rufen, so möge er mit dem eisernen Kreuze zurückkommen.“ Zu großen Hoffnungen berechtigte, dass drei große englische Schiffe sang- und klanglos versenkt wurden [...] „Recht so“. „Das neidige England soll nur recht empfindlich die deutsche Faust fühlen.“ (Es handelte sich um die tollkühne Tat des U-Boot-Kommandanten Otto Weddigen – tollkühn, aber eben nicht kriegsentscheidend). In Freistadt war die Stimmung der Schüler eindeutig: „Am liebsten nähmen sie Säbel und Flinte.“ Den bedrängten Bauersfamilien in ihrer Umgebung halfen die Ordensmitglieder bei der Getreideernte. Albert selbst hatte davon an jeder Hand vier große Blasen. Im April 1915 wurde er für kriegstauglich befunden, im November zum Korporal befördert. Er hielt es zunächst für einen Witz, weil er so etwas sich selbst nie zugeτραut hätte.

Unbesorgt saß am 30. Dezember 1914 eine Runde „am vollbesetzten Biertisch“ in Wolfisheim (Stadtteil von Straßburg) und schrieb Anton Läufer einen Glückwunsch zum Neujahr, unterschrieben von I. (Joseph?) Schoch, einem in der Verwandtschaft nicht bekannten Mann.

Was Anton Läufer widerfahren konnte, würde er einmal einrücken müssen, erfuhr er von vier Schwägern und von weiteren nahen Verwandten. Uns bleibt überlassen nachzuempfinden, welche Gefühle jede diese Karten bei den Empfängern ausgelöst hat, einerseits ein Glücksgefühl, dass Anton Läufer bisher verschont geblieben war, andererseits werden sie mit



Abb. 7: Propaganda:
So kämpfen tapfere
Soldaten



Abb. 8: Amalia und Emil Dotter

denen „draußen“ darunter gelitten haben, ja dass das alles und vielleicht noch viel Schlimmeres auf ihn zukommen könnte.

Schwager Emil Dotter, Ehemann der Schwester seiner Frau Amalia in Vöhrenbach, schrieb ihm am 12. Februar 1915 aus Frankreich von tagelangem Aufenthalt im Schützengraben, nächtlichem Wachestehen, je drei Stunden im Wechsel.

Vor zwei Tagen machten die Franzosen einen Artillerieangriff: „[...] es war ein furchtbares Surren, Blitzen und Krachen, Eisenstücke und Erde flogen in die Luft, Feuer fuhr auf dem Boden herum“, aber es gab keine deutschen Verluste, obwohl die Franzosen einen Haufen Granaten verschossen. Schutz fanden sie in einer Grube, „wie Heringe in der Büchse in feuchter Erde“, ohne je warmes Essen zu erhalten. Dennoch verloren sie den Humor nicht oder, wie der Kartenschreiber selbst es ausdrückt, machten sie ihre Sprüche. Am 16. Juni schrieb Emil Dotter von Todesopfern. Im Augenblick (am 23. Juni 1915) war er in der „Armeereserve“, außer Gefahr. „Aber wir sind im Krieg und können jederzeit vor müssen.“

Der hier an zweiter Stelle anzuführende Schwager Oskar Hummel, Ehemann der Schwester Antons, Berta, in Schönwald, berichtete am 20. März 1915 „im Schützengraben“ aus Russland von Frost und Schneefall (den Ort nannte er wohl auf höheres Geheiß hin nicht, genaue Ortsangaben mussten in aller Regel unterbleiben, um den Feind nicht auf Fährten zu locken) und von Strapazen bei der Verfolgung von Russen am 20. Mai 1915. „Wenn es nur einmal Frieden würde.“ Er schrieb häufiger als alle anderen von seiner Sehnsucht nach Frieden. Bescheiden bat er seinen Schwager, seiner Frau in Schönwald beim Heuen etwas zu helfen. (Er wusste von dessen eigener schwerer Arbeit und dem weiten Weg zu Fuß von Gremmlsbach nach Schönwald). Bis zum 2. Juni 1915 hatte er auf ein baldiges Kriegsende gehofft, jetzt wandte sich „Italien gegen uns, das wird die Sache in die Länge ziehen“ (23. Mai 1915). Voll Sorge schrieb seine Tochter Anna an ihren Cousin Anton Läufer, ihr Vater sei verwundet, „aber wir wissen nicht, wo er ist“. Erst am 12. September 1915 schrieb er selbst wieder, jetzt an Maria Anna Läufer, seine Schwiegermutter, aus Bad Ems, die Besserung schreite langsam voran und er komme vom nächsten Dienstag für acht Tage in Urlaub. Welcher Art die Verwundung war, erfahren wir nicht. Am 2. Dezember 1915 schrieb er im Lazarett (im Vereinshaus) in Triberg dem Schwager Anton



Abb. 9:
Oskar Hummel



Abb. 10: Auch Flüsse sind für unsere Soldaten kein unüberwindbares Hindernis

in Gremmelsbach eine Karte. Auf der Rückseite als Erinnerung das Bild zweier erschöpfter deutscher Soldaten in Russland. Später war er wieder in Frankreich. Wann und in welchem Zustand er nach Hause kam, wissen wir nicht.

Auch der an dritter Stelle zu nennende Schwager, Musketier Eduard Schoch aus Nussbach, Bruder von Anton Läufers Frau Maria, kannte die Feindberührung. Ihn verschlug es in einem schwindelerregenden Hin und Her an verschiedene Orte innerhalb des Reichs. Von strenger Arbeit und Fliegern über der Landschaft schrieb er an Anton Läufer aus Heitersheim (2. Mai 1915), von strengem Exerzieren und Ablegung des Fahneneides. Bis zum 4. Oktober 1915 hatte er an der Westfront gesehen, dass hier viele Jahre nichts mehr wachsen konnte, von der Landwirtschaft ganz zu schweigen. Seine Ortsangabe: „Schützengraben“. Am 2. Oktober 1915 war sein Aufenthaltsort „Frankreich“. Am 16. August 1916 kam er, wie wir erst jetzt erfahren, wieder nach Kattowitz, wo er feststellen musste, dass vom Krankensaal viele Soldaten in die Garnison verlegt wurden. Am 2. September 1916 wurde er ebenfalls dorthin verlegt. In Schmalkalden scheint er mehrere Wochen in einer Genesungskompanie gewesen zu sein. Am 15. November 1916 kam wieder Post von ihm „aus dem Westen“. Am 11. Januar 1917 schrieb er aus Saargemünd, dass er neuerlich nach Schmalkalden in Thüringen in ein Ersatzbataillon abgestellt werde. Am 13. Januar war er dort, wurde am 15. dem Heeresarzt vorgestellt, am 16. Januar untersucht und bekam gleich einen Urlaub von zehn Tagen bewilligt. Am 5. April 1917 lag er wieder „im Felde“, durfte aber nicht schreiben wo. Am 14. Mai 1918 schrieb er aus Montenigen, einem Ortsteil von Straßburg, die Wunde (wo er sie erlitt, erfahren wir



Abb. 11: Eduard Schoch



Abb. 12: Georg Bertsch, mit Frau Josephine und Söhnen Albert (l.) und Eugen

nicht) sei seit 14 Tagen geheilt, er müsse noch ein wenig „markieren“, was wohl heißt, sich kränker stellen, als er in Wirklichkeit war. Wie sehr ihm der Krieg verleidet war, ersehen wir aus dem gleichen Brief: „Wenn nur der furchtbare Krieg mal ein Ende hätte, das ist doch ein Jammer und Elend.“ Seine Sorge galt den Angehörigen zu Hause. Keiner drängt seine Verwandten so oft und eindringlich wie er, sie mögen ihm doch schreiben, wie es ihnen gehe.

Von Georg Bertsch, seinem in Nußbach mit Josephine, Antons Schwester, verheirateten Schwager, hier an vierter Stelle genannt, sind kaum aufschlussreiche Nachrichten erhalten. Die wenigen aufbewahrten Karten enthalten Glückwünsche und die Bitte um mehr Post aus der Heimat. Aus Lahr schrieb er am 26. September 1915 von strengem Dienst, aber „zum Mitmachen“. Eine Nachtübung lag hinter ihm, „aber es war auch schön“. Ob er damit den Marsch von 20 km Länge mit gepacktem Tornister meinte, ist nicht zweifelsfrei zu erkennen. Kalt war es in Frankreich am 20. März 1916. Nur mündlich überliefert ist, dass er tagelang in kaltem Wasser stehen musste, davon mit schwerem Leiden nach Hause kam und den Krieg nicht lange überlebte.

Anton Läufers Nachbar, Alois Hettich, daheim auf dem Kreuzbauernhof, beschrieb am 8. Mai 1915 eine außergewöhnlich dramatische Situation in „Rußland im Schützengraben“. „Letzten Sonntag, 2. Mai, hatten wir Feuertag (eine Anspielung worauf?), aber nicht wie in unserer lieben Heimat, wir standen im Kampfe, stürmten einen Schützengraben und schlugen den Feind siegreich zurück. Unsere Komp(anie) litt darunter am meisten, da wir in erster Linie waren, ich hätte nicht geglaubt,

dass ich meinen Lieben noch einmal schreiben könnte. Denn es ist fast unglaublich, aus solchen Feuerregen gesund davonzukommen. Gott der Allmächtige hat mich beschützt und wird, wie ich hoffe, auch fernerhin helfen.“

Briefe von und an Anton Läufer nach dem 1. Januar 1917 in Köln und an der Westfront

Alle die folgenden Äußerungen, sämtlich Feldpostkarten, unterscheiden sich von den vorausgehenden dadurch, dass Anton Läufer um den 1. Januar 1917 einberufen wurde.

Der späte Termin hatte seinen Grund in einer Bindegewebsschwäche (Krampfadern), weswegen er einer „Festungsfernsprechabteilung“ – die Dienststelle, offensichtlich auch für die Telegraphisten zuständig, hieß wirklich so – in Köln zugewiesen wurde. Kanonendonner hat er dort nicht gehört. Geradezu eine Familienidylle gibt der erste Brief vom 6. Januar 1917 von Anastasia (genannt „Stasi“) Kammerer, seiner Verwandten, wieder, die auf dem Hof einen Besuch machte. Sie traf seine Ehefrau Maria an diesem Tag „heiter“ an, dagegen war die Großmutter, Maria Anna, „ganz betrübt gewesen und hat gleich geweint, als ich kam, das kann die Großmutter fast nicht fassen, als ihr lieber Sohn hat fort müssen, aber sie muss sich halt jetzt drein schicken“. Die Stimmung konnte nur der kleine vierjährige Albert, Antons Sohn, auf seine Weise aufhellen. Als er loslegte, musste die Besucherin hell auflachen, er habe ihr das Messer schleifen wollen, es habe aber ausgesehen wie eine Säge. Mit Scherzen aus Kindermund unterhielt er sie den ganzen Nachmittag, indessen Maria und Stasi für Anton ein Paket schnürten (von dessen Inhalt wurden Tabak und Zigarren erwähnt). Als Stasi ging, bat sie der Kleine, sie solle dem Vater schreiben, er schleife jetzt die Messer. Im Brief vom 30. Januar von German Kammerer (jüngerer Bruder von Maria) erfuhr Anton, dass drei Pakete von 13 und je 10 Pfund Gewicht unterwegs seien. Er ging auf Einzelheiten in der Heimat ein, für uns ein Beispiel, wie abhängig die Menschen von der Natur waren. Sie, wahrscheinlich Maria und German, zogen einen Karren mit Korn in die Mühle (gemahlen wurde noch lange – viele Jahrzehnte – in der „Kuchenmühle“ in Langenschiltach), doch Müller „Xander“, so sein Rufname, konnte nicht mahlen, weil das Wasser gefroren war. Im Keller, vermutlich auf dem Schafberg, war das Sauerkraut gefroren, „die Frau“ taute es mit dem Bügeleisen auf, weshalb Äpfel nach Köln zu schicken keinen Sinn habe, sie würden unterwegs durch den Frost verdorben. Auch von sonstigem Dorf- und Hofgeschehen berichtete German Kammerer. Im

Gasthaus „Rössle“ wurde Kaisers Geburtstag gefeiert (27. Januar), aber ohne Maria und German; einen Zeitungsbericht darüber würden sie ihm schicken. Von Anton wollte German wissen, wie viele Tote es bei einer Explosion in einer Geschossfabrik (in Köln?) gegeben habe. „Wenn Maria vom Hunger bei Anton erfährt, weint sie wieder“. Sie war krank („Halsweh“), jetzt sei sie „soweit gesund.“ Überhaupt war dieser German ein wichtiger Informant für den Hausherrn in der Ferne. Ausführlicher noch als die seiner Frau waren seine Angaben. Auf dem eigenen Anwesen musste das Leben weitergehen, und nichts wurde sehnlicher erwartet als gute Nachrichten von zu Hause. Da war alles von Bedeutung, auch Vorgänge im Stall. Am 13. Februar 1917 brachte die Kuh Lena ein schönes Kuhkalb auf die Welt. Fremde Geburtshelfer brauchten sie dazu nicht. Im Februar war auf dem Hof ein Farren so weit gediehen, dass er an seinen endgültigen Standort verkauft werden konnte. Nach der tierärztlichen Untersuchung sollte er auf dem Wolfsbauernhof in Schonach stationiert werden. – Selbst das Wetter musste erwähnt werden. Schön war es gerade in diesen Tagen, der Schnee war freilich noch nicht überall abgetaut, die Arbeit draußen nicht möglich, deshalb war für German Holzspalten angesagt. Für Anton klang das alles gewiss beruhigend. Auch der Ortspfarrer, Franz Joseph Vögtle, schickte ihm ein Päckchen mit einer „Kleinigkeit“ und empfahl ihm, so das Begleitschreiben weiter, wenn er Zeit habe, in Köln die Kirchen zu besichtigen und den Zoologischen Garten. Ebenso sandte ihm aus Gremmelsbach Hauptlehrer Ferdinand Hammer einen Kartengruß.

Weitere Karten bekam Anton von mehreren Verwandten und Bekannten, von Christain Fleig in Langenschiltach, dem er mehrfach im Heuet beim Mähen ausgeholfen hatte. Eine Karte schickte ihm auch Nachbar Johann Haas (Oberschafberg). Auf einer seiner Karten berichtete Anton, dass in der gleichen Kompanie ein zweiter Gremmelsbacher, Wendelin Fehrenbach/Althornberg, Dienst tat, der damals schwer erkrankt war (13. Februar 1917). Anton hatte, wie er schrieb, mit dem Kranken viel Arbeit. Auf einer Postkarte mit einem Gruppenfoto mehrerer Soldaten vom 8. März 1917, unter ihnen die beiden Gremmelsbacher, machte Wendelin Fehrenbach einen angegriffenen Eindruck.

Die erhaltene rege Korrespondenz Antons, auch mit uns völlig unbekanntem Personen, illustriert die vielfältigen engen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bindungen, manchmal war's nur ein Glückwunsch zum Namenstag oder zum Neujahr. Fast alle Karten an seine Frau, gelegentlich adressierte er sie an die „Unterschafbergbäuerin“, danken für Pakete

mit Brot, Speck und Butter oder bitten um weitere derartige Sendungen. Der Hunger war ersichtlich sein allgegenwärtiger Begleiter. Jede Woche ein Laib Brot, sogar das hätte kaum ausgereicht.

Dank und Bitte um Brot sind neben den Wünschen nach Urlaub, baldigem Frieden und gesunder Heimkehr auffällige Konstanten im gesamten Schriftwechsel. Man sieht: Leben wurde je länger je mehr zum schieren Überleben. Umso weniger verwundert, dass der Horizont dieser Menschen, was Krieg und Weltpolitik betraf, war, wie er war.

Front und Heimat

Soweit Kartengrüße dies ausdrücken können: dreimal wird der Familiensinn in den Worten Anton Läufers besonders deutlich. Am 26. Dezember 1917 sandte er seiner Mutter Maria Anna eine Neujahrskarte mit Glückwünschen für Gesundheit und Wohlergehen. Wörtlich: „[...] dass Ihr Euch noch viele Jahre des Friedens erfreuen könnt im Kreise Eurer Kinder und Enkel. Dies wünscht Euch Euer dankbarer Sohn Anton“.

Auch an seine Kinder, die „Geschwister Berta und Albert“ (7. April 1917) adressierte er eigens Briefe. Sie sollen Mutter, Großmutter und German „folgen“ (gehorschen). An Berta: „Sende dir ein Kärtchen aus Frankreich. Sei brav und fleißig, dass die Mutter viel Freude mit dir erlebt“ (5. Februar 1918). Ein nur an Albert adressierter Brief (datiert vom 6. September 1918): „Mein lieber Sohn Albert, sende Dir ein Kärtchen aus Frankreich. Bleibe recht brav. Es geht nicht mehr so lange, dann komme ich.“

Nichten und Neffen

Bewegend sind auch die Grüße und Wünsche von Nichten und Neffen an den Soldaten. Die Kinder von Antons Schwester Theresia (verheiratet mit Johann Volk, sog. „Hinterofenmaurer“ nach dem Gewann) Oskar, Alfred und Hilda schickten ihm Karten. Von Alfred erfuhr Anton Läufer am 15. Januar 1917, dass es bei ihnen zu Hause viel Schnee habe, Oskar fügte auf gesonderter Karte zu den Glückwünschen zum Namenstag den Wunsch nach baldiger Heimkehr hinzu. Nichte Anna Volk, Tochter von Antons Halbschwester Maria, Ehefrau von „Bahnwart“ Salomon Volk an der Blockstelle Gremmelsbach, schrieb ausführlicher, dass es Ende Januar 1917 schrecklich kalt sei: „[...] man muss nur immer an die armen Soldaten denken, wie es diesen immer gehen wird bei dieser Kälte“. Von ihr erfahren

wir auch, dass Anton Läufer, wie er sich ausdrückte, „fleißig lernen“ müsse – der einzige Hinweis darauf, dass der Soldat in der Telegraphistenabteilung auch selbst zu telegraphieren hatte. „Gut, dass Du ein gutes Gedächtnis hast.“ Erzählt hat er später nie davon. Sein Aufenthalt im sicheren Köln dauerte nicht bis zum Ende des Krieges. Am 5. Februar 1918 schrieb Anton Läufer seiner Frau ein Kärtchen aus Brüssel, wo er jetzt schon zum dritten Mal sei. Am 27. Februar schrieb er an German, ebenfalls „aus Belgiens Hauptstadt“. Tochter Berta und Sohn Albert schrieb er am 6. September je ein Kärtchen „aus Frankreich“, allerdings ohne jeden Hinweis, dass er jetzt auch den Gefahren des Krieges ausgesetzt war. In den letzten Kriegsmontaten muss er an die Front gekommen sein. Denn aus Erzählungen meiner Mutter, dem ältesten seiner Kinder, weiß ich, dass er mit einer (geheilten?) Verwundung an einer Hand nach Hause kam, für die er auch zunächst eine freilich geringe Rente bezog. Bald aber musste er zur Kenntnis nehmen, er werde sich in der Zwischenzeit an die Behinderung gewöhnt haben, sodass die weitere Rentenzahlung eingestellt werde. Von ihm selbst habe ich nie davon gehört, auch beim Arbeiten zeigte er sich keineswegs behindert. Er konnte die Axt führen, Bäume fällen, den Heuwagen laden, schwere Arbeiten waren für ihn, der mit Riesenkräften ausgestattet war, etwas völlig Normales. Auch über Schmerzen klagte er nie.

Die illustrierten Feldpostkarten

Es erstaunt nicht, dass auch Feldpostkarten, soweit sie illustriert waren, martialische Motive aufweisen. Erstaunlich wäre das Gegenteil. Eine Karte aus dem zweiten Kriegsjahr, abge-



Abb. 13: Suggestion:
Deutsche Truppen
sind unüberwindbar



Abb. 14: Solche Bilder sah man gern: Diese Waffen fehlen jetzt dem Feind



Abb. 15: Ein „schönes“ Bild: die „schimmernde Wehr“



Abb. 16: „Gloria, Victoria ...“: Wer wollte mit solchen Bildern am Sieg zweifeln?

stempelt in Konstanz, zeigt eine Gruppe Soldaten, dazu folgende Frage (28. März 1915): „Triffst Dich diese Karte wohl noch im Zivilleide oder hast auch Du die Ehre, jetzt des Kaisers Rock tragen zu dürfen?“ So die erheiternde Frage eines Musketiers namens Läufer an den gleichnamigen Empfänger. Weitere illustrierte Postkarten des fraglichen Bestandes präsentieren Truppen im Angriff, Fußtruppen und Berittene im Angriff, Soldaten im Nahkampf, „Vernichtung der russ. Armee unter Hindenburg“, eine zerschossene Kirche, eine gesprengte Windmühle, ein ruiniertes Dorf, eine Schiffbrücke, „Des Königs Grenadiere“, „Dragoner in der Schlacht an der Marne“, Flugzeuge über dem Argonner Wald, erbeutete französische Kanonen akkurat in drei Reihen aufgestellt – natürlich alles im Dienst der Kriegspropaganda, die so zu tapferen Taten anspornen wollte. Jedenfalls sandten die Frontsoldaten nur Postkarten mit Bildern von Kämpfen und Zerstörungen in die Heimat. Auffallend ist, dass Bilder von Kämpfen und Zerstörungen nur von Soldaten an der Front in die Heimat geschickt wurden, wahrscheinlich, weil sie keine anderen zur Verfügung hatten. Die Sammlung enthält auch viele Ansichten von Städten in tiefem Frieden (Köln, Metz, Brüssel, Reims, Kattowitz). Eine „schöne“ Karte (nach damaligem Geschmack) kam aus Karlsruhe, die Schlosswache in Gala-Uniform mit Gewehr und Pickelhelm, das Schloss im Hintergrund. Unmissverständlich sind die Parolen: „Gloria, Victoria, mit Herz und Hand für's Vaterland“ oder „Helft uns siegen! zeichnet Kriegsanleihe“, mit dem Bild eines Soldaten, dessen Gesicht von Strapazen gezeichnet ist. Auch an die Werke von Ernst Moritz Arndt, dem Dichter aus der Zeit der Freiheitskriege gegen Napoleon, erinnerte man sich. Wörtlich zitiert werden Phrasen wie, was „des Deutschen Vaterland“ sei. Hier sind es die vier „Helden“ wie „deutsche Freiheit, deutscher (!) Gott, deutsches Herz und deutscher Stahl“. Eine Karte aus Österreich mit dem Bild der beiden Kaiser Franz Joseph und Wilhelm II. schickte der Marianist Albert Läufer seiner Mutter. Die Karte sollte wohl die sog. „Nibelungentreue“ symbolisieren.

Unverhofftes Wiedersehen

Zum Schluss ein Bericht über ein Vorkommnis, das – geradezu anekdotenhaft verdichtet – die „Lebenswelt“ der Schreiber und Empfänger jener Briefschaften und Postkarten illustriert, von denen immer wieder die Rede gewesen war. Als der Waffenstillstand 1918 ausgerufen wurde, so erzählte mir der Kriegsteilnehmer Bernhard Kienzler, langjähriger Briefträger in

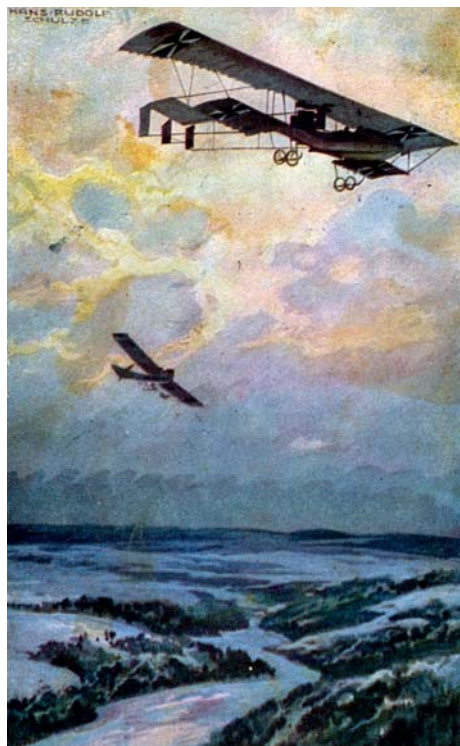


Abb. 17: Kriegsentscheidende Wirkung konnten solche Flugzeuge nicht haben



Abb. 18: Ob dieses Bild in der Heimat nicht eher Grauen als Begeisterung auslöste?

Abb. 19: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland“. Die beiden Repräsentanten der Monarchien: Wilhelm II. dankte am 8. November 1918 ab. Franz Joseph starb am 21. November 1916.





Abb. 20: Anton und Maria Läufer im Alter

Gremmelsbach, „da haben wir gejohlt“. Anton Läufer war im November 1918 unmittelbar davor im Urlaub. Der Termin seiner Abreise ist nicht mehr in Erinnerung. Meine Mutter, damals sechs Jahre alt, erzählte noch, wie sie dem Vater immer ein letztes Mal winkten, wenn er an „Hilsers Berg“ hinaufstieg, auf dem Weg über den Hohnen zum Bahnhof in Triberg. Als er dieses Mal dort ankam, erfuhr er: „Der Krieg ist aus“, er könne wieder nach Hause gehen. German, der „Knecht“, begegnete ihm irgendwo in der Nähe des Hofes, und sie machten aus dem unverhofften Wiedersehen einen besonderen Spaß. German erklärte der Maria, da draußen stehe einer, der unbedingt ins Haus hereinwolle, es sei ihm nicht möglich, ihn abzuwimmeln. Das werde sie schon besorgen. Doch die Freude war groß, als sie in diesem hartnäckigen Eindringling ihren Mann erkannte. Das Leben konnte weitergehen, die drückende Sorge um Leib und Leben war vorbei, der Himmel wurde wieder hell. Anton war von Neuem Bauer und Holzhauer. Der Familie wurden noch zwei Söhne geschenkt. Trotz höchst beschränkter Eigenmittel besaß Anton Läufer die Kühnheit, im Untertal ein Haus zu kaufen, das des Verfassers „Heimat“ wurde.

Kriegsende und Neubeginn in der „Provinz“ 1917–1919: Das Beispiel Schiltach

Andreas Morgenstern

Einführung

Gerade das 100. Jubiläumsjahr des Kriegsbeginns 2014 und das Gedenken an 100 Jahre deutsche Revolution von 1918 führten zu einem Schub frischer sozialgeschichtlicher Untersuchungen zu den damaligen Ereignissen, auch jenseits der Fronten. Rege wird geforscht und publiziert.¹ Doch während die Ereignisse in den größeren Städten im Mittelpunkt stehen, bleiben ländliche Regionen weitgehend außen vor.² Selbst die grundlegende Darstellung des revolutionären Geschehens im Land Baden 1918/19 von Markus Schmidgall³ blickt vor allem auf die städtischen Zentren, voran Mannheim und Karlsruhe, während der ländliche Raum lediglich am Rande Erwähnung findet. Es scheint so, als wäre in den kleineren Orten nichts Erzählenswertes passiert. Dabei lebten 1918 in Baden über 62 Prozent aller Menschen in Gemeinden unter 5000 Einwohner, in der „Provinz“.⁴ Der Blick soll daher auf eine dieser kleinen Gemeinden, das Industriestädtchen Schiltach, gelenkt werden – ein beispielhafter Blick auf die Ereignisse jenseits der politischen und ökonomischen Zentren.

Knapp 2000 Menschen lebten 1914 in Schiltach. Gelegen eingezwängt im engen Kinzigtal im mittleren Schwarzwald, hatte sich der traditionelle Flößer- und Gerberort in den zwanzig Jahren vor Kriegsausbruch weiterentwickelt. Viele Schiltacher verdienten inzwischen ihren Lebensunterhalt in den aufkeimenden Industrien. Besondere Bedeutung kam dabei den Textilunternehmen Korndörfer und Karlin sowie dem ebenfalls wachsenden Klempnerbetrieb von Hans Grohe zu. Begünstigt durch die protestantische Prägung Schiltachs fasste die Arbeiterbewegung in der Gemeinde bereits frühzeitig Fuß. Auch wenn das Gründungsdatum der örtlichen SPD nicht mehr eindeutig nachweisbar ist, agitierte die Partei bereits seit den 1890er Jahren. Vorfeldorganisationen wie ein Arbeiterradfahrverein traten über die Jahre hinzu. Bei der Reichstagswahl 1912 erhielt der sozialdemokratische Kandidat Sauer von 435 Wahlberechtigten bereits mit 210 die meisten abgegebenen Stimmen. Andererseits fällt auf, dass harte Konflikte zwischen den Gesellschaftsschichten abgemildert waren. Die Unterneh-

men mochten paternalistisch geführt werden, doch Vorsorgeleistungen und auch relativ gute Löhne schwächten die soziale Frage ein wenig ab. Viele Schiltacher waren in der Lebensmittelversorgung nicht allein auf den Handel angewiesen, sondern versorgten sich als Ackerbürger auch teilweise selbst. So wurden 1908 noch u. a. 110 Rinder, 140 Schweine, 113 Ziegen und 1148 Hühner gezählt.⁵

An der Spitze der Gemeinde stand Bürgermeister Ludwig Wolpert, ein bereits seit Jahrzehnten hier lebender Betreiber einer kleinen Druckerei, dem allgemein breite Zustimmung zukam. Im Gemeinderat war die SPD aufgrund des Ärmere benachteiligenden badischen Kommunalwahlrechts nicht vertreten. Bestimmende Honoratioren waren noch ganz klassisch der evangelische Pfarrer, die Fabrikanten, die Ärzte und Apotheker und die Lehrer [Abb. 1]. Das Bild einer scheinbaren Idylle hatte aber auch in Schiltach bereits 1917 nach drei Kriegsjahren starke Risse bekommen.

Lebensmittelversorgung

Die Auswirkung des Kriegs war in der Versorgung täglich spürbar. Auf den Lebensmittelkarten versprochene Nahrung war rar [Abb. 2]. Inzwischen gab es aus Mangel fast nur noch Ersatzmittel, die aber ebenfalls selten wurden. 1915 verbot Bürgermeister Wolpert vorausschauend die Schlachtung von Kälbern, ab November 1915 gab es in den Gastwirtschaften dienstags und freitags kein Fleisch mehr. Die Gegenwart war so trist, dass



Abb. 1: Schiltacher Honoratioren, 1917

ein badisches Kriegsbüchlein von 1916 die Vorkriegsversorgung als ungesunde Völlerei verurteilte. Die Verschleierung der Wirklichkeit ging noch weiter: 1917 war auch in Schiltach das öffentliche Ausstellen von Milchzentrifugen in Schaufenstern verboten. Die bessere Vergangenheit sollte mit solch einer ungelungenen Maßnahme offenbar vergessen gemacht werden.



Abb. 2: Lebensmittelkarte aus dem Ersten Weltkrieg

Die konkrete Ernährungssituation soll folgend ein Beispiel verdeutlichen, wobei schon der bis heute im Stadtarchiv erhalten gebliebene Umfang an Unterlagen die Schwierigkeiten der Versorgung, vor allem mit tierischen Lebensmitteln, offenbart.

Detailliert war festgelegt, was aus den hier zur Schlachtung freigegebenen Rindern wurde: Der Amtsbezirk Wolfach hatte im Zeitraum zwischen dem 16. Juli 1917 und dem 31. August 1917 insgesamt 243 Rinder für die Versorgung zu liefern. Davon waren 52 für die Versorgung der Zivilbevölkerung und 191 für die Armee vorgesehen [Abb. 3].⁶ Die Kleinstadt Schiltach war bei dieser Lieferpflicht außen vor, der Großteil der Lieferung entfiel auf die benachbarten Landgemeinden. Da ständige Ablieferungen Schwierigkeiten erzeugten, bildeten sich „Umtauschkurse“ heraus. Anstelle eines ausgewachsenen Rinds konnten 1917 daher ersatzweise auch drei Schweine oder zwölf Schafe oder sechs Kälber abgeliefert werden.

Viehlieferungen

für die Zeit von 1. Mai bis 31. Juli 1917.

Gemeinde	I. Woche		II. Woche		I. Woche		II. Woche		I. Woche		II. Woche	
	H	K	H	K	H	K	H	K	H	K	H	K
Bergzell	2	-	2	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Bellensach	-	-	1	2	-	1	-	2	-	1	-	-
Einach	-	2	2	2	2	2	1	-	-	1	-	1
Fischersach	-	3	2	2	2	2	1	2	-	1	-	-
Gutsach	2	2	4	3	2	2	1	-	-	3	-	-
Haslach	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
Hausach	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-
Hefersentzen	2	-	4	2	3	1	2	-	-	1	-	-
Kaltramb	-	-	1	-	1	2	-	-	-	-	-	-
Kinzistal	2	1	3	2	1	3	2	-	1	2	-	-
Kirnsach	-	3	2	-	3	4	2	-	1	-	-	-
Kniebis	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-
Lebensricht	-	2	3	-	1	3	-	2	-	2	-	1
Mühlensach	2	-	4	2	1	3	-	-	-	-	1	-
Oberwolfach	2	2	3	2	2	3	-	-	1	3	-	1
Rippeldau	-	-	2	-	-	3	-	-	-	-	1	-
Scharlach	2	2	4	1	2	4	-	-	1	2	-	-
Schenkenszell	-	2	-	-	1	-	-	-	1	-	-	-
Schiltach	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1
Schnellinszen	2	-	2	1	-	2	-	2	-	-	-	1
Steinsach	2	-	4	-	3	-	3	1	-	-	1	-
Sulzsach	-	1	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-
Walschenstein	2	-	3	1	-	4	-	3	-	-	1	-
Wolfach	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-
	20		20		46		919		919		4 3 6 4 3 6	

H bedeutet Heereslieferungen, K Lieferungen für den eigenen Kommunalverband, P Lieferungen für den Kommunalverband Pforzheim-Stadt
Für die Lieferungen an die Schlachtere sind die seitherigen Bestimmungen maßgebend.
Die I. und II. Woche sind jeweils abwechselnd 13 Wochen lang zu liefern.

Abb. 3: Verteilungsplan erzeugter Lebensmittel im Amtsbezirk Wolfach, 1917

Verteilt wurden die abgelieferten Tiere auf drei Abnehmer. Den größten Teil nahm die kriegführende Armee ein. Der zweite Teil ging an ein jeweils mit zu versorgendes Stadtgebiet. Für den Amtsbezirk Wolfach war das die Industriestadt Pforzheim. Der dritte Teil blieb hier. Dieser Teil wurde aber immer kleiner. Weihnachten 1916 standen für die Woche vom 25. Dezember bis 1. Januar 1917 jedem erwachsenen Schiltacher 300 Gramm tierische Fette, Wurst und Fleisch zur Verfügung, für Kinder war die Hälfte vorgesehen. Im April 1917 verringerte sich der Wert auf 250 Gramm für Erwachsene pro Woche, im September 1917 war der Tiefpunkt mit 110 Gramm pro Erwachsener erreicht. Beruhigend versprach die Gemeindeverwaltung: „Es ist dafür Sorge getragen, dass jede Familie ihre zugeteilte Fleischmenge erhält, der Andrang vor den Metzgereien kann daher unterbleiben.“⁷ Der einschränkende Lieferhinweis: Lieferung „wenn möglich“, war mehrfach zu lesen. Oftmals war wohl der angedeutete Andrang vor den Metzgereien doch zwingend, weil die Letzten in der Schlange nichts mehr erhielten. Manche Woche wurde in Verschärfung der Regelung von 1915 direkt zur „fleischlosen“ erklärt.

Das Versorgungssystem geriet nicht allein materiell, sondern jenseits des Versprechens „deutscher Gründlichkeit“ auch organisatorisch an seine Grenzen. So gaben nicht nur der Einzelhandel, sondern auch Betriebe Nahrung aus. 1917 verteilten Karlin oder auch die Sägerei Heinzelmann an die Schiltacher, nicht allein an die eigenen Mitarbeiter, in einem Fall 100 Gramm Fett. Das System funktionierte dabei nicht reibungslos. In diesem Fall wurde nicht allein mit Fettkarten, sondern auch mit Eierkarten abgerechnet.⁸ Leider lässt sich nicht mehr klären, ob hier ein Ausgleich für zustehende, aber nicht erhältliche Eier erfolgte.

Auch nach Kriegsende setzte sich der Mangel fort. Die illegale Schwarzschlachtung nahm spürbar zu – ein Zeichen für die geschwächte staatliche Durchsetzungskraft. So stand Schiltach 1919 vor dem völligen Zusammenbruch der Fleischversorgung. Die Verwaltung beklagte, dass die Gastwirtschaften besser versorgt würden als die Ortsbevölkerung. Von ersteren war legal und illegal ein höherer Preis zu erzielen. Nun kann natürlich eingewendet werden, dass Fleisch erst um die Jahrhundertwende als eine Art „Luxusgut“ oder „Statussymbol“ Einzug in auch zahlreiche ländliche Küchen fand,⁹ doch spiegelt die Fleischsituation nur in besonders drastischer Weise die Ernährungskrise insgesamt wider.

Erklären lässt sich die schlimme Situation durch die Schwäche der Landwirtschaft. Als die Jugend an die Kriegsfront geschickt wurde, herrschten Dünger- und Arbeitskräftemangel.



Abb. 4: Blick in die Ausstellung „1917...18...19! Revolutionäre Jahre im Schwarzwald“, 2017/18 im Museum am Markt, Schiltach

Als Reaktion waren Weihnachten 1914 russische Kriegsgefangene vom Lager Heuberg als Arbeitskräfte im Gespräch. Beworben wurde deren Einsatz massiv. So erhielt der Bürgermeister im Mai 1915 einen Aufruf vom Großherzoglichen Ökonomierat Huber: „Die Zahl der verfügbaren Kriegsgefangenen ist eine unbeschränkte, und weil durch die andauernden Einberufungen die männlichen Arbeitskräfte auf dem Lande allmählich erschreckend rar sind, bleibt uns keine andere Wahl, als von der angebotenen und – wie ich festgestellt habe – günstigen Gelegenheit Ersatz zu schaffen, in weitestem Umfang Gebrauch zu machen.“¹⁰ [Abb. 4] Doch während anderswo deren Zahl dann auch rasch wuchs – im Dezember 1916 beherbergte der Amtsbezirk Wolfach 336 Kriegsgefangene –, lehnte Schiltach solche Arbeiter ab.¹¹ Sorgen über die beklagten „zu vertrauten Verhältnisse“ mit den Kriegsgefangenen im Amtsbezirk oder über

deren zunehmende Fluchtversuche musste sich Schiltach nicht machen. Erst am 30. April 1917 kamen zwei Gefangene nach Schiltach, die aber die Gemeinde rasch wieder verließen.

Schiltach war und blieb eine auf Handwerk und Industrie spezialisierte Gemeinde. Damit blieb die große Mehrheit der Schiltacher jenseits ihrer kleinen Gärtchen auf die amtliche Versorgung angewiesen. Milch hatten Bergzell, Kaltbrunn, Lehengericht, Halbmeil und St. Roman zu liefern.¹² Allerdings sammelten sich Beschwerden über ein zu geringes Angebot bzw. mangelhafte Qualität.

Eine damals verbreitete Lösung, auch hier und von hier aus ausstrahlend ins Kinzigtal, war die „Volksküche“, geleitet von Maria Beeh. Durch eine große Mengen umfassende Einkaufspolitik sorgte sie für „ausreichende Kost“ bei gleichzeitigen „geldlichen Erleichterungen“, wie eine Belobigung versprach. Besonders hervorgehoben wurde der technische Fortschritt. Das vor Verderben schützende Dörren von Lebensmitteln sei in Schiltach möglich.¹³ Nachweisbar ist die „Volksküche“ ab November 1916, also mit dem Beginn des für die Ernährung extrem schwierigen Winters 1916/17. In Sommer und Herbst, der Erntezeit, war die Lage für die Bevölkerung offenbar besser.

Darauf deutet zumindest hin, dass die „Volksküche“ vom 1. August 1917 bis 1. Dezember 1917 pausierte. Mit Obst war die Region dagegen vergleichsweise gut versorgt. Dafür sorgte im August 1918 auch ein weitgehendes Verbot des Verkaufs an Auswärtige.¹⁴ Gemeinsam mit den „Volksküchen“ hat das 1918/19 sicher zu den vergleichsweise glimpflichen Auswirkungen des massenhaften Ausbruchs der „Spanischen Grippe“ in Schiltach beigetragen.

Kriegserlebnis und Kriegsfinanzierung

Vom eigentlichen Krieg mit all seinen Opfern, den Schützengräben, dem ohrenbetäubenden Lärm der Waffen, den Lazaretten, Tod und Verletzungen sah man hierzulande wenig. Neben den regelmäßigen Meldungen vom „Heldentod“ in den Zeitungen blieb das Leiden und Sterben merkwürdig fern. Selbst wenn man die Zeitungen aufschlug, schien eine ausgesprochene Distanz zwischen Kriegsgeschehen und Heimatgeschehen vermittelt zu werden.¹⁵

Das lange Funktionieren der Durchhaltepropaganda ist erstaunlich. Eine Vergleichsstudie aus Aachen und Osnabrück¹⁶ zum Umfeld der Kriegstoten verdeutlicht, dass über die ganze Zeit des Ersten Weltkriegs die Zahl der von Todesfällen betroffenen Familien stets nur eine Minderheit ausmachte. Erweitert man aber die Zahl der betroffenen Familienangehörigen vom engeren Kreis der Familie (Eltern, Partner, Kinder) auf einen „erweiterten Trauerkreis“ von je etwa 30 Personen, dann herrschte jedoch durchgehend ein Verlusterleben. Überträgt man diesen Befund nun auf das Land mit seinen noch engeren Verwandtschaftsverhältnissen, dann ist davon auszugehen, dass hier die Betroffenheit über Kriegsverluste spürbarer war als in den Städten – und das dauerhaft über die Zeit des Kriegs.

Die allgegenwärtige Durchhaltebotschaft wurde nicht zuletzt spielerisch vermittelt. Am 7. Oktober 1914 entstand in Schiltach eine „Jugendwehr“.¹⁷ Durch Förderung der „sittlichen, geistigen und körperlichen Kräfte“ sollte sie auf die „Anforderungen und Anstrengungen des Heeresdienstes“ vorbereiten, um so „junge Helden“ für die „in vielen Schlachten siegreiche Truppe“ zu erziehen.¹⁸ Schon vor dem Militärdienst wurden junge Schiltacher zu militärischem Gehorsam gedrängt. Dies geschah u. a. durch Kriegsstrategiespiele, wie bei der „Jugendwehrtagung“ 1915, als Wolfach und Schiltach gegeneinander antraten. Letztlich sollte die „Jugendwehr“ nicht nur die militärische Ausbildung verkürzen, sondern auch die Jugend zu einer besser formbaren Masse machen.

Zugleich verblutete an den Fronten die Jugend, auch aus Siltach. Dabei überrascht die Sterbestatistik der Jahre zumindest auf den ersten Blick. Die Angaben stammen aus den örtlichen Geburts- und Sterberegistern.

Jahr	Zahl der Todesfälle (durchschnittliches Todesalter)	Geburtenzahl	Verhältnis Geburten/ Todesfälle
1910	29 (39,8)	45	+ 16
1911	39 (41,1)	50	+ 11
1912	51 (19,9)	46	- 5
1913	50 (36,5)	52	+ 2
1914	34 (31,0)	56	+ 22
1915	49 (21,8)	38	- 11
1916	56 (28,4)	17	- 39
1917	60 (32,7)	25	- 35
1918	55 (25,3)	26	- 29
1919	34 (41,0)	38	+ 4

Einzuschränken ist bei den Zahlen, dass nur ein (überwiegender) Teil der fern der Heimat gestorbenen Soldaten erfasst ist. Auffällig stieg zwar in den Kriegsjahren die Zahl der Todesfälle an, wenn auch nicht so stark, wie vielleicht zu erwarten ist. Überraschend ist jedoch das Durchschnittsalter der Verstorbenen. Zwar liegen die Kriegsjahre 1914 bis 1918 deutlich unter dem Durchschnitt des Gesamtjahrzehnts, den Spitzenwert nimmt aber das Friedensjahr 1912 ein. In dem Jahr verstarb eine hohe Zahl Kleinkinder.¹⁹ Auch zeigt die Statistik entgegen der Erwartung keine gestiegene Sterblichkeit aufgrund der „Spanischen Grippe“ 1918/19 an.

Der Todesstatistik steht die Zahl geborener Kinder gegenüber. Hier fällt nun das starke Abfallen 1915 bis 1918 auf. Hervorzuheben ist aber der Wert 1919. Beinahe war die Zahl der Geburten der Vorkriegszeit wieder erreicht, obwohl die meisten Männer erst in den letzten Wochen 1918 bzw. Anfang 1919 heimkehrten. Die Menschen zeigten ausreichend Zukunftsoptimismus, um in diese Welt Kinder hineinzusetzen. Einschränkend ist natürlich anzufügen, dass Möglichkeiten wie Resonanz einer Geburtenkontrolle kaum vorhanden waren.

Jenseits der vielen traurigen Einzelschicksale litt die Gemeinde noch lange unter einem Verlust der Zukunft im Krieg. In den 1920er Jahren erreichte der Geburtenknick der Kriegsjahre die Schulen. Im Nachbarort Vorderlehengericht führte die

geringere Schülerzahl dabei zum Verlust der zweiten Lehrerstelle.

Der Krieg musste finanziert werden. Dafür gab es feste Vorgaben, die die Verwaltungen von oben nach unten weiterreichten. Der Blick auf die kommunale Ebene zeigt damit, wie die Kriegsanleihen gesammelt wurden. So teilte das Wolfacher Bezirksamt im Frühjahr 1917 allen Gemeinderäten die Gesamtsumme des vom Amtsbezirk in der 6. Kriegsanleihe aufzubringenden drei Millionen Mark mit. Für Schiltach blieben davon 300000 Mark, wobei die Kommune selbst 35000 Mark tragen sollte. Für den Rest waren die Einwohner gefordert. Als Stadt und Bürger bereits am 20. März 1917 193800 Mark beisammen hatten und nun darum baten, es bei dieser Summe zu belassen, erhielten sie vom Bezirksamt eine scharfe Abfuhr: Der Zielwert sei ohnehin nur „nieder bemessen“.²⁰ Einen möglichen Restbetrag sollte die Kommune übernehmen und dafür ggf. einen Kredit aufnehmen, obwohl die Stadt ohnehin schon den festen Eigenanteil über Kredit finanzierte. Letztlich brachte Schiltach das Geld aber mit einem finanziellen Kraftakt, zu dieser Zeit nur einer unter vielen, zusammen. Doch bereits im Oktober 1917 erforderte die dann 7. Kriegsanleihe von Schiltach neue 195000 Mark.²¹

Den herrschenden Spendendruck dokumentiert ein Aufruf zur „Goldankaufwoche“ im Januar 1918. Es sei, so Badens Innenministerium in der (internen) Behördenanweisung, „noch viel mehr Geld aus den Familien herauszuholen“.²² Dem war offenbar nicht so, gerade weil hier der Zwangscharakter geringer ausgeprägt war. Die Woche erbrachte in Schiltach lediglich knapp 50 Mark. Das patriotische Gefühl der Menschen war verflogen. Doch selbst die letzte Kriegsanleihe, die bis in den Frieden bringenden November 1918 hinein reichte, forderte noch einmal von Schiltach 350000 Mark, ein Betrag, der, so wieder die Vorgabe, „ohne große Schwierigkeiten“ aufzubringen sei.²³

Neben den finanziellen Druck trat die Verhinderung unabhängiger Berichterstattung. So liegen noch heute im Stadtarchiv umfangreiche Listen verbotener Publikationen aus der Kriegszeit. Die Stadtverwaltung mit ihrer Gemeindepolizei hatte deren Verbreitung zu verhindern. Zumeist stammten die Schriften von Kriegsgegnern und Linken. Verboten waren aber auch Enthüllungen zum Völkermord an den Armeniern durch den Alliierten Türkei. Allgemein zugängliche Informationen beschränkten sich auf Erfolgsmeldungen. Diese Informationsbeschränkung beförderte auch ein Informationsdefizit der Bevölkerung.

Andererseits ist zu fragen, ob in diesem Umfeld die wenigen Warnungen überhaupt als solche erkannt werden konnten. Kurz vor Kriegsende erwähnte der „Schwarzwälder Bote“ am 6. November 1918 durchaus die Forderung des für seine angebliche Kompromisshaltung in Deutschland hoch geschätzten US-Präsidenten Woodrow Wilson, die „besetzten Gebiete [müssten] wiederhergestellt“ werden. Die Begründung für die späteren Reparationen Deutschlands im Frieden war schon gegeben, als solche verstanden wurde sie nicht. Bürgermeister Wolpert kommentierte 1919 das Exemplar des Versailler Friedensvertrags der Gemeindeverwaltung dann auch barsch: „Deutschlands größte Schmach! Wilson der größte Betrüger an Deutschland!“ [Abb. 5]

Unterhalb der großen nationalen Zukunftsfragen drückten auf der lokalen Ebene aber zunächst einmal praktische Probleme. Verwaltung, alter und neuer Gemeinderat sowie der 1918 gegründete Volksrat standen teilweise bereits vor Kriegsende vor akuten Herausforderungen. Bereits im Juni 1918 war das Geld alle. Die Hintergründe verdeutlicht ein Schreiben des Bezirksamts an den Lehengerichter Bürgermeister vom 13. August 1917: „Das Interesse des Reichs fordert, dass alle baren Zahlungsmittel soweit irgend möglich den Reichskassen zugeführt werden, und statt dessen der bargeldlose Zahlungsverkehr benutzt wird.“ Im Oktober 1917 hatte Lehengericht ein Konto beim Postamt Schiltach.²⁴ Was lediglich nach überbordendem Patriotismus klingt, ermöglichte dem Staat den kompletten Zugriff auf alle Geldmittel. Im Ergebnis war die Stadt Schiltach trotz der Kriegsanleihen nicht bankrott, doch gab es schlicht keine Münzen mehr – die waren eingeschmolzen.

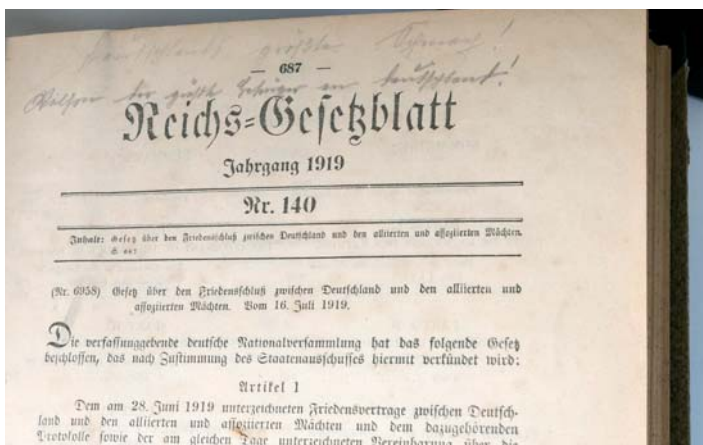


Abb. 5: Kommentar
Bürgermeister
Wolperths
zum Versailler
Friedensvertrag, 1919

Schiltach druckte daher noch im Krieg 50-Pfennig-Notgeld auf Papier [Abb. 6].²⁵ Notstand überall.

Der Umbruch 1918

Im November 1918 war der Traum vom deutschen Sieg ausge­träumt. Nach all den Meldungen gewonnener Schlachten war der Absturz tief. Noch bis in die letzten Kriegstage hinein hatte es öffentlich geheiß­en, man dürfe nur nicht die Nerven verlieren, dann werde es auch einen ehrenvollen Frieden geben. Alle Lasten, der Hunger, die Toten, der wirtschaftliche und morali­sche Niedergang erschienen umsonst. Die Schuld für diesen scheinbaren Verrat musste bei den Revolutionären und den neuen revolutionären Regierungen im Reich und in Karlsruhe²⁶ liegen. Folglich stand alles, was nach der Revolution geschah, im übermächtigen Schatten dieser empfundenen Schuld.

Einen „revolutionären Moment“ gab es jedoch in Schiltach nicht. Stattdessen erscheint die Zeit des Umbruchs wie ein bei­nahe endloses Klein-Klein. Das lag daran, dass die Region kein handelnder Akteur auf der Revolutionslandkarte war. Der be­freiende Moment, das Gefühl, an einer großen Erneuerung teilgehabt zu haben, fiel für die Menschen in der „Provinz“ fort.

In der badischen Übergangsregierung war diese „Provinz“ nicht vertreten. Akzeptanz für eine neue Regierung, bestehend aus Städtern und hervorgegangen aus Demonstrationen in den Städten, musste so auch auf dem Land gewonnen werden. In der Lokalzeitung „Der Kinzigtäler“ war über eine den gesamten Amtsbezirk umfassende Veranstaltung am 25. November 1918



Abb. 6: Schiltacher Notgeld, 1918

in Hausach zu lesen: Die „Mehrheit des Volkes [sei] keineswegs geneigt, anstelle der alten Militärdiktatur eine solche von Seiten der äußersten Linken einzutauschen“. Neben der harschen Kritik an der Kriegsregierung, die aber auffällig mehr auf die Militärs – meist Preußen – als auf die Fürsten einging, fällt die praktische Gleichsetzung der neuen mit der alten Regierung auf.

Das Kriegsende bedeutete für manchen Schiltacher plötzlich Arbeitslosigkeit. Wie überraschend das war, zeigt ein Rückblick auf die vorherigen Jahre auf: Vor Kriegsausbruch herrschte weitgehend Vollbeschäftigung. Doch 1914 brachen die Absatzmärkte weg. Karlin baute kurzfristig von 150 auf 50 Mitarbeiter ab.²⁷ Kurz darauf wurden alle Mittel auf die Kriegsführung angestrengt. Ende November 1914 herrschte bereits Vollbeschäftigung. Selbst Nachtarbeit und erstmals in großem Rahmen auch Frauenarbeit wurden zur Regel. Im Februar 1917 herrschte bei Hans Grohe sogar Nachtarbeit für Frauen. Auch bei den Textilfirmen Korndörfer und Karlin sammelten sich die Überstunden. Als im Juli 1917 Arbeitsverpflichtungen drohten, erklärte Bürgermeister Wolpert, in Schiltach gäbe es keine arbeitslosen Frauen.

Der Arbeitsalltag war hart, auch die Klassifizierungen deuten dies an. So war mit Oskar Bühler am 27. Juni 1918 ein gerade 14 Jahre alter Junge in einer Liste von Schwerarbeitern als „Munitions-Arbeiter“ verzeichnet.²⁸ Das soll aber nicht über die militärische Bedeutung täuschen. Derlei Begriffe bezeugen vielmehr, dass die gesamte Wirtschaft mit dem „Hindenburg-Programm“ auf den Krieg fokussiert war. Darüber hinaus betonte die Bezeichnung den Wert einer Arbeitskraft, sodass eine Einberufung in die kämpfende Truppe weniger wahrscheinlich wurde.

Mit Kriegsende 1918 schlug das Pendel nach der starken Arbeitsbelastung wieder ins Gegenteil um. Typisch gestaltete sich das Schicksal Christian Bühlers. Ihm wurde am 15. November 1918 bei Junghans in Schramberg gekündigt. Als Grund führte der Uhrenhersteller Material- und Kohlenmangel an. Es ist fraglich, ob die Rohstoffe direkt nach Kriegsende und mitten in der Revolution endeten – eher brachen wie schon 1914 die Absatzmärkte erneut zusammen. Wahrscheinlich bereitete man sich auch auf die Rückkehr der alteingesessenen Mitarbeiter von den Fronten vor. Bühler wurde allein angeboten, wenn er direkt und nicht erst zum offiziellen Kündigungstermin 27. November das Unternehmen verlasse, dann zahle ihm Junghans noch die Heimfahrt²⁹ [Abb. 7]. Dieses „Angebot“ verband man mit dem Hinweis, in nächster Zeit drohten Bahn-

**UHRENFABRIKEN
GEBRÜDER JUNGHANS & SCHRAMBERG**

TELEGRAMM-ADRESSE: JUNGHANS SCHRAMBERG · TELEFON N^o 1-72-90
POSTSCHECK-KONTO N^o 474 STUTTGART
18.11.18. 191

MITTEILUNG

Herrn Christian Bühler
Schiltach

ARTBEILUNG 42
BEI FÜRORANGEBEN

Die gegenwärtige Lage, verursacht durch teilweisen Materialmangel und demnächst zu befürchtenden Kohlenmangel, zwingt uns zu weitgehendsten Betriebseinschränkungen und sehen wir uns leider veranlasst Ihnen hiermit unser gegenwärtiges Arbeitsverhältnis auf 27. November 1918 zu kündigen.

In Anbetracht der in den allernächsten Tagen zu erwartenden Bahnsperre für Zivilpersonen würden wir uns mit einem sofortigen Austritt einverstanden erklären.

Bei sofortigem Austritt wird die Heimreise von der Firma vergütet.

n. g. - 14 I. B.

Gebrüder Junghans A.-G.

N.B. Wir empfehlen Ihnen gegenwärtiges Schreiben Ihrer Heimatbehörde gegenüber als Ausweis zu benutzen.

sperrten. Schon am 12. Dezember vermeldete Schiltach elf Arbeitslose, während gerade einmal vier Wochen zuvor noch Arbeitskräftemangel geherrscht hatte. Gleichzeitig beklagten da Karlin, Korndörfer und Co. wie bereits Junghans regelmäßige Arbeitsausfälle wegen Rohstoffmangels.³⁰

Jetzt forderte das Bezirksamt die Verwaltung zu öffentlich geförderten Notstandsarbeiten auf. Geld und auch Arbeitsmaterialien waren aber nicht vorhanden. Stattdessen wuchs die auszuzahlende Arbeitslosenunterstützung. Betrug sie im November 1918 noch 46,99 Mark, erreichte sie im April 1919 mit 1446,93 Mark ihren vorläufigen Höhepunkt.

Um die Belange der Arbeitssuchenden kümmerte sich ab dem 22. November 1918 ein Erwerbslosenfürsorgeausschuss – ein Zeichen stärkerer Mitbestimmung der Arbeiterschaft in der Republik. Dem Ausschuss gehörten vier Vertreter der Arbeiterschaft (Jakob Esslinger, Georg Faißt, Wilhelm Bühler, Johannes Schneider) und vier Vertreter der Firmen Heinzelmann, Karlin, Korndörfer und Hans Grohe an. Dazu kam der bürgerliche Bürgermeister Wolpert als Vorsitzender – mitten in der Revolution entstand ein Gremium, in dem die Bürgerlichen gegenüber der gerade an die politische Macht in Berlin und Karlsruhe getretene Arbeiterschaft die Mehrheit besaßen. Eine paritätische Zusammensetzung sicherte im Endeffekt durch die Stimme des Bürgermeisters den bisherigen Eliten große Entscheidungsgewalt. Dieser Schiltacher Erwerbslosenfürsorgeausschuss hatte

Abb. 7: Entlassung
Christian Bühlers,
1918

über Unterstützungsleistungen zu entscheiden. Verschiedene Anträge lehnte er dabei auch ab.³¹

Verwaltung und Volksrat in revolutionärer Zeit

An der Spitze der Stadt blieb Bürgermeister Ludwig Wolpert. Seine Amtszeit von 1911 bis 1929 zeigt bereits an, dass er in Kaiserreich, Revolution und Republik Popularität behauptete, wozu gerade sein Sinn für praktische Lösungen beitrug [Abb. 8]. Daneben gab es einen Gemeinderat. 1916 musste der Rat neu besetzt werden, da drei Gemeinderäte an den Fronten dienten. Neuberufungen folgten zu diesem Zeitpunkt ohne Nachwahl. Die verbleibenden Räte nahmen diese entsprechend der Verwaltungsregeln selbst vor. Bei diesem Procedere überrascht es nicht, dass auch die neuen Räte Wöhrle, Faißt und Bäckermeister Wagner nicht der Arbeiterschaft angehörten.

Mit Kriegsende prägte den Gemeinderat die Umgestaltung einer Kriegs- zu einer Friedensgesellschaft. Erste Maßnahme am 13. November 1918, zwei Tage nach Waffenstillstand: Eine Einquartierungskommission wurde mit Blick auf die bald heimkehrenden Soldaten gebildet. Besonders wichtig war dies, da Baden als westliches Grenzland vom Durchmarsch der heimkehrenden Soldaten besonders betroffen war. Zahlreiche Züge auf der den Schwarzwald in west-östlicher Richtung querenden Kinzigtalbahn wurden in der Region begrüßt. Schließlich plante der Gemeinderat eine Begrüßungsfeier für die „gemeindeeigenen Krieger“ am 26. Dezember im Gasthaus Rößle.³² Dabei durfte nach einem Festzug vom Rathaus zur Kirche und einer Feier in der evangelischen Kirche jeder Heimkehrer eine Person zur Feier mitbringen und erhielt fünf Mark als Anerkennung. Das Freibier spendierte der Militärverein, das Rote Kreuz kündigte für jeden Mann ein „Heimkehrergeschenk“ an. Der



Abb. 8: Bürgermeister Ludwig Wolpert in den 1920er Jahren.

Heimkehr der Söhne Schiltachs sollte trotz grassierender Armut ein feierlicher Rahmen verliehen werden.

Die zahlenstarke SPD-nahe Arbeiterschaft war im Gemeinderat bis 1918 nicht vertreten. Badens Städte- und Gemeindeordnung im Kaiserreich hatte für seine Wahlen festgesetzt, dass der ärmere Teil der Bevölkerung nur ein Drittel der Stimmen hatte, ebenso viel wie das oberste Sechstel der Steuerzahler.³³ Im Dezember 1918 änderte sich dieser Missstand, allerdings in einer nur für eine revolutionäre Übergangsphase demokratiethoretisch akzeptablen Form. Die Regierung in Karlsruhe gab vor, die aus dem Boden sprießenden Volksräte dürften als Vertreter des einfachen Volkes zwei zusätzliche Gemeinderats-Mandate beanspruchen, sollte die Arbeiterschaft noch nicht im Gemeinderat vertreten sein. Der Schiltacher Arbeiter- und Volksrat nominierte daraufhin Wilhelm Probst und Christian Wolber [Abb. 9].³⁴ Die Bildung des Rats zeugt aber nicht

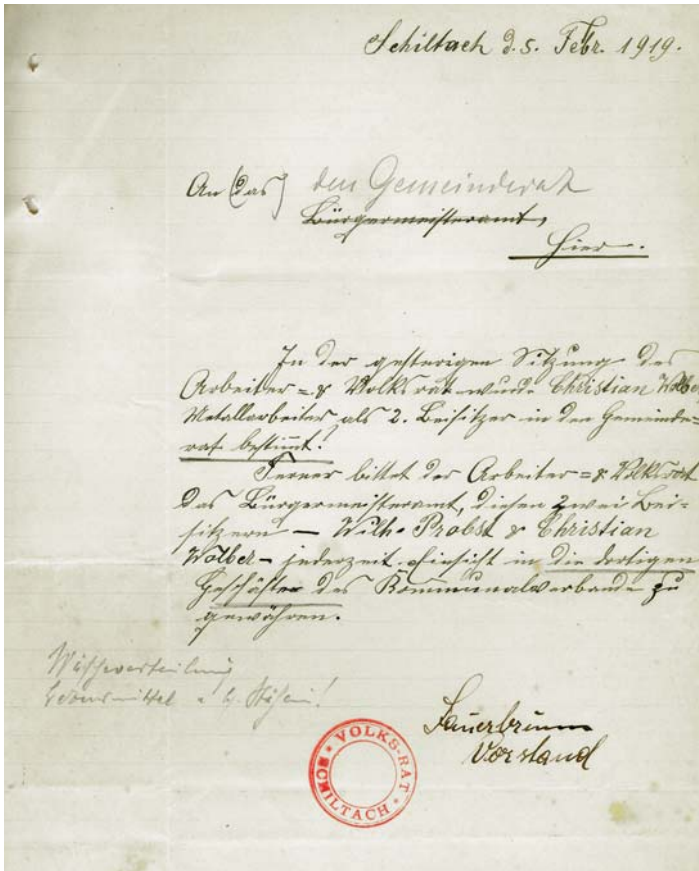


Abb. 9: Ernennung eines zweiten Gemeinderats durch den Volksrat, 1919



Abb. 10: Einziger bekannter Stempelabdruck des Schiltacher Arbeiter- und Soldatenrats vor seiner Umbenennung in Volksrat, 1918

von einer revolutionären Stimmung. Im Gegenteil, der Volksrat formulierte in seinem Nominierungsschreiben unterwürfig: „Ferner bittet der Arbeiter- und Volksrat das Bürgermeisteramt, diesen zwei Beisitzern (...) jederzeit Einsicht in die dortigen Geschäfte (...) zu gewähren.“³⁵ Nicht nur wurden Gemeinderäte lediglich als Beisitzer bezeichnet, der Volksrat beschränkte sich auf die Bitte der Information durch die bisherige und auch weiterhin amtierende Verwaltung.

Der Volksrat, bzw. zunächst Arbeiter- und Volksrat, war in alle Planungen involviert. An seiner Spitze stand im November 1918 der Familienvater Heinrich Georg Sauerbrunn, ein Weber und Werkmeister – nicht gerade das, was man sich gemeinhin unter einem Revoluzzer aus der Arbeiterschaft vorstellt. Weitere Mitglieder waren 1919 Wilhelm Probst, H. Mehnert, Abraham Aberle, Friedrich Höhn, Johannes Schneider, Georg Faißt, Conrad Wolber, A. Wolber, Mathias Schmieder, Ludwig Fuchs und Johannes Hayd. Sie alle übernahmen wertvolle Aufgaben in der Gestaltung des Übergangs zur Demokratie auf Gemeindeebene [Abb. 10]. Die Räte waren ein Instrument des Übergangs, denen mehr an der gerechteren Verteilung der Besitzverhältnisse als an dauerhafter politischer Macht lag.

Kurzfristiges Handeln prägte anstelle langfristiger revolutionärer Planungen ihr Wirken.³⁶ Die wichtigste Aufgabe des Volksrats war 1919 die Unterstützung bei Lebensmittelkontrolle und -verteilung. Daneben schützten die Volksräte und Volkswehrmitglieder Ruhe und Ordnung vor Ort, oder, um Bürgermeister Wolpert mit Blick auf die tatsächlich umgreifenden Gewaltbefürchtungen³⁷ zu zitieren, traten „Banden“ entgegen.³⁸ Tatsächlich tauchten auch zahlreiche Waffen auf, vor allem aber ganz offiziell. So konnte die Volkswehr am 6. Dezember 1918 40 „bestellte“ Gewehre und ein Maschinengewehr am Bahnhof abholen. Im gesamten Amtsbezirk Wolfach wurden 670 Gewehre verteilt.³⁹ Die Volkswehren unterstanden der Gemeindepolizei.⁴⁰ In den Wochen zwischen dem 15. November und dem 6. Dezember 1918 hatte die Feuerwehr die Aufgabe einer „geregelten Nachtwache“ übertragen bekommen. Im Januar 1919 waren die Waffen zurückzugeben. Probleme und Auseinandersetzungen sind nicht überliefert.

Die Aufzeichnungen über die dauernde Mitwirkung bei der Lebensmittelverteilung verdeutlichen die Existenzdauer des Schiltacher Volksrats. Die letzte Abrechnung datiert auf den 6. September 1919. Somit arbeitete der Volksrat hier länger als in vielen anderen Orten Badens.⁴¹ Danach hatte die alte Verwaltung mit einem neu gewählten Gemeinderat wieder das alleinige Sagen.

Die Revolution mit ihrem großen Versprechen, in einer neuen Demokratie alte Entscheidungsträger auszutauschen, erfüllte sich in verschiedenen Wahlämtern. Die Schiltacher, erstmals auch die Frauen, sollten 1919 reichlich Gelegenheit zur Abstimmung haben. Am 5. Januar fanden in Baden die ersten Landtagswahlen statt. Die Wahlbeteiligung lag bei etwa 80 Prozent. Stimmenstärkste Partei wurde in Schiltach die linksliberale Deutsche Demokratische Partei (DDP), dahinter folgte die SPD.⁴² Die Wahl zur deutschlandweiten Nationalversammlung am 19. Januar zeigte in Schiltach eine Wahlbeteiligung von etwa 90 Prozent. Mit 411 Stimmen erhielt die SPD etwa 43 Prozent und damit diesmal die meisten Stimmen.⁴³ Die republikweit führende Allianz aus SPD, Deutschen Demokraten und Zentrum dominierte auch in Schiltach.

Eines fällt bei dem Resultat dieser deutschlandweiten Wahl aber auf: Ländliche Regionen entsendeten kaum Abgeordnete in die Nationalversammlung. Hier machten Kinzigtal und Schwarzwald keine Ausnahme. Alle Parteien stellten nur landesweite Listen auf. Wer gerade bei der kurzen Vorbereitungszeit von kaum zehn Wochen zwischen dem Sturz des Kaisers bis zur Wahl die besten persönlichen Kontakte hatte und diese dann noch täglich pflegen konnte, der hatte die größten Wahlchancen. Im Kampf um einen guten Listenplatz waren da die Menschen vom Land im Nachteil. Es bleibt zu fragen, ob diese fehlende Beteiligung zur bald einsetzenden Gleichgültigkeit gegenüber Parlamentarismus und Demokratie beitrug.

Auch in den badischen Landtag entsendete der Amtsbezirk Wolfach allein den Amtsrichter Straub aus Wolfach. Nach der Unterrepräsentation in der Revolutionsregierung setzte sich dieses Ungleichgewicht nun fort. Dabei ist aber zu ergänzen, dass im Karlsruher Parlament andere ländliche Regionen durchaus gut vertreten waren.

Die wichtigste Aufgabe des neuen Landtags war die Verabschiedung der Verfassung, welche die neue republikanische Ordnung gegen konterrevolutionäre Bestrebungen von der rechten Seite, vor allem aber gegen die vorgeblich drohende Gefahr von linksaußen absichern sollte. Gearbeitet wurde rasch, sodass die Badener schon im April 1919 in einer Volksabstimmung über den Entwurf abstimmten. Dabei nahmen 475 Schiltacher die Verfassung an, nur zwei stimmten dagegen. Die große Mehrheit findet sich in ganz Baden. In Schiltach blieb jetzt aber schon die Hälfte der Wahlberechtigten daheim, votierte somit nicht für die freiheitliche Verfassung. In die allgemeine Zustimmung mischte sich eine unübersehbare Trägheit.

Am 15. Juni 1919 wurde erstmals ein Gemeinderat gleichberechtigt und sowohl von Männern als auch Frauen gewählt. 777 der 1066 Berechtigten – ca. 75 Prozent – gaben ihre Stimme ab. Der „Bürgerliche Wahlvorschlag“ und die SPD gewannen je vier Mandate – ein Unentschieden. Vielleicht ganz passend für eine Zeit, in der die weitere Entwicklung zwischen Bewahrung der kapitalistisch-bürgerlichen Ordnung und umfassender Sozialisierung nicht klar war. Im Unterschied zu den unentschiedenen Mehrheitsverhältnissen fällt dann aber doch auf, dass nach der Wahl der Gemeinderat mit Ausnahme von Wilhelm Wolber und Georg Aurely nur aus Neugewählten bestand. Dazu trat dann Bürgermeister Wolpert, der erst 1920 zur Wiederwahl stand.

In der Nachbarschaft war die Kontinuität aber noch weit ausgeprägter. In Lehengericht fiel die Gemeinderatswahl aus. Hier gab es nur sechs Kandidaten für ebenso viele Mandate – die Wahl wurde kurzerhand abgesagt. „Gewählt“ waren vier Landwirte, ein Gastwirt und ein Säger [Abb. 11].⁴⁴ Weitere Lehengerichter waren offenbar nicht zur persönlichen Übernahme politischer Verantwortung bereit. Der Bürgermeister blieb auch hier im Amt. Für die Landgemeinde Lehengericht überwog noch stärker als für Schiltach das Element der Kontinuität gegenüber den Veränderungen in der revolutionären Zeit.

Sichtbar wird der Erhalt vorrevolutionärer Strukturen auch auf der ökonomischen Ebene. Mancher Händler profitierte von der Abrüstung der Armee nach Kriegsende. Nichtmilitärisches Gut kam in den Handel – wovon u. a. die Geschäfte Stählin, Bühler, Wöhrle oder Homberg durch günstige Ankaufspreise profitierten.⁴⁵ Das Geschäft dürfte einträglich gewesen sein. Mit Sicherheit waren Fahrradreifen ein Verkaufsrenner – im Krieg waren die unter Strafe von Geldbuße oder gar Gefängnis bis Februar 1918 eingezogen worden,⁴⁶ nun tauchten sie in den Läden wieder auf. Von solchen Geschäften profitierten allein die Händler, nicht aber die produzierenden Arbeiter und Angestellten.

Der allumfassende Mangel und entsprechende Bedarf der abhängig Beschäftigten, aber auch die in vielen Bereichen existierende staatliche Kontrolle des Handels hatten zwei Folgen: Einerseits minimierten sie die Risiken des Einzelhandels, andererseits ergaben sich wirtschaftliche Chancen, die den Arbeitern und Angestellten nicht offen standen. Für die blieb aber zumindest die stärkere rechtliche Abstützung der Gewerkschaften oder der jetzt festgelegte Acht-Stunden-Tag, der jedoch nicht für die in der Landwirtschaft beschäftigten Schiltacher galt.



Abb. 11: Nach dem Schellen der Glocke wurden die Veränderungen der Revolution verkündet

Ende 1919 bzw. Anfang 1920 kamen über die Durchgangslager Gießen und Offenburg die letzten Schiltacher Kriegsgefangenen heim. Die Geburtenzahlen stiegen wieder. Die Kriegsfolgen beschäftigten die Schiltacher aber noch lang. Stellvertretend für viele Schicksale sei der Kriegsbeschädigte Christian Bühler erwähnt. Anfang 1920 wurde er aus dem Reservelazarett Ettlingen entlassen, sein kompletter rechter Arm war amputiert. Eine Rückkehr an seinen Arbeitsplatz bei Karlin war ausgeschlossen. Bürgermeister Wolpert setzte sich dennoch für eine neue Beschäftigung bei dem Tuchhersteller ein. Die neue Arbeit muss sich aber als zu schwer erwiesen haben, weshalb Bühler 1921 eine Anstellung als Schrankenwärter suchte. Die Konkurrenz für solche körperlich nicht ganz so anstrengenden Aufgaben war bei dem verbreiteten Leid groß. Geregelt und vor allem erfüllende Arbeit bekamen solche Opfer des Kriegs kaum noch.

Bilanz

Die angeblich „gute, alte Zeit“ bis 1914 strahlte nach dem verlorenen Krieg im Rückblick heller, als sie tatsächlich je gewesen ist. So mochte das Ende der Monarchie in Schiltach weniger mit Konflikten verbunden gewesen sein als anderswo,⁴⁷ die Fundamente der Demokratie gestalteten sich hier ähnlich brüchig. Selbst wenn es die in den Aufzeichnungen nirgendwo belegbare Euphorie des Neubeginns gegeben haben sollte, wich sie rasch einer Ernüchterung. Der Pragmatismus aller Beteiligten bei der Lösung drängender Probleme kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass jenseits dieser konkreten Fragen eine grundlegende Erneuerung nicht gefragt war. Der Schwarzwald war eben weder ein Gestaltungsort der Revolution aus sich selbst heraus, noch erfuhr dieser Gedanke aus den Zentren der

Umgestaltung heraus jenseits verwaltungsrechtlicher Vorgaben, wie der Einbeziehung des Volksrats in den Gemeinderat, besondere Beförderung. Gleichgültigkeit bis hin zur Ablehnung konnte bei einem bedeutenden Teil der Bevölkerung gedeihen. Diese Gleichgültigkeit, und mit ihr verbunden der Rückzug ins Private, war aber nach Jahren der Entbehrung im Krieg, aber auch durch die täglichen Nöte im Lebensalltag eines tatsächlich im Vergleich zur Zeit vor 1914 (als ernannte und nicht gewählte kaiserliche Regierungen das Reich gelenkt hatten) vielfach verarmten Landes auch verständlich. Im Nachbarort Lehengericht erhielt die NS-Tarnliste „Völkisch-Sozialer Block“ dann bereits bei den Reichstagswahlen vom Mai 1924 die meisten Stimmen. Davor und bis 1929 hatte die extreme Rechte keinen Rückhalt, doch für Protest waren die (protestantischen) Schwarzwälder und mit ihnen auch die Schiltacher durchaus zu gewinnen.

Andererseits sind die grundlegenden Veränderungen des politischen und gesellschaftlichen Systems 1918/19 nicht von der Hand zu weisen. Breite Bevölkerungsschichten bekamen weitreichende politische Mitbestimmungsrechte, in der Industrie einen geregelten Acht-Stunden-Arbeitstag und einen alles in allem relativ glatten Übergang in eine Friedenswirtschaft. Bezeichnenderweise blieb die Arbeitszeitverkürzung für die Landarbeiter unerfüllt. Der ländliche Raum war in den neuen gewählten Regierungen unterrepräsentiert.

Weitergehende Revolutionsschritte bis hin zu tieferen Eingriffen in die Vermögensverhältnisse wollte die Bevölkerung weder hier noch auswärts. Dass dann die alten Eliten in vielen Bereichen ihren Vorsprung in Vermögen und Einfluss einsetzten, um an den Schalthebeln der Macht zu verbleiben, das wäre nur bei einer entschiedenen Fortführung der Revolution zu verhindern gewesen. Gerade die Menschen in der „Provinz“ waren dafür aber nicht zu begeistern. Mäßigung bezeichnet die Zeit – und das, obwohl hier Wandel im Zeitraffertempo vollzogen wurde. Im Prinzip ist es schon eine große Leistung, Wandel und Mäßigung in Einklang gebracht zu haben. Die Republik musste nicht scheitern, aber die Zahl ihrer aktiven Unterstützer war hier wie anderswo gering.

Rechtenachweis

Rechte an allen Bildern bei der Stadt Schiltach.

Anmerkungen

- 1 Dabei kann bis heute die genaue Zahl der Toten des Ersten Weltkriegs nur geschätzt werden. Vgl. Krumeich, Gerd: Vorwort zur Wiederveröffentlichung 2004. In: Ernst Friedrich: Krieg dem Kriege, München 2004, S. VII.
- 2 Ein Beispiel für einen ersten Blick auf das Land in der badischen „Provinz“ bieten Geike, Juliane/ Haumann, Heiko (Hrsg.): Das Dorf im Ersten Weltkrieg. Beispiele aus Süd- und Mittelbaden, Karlsruhe 2016.
- 3 Schmidgall, Markus: Die Revolution von 1918/19 in Baden, Karlsruhe 2012.
- 4 Vgl. Brandt, Peter/Rürup, Reinhard (Bearb.): Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19, Düsseldorf 1980, S. 21.
- 5 Vgl. Harter, Hans: Daten-Ereignisse-Episoden-Bericht. In: Stadt Schiltach (Hrsg.): Lehengericht, Band 1: Aus der Geschichte, Hausach 2017, S. 113.
- 6 Stadtarchiv (StA) Schiltach, AS-1849.
- 7 Ebd.
- 8 StA Schiltach, AS-1835.
- 9 Vgl. Lesniczak, Peter: Ländliche Kost und städtische Küche. Die Verbürgerlichung der Ernährungsgewohnheiten zwischen 1880 und 1930. In: Der Bürger im Staat 52, 2002, Heft 4, S. 193 f.
- 10 StA Schiltach, AS-1851.
- 11 Ebd.
- 12 StA Schiltach, AS-1873.
- 13 StA Schiltach, AS-1832a.
- 14 StA Schiltach, AS-1871.
- 15 Vgl. Harter, Hans: „O Deutschland vergiß nie Deine toten Helden!“ Kriegserfahrung und Kriegsverarbeitung in Schiltach 1914–1925. In: Die Ortenau 94, 2014, insb. S. 321–333.
- 16 Vgl. Rass, Christoph/Bondzio, Sebastian/Lohmeier, Jens: Der Fingerabdruck des Krieges. Stadtgesellschaft und „Massensterben“ im Ersten Weltkrieg. In: Thomas Schleper (Hrsg.): Aggression und Avantgarde. Zum Vorabend des Ersten Weltkrieges, Essen 2014, S. 381.
- 17 Anderswo in Deutschland diente die „Jugendwehr“ bereits seit den 1890er Jahren der vormilitärischen Ausbildung, Baden zog erst im Krieg nach. Vgl. einführend: Schubert-Weller, Christoph: „Kein schönerer Tod ...“. Die Militarisierung der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg 1890–1918, Weinheim 1998.
- 18 StA Schiltach, AS-1833b.
- 19 Unauffällige reichsweite Vergleichszahlen in: Pescatore, Max: Pflege und Ernährung des Säuglings, 7. Aufl., Berlin 1920.
- 20 StA Schiltach, AS-1841.
- 21 Ebd.
- 22 Ebd.
- 23 Ebd.
- 24 StA Schiltach, AL-343.
- 25 Vgl. Morgenstern, Andreas: Inflation und Notgeld in Schiltach 1914–1923. In: Die Ortenau 95, 2015, 469–488.
- 26 Die Führung der Geschicke Badens hatte im November 1918 eine Übergangsregierung unter Leitung des Sozialdemokraten Anton Geiß übernommen. Im Unterschied zu reinen Arbeiterregierungen, die bspw. das Gesamtreich regierten, bildete sich hier eine bis weit in die politische Mitte hineinreichende Allianz, der neben der SPD auch Mitglieder der linken Abspaltung USPD, der katholischen Zentrumsparterie, der liberalen Freisinnigen bzw. Demokratischen Partei und sogar der Nationalliberalen Partei angehörten. Hier fällt auf, wie stark der revolutionäre Wandel abgefedert wurde. Während vor dem Krieg in Baden die SPD schon in Teilen mitbestimmen durfte, so durften jetzt eben andersherum die Bürgerlichen weiter mitbestimmen.
- 27 StA Schiltach, AS-1829.
- 28 StA Schiltach, AS-1858.
- 29 StA Schiltach, AS-2357.
- 30 Ebd.

- 31 Ebd.
- 32 Gemeinderatsprotokoll, 1919–1929, StA Schiltach, Abs-176.
- 33 Peter Brandt/Reinhard Rürup 1980, S. 26.
- 34 StA Schiltach, AS-1886.
- 35 Ebd.
- 36 Vgl. Brandt, Peter/Rürup, Reinhard 1980, S. 13; ebenso: Schmidgall, Markus 2012, S. 3
- 37 Vgl. Jones, Mark: Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution 1918/19 und der Beginn der Weimarer Republik, Berlin 2017, insb. S. 46–74.
- 38 StA Schiltach, AS-1886.
- 39 Ebd.
- 40 Vgl. Brandt, Peter/Rürup, Reinhard 1980, S. 114f.
- 41 Am 26.9.1919 gab es noch 79 lokale Räte in Baden, vgl. Schmidgall, Markus 2012, S. 285.
- 42 StA Schiltach, AS-2126.
- 43 Es folgten die Deutsche Demokratische Partei, die rechtskonservativen Deutschnationalen und mit ca. fünf Prozent die katholische Zentrumspartei. Der Unabhängigen Sozialdemokratie (USPD) gelang kein Erfolg. Vgl. StA Schiltach, AS-2086.
- 44 StA Schiltach, AL-76.
- 45 StA Schiltach, AS-1884.
- 46 StA Schiltach, AS-1924.
- 47 Vgl. Brandt, Peter/Rürup, Reinhard 1980, S. 13.

Das Ende des Ersten Weltkrieges in Bühl und Umgebung unter besonderer Berücksichtigung der Berichterstattung im Acher- und Bühler Boten

Andreas Klotz

Einführung

Im Herbst 2018 sind es 100 Jahre seit Ende des Ersten Weltkrieges. Mit der Ablösung des Reichskanzlers Georg von Hertling¹ durch den Prinzen Max von Baden² vom 3. Oktober 1918 zeichnete sich das Ende der Monarchie in Deutschland ab. Deswegen wird dieses Datum die zeitliche Grundlage für den Beginn der Darstellung sein. Der Versailler Vertrag bildet den zeitlichen Endpunkt der Darstellung, da mit ihm die völkerrechtlichen Auswirkungen des Ersten Weltkrieges in Kraft traten.

Nachdem Prinz Max von Baden das Amt des Reichskanzlers übernahm, folgte die Ausrufung der Republik durch Philip Scheidemann³ am 9. November 1918. Zwei Tage danach dankte der letzte deutsche Kaiser Wilhelm II.⁴ ab und begab sich in das niederländische Exil nach Doorn. In einem ersten Schritt soll dargestellt werden, wie dieses Ereignis – gewissermaßen der Übergang in eine neue Zeit – von den in Bühl und Umgebung lebenden Menschen aufgenommen wurde. Es folgte ein durch soziale Not geprägtes Jahr 1919. Auch dieser Aspekt wird in der nachfolgenden Schilderung seine Würdigung erfahren. In einem letzten Schritt werden die Reaktionen der Menschen in Bühl und Umgebung auf den Versailler Vertrag im Vordergrund der Darstellung stehen.

Der Beginn der neuen Zeit in Bühl und Umgebung

Dass Bühl und seine Umgebung am Anbeginn einer neuen Zeit standen, kommt auch im Acher- und Bühler Boten (ABB) vom 9. November 1918 zum Ausdruck. Die Hauptüberschrift auf der Titelseite des ABB lautete: „Vor wichtigen Entscheidungen“. Interessant ist es, dass der Bericht des Vertreters des Acher- und Bühler Boten zum Teil in der Rhetorik des Ersten Weltkrieges abgefasst ist: „Nicht besiegt sind wir, aber wir konnten auch nicht besiegt werden. Allein der Übermacht der Gewalt mussten wir weichen.“⁵ Diese Aussage erinnert ein wenig an die u. a. von General Ludendorff⁶ geprägte „Dolchstoßlegende“, derzu-

folge nicht die Entente, sondern die Protagonisten der deutschen Revolution 1918 große Schuld an der militärischen Niederlage hatten. Für den Vertreter des ABB waren zudem die politischen Verhältnisse bei den militärischen Bündnispartnern eine weitere Ursache für die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg: „Die öffentliche Meinung unserer Verbündeten macht unverhohlen die deutsche Militärpolitik vor 1918 für den Zusammenbruch verantwortlich.“ Auch beklagt der Verfasser, dass die Forderung nach Abdankung des Kaisers den Verlust der Geschlossenheit des deutschen Reiches zur Folge hat: „Im Kaisertum verkörpert sich die Geschlossenheit des deutschen Volkes nach innen und nach außen.“ Ohne einen Kaiser, so der Verfasser, würde das deutsche Reich viel an politischer Bedeutung verlieren: „Und wen sollte man an die Stelle des Kaisers in diesem Augenblick setzen? Etwa ein Kind mit einem Beirat? Deutschland überhaupt und alle Völker waren noch nie schwächer, als wenn Kinder an einem solchen Posten standen.“⁷

Ebenso wie am 9. November 1918 wird der deutsche Kaiser auch in der Ausgabe des ABB vom 11. November 1918 in ein positives Licht gerückt: „Er [der Kaiser] hat die Neuordnung im Reich eingeleitet, wie er einst die sozialpolitische Ära in Deutschland großzügig in große Bahnen lenkte, so dass Deutschland an die Spitze der Völker marschierte.“

Ferner rechnete der Verfasser des Artikels vom 11. November 1918 Wilhelm II. hoch an, dass er seine Regentschaft solange ausübte, als er glaubte, „der Sache des Reiches zu nutzen“. Zudem bezeichnet er den deutschen Kaiser als „Friedenskaiser“. Schuld am Ersten Weltkrieg tragen nach Auffassung des für diesen Artikel verantwortlichen Redakteurs „Frankreich, England und das zaristische Russland“.⁸

Das Tempo der innenpolitischen Reformen war dem Verfasser des Artikels zu schnell: „Die Entwicklung im Reich und in den Bundesländern neigt etwas zum Galopp; ein langsames Tempo wäre förderlicher.“

Der Neuordnung des deutschen Reiches misst der Redakteur provisorischen Charakter zu. Offenbar war er der Auffassung, dass das neue politische System der Demokratie nicht von langer Dauer sein werde.

Trotz seines Bekenntnisses zum deutschen Kaiser und zur deutschen Militärpolitik sowie seiner Kritik an dem Wandel der innenpolitischen Situation kann der für diesen Artikel verantwortliche Redakteur seine Erleichterung über das bevorstehende Ende des Ersten Weltkrieges nicht verbergen: „[...] Der morgige Sonntag ist vielleicht der erste Tag, an welchem kein

Schuss mehr den Frieden der Erde stört“ bzw. „Gewiss haben wir den Frieden mit allen Fasern unseres Herzens herbeigesehnt“.

Bezüglich der bevorstehenden Friedensverhandlungen bemerkt der Redakteur des ABB, dass die Entente auch die durch den U-Boot-Krieg entstandenen Schäden beglichen haben möchte. Er tritt dafür ein, diese Schäden mit den an deutschen Kriegsgefangenen verübtem Leid aufzurechnen. Ferner beklagt der Verfasser, dass dem Militär das Vertrauen der neuen Machthaber gänzlich fehlen würde. Zum Abschluss seines Artikels glaubt er anmerken zu müssen, dass Deutschland vor einer äußerst schwierigen Zukunft steht: „Der Friede wird hart. Das wissen wir. Er wird nicht dadurch gemildert, dass wir unsere Mützenfarbe ablegen und rote Fahnen hochziehen.“⁹

Neben der fehlenden Einsicht, dass Deutschland den Ersten Weltkrieg aufgrund seiner militärischen Unterlegenheit verloren hatte, gehörte auch die Verehrung führender Militärs, allen voran Paul von Hindenburg,¹⁰ zur Realität der Zeit in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg. In diesem Sinne heißt es in der Ausgabe des ABB vom 2. Juli 1919 unter der Überschrift „O Hindenburg“ aus Anlass seines Rückzugs ins Privatleben u. a.: „Hindenburg. Er war der Erste. Der letzte Soldat des deutschen Feldheers. Ein ganzer Soldat: treu sich selbst, treu dem Vaterland bis zum bitteren Ende. In ihm verkörpert sich der Ruhm und die Ehre der deutschen Armeen, an ihn hat sie sich erhoben, ihm hat sie vertraut, sein Bild war sie, ihr Bild war er. (...)“¹¹

Wie andernorts wurde auch in Bühl am 11. November 1918 ein Soldatenrat gebildet. Er hatte die Aufgabe, im Zusammenwirken mit der Stadt Bühl für „Ruhe“ und Ordnung bei der Demobilmachung zu sorgen, und sah sich als Interessenvertretung der Bevölkerung.

Die Stadtverwaltung rief die Bevölkerung dazu auf, die heimkehrenden Soldaten gut zu behandeln. Gemäß dem von Uneinsichtigkeit geprägten Zeitgeist bezüglich der militärischen Niederlage Deutschlands heißt es in einer Verlautbarung des Bürgermeisteramtes: „Unser Heer hat seine Schuldigkeit getan, es hat die Heimat vor der Verwüstung bewahrt. Nach unendlichen Mühen und Strapazen, nach unvergleichlichen Ruhmestaten kehrt es unbesiegt in die Heimat zurück.“¹²

Freilich gab es zu Beginn der neuen Zeit auch ein Problem: In Bühl und Umgebung fürchteten viele Bürger um ihr Hab und Gut. Ausschlaggebend waren die zahlreichen Meldungen über Diebstähle. So wurde dem Kappelwindecker Rebstockwirt die schönste Kuh aus dem Stall gestohlen. Gewissermaßen als

Reaktion auf diese Straftaten forderte der Redakteur und Verleger Heinrich Röger den Magistrat auf, für die Gründung einer „Bürger- und Grundstücksbesitzerwache“ zu sorgen. Das Bezirksamt schloss sich der Forderung nach der Bildung einer Organisation, welche für „Ruhe und Ordnung“ sorgen sollte, an. Der Gemeinderat erklärte sein Einverständnis zu diesem Vorschlag und richtete eine Volkswehr unter der Führung von Gustav Röger¹³ ein. Die Volkswehr umfasste 500 Mann. Sie mussten von den Betrieben abgestellt werden, was für diese nicht ganz ohne Probleme war, da sie auf ihre Arbeitskraft verzichten mussten. Ende des Jahres 1918 benötigte man die Volkswehr nicht mehr, sodass sie vom Gemeinderat aufgelöst wurde.

Ein weiteres Problem bestand im unrechtmäßigen Besitz von Materialien der heimkehrenden Soldaten. Deshalb wurden die Bürger in einer Bekanntmachung des Bezirksamtes Bühl vom 2. Januar 1919 aufgefordert, jegliches Heeresgut wie Waffen, Munition, Pferde, Flugmaterial sowie „Geräte aller Art“ bis 19. Januar 1919 an das Bürgermeisteramt in Bühl abzuliefern. Bei Nichtbeachtung dieser Verordnung drohte eine „Gefängnisstrafe bis zu 5 Jahren“ bzw. eine „Geldstrafe bis zu einhunderttausend Mark“.¹⁴ Auch der Bühler Soldatenrat drohte in einer eigenen Bekanntmachung vom 7. Januar 1919 diese Strafe an.

Trotz der Diebstahlproblematik und des unbefugten Besitzes von Wehrmachtsmaterial wäre es falsch zu sagen, dass die Wirren der Nachkriegszeit vom Herbst bzw. Winter 1918/19 auch auf Bühl und Umgebung übergriffen. Hier blieb die Lage ruhig. Daran änderte sich auch nichts, als der badische Großherzog am 25. November 1918 seinen Thronverzicht erklärte. Dass die Situation in Bühl und Umgebung ruhig blieb, lag am Fehlen eines revolutionären Impulses. Es fehlte folglich am Nährboden für eine Revolution.¹⁵ Anders sah die Situation in der Reichshauptstadt Berlin aus. Hier herrschten im Gegensatz zu Bühl bürgerkriegsähnliche Verhältnisse, wie anhand des folgenden Tagebucheintrags des Politikers, Publizisten und Diplomaten Harry Graf Kessler¹⁶ vom 23. Dezember 1918 zum Ausdruck kommt: „(...) abends gegen zehn hieß es, irgendwo sei wieder eine Schießerei gewesen; es gebe zwanzig Tote. Die einen sagten am Potsdamer Bahnhof, die anderen, am Alexanderplatz. Ich fuhr nach dem Alexanderplatz, um zu sehen, was los war, und bekam hier die richtige Auskunft, die Schießerei sei in der Nähe des Schlosses gewesen. Am Marstall standen Gruppen von Matrosen, die erzählten, ihre Kameraden seien vor die Kommandantur gerückt, um Löhnung zu fordern. Plötzlich sei von der Universität auf sie geschossen

worden, zwei Mann tot, darauf hätten sie den Stadtkommandanten Wels¹⁷ verhaftet und in den Marstall geführt. Dies sei gegen acht gewesen.“ Selbst der Heilige Abend des Jahres 1918 begann mit Gewalt, wie Kessler berichtet: „Weihnachtsabend hat heute früh mit einem Artillerie-Gefecht am Schloss begonnen. Die Regierungstruppen haben versucht, die Matrosen aus Schloss und Marstall heraus zu schießen.“¹⁸ Am schlimmsten war die Lage in Bayern. Hier exekutierten die Repräsentanten der Räterepublik nach der Abdankung des letzten bayrischen Königs Ludwig III.¹⁹ Anhänger des alten monarchistischen Systems in nicht unbeträchtlicher Anzahl. Später rächte sich die „Weiße Garde“, die Organisation der verbliebenen Monarchisten und anderer Gegner der Räterepublik, an ihnen. Das diesbezüglich bekannteste Beispiel ist die Ermordung des bayrischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner²⁰ durch den Grafen Arco-Valley²¹.

Die ruhige Situation in Bühl und Umgebung änderte sich auch dann nicht, als in Bühl und Umgebung am 23. November 1918 ein Arbeiterrat gegründet wurde. Dieser agierte auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse und trat für die Abhaltung demokratischer Wahlen zur badischen Nationalversammlung ein.²² Neben dem Soldaten- und Arbeiterrat gab es auch einen Volksrat. Interessant ist seine Zusammensetzung, denn neben einem Maschinisten, einem Schriftsetzer, einem Steinhauer und einem Schreiner gehörten ihm auch ein Prokurist, ein Kaufmann und ein Fabrikant an. Aufgrund der Zusammensetzung nannte sich dieses Gremium Volksrat. Es löste sich bereits am 3. Januar 1919 wieder auf, da es keine Aufgaben mehr hatte.²³

Trotz der vergleichsweise ruhigen Lage in Bühl und Umgebung setzte sich der Verfasser des Leitartikels im ABB vom 25. November 1918 sehr kritisch mit dem damaligen System der Demokratie und seinen Funktionsträgern auseinander, nachdem am Tage zuvor der badische Großherzog seinen Thronverzicht erklärt hatte. Ihnen wurde unter der Überschrift: „So geht es nicht mehr weiter im Reiche“, vorgeworfen, nicht für die notwendige „Ruhe“ und Ordnung zu sorgen. Stattdessen herrsche in Deutschland bedingt durch die Vielzahl an Arbeiter- und Soldatenräten „Desorganisation“ anstelle einer „einheitlichen Leitung“. Ein diesbezügliches Beispiel war für ihn die Lebensmittelversorgung, „die an verschiedenen Stellen schon bedenklich unterbrochen“ sei. Zudem befürchtete er, dass die USA ihre versprochenen Lebensmittellieferungen stoppen würden, wenn eine ordnungsgemäße Verteilung nicht gewährleistet sei.

Ferner warnte der Autor davor, dass die Lage im Reich Frankreich einen Vorwand liefern könnte, deutsche Gebiete zu besetzen

Der Artikel schließt mit der Feststellung, dass nur eine Reichsregierung, die „führt“, die genannten Gefahren verhindern kann.²⁴

In einem im Acher- und Bühler Boten speziell an das Bürgertum gerichteten Artikel vom 27. November 1918 fordert der Verfasser dieses auf, sich in den zum Teil neuen politischen Parteien zu engagieren, um auf diese Weise „Einfluss“ auf die Volksregierung zu bekommen. Andernfalls drohe die Gefahr, „unter die Räder“ zu kommen.

Der für den Artikel verantwortliche Redakteur stellt ferner fest, dass die bürgerlich gesonnenen Menschen, welche u. a. die Berufe des Arztes, des Rechtsanwalts usw. durchaus zum Wohle der Allgemeinheit wirken, das politische Leben aber einer „kleinen Anzahl ideal gesinnter Männer und Arbeiter“ überließen. Er fügte hinzu, dass politisches Engagement des Bürgertums auch deshalb vonnöten ist, um seinen Platz „im neuen Staat“ behaupten zu können. Es kann festgehalten werden, dass dieser Artikel im Gegensatz zu den vorherigen über die bloße polemische Kritik hinausgeht.²⁵

Der Verfasser eines anderen Artikels im Acher- und Bühler Boten vom 27. November 1918 beklagt den Verlust von Straßburg und Elsass-Lothringen mit folgenden traurigen Worten:

„(...) Nicht desto weniger zwingt uns ein schmerzliches Gefühl der Trauer und der Trennung um eine mit Sorge erzoogene Tochter unserer Mutter Germania die Feder in die Hand. Die Klänge des alten Soldatenliedes O Straßburg, o Straßburg du wunderschöne Stadt. Darinnen liegt begraben ein manniger Soldat werden wach und singen wie ein Grabgesang in unser Ohr.“ Der Verlust von Straßburg kam für den Verfasser einer bewussten Demütigung Deutschlands von seiten Frankreichs gleich, zumal dieses für ihn „eine Pflanzstätte der deutschen Kultur und des deutschen Geisteslebens war“. Trotz dieser Klage glaubt der Verfasser darauf hinweisen zu müssen, dass Deutschland an dieser Entwicklung eine Mitschuld trägt Er bezieht dies unter Berufung auf die Kölnische Volkszeitung auf die herrschenden Verhältnisse in Deutschland.²⁶

Aus der Sicht der Nachkriegszeit interessant und eher ungewöhnlich wirkt der im ABB veröffentlichte Leserbrief von Karl Schubert vom 27. November 1918, da er Kritik an das Deutschland des Ersten Weltkrieges und seinen politischen und militärischen Funktionsträgern enthält.

Der Verfasser des Leserbriefs bemerkt, die Übergriffe und Angriffe „unserer Feinde“ würden das Verhalten Deutschlands nicht rechtfertigen, „denn wir hätten uns sagen müssen, dass sie uns an körperlichen Machtmitteln überlegen sind und gerade deshalb hätten wir die besseren, die geistigen Mittel zur Verwendung bringen sollen“. Schubert fordert Deutschland und seine Feinde dazu auf, eine Politik der Versöhnung und des „gegenseitigen“ Respekts zu betreiben. Ferner trat er dafür ein, das Recht der Meinungsfreiheit zu respektieren und diesem einen wichtigen Platz im eigenen Leben einzuräumen. Für den Verfasser des Leserbriefs stellt die Existenz verschiedener politischer Ansichten in Deutschland kein Problem dar: „Dass wir in den Ansichten auseinandergehen ist nur natürlich, ja nach Alter, Stand, Bildung, Erfahrung und Charakter sind unsere Ansichten verschieden.“ Für Schubert geht es allein um die „Sache“ in Gestalt einer besseren Zukunft für Deutschland.

Trotz seines Bekenntnisses zur Meinungsfreiheit wäre es falsch, Schubert als ausschließlichen Befürworter des neuen politischen Systems zu bezeichnen. So beklagt er, dass in der neuen Zeit „Treue und Glauben, Vertrauen und Achtung vor den Behörden“ fehlen würden.

Wie viele seiner Zeitgenossen fordert auch Schubert dazu auf, „Ruhe“ bzw. „Ordnung“ zu wahren und dem „Feind gegenüber einig aufzutreten“.²⁷

Im Gegensatz zu dem aus der Nachkriegszeit durchaus als ausgewogen zu bezeichnenden Leserbrief von Professor Karl Schubert aus Achern zieht der Redakteur des Leitartikels des ABB vom 24. Dezember 1918 eine ausschließlich negative Bilanz der Revolution von 1918. So stehe seiner Meinung nach die „versprochene Versammlungs- und Pressefreiheit nur auf dem Papier“. Auch gehört die Lebensmittelknappheit zum Alltag der Bevölkerung. Ferner, so der Verfasser des Artikels vom 24. Dezember 1918, hätten es die neuen Machthaber nicht geschafft, für mehr Sicherheit zu sorgen. Auf außenpolitischem Gebiet zeigten sich die Feinde Deutschlands auch nach dem Wechsel des politischen Systems „unerbittlich und rachsüchtig“.

Ferner beklagt der Verfasser des Artikels, dass die deutsche Armee „völlig lahm gelegt sei“.

Zudem würden die heimkehrenden Soldaten statt „Ruhe, Sicherheit und Aussicht auf eine bessere Umsturz und Unsicherheit“ in ihrer Heimat vorfinden. Dennoch, so der Verfasser des Artikels, „überstrahlen die Lichter des Christbaumes das Grauen vor der Vergangenheit und vor der Zukunft“. Seiner Auffassung nach sollen sich die Menschen des Augenblickes

der ersten Friedensweihnacht seit 1914 erfreuen. Es hat folglich den Anschein, als wolle der für diesen Leserbrief verantwortliche Redakteur die Verfasser mit der Kraft der christlichen Religion trösten, zumal er schreibt: „Der Herr ist zu uns auf die Erde gekommen. Er hat sich zu Beginn des Tages in die Krippe gelegt und die Kindheit geweiht, er hat den Tag durch sein restloses Schaffen der Arbeit des Lebens geweiht, er hat sich am Abend auf das Lager des Todes hingestreckt und dadurch dem Tode seinen Stachel entwunden und das Grab verherrlicht. Er wurde am dunkeln Abend in das Grab gelegt und war im Schimmer des herannahenden Tages wieder herausgetreten durch Macht zum Licht. Seit jenem Tag haben Tod und Grab keine Macht mehr für den Christen.“²⁸

In einem anderen Artikel des ABB vom 24. Dezember 1918 steht die Freude über die erste Friedensweihnacht seit 1914 im Vordergrund: „Friede dem Menschen auf Erden. Ja Friede ist's und trotz allem wollen wir dankbaren Herzens das erste Weihnachtsfest des Friedens feiern.“

Der Verfasser des letzten erwähnenswerten Beitrags in der Weihnachtsausgabe des Acher- und Bühler Boten befasst sich mit der Trennung von Kirche und Staat. Der entsprechende Verfasser kritisiert diese sehr heftig, wenn er behauptet, die Kirche würde damit auf die Bedeutungsebene von „Gesangverein“ bzw. „Bienenzuchtverein“ herabgewürdigt werden. Eine andere negative Folge der Trennung von Kirche und Staat besteht für ihn darin, dass die Religion nunmehr „Privatsache“ sei. Damit, so der Verfasser, würde in der Bevölkerung das Bewusstsein für die wichtige Bedeutung der „religiösen Güter“ gänzlich schwinden. Eine Trennung von Kirche und Staat bedeutet für ihn zudem den Ausschluss der Eltern vom Erziehungsprozess. All die erwähnten Kritikpunkte lassen ihn zu dem Schluss kommen, dass „schon jetzt“ im öffentlichen Leben „nicht mehr allzu viel Christentum und Religion“ vorhanden ist.²⁹

Die Lage der Bevölkerung

In diesem Kapitel wird auf einige Grundzüge des alltäglichen Lebens der Bevölkerung in Bühl und Umgebung eingegangen. Dabei steht u. a. die Frage im Vordergrund, ob es genug Nahrungsmittel bzw. eine ausreichende Versorgung mit Kohle und Koks gab oder nicht. Gleiches für das Nähmaterial. Ferner ist von Interesse, wie es um das kulturelle Leben stand. Besondere Berücksichtigung erfährt auch das Faktum der heimkehrenden Soldaten.

Die Nahrungsmittelknappheit

Zunächst ist zu konstatieren, dass nach Ende des Ersten Weltkrieges eine große Lebensmittelknappheit den Alltag der Menschen bestimmte. So wurde in Anzeigen des Bürgermeisterramtes bekanntgegeben, wer was an Lebensmitteln erhält: „Heute Freitag den 15. des Monats nachmittags von 4 von bis 6 Uhr wird Wild an die Buchstaben A, B, C, D und E abgegeben. Fleischkarten sind mitzubringen.“ Im November 1918 gab es Nudeln und Malzkaffee aus der geräumten Stadt Straßburg.³⁰

Ferner gab es vom Lebensmittelamt die Bekanntmachung, dass jedem Kind bis zum Alter von vier Jahren ein Pfund Gries pro Monat zusteht und jede Person monatlich Anspruch auf „ein halbes Pfund Zwiebel“ hat. Grundnahrungsmittel wie „Kartoffel, Milch und Brot“ wurden streng rationiert. Letzteres war zudem nicht immer „nahrhaft“ und in geschmacklicher Hinsicht nicht immer „einwandfrei“. Grundlage der rationierten Lebensmittelversorgung waren Milch, Kartoffeln und Brot. Beim Brot gab es das Problem, dass es nicht von besonders guter Qualität war. Auch das Fett war ein seltenes Gut. In einer Bekanntmachung des Bezirksamtes vom 7. Januar 1919 heißt es, dass es auf 50 Gramm pro Person reduziert war.³¹

Auch an Orangen und Zitronen fehlte es. Dies gab der ABB am 19. Mai 1919 in einer entsprechenden Meldung bekannt. Grund für diesen Missstand war, dass die entsprechenden Einfuhrgesuche nicht die erforderliche Bewilligung bekamen, da das entsprechende Versorgungsgebiet aus der Sicht der zuständigen Behörden zu klein war. Die Meldung endet mit den Worten: „Finanzpolitische Erwägungen lassen übrigens die Einfuhrbewilligung auch weiterhin nur im sehr beschränkten Umfang zu und nur dann, wenn es sich um die Belieferung größerer Gebiete handelt.“³²

Wie rar die notwendigen Grundnahrungsmittel waren, zeigt auch, dass eine Kommission gebildet wurde, um eine ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit Milch zu gewährleisten. Die Volksküche war eine weitere Maßnahme gegen den Hunger. Ihre Träger waren das Gewerkschaftskartell und der Erwerbslosenrat. Sie gab zunächst an Arbeitslose und Kurzarbeiter Essen zu höchst verbilligten Preisen aus. Um dieses lobenswerte Ziel zu erreichen, bedurfte es möglichst vieler Spenden. Einer der Spender war Otto Eisele, der Wirt der „Grünen Bettlad“. Er ließ den Betreibern der Volksküche eine großzügige Spende zukommen.³³ Das Ziel der Volksküche, eine

ausreichende Finanzierung zu garantieren, wurde erreicht, sodass die Minderbemittelten ab November 1918 täglich zwischen 11 und 13 Uhr die Möglichkeit hatten, eine warme Mahlzeit in Form einer Suppe auf der Grundlage von Bohnen, Kartoffeln, Gries, Gerste und Nudeln zu bekommen. Binnen kurzer Zeit stieß das Projekt „Volksküche“ auf breite Resonanz. Um noch einen größeren Kreis an Interessenten zu erreichen, war es beabsichtigt, die Karten im „Wochenblock“ zu verkaufen.

Um im Rahmen der Möglichkeiten die Selbstversorgung die Menschen mit Nahrungsmittel zu gewährleisten, bot die Gemeinde Kleingärten zur Verpachtung an.³⁴

Die Knappheit an Kohle und Koks

Nicht nur die Lebensmittel, sondern auch der Energieträger Kohle war knapp bemessen, wie es in einer Meldung des Acher- und Bühler Boten vom 8. Januar 1919 zum Ausdruck kommt. Deshalb war es unabdingbar, mit dem Gas sparsam umzugehen, was bislang nicht der Fall war. Schließlich reichte der Vorrat an Gas laut ABB nur noch eine Woche. Deswegen orientierten sich die für die Energieversorgung verantwortlichen Funktionsträger an einem Beschluss des Karlsruher Stadtrats und erlaubten die Benutzung von Gas nur zwischen 6.15 Uhr bis 7.45 Uhr am Morgen, „mittags zwischen 11 und 1 Uhr und abends zwischen 5 und 9 Uhr“.

Das Verbot der Benutzung des Gasbadeöfen und Gaszimmersöfen bestand zudem. Hinzu kam, dass es zu einem gehörigen Preisanstieg von Kohle und Koks kam, wie der ABB in seiner Ausgabe vom 20. Januar 1919 meldete: „Wie uns mitgeteilt wurde, sind die Preise für Kohle und Koks kolossal in die Höhe gegangen. Seit 1. Januar kosten Kohle per 10 Tonnen 200 Mark und Koks 250 Mark mehr.“³⁵

Auch im Sommer 1919 setzte sich der Engpass bezüglich Kohle und Koks fort. So hieß es in einer Meldung des Acher- und Bühler Boten vom 1. Juli 1919, dass eine nicht näher bezeichnete Fabrik in Achern stillgelegt werden musste. Die Entlassung von Arbeitern war die Folge davon.³⁶ Ferner wurde im ABB vom 2. Juli 1919 die Befürchtung geäußert, es sei sehr schwierig, wegen des Kohlemangels die Versorgung der Bevölkerung mit elektrischem Licht zu erhalten. Eine weitere Folge des Mangels an Kohle würde darin bestehen, dass die Menschen es im folgenden Winter sehr schwer haben würden, in ihren Wohnungen zu heizen.³⁷

Die heimkehrenden Soldaten

Ein weiteres Thema in der Zeit nach Ende des Ersten Weltkrieges war die Kriegerfürsorge. In einer entsprechenden Bekanntmachung des vorläufigen Ausschusses vom 20. Januar 1919 heißt es, dass eine ganze Reihe an entsprechenden Spenden eingegangen war. Trotzdem existierte ein weiterer entsprechender Bedarf. Entsprechende Sammelstellen befanden sich in den Häusern der Unitas Buchhandlung, der Sparkasse, des Bankhauses Wertheimer, des Kaufmanns Schedler, der Firma Wehr, des Kaufmanns Vollmer und der Firma Gebrüder Kuen. Ferner war der Umtausch von Uniformstücken eine Angelegenheit, welche die heimkehrenden Soldaten betraf.

Die erste Friedensweihnacht seit 1914

Trotz des ersten Weihnachtsfestes in Frieden fanden 1918 aufgrund der kriegsbedingten Schäden die Feierlichkeiten nur in einem eingeschränkten Maße statt. So heißt es im Acher- und Bühler Boten vom 24. Dezember 1918 über die Weihnachtsfeier des katholischen Gesellenvereins: „Es kann nur in bescheidener Form geschehen, da der große Saal noch nicht frei und wiederhergestellt“ ist. Auch wenn die Lage nach Ende des Ersten Weltkrieges als schwer zu bezeichnen war, so gab es vonseiten der Vereine das Bemühen, die Menschen für eine begrenzte Zeit von den Schwierigkeiten und Problemen abzulenken. So heißt es ferner in der erwähnten Ankündigung bezüglich der Weihnachtsfeier des katholischen Gesellenvereins: „Für reichhaltiges Programm ist gesorgt.“ Das Lichtspieltheater Achern warb in der Weihnachtsausgabe des ABB mit folgender Anzeige: „Das Lichtspieltheater Tivoli hat am 25. und 26. Dezember ein schönes und reichhaltiges Programm zusammengestellt. Von 3 bis 5 Uhr findet an den genannten Tagen das Lustspiel Hans Trutz im Glück und anschließend das weitere interessante Programm statt.“³⁸

Dass die Menschen in der schwierigen Zeit über gelungene kulturelle Darbietungen froh und dankbar waren, zeigt auch ein kurzer Bericht über den Kammermusikabend vom 6. Januar 1919 im Acher- und Bühler Boten vom 7. Januar 1919. Darin ist u. a. davon die Rede, dass die anwesenden Zuhörer von den gelungenen Darbietungen wie zum Beispiel den musikalischen Vorträgen des Herrn Hofschauspielers Renaud³⁹ noch „Tage und Wochen danach zehren“. Die Begeisterung war so groß gewesen, dass die Künstler sich zu Zugaben gezwungen sahen.

Zu den kulturellen Veranstaltungen in der Nachkriegszeit zählte auch der „dem Ernst der Zeit“ entsprechende Familienabend des katholischen Jugendvereins in Bühl. Auch hier gab es rezitierte Gedichte und musikalische Darbietungen. Ferner wurden zwei „kurze Lustspiele“ aufgeführt. Ebenfalls kündigte der Turnverein Achern in der Ausgabe des ABB vom 31. Dezember 1918 einen Unterhaltungsabend für die „heimgekehrten“ Krieger an.

Ein weiteres Problem stellte die Wiedereingliederung der heimkehrenden Soldaten in das Arbeitsleben dar. Nicht anders ist es zu erklären, wenn der badische Bauernverband laut Acher- und Bühler Bote vom 23. November 1918 die „Bauernmädchen“ ersuchte, von einem Umzug in die Stadt abzusehen und dort anfallende Bürotätigkeiten den heimkehrenden Soldaten zu überlassen.⁴⁰ Wie schwer es für sie war, zu Lohn und Brot zu kommen, zeigt auch die Meldung aus Achern vom 26. November 1918: „Volksausschuss Achern. Es meldeten sich bei unserer Arbeitsnachweisstelle Allerheiligen Straße 32 verschieden heimgekehrte Soldaten von hier und auswärts zwecks Erlangung von Dauerarbeitsstellen darunter auch 2 kaufmännische Büroposten und Gemeindebeamte. Leider können wir bisher nicht alle Arbeitssuchenden unterbringen, da seitens der Arbeitgeber keine Angebote gemeldet wurden.

Wir bitten nochmals alle hiesigen und auswärtigen Arbeitgeber uns offene Stellen stets zu melden.“⁴¹

Trotz der ernsten sozialen Situation wurde für die heimkehrenden Soldaten am 30. Dezember 1918 im Kronensaal eine Feier mit einem abwechslungsreichen Programm abgehalten. So gab es Darbietungen aus dem Bereich der Volksmusik. Ferner wurden Gedichte rezitiert. Jeder Soldat erhielt zudem von der Gemeinde ein Geschenk.⁴²

Ein weiterer Beleg für die schlechte soziale Lage der in Bühl und Umgebung lebenden Menschen war der Mangel an Wohnraum, da zwischen 1914 und 1918 keine einzige Wohnung mehr gebaut wurde. Zudem verstärkte die Truppeneinquartierung den Mangel an Wohnraum. Die beiden genannten Tatsachen hatten zur Konsequenz, dass es nach dem Ende des Ersten Weltkriegs einen Bedarf an 30 neuen Unterkünften gab. Um diesen Mangel wirksam „verwalten“ zu können, wurde eine Wohnungskommission gegründet. Ihr gehörten der Bürgermeister, der Stadtbaumeister sowie je ein Vertreter des Gemeinderats und der Mieter an. Jede freie Wohnung musste der Kommission gemeldet werden. Die Stadt hatte das Recht, nicht genutzten Wohnraum zu beschlagnahmen und

an Wohnungssuchende zu vergeben. Es sollte bis zum Jahr 1929 dauern, ehe es in Bühl und Umgebung wieder ausreichenden Wohnraum gab.⁴³

Das Fehlen von Nähfäden

Auch an Nähfäden mangelte es, so wie es in einer Meldung des ABB unter Berufung auf die entsprechenden Klagen der Bühler Hausfrauen und Näherinnen hieß. Der für diese Mitteilung verantwortliche Mitarbeiter des Acher- und Bühler Boten schenkte der Mitteilung der dafür zuständigen Zentralstelle in Berlin keinen Glauben, dass in Bälde eine Belieferung des Bezirks Bühl mit Nähgarn erfolgen soll. Die Meldung schließt mit der Bemerkung, dass der Mangel an Nähgarn den minderbemittelten Teil der Bevölkerung treffen würde.⁴⁴

Die ersten demokratischen Wahlen, die Friedensbedingungen und der Versailler Vertrag

Hier steht zunächst der Ausgang der Wahlen zur badischen bzw. deutschen Nationalversammlung im Vordergrund der Darstellung. Im zweiten Teil des Kapitels wird auf die Berichterstattung des ABB zu den Themen „Friedensbedingungen“ und „Versailler Vertrag“ eingegangen.

Die Wahlen zur badischen und deutschen Nationalversammlung

Bei den Wahlen zur Nationalversammlung vom 5. Januar 1919 ging das Zentrum als stärkste Fraktion hervor.

Dies löste im ABB eine Euphorie aus, wie man an der Titelseite vom 7. Januar 1919 „Der unerschütterliche Zentrumssturm“ erkennt. Diesem konnte weder der verlorene Erste Weltkrieg noch die Revolution etwas anhaben. Die Zentrums- partei, so der Verfasser, würde sogar nochmals gestärkt aus den Wahlen hervorgehen, da sie einen höheren Prozentwert erringen konnte, als dies jemals bei Wahlen zum badischen Landtag der Fall gewesen war. Der Verfasser des Artikels führte dies u. a. auf „die Frucht eifriger und zielbewusster Wahlarbeit der Frauen und Jungfrauen“ zurück. Zudem geht auch er mit den Verantwortlichen der Revolution vom November 1918 kritisch um, wenn er vor einer „roten Flut“ warnt und seine Genugtuung darüber äußert, dass „die unab-

hängige Sozialdemokratie kein Mandat durchgebracht“ hat. Auch bezeichnet er das Anwachsen der Stimmen der MSPD als „bedenklich“.

Ein anderer Artikel im Zusammenhang mit den Wahlen zur badischen Nationalversammlung hebt das Frauenwahlrecht hervor. Der entsprechende Verfasser macht sich dieses zunutze, um seine Freude über den Sieg der Zentrumsparlei zum Ausdruck zu bringen, und dankt den Wählerinnen und Wählern auf innige Weise: „Ja, der größte Dank, der euch zuteil werden konnte, liegt heute schon vor.“ Der Verfasser setzt seine Ausführungen nahezu missionarisch fort, wenn er schreibt: „Der christliche Gottesglaube hat in und durch Euch gesiegt gegen den Unglauben. Mit Eurer Hilfe haben wir gesiegt. Es wird und ist eine Mahnung des deutschen Vaterlandes: der badische Zentrumsturm.“⁴⁵ Trotz des sehr guten Abschneidens des Zentrums mahnte der Verfasser die Frauen, alles dafür zu tun, dass das Zentrum bei der Wahl zur deutschen Nationalversammlung in Berlin zur stärksten Fraktion wird. Ausdrücklich wendet er sich gegen die SPD, wenn er schreibt: „Der Sieg des Christentums wie überhaupt des ganzen Bürgertums liegt am 19. Januar wieder in Eurer Hand.“ Der Artikel schließt mit der polemisch anmutenden Aussage: „Wir, das christliche Bürgertum, die Zentrumsparlei zählen auf Euch. Oder soll der Sozialismus allein den Gesetzeskörper der Nationalversammlung bilden?“⁴⁶

Auch bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung ging die Zentrumsparlei im Wahlbezirk Bühl mit 11 286 Stimmen als stärkste Fraktion hervor. Es folgten die Sozialdemokraten. Sie erhielten 2845 Stimmen. Das Ergebnis der DDP betrug 1227 Stimmen gegenüber 1375 Stimmen bei den Wahlen zur badischen Nationalversammlung. Dagegen stieg der Anteil der Deutschen Volkspartei, und zwar von 72 bei den Wahlen zur badischen Nationalversammlung auf 152 bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung. Man kann festhalten: Die Weimarer Koalition, bestehend aus Zentrum, Deutsche Demokratische Partei und der MSPD, erhielt bei beiden Wahlen eine Mehrheit.⁴⁷

Die Auswirkungen des Vertrages von Versailles auf das Leben der Menschen in Bühl

Als der für Deutschland nachteilige Versailler Vertrag sich abzeichnete, kam es in Bühl erneut zu einem Schutzbedürfnis, dessen Ursachen in der schlechten Behandlung durch die Sieger des Ersten Weltkrieges zu sehen ist. Für die in Bühl und Umgebung lebenden Menschen stellte der Versailler Vertrag

einen „Katalog der Grausamkeiten“ dar. So gesehen ist es nicht verwunderlich, dass aufgrund der Empörung gegen die Bestimmungen des Versailler Vertrages am 18. Mai 1919 eine Protestversammlung der aufgebrachten Bühler Bürgerschaft stattfand. Der Zweck der Versammlung bestand darin, die einhellige Ablehnung des Versailler Vertrages zum Ausdruck zu bringen. Alle Teilnehmer zeigten sich über ihn empört, da er die Existenzmöglichkeiten des deutschen Reiches vernichte und dessen „wirtschaftliches Fortkommen damit dem Untergang geweiht“ war. Zudem äußerten viele, so der ABB vom 19. Mai 1918, die Befürchtung, dass der Versailler Vertrag „den Keim neuer blutiger Kriege“ in sich trägt.⁴⁸

In der Ausgabe des ABB vom 19. Mai 1919 wurde betont, dass die Friedensbedingungen der Entente „über die Grenzen des Machbaren“ hinausgehen. Trotzdem gebe es, so heißt es weiter, keine andere Möglichkeit zur Lösung der Krise als die Diplomatie: „Jetzt gilt es Ruhe zu bewahren und nach Verständigung zu streben.“ Nach Auffassung des für diesen Artikel verantwortlichen Redakteurs, sei es unerlässlich, sich damit abzufinden, dass „Opfer“ gebracht werden müssen, auch wenn der Friede „unannehmbar“ sei. Am Ende des Artikels betonte der Verfasser erneut, dass es zum Verhandlungswege keinerlei Alternativen gibt: „Je offener wir sprechen, je sachlicher wir die werdenden Dinge behandeln, desto leichter muss es für uns werden, über die Schwierigkeiten hinweg zu kommen. Wir alle wollen einen ehrlichen Frieden, wir alle wollen die Verständigung also zwischen uns und unseren Gegnern.“

Die Empörung gegen die sich abzeichnenden Friedensbedingungen einte auch in Bühl die Parteien der Weimarer Koalition aus DDP, Zentrum und SPD. Von einer entsprechenden gemeinsamen Veranstaltung berichtete der ABB in seiner Ausgabe vom 18. Mai 1919. Ihr Hauptergebnis war eine Resolution, die als überparteilicher Protest gegen die sich abzeichnenden Friedensbedingungen bezeichnet werden kann.

Zu Beginn der Verlautbarung kommt zum Ausdruck, dass alle Teilnehmer der Versammlung die vorliegenden Friedensbedingungen auf das Entschiedenste ablehnten. Ferner heißt es in der Resolution, das deutsche Volk sei bereit, harte Friedensbedingungen anzunehmen, nicht aber solche, die über seine „Kraft“ und „Ehre“ gehen. Auch wurde beklagt, dass die „14 Punkte des Wilsonschen Friedensprogramms“ von den Alliierten nicht berücksichtigt worden sind. Die Einsicht, dass das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verloren hatte, kam in der Verlautbarung nicht zum Ausdruck. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall, wenn es heißt: „Das deutsche Volk ist von

seinen Gegnern nicht besiegt sondern nur (aufgrund) der völkerrechtlichen Handlungsweisen, welche seine Gegner über dasselbe verhängten.“ Die Resolution endet so, wie sie angefangen hat, nämlich mit der Äußerung, dass das deutsche Volk Protest gegen den „Gewaltfrieden“ und der daraus folgenden „rechtlosen Stellung“ auf das „Schärfste“ ablehnt.⁴⁹

Nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages durch die deutsche Delegation setzte sich die Welle der Empörung gegen die Entente allen voran gegen Frankreich fort. Wie nahezu überall, war auch in der Ausgabe des ABB vom 30. Juni 1919 vom „Gewaltfrieden“ die Rede. Es passt zur feindlichen Stimmung gegenüber Frankreich, wenn der damalige französische Ministerpräsident Poincaré⁵⁰ bezüglich der Unterzeichnung des Versailler Vertrages durch die deutsche Delegation mit den Worten zitiert wird: „Ich habe 49 Jahre auf diesen Moment gewartet.“⁵¹

Nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages zog sich die DDP aus der Reichsregierung zurück. Ihr Vorsitzender Eugen Schiffer warf daraufhin den Funktionsträgern von Zentrum und den Mehrheitssozialisten „Heuchelei“ vor. Der Acher- und Bühler Bote warf in seiner Ausgabe vom 1. Juli 1919 dem Chef der DDP vor, es sei „leicht“, zum Frieden nein zu sagen, wo man schon wusste, dass der Friedensvertrag angenommen werden muss, will man nicht den völligen Untergang heraufbeschwören.“ Der Verfasser eines anderen Artikels im ABB vom 1. Juli 1919 hält der Deutschen Demokratischen Partei vor, mit dem Nein zum Versailler Vertrag und dem Ausstieg aus der Reichsregierung bewusst einen Keil zwischen dem „Zentrum“ und den „Mehrheitssozialisten treiben zu wollen, „um nach außen hin ihr Gesicht zu wahren“. Ferner heißt es im Artikel, die DDP würde den im Falle der Ablehnung des Versailler Vertrages drohenden Einmarsch der Truppen der Entente bewusst in Kauf nehmen, um auf diese Weise einen Schutz für ihre kapitalistischen Interessen zu haben.

Er zeigt für diese Haltung keinerlei Verständnis oder gar eine Zustimmung. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall, denn es heißt weiter im Artikel: „Diese Haltung darf den Demokraten nicht vergessen werden. Sie stellen im kritischsten Augenblick, den die deutsche Geschichte jemals sah und im Augenblick des mit einer Uhr auf deutschem Boden stehenden Feindes den Zusammenhalt der Regierung in Frage, was um so gefährlicher war, als hinter der Sprengung des Kabinetts der radikale Umsturz bereits lauerte, der sich der Beute bemächtigen wollte. Der Artikel endet mit der Bemerkung, dass die DDP vom „Egoismus des Geldsacks getrieben wurde“.⁵²

Als wohl bewusster Kontrast zu den erörterten Artikeln kann die Meldung des Acher- und Bühler Boten über eine Sitzung des Schopfheimer Ortsvereins der DDP vom 29. Juni 1919 angesehen werden. Darin heißt es, dass die versammelten Mitglieder ausdrücklich den Austritt der DDP aus der Reichregierung missbilligten.⁵³

Zusammenfassung

In Bühl entstanden wie andernorts auch neue Institutionen, wie u. a. ein Arbeiter- und ein Soldatenrat. Im Gegensatz zu Berlin und Bayern war Bühl von bürgerkriegsähnlichen Unruhen verschont. Die Lage der Bevölkerung war u. a. durch eine Knappheit an Nahrungsmittel gekennzeichnet. Sie wurden deshalb rationiert. Auch an Kohle und Koks fehlte es. Deswegen durften diese Energieträger nur zu bestimmten Zeiten in den Haushalten verwendet werden. Ein weiteres Problem stellten die heimkehrenden Soldaten dar. Sie mussten ihre Uniformstücke abgeben und in das Zivilleben, wie zum Beispiel auf dem Arbeitsmarkt, eingegliedert werden. Die Stimmung der Menschen war zum einen durch Dankbarkeit geprägt, weil sie die erste Friedensweihnacht seit 1914 erleben durften. Zum anderen gab es auch Stimmen, die Deutschland für nicht besiegt hielten.

Das kulturelle Leben nahm schon bald nach Kriegsende seinen Anfang, wie die beschriebenen Veranstaltungen der Vereine belegen.

Bei den ersten demokratischen Wahlen zur badischen bzw. deutschen Nationalversammlung stand die Redaktion des Acher- und Bühler Boten auf der Seite des Zentrums. Als sich die Friedensbedingungen bzw. der Versailler Vertrag abzeichneten, berichtete der ABB von der Empörung der Weimarer Koalition aus SPD, Zentrum und DDP. Nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages kam im ABB eine gegen die Entente, allen voran gegen Frankreich gerichtete Berichterstattung zum Ausdruck. Außerdem wurde von der Redaktion der genannten Zeitung Unverständnis gegen die DDP geäußert, die wegen der Unterzeichnung des Vertrages die Regierung verließ.

Anmerkungen

- 1 Der konservative Politiker Georg von Hertling lebte vom 31. August 1843 bis zum 4. Januar 1919. Er war ab 1912 Führer der Zentrumsfraktion und wurde nach dem Rücktritt von Michaelis 1917 zum Reichskanzler ernannt.
Von Hertling war ein entschiedener Gegner des Parlamentarismus. Er trat von seinem Amt zurück, nachdem Kaiser Wilhelm II. das parlamentarische System 1918 einführte.
- 2 Prinz Max von Baden lebte vom 10. Juli 1867 bis zum 6. November 1929. Nach einer militärisch geprägten Karriere hatte er vom 3. Oktober 1918 bis zum 9. November 1918 das Amt des Reichskanzlers inne. Nach der Ausrufung der Republik durch den sozialdemokratischen Politiker Philip Scheidemann verzichtete Prinz Max auf das Reichskanzleramt.
- 3 Der sozialdemokratische Politiker Philip Scheidemann lebte vom 26. Juli 1865 bis zum 29. November 1939.
Er rief am 9. November 1918 nach dem Ende der Hohenzollern-Monarchie die Republik aus. Vom 3. Februar 1919 bis zum 20. Juni 1919 stand er als Ministerpräsident der ersten demokratisch legitimierten Reichsregierung aus SPD, Zentrum und DDP vor. Aus Protest gegen die Unterzeichnung des Versailler Vertrages trat er von seinem Amt zurück. Von 1920 bis 1925 war er Bürgermeister von Kassel.
- 4 Der letzte deutsche Monarch Kaiser Wilhelm II. lebte vom 27. Januar 1854 bis zum 4. Juni 1939. 1888 wurde er nach dem Tode von Friedrich II. deutscher Kaiser. Im Gegensatz zu diesem war Wilhelm II. alles andere als liberal und fortschrittlich. Nach der Ausrufung der Republik durch Philip Scheidemann dankte er ab und begab sich in das Exil im niederländischen Doorn.
- 5 Acher- und Bühler Bote (ABB) vom 9. November 1918. Es sei grundsätzlich angemerkt, dass der ABB dem Zentrum sehr nahe stand.
- 6 General Erich Ludendorff lebte vom 9. April 1865 bis zum 20. Dezember 1937. Während des Ersten Weltkrieges war er Generalstabschef der 8. Armee unter Paul von Hindenburg. Nachdem Deutschland im Ersten Weltkrieg besiegt worden war, verbreitete Ludendorff die „Dolchstoßlegende“. Sie beinhalten die Lüge, dass Deutschland und die deutschen Soldaten nicht von den feindlichen Truppen der Entente, sondern von den Revolutionären im eigenen Lande den „Dolch“ in das Herz gestoßen bekamen. Im Gegensatz zu von Hindenburg war Ludendorff während seines ganzen Lebens ein Feind der ersten deutschen Demokratie. Deshalb beteiligte er sich am Bürgerbräukeller-Putsch der Nationalsozialisten vom 8. November 1923.
- 7 Siehe: ABB vom 9. November 1918.
- 8 Vgl.: ABB vom 11. November 1918.
- 9 A. a. O.
- 10 Der Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg lebte vom 2. Oktober 1847 bis zum 2. August 1934. Neben Erich Ludendorff war er die oberste Heeresleitung. Beide übten mit Billigung von Kaiser Wilhelm II. die Regierungsgewalt auf diktatorische Weise aus. Aufgrund des Sieges der Schlacht bei Tannenberg in Ostpreußen im Sommer 1914 entstand um seine Person ein Verehrungskult und Mythos. 1919 zog er sich aus dem Militärdienst in das Privatleben zurück. Nach dem Tode von Friedrich Ebert wurde er 1925 zum Reichspräsidenten gewählt. Zur Überraschung vieler Zeitgenossen stand er der Weimarer Verfassung loyal gegenüber. 1932 wurde er als Reichspräsident wiedergewählt.
- 11 Siehe: ABB von 2. Juli 1919.
- 12 A. a. O. vom 9. November 1918.
- 13 Über Heinrich und Gustav Röger sind mir keine Daten bekannt.
- 14 Vgl.: ABB vom 7. Januar 1919.
- 15 So auch: ABB vom 25. November 1918.
- 16 Harry Graf Kessler lebte vom 23. Mai 1868 bis zum 30. November 1937. Er war Kunstsammler, Mäzen, Publizist und Diplomat. Sein Versuch, für die Deutsche Demokratische Partei ein Reichstagsmandat zu erringen, scheiterte bei der Reichstagswahl vom 7. Dezember 1924. Die von ihm verfassten Tagebücher sind ein lebendiges Zeugnis deutscher Zeitgeschichte.
- 17 Über den Stadtkommandanten Wels sind mir keine Daten bekannt.

- 18 Ebenda. Harry Graf Kessler: Tagebücher. Tagebücher 1918 bis 1937. Hrsg. v. Wolfgang Pfeiffer-Belli. 1. Auflage, Frankfurt 1996, S. 76 ff.
- 19 Der letzte bayrische König Ludwig III. kam am 7. Januar 1845 zur Welt und starb am 18. Oktober 1921 in seinem ungarischen Exil. Er war 1912 Prinzregent und bestieg am 5. November 1913 als letzter Monarch der Wittelsbacher den Königsthron. Er war sehr volkstümlich und erhielt deshalb den Beinamen „der Milchbauer von Vaterstetten“. Nach Ausrufung des „Freistaat Bayern“ erklärte Ludwig III. seinen Thronverzicht und floh nach Ungarn.
- 20 Kurt Eisner lebte vom 14. Mai 1867 bis zum 21. Februar 1919. Der Münchner Arbeiter- und Soldatenrat wählte ihn am 8. November 1918 zum bayerischen Ministerpräsidenten. Der überzeugte Sozialist stand einem Kabinett aus SPD- und USPD-Mitgliedern vor. SPD und USPD verloren die bayrische Landtagswahl vom 12. Januar 1919. Eisner wurde, als er sich zum Landtag begeben und dort seinen Rücktritt erklären wollte, auf dem Wege dorthin von dem antisemitisch und rechtsextremistisch gesonnenen Grafen Anton Arco-Valley erschossen.
- 21 Anton Graf von Arco-Valley lebte vom 5. Februar 1897 bis zum 29. Juni 1945. Er gehörte dem rechtsextremen und antisemitisch gesonnenen Thule-Bund an und sympathisierte mit den Monarchisten und Nationalsozialisten. Traurige Berühmtheit erhielt Arco-Valley dadurch, dass er den bayrischen Ministerpräsidenten Eisner am 21. Februar 1919 erschoss. Ein Sondergericht verurteilte ihn am 16. Januar 1920 zum Tode. Die Todesstrafe wurde vom damaligen bayerischen Justizminister Ernst Müller-Meinigen (DDP) in lebenslange Festungshaft umgewandelt, da dieser Valleys „nationale Gesinnung“ achtete. Valley kam im Rahmen der Hindenburg-Amnestie von 1925 aus Anlass des 80. Geburtstags des Reichspräsidenten bereits 1925 auf freien Fuß.
- 22 So auch: ABB vom 23. November 1918.
- 23 Ebenda: Gartner, Suso: Der Bühler Arbeiter- und Soldatenrat. In: Chronik der Stadt Bühl. Bd. 2 (1848–1973). Hrsg. v. d. Stadt Bühl. Bühl 1999, S. 161–166.
- 24 Ebenso ABB vom 25. November 1918.
- 25 A. a. O. vom 27. November 1918.
- 26 A. a. O.
- 27 A. a. O.
- 28 Siehe ABB vom 24. Dezember 1918.
- 29 A. a. O.
- 30 Siehe: Chronik der Stadt Bühl, Bd. 2.
- 31 Ebenso: ABB vom 7. Januar 1919.
- 32 A. a. O. vom 19. Mai 1919.
- 33 Über Otto Eisele und die Höhe seiner Spende sind mir keine Angaben bekannt.
- 34 A. a. O. vom 23. November 1918.
- 35 A. a. O. vom 20. Januar 1919.
- 36 A. a. O. vom 1. Juli 1919.
- 37 A. a. O. vom 2. Juli 1919.
- 38 A. a. O. vom 24. Dezember 1918.
- 39 Über den Hofschauspieler Renaud sind mir keine persönlichen Daten bekannt.
- 40 A. a. O. vom 23. November 1918.
- 41 A. a. O. vom 26. November 1918.
- 42 A. a. O. vom 30. Dezember 1918.
- 43 Vgl. Hoffmann, Marion: „Lieber eine Laus im Kraut als gar kein Fleisch“ – Wie die Bühler Bevölkerung den Ersten Weltkrieg erlebte. In: Chronik der Stadt Bühl. Bd. 2 (1848–1973). Hrsg. v. d. Stadt Bühl. Bühl 1999, S. 147–160, hier S. 156.
- 44 Ebenso: ABB vom 27. November 1918.
- 45 A. a. O. vom 7. Januar 1919.
- 46 A. a. O.
- 47 A. a. O. vom 20. Januar 1919.
- 48 Chronik der Stadt Bühl. Bd. 2; ABB vom 19. Mai 1919.
- 49 A. a. O.

- 50 Der französische Ministerpräsident Raymond Poincaré lebte vom 20. August 1860 bis zum 15. Oktober 1954. Er gehörte der konservativen Partei an und war viermal Ministerpräsident. Poincaré war Deutschland gegenüber aufgrund der Niederlage Frankreichs im deutsch-französischen Krieg der Jahre 1870/71 und den damit verbundenen leidvollen Erfahrungen feindlich gesonnen.
- 51 Ebenda: ABB vom 30. Juni 1919.
- 52 A. a. O. vom 1. Juli 1919.
- 53 A. a. O.

Oberharmersbach zu Beginn der Weimarer Republik 1918–1923

Karl-August Lehmann

Einleitung

Die Gemeinde hat ungefähr 2000 Einwohner, 3 prot. Familien, 4 Schulhäuser, 7 Lehrer, 370 Kinder, 10 Wirtshäuser, 308 Wohnhäuser [...] im Rathaus 1 Bürgermeister, 1 Ratschreiber, 1 Hilfsratschreiber, 1 Rechner, 1 Ratsdiener.¹ So nüchtern beschreibt Pfarrer Johann Busse nach dem Ersten Weltkrieg seine Pfarrgemeinde, die er von 1911 bis 1927 betreute. Diese Gemeinde versuchte nun nach über vier Kriegsjahren zum Alltag in Friedenszeiten zurückzukehren. Not und Entbehrungen hatten die letzten Monate und Jahre bestimmt, dazu kam die dauernde, quälende Ungewissheit um das Schicksal des Ehemannes, des Vaters, des Bruders.

Daher schien die Nachricht über die Unterzeichnung des Waffenstillstandes am 11.11.1918 im Wald von Compiègne für die meisten Familien wie eine Erlösung zu sein. Knapp eine Woche später kehrten die überlebenden Soldaten in ihr Heimatdorf zurück. Pfarrer Busse traf mit einem einzigen Satz die wohl vorherrschende Stimmung: *Unsere Heere haben Ungeheures geleistet und sind nicht besiegt, aber zusammengebrochen.*²

Die Bevölkerung hatte daher einen überwältigenden Empfang vorbereitet. Zwei prächtig verzierte Tannen sowie zwei Triumphbögen, einer beim Bahnhof Dorf und der andere beim Rathaus, waren erstellt worden, mit dem Schriftzug *Herzlich willkommen und Dank Euch ihr mutigen Krieger, Herzlich willkommen in der Heimat.*³

Schwieriger Neubeginn

Der Dankgottesdienst am 15.12.1918 und die Gefallenfeier einen Tag später zeigten, dass die Freude über die glückliche Heimkehr nur kurz die Trauer über die gewaltigen Opfer des Krieges verdrängt hatte.

416 Männer der Jahrgänge 1869 bis 1900 hatten an den verschiedenen Fronten gestanden. Nach damaligem Informationsstand waren 75 gefallen und 11 galten noch als vermisst. In Gefangenschaft waren noch 35 Soldaten.⁴ 20 Kriegerwitwen standen mit ihren 47 unmündigen Kindern alleine da. 25 El-

ternpaare trauerten um einen oder mehrere Söhne. 31 ehemalige Soldaten waren jetzt Rentenempfänger. Sie mussten in einem teilweise demütigenden Papierkrieg um den „Dank des Vaterlandes“ kämpfen, d. h. um ihre Anerkennung auf Erwerbsunfähigkeit oder zumindest deren Einschränkung wegen Kriegsverletzung. Pfarrer Busse zeichnet zum Jahresende ein düsteres Bild:

*Das Jahr 1918 hat uns die bittersten Enttäuschungen gebracht, einen Umschwung und Entwicklungsgang des Krieges u. d. Politik, die kein gewöhnlicher Mensch ahnen konnte. Kaiser weg, Könige weg, Landesfürsten weg, die Militärmacht zusammengebrochen, alles wankt und schwankt unter d. Füßen. Was soll noch aus uns werden?*⁵

Die wirtschaftlichen Probleme waren mit dem Ende des Krieges nicht beseitigt und wurden durch die beginnende inflationäre Entwicklung allmählich noch verschärft. Für viele Oberharmersbacher Familien bestimmte der Kampf ums Überleben im wahrsten Sinne des Wortes den Alltag. Nicht wenige traf die damals schlimm grassierende Grippe. Die Schulen waren zum Ende des Jahres 1918 geschlossen, um die Ansteckungsgefahr wenigstens etwas einzudämmen. Zusätzlich geschwächt durch Fehl- und Mangelernährung, starben mindestens 12 Menschen an den Folgen der Epidemie.⁶

In dem überwiegend landwirtschaftlich geprägten Ort waren Mangel und ausreichende Versorgung äußerst ungleich verteilt. Vor allem die Tagelöhnerfamilien hatten unter der aktuellen wirtschaftlichen Not zu leiden. Sachwertbesitzer, wie z. B. die Landwirte, waren im Vorteil und von Preissteigerungen im Lebensmittelbereich weniger betroffen. In fast allen Bauernfamilien gab es zumindest ein erträgliches Auskommen, wenn auch Ernteauffälle durch Spätfröste oder Trockenheit hin und wieder für materielle Engpässe sorgten. In Zeiten des Schwarzmarktes, der weiter blühte – man redete auch vom „Schleichhandel“ – waren Nahrungsmittel eine verlässliche Handelsgröße, vor allem Schnaps gewann damals als Tauschware gegen andere Bedarfsartikel des Alltags an Bedeutung. Immer wieder festgesetzte Höchstpreise, wie sie der „Kommunalverband Ortenau Land“ zu diktieren versuchte, erwiesen sich als nutzlos.⁷

Über die Arbeitslosigkeit, die in anderen Regionen stark zunahm, nicht zuletzt wegen der heimkehrenden Kriegsteilnehmer, die wiederum die in vielen Bereichen der Wirtschaft und des öffentlichen Lebens eingesetzten Frauen wieder verdrängten, gibt es für Oberharmersbach keine verlässlichen Zahlen.

Dass das Problem der Erwerbslosigkeit eine fast zu vernachlässigende Größe war, mag auch der wirtschaftlichen Struktur der Gemeinde geschuldet sein, weil damals noch *in der Landwirtschaft und der Waldwirtschaft alle verfügbaren Kräfte gebraucht*⁸ wurden. Über die damals in diesem Bereich ausbezahlten Löhne gibt es keine Zahlen, meist dürften die Arbeitskräfte dafür Naturalien – Lebensmittel – erhalten haben.

Von den unmittelbaren politischen Nachkriegswirren, die vor allem in den Städten um sich griffen, blieb der abgelegene Ort weitestgehend verschont. Zwar geisterten allerlei Schreckensmeldungen über Unruhen in Hamburg und anderswo durch den Ort – Folge einer nur unzureichenden Informationslage –, aber die dadurch verursachte Panik währte nur kurz. Die Gemeinde bot dennoch 1918 eine Volkswehr auf, die aber rasch wieder aufgelöst wurde. Man fürchtete tatsächlich die Spartakisten, die möglicherweise auch hier im Tal ihr Unwesen treiben könnten. 1920 bestand noch kurz eine Gemeindefwehr mit 73 Mitgliedern. Diese war mit 73 Gewehren und 1200 Schuss Munition ausgerüstet.⁹

Allerdings waren die Auswirkungen der Unruhen zu spüren. Wegen des Kohlemangels fuhren Züge nur unregelmäßig, wichtige Lieferungen blieben immer wieder aus. Gleichzeitig stieg die Kriminalität:

*Das Eigentum ist gefährdet, durch Diebstahl, Raub, Plünderung. Bahnwagen werden aufgebrochen, Pakete verschwinden. Betrügereien werden ausgeführt.*¹⁰

Trotz allem versuchten die Menschen an den Alltag der Vorkriegszeit anzuknüpfen. Nach und nach fanden sich die Vereine der Vorkriegszeit zusammen, Sänger und Musiker traten wieder auf.

Selbst die „Freiwillige Bürgerwehr“ als Traditionsverein hatte am Fronleichnamstag 1919 ihren ersten Auftritt in farbenfroher Tracht, aber *sie geht mit Hinterladern*.¹¹

Am Fest des Kirchenpatrons („Gallustag“, 16.10.; Feier am Sonntag, 19.10.1919) beteiligten sich beim Einmarsch in die Kirche 25 Musiker und 36 Mitglieder der Bürgerwehr. Im Dorf herrschte an jenem Sonntag fast schon wieder die Stimmung wie in den Vorkriegsjahren, denn *das Karussell hat die Feier sehr gestört*.¹²

Hin und wieder suchte man nach Ablenkung, vielleicht auch um zu vergessen. Pfarrer Busse beklagte die *Tanzwut* und das *Wüsttun*, das trotz der schrecklichen Erlebnisse immer mehr um sich greife.¹³ Mit gesetzlichen Maßnahmen versuchten die Badische Landesregierung und die Gemeinde, solche

vermeintlichen oder tatsächlichen Ausschweifungen zu unterbinden:

Trotzdem wir gegenwärtig in einer Zeit der tiefsten nationalen Erniedrigung leben, finden überall in Dorf und Stadt Vergnügungen, insbesondere Tanzbelustigungen statt und werden in den Zeitungen, was fast noch schlimmer ist, öffentlich angekündigt. Es ist dies ein Beweis, wie wenig sich die Masse unseres Volkes über den furchtbaren Ernst und das Beschämende unserer Lage klar ist. Auch besteht die Gefahr, dass unsere Feinde...die vielen Vergnügungsanzeigen als Unterlage dafür benützen, dass unsere wirtschaftliche und unsere Ernährungslage nicht so schlimm sein können, wenn das Volk sich in dieser zügellosen Weise den Vergnügungen hingibt. Der Feind kann aus diesem Treiben ohne weiteres folgern, dass unsere Versorgung mit Lebensmitteln nicht so brennend sei, und dass Deutschland zur Leistung noch größerer Kriegsschädigungen tragfähig genug sei [...]»⁴

Entsprechend waren in jenem Jahr Fastnachtsveranstaltungen und das Tragen von Masken verboten.

Demokratische Akzente

Nicht nur die wirtschaftliche Not, auch die unsichere künftige politische Entwicklung trieb die Menschen um. Für die bevorstehenden Wahlen zur Nationalversammlung hielten die Parteien Wahlveranstaltungen ab. Stark vertreten in der stockkatholischen Gemeinde war natürlich das Zentrum, Auftritte anderer Parteien schienen kaum der Erwähnung wert. Große Begeisterung durfte keine politische Organisation erwarten, denn die Menschen hatten andere Sorgen. So hielt sich der Andrang der Besucher in Grenzen.¹⁵

Die erste Wahl im neuen demokratischen Umfeld bestätigte im Wesentlichen die politischen Kräfteverhältnisse der Kaiserzeit. Daran änderten auch die erstmals wahlberechtigten Frauen nichts, die wohl eher konservativ wählten und nicht die Partei favorisierten, die sich jahrelang für das Frauenwahlrecht eingesetzt hatte. Immerhin hielten sie eigene Wahlveranstaltungen ab.

Das Zentrum behauptete seine überragende Stellung, die Parteien der „Weimarer Koalition“ (SPD, Z, DDP) erhielten auf lokaler Basis stets stabile Mehrheiten. Die dominierende Rolle des Zentrums und die Ergebnisse für die anderen Parteien liegen auf der Hand:

In dem katholischen Ort ließen sich die Protestanten an zwei Händen abzählen. Neben kleineren Handwerksbetrieben,

Wahlberechtigte/ Wahlbeteiligung (absolut/prozentual)	Z	SPD	DDP	DVP	DNVP	KPD	Son- stige
Landesnationalwahl 05.01.1919 1055/957/90, 7%	776 81,1	132 13,8	30 3,1	–	–	–	19* 2,0
Wahl zur Verf. Versammlung 19.01.1919 1055/953/90, 3%	782 81,9	133 14,1	36 4,0	–	–	–	2
Reichstagswahl 06.06.1920 1145/757/66, 1%	634 83,7	60 7,9	46 6,1	6 0,8	2 0,3	–	7* 0,9
Landtagswahl 30.10.1921 1142/752/65, 8%	689 91,6	28 3,7	25 3,3	2 0,3	3 0,5	4 0,6	–

Z = Zentrum; SPD = Sozialdemokratische Partei Deutschlands; DDP = Deutsche Demokratische Partei; DVP = Deutsche Volkspartei; DNVP = Deutschnationale Volkspartei; KPD = Kommunistische Partei Deutschlands

* USPD (Unabhängige Sozialdemokratie; im Gegensatz dazu bezeichnete sich die SPD in jenen Jahren auch als MSPD – Mehrheitssozialdemokratie). Die USPD spaltete sich 1917 von der SPD ab, unter anderem wegen der Bewilligung weiterer Kriegskredite. 1922 hatte die USPD ihren Einfluss verloren. Gemäßigte Kräfte wanderten zur SPD ab, die radikaleren zur KPD.

überwiegend in der Holzverarbeitung angesiedelt, und einigen Händlern fehlten in der Talgemeinde Industriebetriebe. Entsprechend zahlenmäßig gering war der Anteil der Arbeiterschaft. Die Zahl der Beschäftigten in der Landwirtschaft lag noch bei rund 60 Prozent. Diese wählten traditionell eher konservativ.

So ist es nicht erstaunlich, dass die SPD nur bei der Wahl zur Nationalversammlung 1919 ein zweistelliges Ergebnis erreichte. Auch die Liberalen verharrten im einstelligen Bereich. Das linke Lager blieb ohne Bedeutung, am rechten Rand gelang es der DNVP, einige Wähler zu mobilisieren. Inwieweit das Zentrum rechtes Potenzial gebunden hat, ist schwer zu sagen. Äußerungen von Pfarrer Busse belegen, dass auch in religiösen Kreisen stockkonservativ, nationalistisch und deutlich antisemitisch gedacht wurde.

Auffällig ist, dass das Zentrum zu Beginn der Weimarer Republik und in den 1920er Jahren¹⁶ trotz stark schwankender Wahlbeteiligung eine relativ stabile Wählerschaft aufwies. Die konfessionelle Bindung gab dem Zentrum den besagten entscheidenden Rückhalt.

Auch auf lokaler Ebene bahnte sich eine Zäsur an. 26 Jahre hatte Landolin Jilg, Kornbauer vor Hagenbach, die Geschicke der Gemeinde geleitet und brachte es somit auf die bis dahin längste Amtszeit eines Bürgermeisters. Jetzt wollte *der konservative Mann sich in die neuen Verhältnisse nicht mehr hineindenken und ihnen Rechnung tragen*.¹⁷ Er dankte ab.

Am 20.01.1920 wählte die Gemeinde einen neuen Bürgermeister. Lukasbauer Fridolin Lehmann erhielt 366 Stimmen, auf Bäckermeister Cölestin Läufer entfielen 269 Stimmen, 18 Stimmen verteilten sich auf weitere Personen. Mit Fackelzug, Böllerschüssen, Musikständchen, Chorgesang, Feierreden und Zutrink feierte man das Wahlergebnis.

Hilfe in der Not

Mit Bangen und Befürchtungen treten wir in das neue Jahr.¹⁸ Pfarrer Busse schien beinahe hellseherische Fähigkeiten zu besitzen, als er seine Aufzeichnungen zu Beginn des Jahres 1920 fortsetzte. Doch zuerst freute sich die Bevölkerung über die Heimkehr der letzten Kriegsgefangenen. Aus diesem Anlass plante die Gemeinde ein Fest. Es sollte nach der Fastenzeit am Ostermontag stattfinden. Ein Festausschuss mit *Bürgermeister, Gemeinderäte, Hauptlehrer, Ortspfarrer, Beamte der Sparkasse und der Kommandant der Freiwilligen Bürgerwehr*¹⁹ organisierte das Fest.

Obwohl es an dem Festtag *Bindfäden regnete*, waren die Häuser beflaggt und geschmückt. Die Vereine rückten zum gemeinsamen Gottesdienst aus, am Nachmittag zog der Festzug ins Obertal. In manchen Gaststätten wurde sogar *ein bißchen getanzt, aber nicht offiziell*. Für jeden Heimkehrer gab es 50 Mark aus der Gemeindekasse, dazu Berechtigungsscheine für den Bezug von zwei Pfund Ochsenfleisch und 5 Brezeln.

Tags darauf gedachte die Gemeinde nochmals der Toten des Krieges.

Die Feier übertünchte die tatsächliche Not. Schon im Vorfeld des Festes hielt man eine öffentliche Sammlung für die Kriegsteilnehmer ab. Viele kämpften selbst um die alltägliche Nahrung, so war *das Ergebnis nicht glänzend*.²⁰

Der Alltag zeichnete dieses Bild nach: *Hochzeiten finden meistens auswärts statt, nur noch die standesamtliche Trauung wird hier abgehalten. Die Kosten eine Hochzeit zu halten laufen für die Brautleute selbst zu hoch wie auch für die übrigen Teilnehmer*.²¹

Die Gemeinde selbst versuchte die ärgste Not zu lindern. Vor allem der Bedarf an Wohnungen war enorm gestiegen. Viele Ehen waren trotz der Kriegsjahre geschlossen worden und die Ehefrauen blieben bis zum Friedensschluss bei ihren

Eltern. Jetzt, nach Rückkehr der Soldaten, suchten sie eine eigene Wohnung, der Mangel verschärfte sich.

Um dem abzuhelfen, kaufte die Gemeinde am Eingang des Jedensbachtals ein Grundstück und errichtete im Jahre 1923 ein langgestrecktes Gebäude mit sechs Wohnungen.²² In der Ortsmitte ergab sich die Möglichkeit, die ehemalige Pfarrscheuer zu erwerben, *die zwischen der Brauerei Dürrholder (gemeint ist die Gaststätte, der Verf.) und der Bärenscheuer und dem Haus des Fridolin Isenmann und der Pfarrmatte an der Kreisstraße stand.*²³ In dem großen Gebäude fand die Spar- und Darlehenskasse ihre Geschäftsräume, außerdem wurden sieben neue Wohnungen geschaffen.

Um in der Ortsmitte zusätzlich Wohnraum zu gewinnen, regte die Gemeinde den Bau eines neuen Pfarrhauses an. Das bisherige trug auf dem Grundstein die Jahreszahl 1571. Dieses Gebäude erhielt die Gemeinde im Tausch gegen den zu errichtenden Neubau. Pfarrer Busse war dem Vorhaben nicht abgeneigt: *Die Gemeinde schöpft die Mittel aus dem Gemeindewald.*²⁴ Mit der Planung wurde im Frühjahr 1921 begonnen und im September 1923 zog Pfarrer Busse in das neue Pfarrhaus.²⁵

Für die Wiederbeschaffung der Glocken, die am 14.07.1917 aus dem Kirchturm geschafft worden waren,²⁶ stand die politische Gemeinde ein. Als Entschädigung hatte die Gemeinde selbst 4249 Mark erhalten. Dafür war natürlich kein neues Geläut zu erhalten. Die Gemeinde war gut beraten, als sie begann,

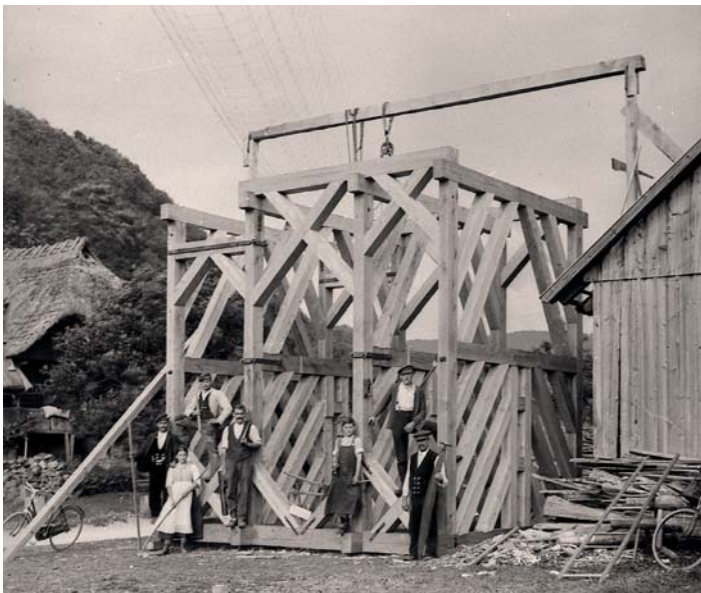


Abb. 1: Maßarbeit: Für das zu beschaffende Geläut wurde der neue Glockenstuhl konstruiert und zusammengebaut.

nach und nach den Rohstoff – Glockenbronze – zu horten und im Rathaus zu deponieren.²⁷

Als die Erlaubnis für die Neubeschaffung der Glocken vorlag, lief eine Haussammlung an. Gleichzeitig wurde das Metall am 17.08.1921 zur Firma Hamm nach Augsburg transportiert. Der erste Guss am 09.09.1921 in Augsburg misslang für eine Glocke. Sie wurde zu den anderen drei neuen Glocken im Januar 1922 nachgeliefert.²⁸

Der Glockenstuhl wurde neu angefertigt. Die Weihe des Geläuts erfolgte am 29.01.1921, am 03.02.1921 läuteten um 17 Uhr zum ersten Mal nach dem Krieg alle Glocken.

Symbolisch erwies die Gemeinde ihren Gefallenen mit der Errichtung des Kriegerdenkmales neben der Kirche die letzte Ehre. Auf den Tafeln aus hellem Sandstein sind alphabetisch die Namen von 75 Gefallenen (mit ihrem Todestag) und elf Vermissten aufgelistet.²⁹



Unter der Pietä erinnert die
Inscript an die Tragödie:

*Schmerzhaftes Mutter!
Erflehe den Toten die ewige
Ruhe,
den Lebenden Trost und Kraft.
Gewidmet von der dankbaren
Gemeinde
ihren im Weltkriege 1914–1918
gefallenen Söhnen.*

1922

Abb. 2: Gedächtnis: Die Gemeinde ließ für die Opfer des Weltkrieges ein Denkmal errichten. Die Tumba musste weichen, als die Namen der Vermissten des Zweiten Weltkrieges zusammengestellt wurden. An den Seitenwänden fand die Auflistung der Gefallenen (nach ihrem Todestag) Platz.

Die Inflation

Zuerst langsam, dann immer schneller machte sich die Geldwert-Entwertung bemerkbar. Pfarrer Johann Busse blickte sorgenvoll in die Zukunft:

*Was soll das neue Jahr bringen? Wie lange wird noch so fortgewurschtelt u. Papiergeld fabriziert, für das keine Deckung vorhanden ist, und in Saus und Braus gelebt?*³⁰

Die Ernährungssituation verschärfte sich, zum Einen, weil wichtige Anbaugelände durch die im Versailler Vertrag festgelegten Gebietsabtretungen weggefallen waren (z. B. die Provinz Posen als Hauptlieferant von Zuckerrüben; somit fehlte u. a. in vielen Haushaltungen der Einkochzucker für den Brotaufstrich), zum Anderen wegen verschiedener Ernteausfälle, verursacht durch die schlechte Witterung.

Manche Familien traf es sehr hart, dennoch war der Zusammenhalt in der Bevölkerung, zumindest was die tägliche Nahrung betraf, ausgeprägter als anderswo, und es gab immer wieder die Möglichkeit, durch „Tagelöhnern“ eine bescheidene Ration an Nahrungsmitteln zu erhalten.

In den Kommunen der Umgebung sah das mitunter schon anders aus. Im Kinzigtal überlegten manche Gemeinden ernsthaft, die Zahl der Feriengäste und die Dauer ihres Aufenthaltes zeitlich zu begrenzen, da man befürchtete, dass hier Hamsterfahrten zunähmen.³¹

Pfarrer Johann Busse wusste noch von einem ganz anderen Missetand zu berichten:

*Die Schweizer kommen ins badische Oberland, haben alles Mögliche zusammen gekauft und in die Schweiz geschleppt.*³²

Den Mangel versuchte die Verwaltung auch weiterhin durch Rationierungen bestimmter Nahrungsmittel in den Griff zu bekommen. Im Februar 1919 wurden folgende Mengen festgesetzt: 650 g Zucker, 125 g Marmelade, 125 g Kunsthonig, 125 g Gerstengraupe, 125 g Cichorie (Kaffeeersatz, der Verf.), 100 g Bohnenkaffee.³³ Kranke erhielten einen Karton Zwieback und Keks zusätzlich.

Man hätte ahnen können, dass diese Maßnahmen nicht greifen. Schon während der letzten Kriegsjahre verpufften Höchstpreisedikte nahezu wirkungslos, der Schwarzmarkt und der Tauschhandel gelangten auch jetzt zu neuer Blüte.

Jeder schien sich jetzt selbst der Nächste. Zwar gab es keine Plünderungen, die in manchen Städten durch politische Wirren begünstigt wurden, aber kleinere Diebstähle waren auch in

Oberharmersbach an der Tagesordnung. Eine Bereicherung versprachen sich manche durch Schiebereien großen Stils. Vor allem Schnaps war im Tal ein begehrtes Gut, das zum Teil sogar mit der Bahn verschoben, allerdings auch hin und wieder von der Polizei beschlagnahmt wurde. So berichtete die „Schwarzwälder Post“, dass die Menge einer „aufgeflogenen“ Schieberei ausgereicht hätte, *daß man ganz Zell a.H. beduselt machen könnte*.³⁴

Die Lohn- und Preissteigerungen entwickelten sich rasch weit auseinander. Während die Löhne sich maximal in den ersten beiden Nachkriegsjahren verzehnfachten, waren die Preise für manche Produkte um ein Vielfaches davon nach oben geschneit. Wer über Naturalien verfügte, stand auf der besseren Seite des Lebens. Schnaps stieg zur „Ersatzwährung“ auf, oder man ging zum Tausch über.

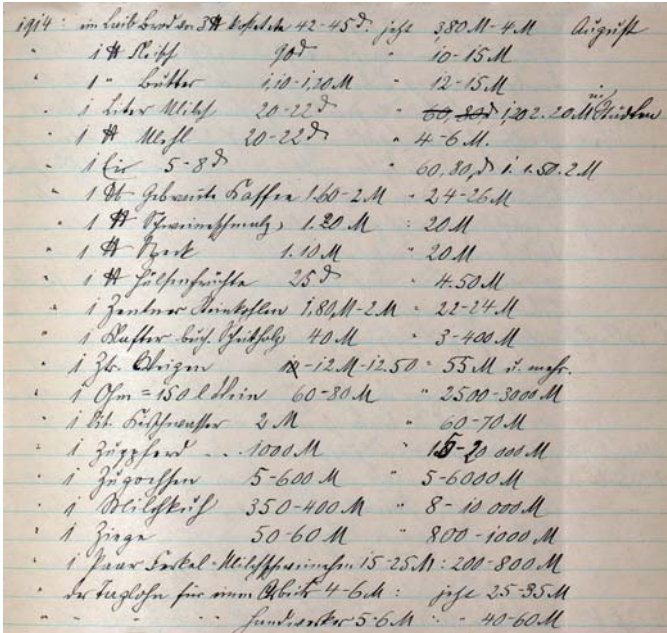
Im Harmersbachtal war das Brennen von Topinambur („Rossler“) untersagt. Da aber diejenigen Landwirte, die schon vor dem Krieg die „Rosskartoffel“ anbauten, jetzt wieder dieselben Flächen so nutzen durften und außerdem jedem Landwirt 10 Liter Weingeist als Hastrunk zustanden, gab es ausreichend Möglichkeiten, an das begehrte Tauschmittel zu kommen. Schwarzbrennen und das Zuckern der Maische waren auch durch hohe Strafen nicht in den Griff zu bekommen.

In jenen Jahren sahen sich die Menschen verstärkt nach anderen Nahrungsquellen um, wie ein Regierungserlass vom 03.02.1921 belegt. Zur Verhütung von Tierquälerei wurde untersagt, beim Fang der Frösche Rechen und dergleichen zu benutzen. Kindern unter 14 Jahren war das Fangen verboten, außerdem durften die Beine erst nach dem Töten der Frösche vom Rumpf getrennt werden.³⁵

Was bisher an Preissteigerungen zu spüren war, schien nur ein harmloses Vorgeplänkel zu sein für das, was sich im letzten Quartal 1922 und vor allem im Jahr 1923 abspielte. Glaubte der Eine oder Andere anfangs noch mit „Galgenhumor“ das Problem überspielen zu können – *Die Postgebühren sollen fortan nur noch jeden dritten Tag erhöht werden*³⁶ –, die Realität hatte auch diese vermeintlich lustigen Zeitgenossen bald eingeholt.

Der Verfall des Wertes der Mark an den Devisenmärkten beschleunigte sich, der US-amerikanische Dollar und der Schweizer Franken erreichten astronomische Höhen im Vergleich zur Mark.

Die Besetzung des Ruhrgebietes durch französische und belgische Truppen im Januar 1923 beschleunigte die Entwertung der Mark um ein Vielfaches. Jetzt fehlte nicht nur ein wichtiger Energierohstoff in ausreichender Menge, der durch



Vergleich von Pfarrer
 Johann Busse 1914–1920
 (von oben nach unten)

- Ein Laib Brot von
- 3 Pfund
- 1 Pfund Fleisch
- 1 Pfund Butter
- 1 Liter Milch (nach den Zahlen: 1,20, 2,20 M in Städten)
- 1 Pfund Mehl
- 1 Ei (nach den Zahlen: 1,50, 2 M; wohl auch in Städten, der Verf.)
- 1 Pfund gebrannter Kaffee
- 1 Pfund Schweineschmalz
- 1 Pfund Speck
- 1 Pfund Hülsenfrüchte
- 1 Zentner Steinkohlen
- 1 Klafter buch. Scheitholz
- 1 Ztr. Weizen (nach den Zahlen: u. mehr)
- 1 Ohm = 150 l Wein
- 1 Liter Kirchwasser
- 1 Zugpferd
- 1 Zugochsen
- 1 Milchkuh
- 1 Ziege
- 1 Paar Ferkel = Milchschweinchen
- Der Taglohn für einen Arbeiter
- Handwerker

Wert eines US-Dollars

30.03.1922	350 M
03.08.	770
31.10.	5000
05.05.1923	40000
30.05	62000
21.06.	130000
09.08.	4847000
08.09.	70000000
13.09.	100000000
02.10.	3000000000
23.10.	40000000000
23.11.	4210500000000

Brotpreis (1 500 g Schwarzbrot)

16.08.1922	22,50 M
31.10.	68,00
20.03.1923	585,00
02.06.	1 650,00
21.06.	6 000,00
21.08.	80 000,00
04.09.	215 000,00
15.09.	300 000,00
20.09.	1 600 000,00
18.10.	88 000 000,00
28.10.	4 500 000 000,00
05.11.	6 000 000 000,00
12.11.	90 000 000 000,00
22.11.	330 000 000 000,00

Wochenlohn eines Druckers bei der „Schwarzwälder Post“

25.07.1923	753 000 M
01.08.	1 166 000,00
07.08.	1 920 000,00
18.08.	36 595 000,00

die Verknappung noch teurer wurde, sondern die Reichsregierung ließ die Notenpresse noch schneller rotieren, um mit wertlosem Papiergeld den ausgerufenen Generalstreik zu finanzieren. Das Notgeld, das andernorts üblich war, ersetzte die Gemeinde Oberharmersbach durch Gutscheine, die sie in eigener Regie verteilte.³⁷

Der Stundenlohn im Jahre 1923 wuchs exorbitant:

Juni: 3000 Mark;

Juli: 50000 Mark;

*August 650000 Mark*³⁸

Dennoch blieben die Löhne weit hinter den Steigerungsraten der Lebensmittel und anderer Güter zurück. Pfarrer Busse notierte schon im Frühjahr: *1 Pfund Rindfleisch* [kostete; Anm. d. Verf.] *rund eine Million Mark, ein Fahrrad 130 Millionen, ein Schlachtochse 4–5 Milliarden.*³⁹

Der Ortspfarrer selbst litt auch unter der Not. Als er im Oktober an Exerzitien in Freiburg teilnahm, fuhr er mit dem Fahrrad über die Heidburg, da er das Geld für die Fahrkarte (400000000 Mark) nicht aufbringen konnte. Sein Gehalt reichte längst nicht mehr für die tägliche Nahrung. Vom benachbarten Metzger Joseph Lehmann erhielt er immer mal wieder ein Stück Fleisch, *Leute brachten Butter, Fleisch, Bratwürste, Brot, andernfalls hätte ich förmlich Hunger leiden müssen.*⁴⁰

Die Vorstellung, wie es in den Familien mit der damals größeren Kinderzahl um das tägliche Überleben aussah, fällt nicht allzu schwer. Über die Wintermonate 1922/23 und auch noch 1923/24 forderte die Grippewelle wieder mehr Tote, aber nicht mehr ganz so viel wie in den Jahren davor.

Gegen Ende des Jahres 1923 erreichte die junge Republik wirtschaftlich und politisch einen ersten Tiefstand. Pfarrer Johann Busse berichtet von *kuriosen Bocksprüngen*⁴¹ in München [gemeint ist der gescheiterte Hitler-Putsch, der Verf.]. Über die Reformen, die zur Gesundung der Wirtschaft und der Währung führen sollten, ist Pfarrer Busse geteilter Meinung:

*Viele Beamte in allen Zweigen der Verwaltung bis 15% wurden entlassen, die Gehälter gekürzt, die Arbeitszeit verlängert, der unglückliche schematische 8-Stunden-Tag beiseite geschoben, da man endlich, endlich zur Einsicht gekommen war, daß es ein Unsinn in seiner mechanischen Allgemeinheit ist. Alle diese Maßnahmen wurden aufgrund von Ermächtigungsgesetzen durchgeführt, eine furchtbare Härte gegenüber den Betroffenen.*⁴²

Am Ende des Jahres 1923 zeichnete Pfarrer Johann Busse ein pessimistisches Stimmungsbild, das so von vielen geteilt wurde:

So müssen wir vom alten Jahr Abschied nehmen in dem Bewusstsein, daß die Franzosen unsere Feinde sind, bewaffnet bis an die Zähne [...] eine zugezogene Saubande [im Ruhrgebiet; Anm. d. Verf.], die die Einheimischen ausplündert und drangsaliert. General de Metz hält über die Verbrecherbande seine schützende Hand [...] tun alles, um Deutschland nicht wieder auf die Beine kommen zu lassen [...]

Kriegs- und Inflationsgewinnler haben die Wirtschaft zugrunde gerichtet und viele Armen geschaffen [...] Es war ein Chaos von Geldscheinen der schlimmsten Art. Viele, die im Glauben wankten endeten mit Selbstmord. Unsere Regierung hat uns eine abscheulich-schmeckende Suppe eingebracht.⁴³

Anmerkungen

- 1 BPA, S. 126, Zur Geschichte der Kriegsjahre: Lehmann, Karl-August, Oberharmersbach während des Ersten Weltkrieges 1914–1918; in: Die Ortenau 94, 2014, 93–110
- 2 BPA, S. 91
- 3 BPA, S. 93
- 4 Die letzten Kriegsgefangenen wurden erst über den Jahreswechsel 1919/20 entlassen; s. Anm. 29.
- 5 BPA, S. 94
- 6 BPA, S. 96. Diese erste beschriebene Pandemie, die „Spanische Grippe“, eine weltweit grassierende Epidemie, brachte rund 20 Millionen Menschen den Tod. Verlässliche Schätzungen gibt es nicht, die Zahlen liegen zum Teil weit höher.
- 7 In der „Schwarzwälder Post“ aus diesen Jahren sind in nahezu wöchentlichem Rhythmus die vergeblich erlassenen Höchstpreisedikte nachzulesen.
- 8 BPA, S. 95
- 9 GA IX 11 Der Anführer der Volkwehr war Wilhelm Isenmann.
- 10 BPA, S. 97
- 11 BPA, S. 99 Das traditionelle Gewehr der Bürgerwehr war ein Originalnachbau eines Vorderladers. 1945 wurden diese Gewehre von der französischen Besatzungsmacht beschlagnahmt und vernichtet. Erst 1954 wurden Nachbildungen wieder beschafft.
- 12 BPA, S. 102. Das Karussell, fester Bestandteil der „Gallenkilwi“ (traditionell wurde jeweils auch ein Markt abgehalten), stand auf dem Platz vor der großen Kirchentreppe.
- 13 BPA, S. 97
- 14 GA IX 2/12 Anordnung des Ministeriums des Innern vom 08.02.1919. Öffentliche Veranstaltungen sollten nach Möglichkeit ganz untersagt werden.
- 15 BPA, S. 94 Otto Zuschneid aus Offenburg begrüßte bei einer Zentrumsveranstaltung *30 Mann im Gasthaus „Sonne“*. Dr. Wirth mobilisierte am 26.12.1918 auch nicht mehr interessierte Wähler.
- 16 Bei der Reichstagswahl 1930 eroberte die NSDAP in der bisherigen Zentrumshochburg 31,4%. Das Zentrum blieb aber bei freien und regulären Wahlen immer mehr oder weniger deutlich über 50%
- 17 BPA, S. 104
- 18 BPA, S. 107
- 19 BPA, S. 108
- 20 BPA, S. 102

- 21 BPA, S. 112. Es war damals üblich, zu Hochzeiten die gesamte Verwandtschaft und Nachbarn zur Hochzeit einzuladen, wo diese nach Herzenslust essen und trinken durften. Daher lasse man sich lieber auswärts trauen, um die immensen Kosten zu sparen, erklärt Pfarrer Busse die Neuerung.
- 22 Das Gebäude war und ist im Volksmund die „Arche“. Sie wurde im Juli 1923 fertiggestellt
- 23 BPA, S. 130
- 24 BPA, S. 121
- 25 Im ehemaligen Pfarrhaus fand damals Dr. Heitzler vorübergehend eine Bleibe. In späteren Jahren bis zum Abriss 1972 wohnten hier Ordensschwwestern, die auch eine Krankenstation unterhielten. Auf dem Gelände des ehemaligen Pfarr- bzw. Schwesternhauses wurde 1973 das Gebäude der Volksbank errichtet.
- 26 PA, Faszikel 17. Zwei Glocken, die der Großherzogliche Konservator auf das 15. Jahrhundert datierte, verblieben im Turm. Da man sich für ein komplett neues Geläut entschieden hatte, verkaufte die Gemeinde die beiden historischen Glocken nach Fischerbach bzw. Nordrach, wo sie bis auf den heutigen Tag läuten.
- 27 BPA, S. 114
- 28 Zur Geschichte der Glocken in der St.-Gallus-Pfarrkirche: Lehmann, Karl-August Harmersbach Die Gemeinde Oberharmersbach, Band II, 1991, S. 166–169
- 29 GA IX 10, 1920. Die Zahlen wurden in der Folgezeit nochmals korrigiert. Das Schicksal von mindestens drei Vermissten klärten aus der Gefangenschaft heimkehrende Soldaten. Jene waren auch gefallen. Gezählt wurden schließlich 77 Gefallene und neun Vermisste. Das Denkmal wurde im Frühjahr 1922 fertiggestellt und kostete 300000 Mark.
- 30 BPA, S. 118 (Januar 1921)
- 31 SP, 19.08.1922
- 32 BPA, S. 105
- 33 SP, 11.02.1919
- 34 SP, 01.05.1919
- 35 SP, 03.02.1921
- 36 SP, 11.05.1920
- 37 GA C VIII 1/5
- 38 BPA, S. 132; Löhne beim Bau des Pfarrhauses
- 39 BPA, S. 132
- 40 BPA, S. 133
- 41 BPA, S. 134
- 42 BPA, S. 134
- 43 BPA, S. 135

Nachweis der Tabellen

Lehmann, Karl-August, Harmersbach, Die Gemeinde Oberharmersbach, Band II, 1991, S. 35, 40

Abkürzungen

BPA Busse, Pfarrarchiv Oberharmersbach
GA Gemeindearchiv Oberharmersbach
SP Schwarzwälder Post

Kehl im letzten Kriegsjahr: Aus dem Tagebuch des Mathias Nückles V

Ute Scherb

Für die Zeitenwende 1918/1919, den Zusammenbruch des Kaiserreichs, die Revolution und die Einführung einer neuen Staatsverfassung, hat sich in Kehl eine einzigartige Quelle erhalten, die es ermöglicht, die Geschehnisse vor Ort aus einer ganz persönlichen Perspektive zu rekonstruieren: das Tagebuch von Mathias Nückles V.

Mathias Nückles V wurde am 16. August 1870 in Dorf Kehl¹ geboren. Im Mai 1896 heiratete er die aus demselben Ort stammende 22-jährige Magdalena Dilles. Das Paar hatte drei Kinder, die Töchter Magdalena und Elisabeth, im November 1896 und im Dezember 1897 geboren, sowie einen Sohn Albert, der im Februar 1904 auf die Welt kam. Bei ihm durchbrachen die Eltern die Tradition, jeweils dem ältesten Sohn den Vornamen des Vaters zu geben und in römischer Ziffer die Nummerierung anzufügen. Mathias Nückles V war wie fast alle Dorfbewohner Nebenerwerbslandwirt und arbeitete als Beamter beim Elektrizitätswerk im Hafen, wohin er allmorgendlich, auch sonntags, quer durch die Stadt mit dem Fahrrad fuhr. Die Familie wohnte in der Hauptstraße in Dorf Kehl. Auf seinem Heimweg kehrte er oftmals in einer der vielen an der Hauptstraße gelegenen Gaststätten ein, vorzugsweise im „Lappe“, womit das heute noch existierende Hotel „Zum Rebstock“ gemeint ist, oder ins



*Abb. 1: Unermüdlicher
Tagebuchsreiber:
Mathias Nückles V,
hier mit seiner
Frau Magdalena,
Foto von 1934*

„Scherers“, das längst untergegangene Gasthaus „Zum Ritter“. Nückles war ein sehr aufmerksamer Zeitgenosse; er sog die neuesten Nachrichten, die er entweder bei der Arbeit aufschnappte, der Zeitungslektüre entnahm oder abends beim Stammtisch erfuhr, begierig in sich auf und brachte sie am nächsten Morgen zu Papier. In seinem Tagebuch begann er jede Eintragung mit dem Wetterbericht, um anschließend alles niederzuschreiben, was ihn bewegte: die Ausbildung seiner Kinder, Begebenheiten auf der Arbeit, die Ernteergebnisse, familiäre Ereignisse, der Alltag an der sogenannten Heimatfront und nicht zuletzt die „große“ Politik. Sein Tagebuch verwahrte er im Schreibtisch in seinem Büro – ob er damit verhindern wollte, dass seine Frau oder seine Kinder die Notizen lasen, muss sein Geheimnis bleiben. Wenn er krank war oder sich Urlaub genommen hatte,² erfolgten zunächst keine Eintragungen, vielmehr fasste er bei Wiederaufnahme der Arbeit die Ereignisse der vergangenen Tage zusammen.

Es ist ein Glücksfall, dass gerade die Tagebücher der Jahre 1918 und 1919 erhalten geblieben sind. Eines davon galt lange als verloren und wurde in den 1950er Jahren zufällig auf einer Müllhalde entdeckt. Der Finder erkannte, was er da in Händen hielt, und gab dem Enkel des Tagebuchschreibers das Buch zurück.³ Dass die meisten Bände allerdings verloren gingen, liegt an der besonderen Geschichte Kehls am Ende des Zweiten Weltkriegs: Als die Stadt am 23. November 1944 in chaotischer Weise evakuiert wurde, konnten seine Angehörigen wie alle anderen Kehlerinnen und Kehler kaum mehr mitnehmen als das, was sie am Leibe trugen. Da gab es neben offiziellen Papieren und persönlichen Erinnerungstücken sicherlich Wichtigeres einzupacken als die schwergewichtigen Tagebücher von Mathias Nückles, der drei Wochen zuvor verstorben war.

Mathias Nückles' Tagebücher waren mit Sicherheit nicht für die Publikation bestimmt, sondern dienten einzig der Selbstreflexion. Deshalb sind sie für die historische Forschung von besonderem Wert, spiegelt sich doch darin tatsächlich der vielbeschworene Blick des „kleinen Mannes“ auf seine Umwelt und das Geschehen in der Zeitenwende 1918/19 in der kleinen Stadt am Rhein.

Von Erschöpfung gezeichnet: die Kriegslage im Jahr 1918

Mathias Nückles stattete jedes seiner Tagebücher mit einem kunstvoll gestalteten Frontispiz aus und betitelte sie. Den für diesen Beitrag herangezogenen Band bezeichnete er als „Tagebuch für das Friedensjahr 1918“. Die Friedenssehnsucht war



Abb. 2: Aufwändig gestaltet: das Tagebuch von Mathias Nückles

offenbar sehr groß, und die Hoffnung auf ein schnelles und glimpfliches Kriegsende schien nach der Oktoberrevolution 1917 in Russland und dem im Dezember geschlossenen Waffenstillstand zwischen den Mittelmächten und dem entstehenden Sowjetrußland in greifbare Nähe gerückt. Am 4. Januar 1918 notierte Nückles: „Heute, am 45. Geburtstage meiner Frau, beginnen in der russischen Festung Brest-Litowsk die Friedensverhandlungen. [...] Diesmal hat die englische Diplomatie versagt und die deutsche triumphiert.“⁴ Nückles, der die zeittypischen Ressentiments gegenüber den Entente-Mächten, vor allem gegenüber Frankreich und England, hegte, war überzeugt, dass die Mittelmächte (Deutschland, Österreich-Ungarn, das Osmanische Reich und Bulgarien) Russland die Friedensbedingungen aufzwingen könnten und anschließend die verbliebenen Alliierten quasi im Handstreich zu besiegen wären: „Nun, ich hatte [...] Vertrauen zu unserer obersten Heeresleitung und habe es nun auch zu unseren verantwortlichen Staatsmännern, die werden die Sache schon in's Reine bringen.“ Doch am nächsten Tag schon stellte er fest, „daß die Russen an uns unannehmbare Forderungen stellen“. Tatsächlich konterkarierte Leo Trotzki, der Leiter der sowjetischen Delegation, mit seiner hinhaltenden Taktik die Verhandlungen ganz bewusst, weil er mit einer baldigen Revolution in Deutschland rechnete, wodurch die Verhandlungsbedingungen natürlich deutlich verändert worden wären.⁵

In heute unvorstellbarer Arroganz fertigte Nückles wenige Tage später, am 11. Januar, das drei Tage zuvor vom amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson vorgestellte Vierzehnpunkte-Programm ab, das auf einen „Frieden ohne Sieg“ zielte. Wilson als überzeugter Pazifist hatte es lange verstanden, mit seinem Neutralitätskurs die USA aus dem Krieg herauszuhalten.

Erst im April 1917 trat Amerika aufseiten der Entente in den Krieg ein. In weiten Kreisen der deutschen Gesellschaft galt Wilson wegen seiner Haltung als wankelmütiger Schwächling – ein Standpunkt, den sich offenbar auch Nückles zu eigen gemacht hatte: „Der Affe Wilson hat wieder eine Brandrede vom Stapel gelassen, dieser fromme ‚Friedensengel‘ zeigt endlich der Welt sein wahres Gesicht. Ein größerer Schuft existiert nicht unter Gottes Sonne!“ Es muss unklar bleiben, wie viele Details der Rede bis nach Kehl gelangten. Sicher ist, dass Wilsons Forderung, Deutschland müsse nicht nur die besetzten Gebiete in Russland, Belgien und Frankreich räumen, sondern vor allem die Annexion von Elsass-Lothringen wieder rückgängig machen, auf wenig Gegenliebe gestoßen sein dürfte.⁶ Da half es nichts, dass Wilson in seinen späteren Erläuterungen ausführte, Deutschland dürfe in der künftigen Weltordnung innerhalb der Völkergemeinschaft nicht benachteiligt werden. Am 24. Januar 1918 lehnten die Mittelmächte das Programm rundweg ab. Die militärische Situation schien ihnen nach dem Waffenstillstand mit Russland durchaus aussichtsreich, und die Oberste Heeresleitung, also Hindenburg und Ludendorff, plante bereits eine neue Offensive an der Westfront.⁷ Gerade in Kehl waren die Vorbereitungen dafür deutlich zu spüren. Noch am 24. Januar trug Nückles folgende Beobachtungen in sein Tagebuch ein: „Zur Zeit haben wir wieder große Truppenbewegungen, der Urlaub ist auf 14 Tage gesperrt [...]. Es ist eine Bahnhofskommandantur errichtet worden. Ich glaube, die allgemeine deutsche Offensive hat begonnen, obgleich es in der offiziellen Depesche immer heißt ‚Von den Kriegsschauplätzen nichts Neues.‘“

Währenddessen herrschte in Russland Bürgerkrieg und es kam zu Unruhen, die Nückles als schlechtes Omen für den erhofften Friedensschluss wertete. Am 21. Januar schrieb er: „In Petersburg herrscht z. Zt. wieder Revolution, die Bolschewiki sind bei den Neuwahlen in der Minderzahl geblieben. In den Straßen knattern schon wieder die Maschinengewehre und das Blut fließt in Strömen. Was wird das Ende vom Liede sein? Die Friedensverhandlungen werden wieder zu Wasser werden.“ Allmählich wuchs aber auch sein Misstrauen gegenüber der eigenen Regierung, der er nun mangelnden Verhandlungswillen unterstellte: „Das ist der preußischen Junkersippschaft aber recht, so will es diese haben. Mit Männern wie Trotzki und Lenin will diese Bande keinen Frieden schließen. Ich glaube, denen wäre es das liebste, der Zar käme wieder ans Ruder, denn sie haben Angst, der Umsturz greift über die Grenze herüber.“ Ganz unrecht hatten sie damit nicht, wie sich knapp zehn Monate später zeigen sollte.



Abb. 3: Voller Siegeszuversicht: der Türke, der Deutsche, der Österreicher und der Bulgare

Trotzkis Position verschlechterte sich allerdings zusehends – zunächst durch den Friedensschluss mit der Ukraine, welcher den Deutschen den Zugriff zur dortigen „Kornkammer“ verhiel. Als die Mittelmächte den Waffenstillstand nicht mehr verlängerten und deutsche Truppen erneut an der Ostfront angriffen, gelang innerhalb weniger Tage ohne nennenswerten Widerstand die Besetzung des Baltikums, ganz Weißrusslands und der Krim.⁸ Schon am 20. Februar waren die Siegesnachrichten von der Eroberung des sogenannten Ostimperiums bis Kehl gelangt, wie Nückles am folgenden Tag notierte: „Gestern hing an der Post eine günstige Kriegsdepesche: die Unsrigen marschieren auf breiter Front auf Petersburg zu, sie haben schon wieder 200 Geschütze und unabsehbares ‚rollendes Material‘ erbeutet und 2500 Gefangene gemacht.“ Außerdem berichtete er voller Vorfriede, „daß die Bolschewiki nun gewillt sind, den Frieden unter jeder Bedingung zu unterzeichnen. [...] Für Rußland gibt es keine Rettung mehr, der Zusammenbruch geht unaufhaltsam weiter.“

Tatsächlich blieb den Sowjets keine andere Wahl, als die diktierten Bedingungen zu akzeptieren und am 3. März den Friedensvertrag von Brest-Litowsk zu unterzeichnen. Zwar schien Tagebuchschreiber Nückles sehr erleichtert, doch registrierte er auch, welche harte Bedingungen die Mittelmächte den Sowjetrussen auferlegt hatten: „Der Friedensvertrag mit Rußland [...] ist eine große Demütigung für Groß-Rußland. Die Randstaaten lösen sich alle von dem großen Reiche ab und

stellen sich unter den Schutz der Mittelmächte.“ Tatsächlich verlor das ehemalige Zarenreich ein Drittel seiner Bevölkerung, dazu einen großen Teil seiner Rohstoffvorkommen und Industrieanlagen. Letztlich verspielten die Mittelmächte mit ihren maßlosen Friedensbedingungen jegliche Chance auf einen ausgleichenden Friedensschluss mit der Entente.⁹

Am 8. März kam es in Kehl erneut zu Truppenbewegungen: „Zur Zeit fahren ungeheure Artilleriemassen an die Front, Zug um Zug dampft nach dem Westen. [...] Am Bahnhof werden nichts wie Soldaten eingeladen, andere kommen an, es ist ein Betrieb wie bei Kriegsbeginn.“ So registrierte Nückles die Vorbereitungen für das „Unternehmen Michael“, die letzte große deutsche Offensive an der Westfront. Planungschef Ludendorff beabsichtigte, damit den Zusammenbruch der britischen Armee zu forcieren. Doch inzwischen waren zigtausend amerikanische Soldaten in den französischen Häfen gelandet und die Waffenlieferungen von der anderen Atlantikseite hatten ein gigantisches Ausmaß erreicht. Die Oberste Heeresleitung setzte für diese „große Schlacht“ alles auf eine Karte: Neben nie dagewesenen Mengen an Kriegsmaterial wurden mehr deutsche Soldaten als jemals zuvor in den Kampf geschickt, insgesamt etwa 1,4 Millionen Mann.¹⁰ Es war die blutigste und grausamste Schlacht des ganzen Krieges – die Deutschen setzten massenhaft Giftgas ein und die Verluste waren auf beiden Seiten enorm hoch. In den Monaten März und April 1918 starben an der Westfront so viele deutsche Soldaten wie in keinem Monat der vergangenen dreieinhalb Kriegsjahre.¹¹



Abb. 4: Grauensvolles Sterben: Schlachtfeld an der Westfront

Am 3. April kommentierte Nückles das Kriegsgeschehen: „Das Ringen im Westen geht weiter. Doch haben unsere Truppen schwer zu kämpfen, denn Engländer und Franzosen wissen auch, daß es um's Ganze geht und setzen alles daran, unseren Vormarsch aufzuhalten.“ Zwei Tage später brachen Hindenburg und Ludendorff die Operation ab. Damit war klar, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Schon im Februar hatte Ludendorff auf die Frage des späteren Reichskanzlers Max von Baden, was passiere, wenn die Offensive nicht den erwarteten Durchbruch bringe, zynisch geantwortet: „Dann muss Deutschland eben zugrunde gehen“.¹²

Da man aber gerade mit großem Propagandaaufwand die achte Kriegsleihe unters Volk bringen wollte, ließ man die Bevölkerung über den dramatischen Verlauf der „Operation Michael“ im Ungewissen. Im Gegenteil – es wurden sogar Extrablätter mit Siegesmeldungen gedruckt, und Nückles notierte am 6. April, am Tag des Abbruchs: „Die Deutschen haben laut gestrigem Extrablatt mit der Offensive wieder begonnen“ und fügte siegesgewiss hinzu: „Möchte nur mal den Ententemännern ihre Gesichter sehen, wenn sie allein sind!“ Und am 19. April: „Gestern war der letzte Zeichnungstag für die 8. Kriegsleihe. Ich bin begierig, wie viele Milliarden es wieder gibt!“ Er selbst zeichnete Anfang April 200 Mark für die Anleihe, die vollmundig mit „Der letzte Hieb“ beworben wurde. Durch das überaus positive Resultat bestätigt, schrieb er am 21. April nieder: „Die 8. Kriegsleihe hat ein Ergebnis von 14½ Milliarden gehabt, es stehen aber noch verschiedene Posten aus. Eine überwältigende Summe! Sie muß unseren Feinden doch zeigen, daß unser deutsches Volk von einem unerschütterlichen Vertrauen zum Endsieg beseelt ist!“

In den nächsten Monaten hatte Nückles kaum mehr Anlass, optimistisch auf die Geschehnisse an der Front zu schauen, und am 10. August schließlich hielt er sein Unbehagen mit folgenden Worten fest: „Ich weiß nicht – die Kriegslage will mir gar nicht mehr passen – ich war noch nie Pessimist und habe immer die beste Hoffnung gehabt, aber jetzt wird's mir doch anfangs anders. Erst dieser Stoß der Franzosen an der Marne und jetzt ein neuer Einbruch der Engländer in unsere Stellungen. ‚Der Nebel sei Schuld gewesen‘ suchen unsere Zeitungen die Schlappe zu entschuldigen [...]. Es muß böse hergegangen

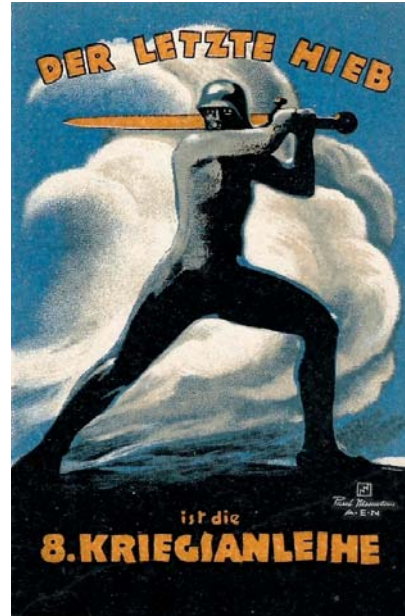


Abb. 5: Rasender Schwertkämpfer: Propaganda für die achte Kriegsleihe

sein, die englischen Tankgeschwader sind bis in unsere Artilleriestellungen vorgedrungen und das heißt etwas!“ Die rapide schwindende Siegeszuversicht an der badischen Heimatfront hatte das Stellvertretende Generalkommando des XIV. Armeekorps schon seit Juni 2018 festgestellt und bemerkt, es mache sich in der Bevölkerung eine „bedauerliche Resignation“ breit. Im September resümierten die Militärs die allgemeine Einstellung als „niedergeschlagen, oftmals stumpf bis zur Gleichgültigkeit“.¹³

Ein Ende mit Schrecken: der Waffenstillstand

Im September erwies sich die militärische Situation als so aussichtslos, dass Ludendorff aus Furcht vor einem Zusammenbruch der deutschen Westfront unmittelbar nach der Kapitulation des Verbündeten Bulgariens am 29. September von der Reichsleitung das Ersuchen um einen sofortigen Waffenstillstand und die Aufnahme von Friedensverhandlungen forderte.¹⁴ Als Nückles von der bulgarischen Kapitulation erfuhr, ahnte er, dass der Krieg längst verloren war: „Ich glaube, das ist der Anfang vom Ende. [...] Was wird es noch geben? Ein Ende mit Schrecken!“ Zwei Tage später notierte er: „Ich glaube doch bald, daß wir auf den letzten Füßen gehen.“ Doch noch immer hoffte er auf einen positiven Kriegsausgang: „Im innersten Herzen wohnt aber doch noch ein großes Vertrauen in unseren Hindenburg und unser tapferes Heer.“ Dass er über Erich Ludendorff, den zweiten Mann und eigentlichen Planungschef an der Spitze der OHL, kein Wort verlor, erstaunt nicht weiter, wenn man in Betracht zieht, dass Hindenburg schon damals der populärere General war, der infolge der siegreichen „Schlacht bei Tannenberg“ ab 1914 „zur Symbolfigur für die Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang des Krieges“ aufgestiegen war.¹⁵

Prinz Max von Baden, der letzte Reichskanzler der Monarchie und zugleich der erste deutsche Regierungschef, der vom Parlament gewählt wurde, sollte nun, quasi als „Revolution von oben“, eine parlamentarische Monarchie einführen, weshalb dem Wochen zuvor gebildeten „Interfraktionellen Ausschuss“ aus Liberalen, Zentrum und Mehrheitssozialdemokraten sogar eine Regierungsbeteiligung angeboten wurde.¹⁶ Hintergrund war, dass der Prinz am 3. Oktober unmittelbar nach seinem Regierungsantritt auf Drängen der OHL die Alliierten um einen Waffenstillstand ersucht hatte und auf den vormals so brüsk abgelehnten Verständigungsfrieden auf Grundlage von Wilsons 14 Punkte-Programms hoffte.¹⁷ Scharfsinnig interpre-



Abb. 6: Hindenburgs „Triumph“: deutsche Propagandapostkarte gegen Russland

tierte unser Kehler Tagebuchschreiber die entsprechenden Meldungen: „Mittags stehen die neuen ‚Regierungsmänner‘ in den Zeitungen. Eine ganze Anzahl Sozialdemokraten werden Minister. Wer hätte dies einmal in Deutschland geglaubt, daß solches möglich ist! Ich für meinen Teil halte dies für ein schlechtes Zeichen, denn wenn es nicht sehr schlecht mit uns stände, hätten die preußischen Junker, diese Bande, solches nie zugegeben.“

Wie sicherlich die Mehrheit der deutschen Bevölkerung war Mathias Nückles noch Anfang Oktober 1918 hin- und hergerissen zwischen der Sehnsucht nach Frieden und der Hoffnung, dass sich die Lage an der Front zum Positiven wenden möge, damit die Deutschen das Heft des Handelns auch bei den Friedensverhandlungen in der Hand behalten könnten. Am 10. Oktober hielt er in seinem Tagebuch jedoch fest: „Gerade lese ich in der Frankfurter Zeitung, daß Wilson die Bedingung an uns stellt, ehe in Verhandlungen eingetreten wird, die besetzten Gebiete zu räumen.“ Und schon zwei Tage später musste er notieren: „Man hört schon hie und da sagen, das Elsaß wird jetzt französisch! Ist’s möglich? – Ich kann es noch nicht glauben und klammere mich noch immer an die Hoffnung, daß dies nicht der Fall sein wird.“ Am folgenden Tag konnte er die Ungewissheit offenbar nicht länger ertragen: „Abends kaufe ich mir ein Extrablatt – die deutsche Antwortnote an Wilson. Unsere Regierung erklärt sich mit der Räumung der besetzten Gebiete einverstanden. Weiter lese ich nicht – ich bin wie vor den Kopf geschlagen!“

Vielleicht das eine oder andere Stammtischgespräch oder einfach die Einsicht, dass jetzt nur noch der Frieden zählte,

ließen ihn in seiner Meinung jedoch umschwenken. Am 25. Oktober 1918 schrieb er in sein Tagebuch: „Die ‚Straßburger Post‘ bringt die Antwortnote Wilsons und, ich bin ganz baff, sie spricht sich in bejahendem Sinne aus. Oh, das wäre ein Segen für die ganze Welt! Gestern Abend brachten die Zeitungen noch Artikel, daß die deutsche Note abgelehnt würde. Wenn es zum Frieden käme, und daran zweifle ich nicht – man wäre wie neugeboren!“ Diese Friedenssehnsucht, die Nückles mit der Mehrheit der Bevölkerung teilte, widersprach diametral den Vorstellungen der deutschen Militärs. Ludendorff hatte am Vortag als Reaktion auf Wilsons Note die darin geforderte Kapitulation verweigert: „Sie ist der Beweis, daß der Vernichtungswille unserer Feinde, der 1914 den Krieg entfesselte, unvermeidlich fortbesteht. [...] Wilsons Antwort kann daher für unsere Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen.“¹⁸ Daraufhin entließ der Kaiser auf Drängen des Reichskanzlers den General Ludendorff. Natürlich erreichte diese „unerhörte“ Nachricht auch Nückles, der fassungslos notierte: „Auf der Post höre ich, daß Ludendorff von seinem Posten scheidet. Es ist ungeheuer, jeden Tag neue Überraschungen!“ Schuld an der aussichtslosen Lage waren nach seiner Überzeugung jedoch nicht die verantwortungslos agierenden Militärs, sondern: „Das alte Österreich bricht auseinander wie ein mürber Topf. Tschechen, Ungarn, Kroaten, Italiener, alle wollen eigene Staaten bilden. Da haben die Politiker s. Zt. einen schönen Streich geliefert, sich mit einem solchen Gesindel zu verbinden!“

Die Kehler „Heimatfront“

Wie aber kam es, dass sich Nückles so lange nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, dass der Krieg verloren war? Es ist davon auszugehen, dass die Kriegspropaganda, die stets mit vernichtenden, oft rassistischen Stereotypen arbeitete, wenn es um die Darstellung „des Feindes“ ging, durchaus ihre Erfolge zeitigte. Hinzu kam der Umstand, dass Nückles keine Söhne im wehrfähigen Alter hatte und somit keine persönlichen Ängste ausstehen musste. Aber er dachte an seine drei im Kindesalter gestorbenen Söhne und man meint gar, eine gewisse Erleichterung herauszuhören, weil sie nun nicht in den Krieg ziehen mussten: „Da hätte ich jetzt auch einen dabei, wenn er nicht in früher Jugend gestorben wäre, und die Sorgen wären noch schwerer. Wie gut ist’s für meine 3 Jungen, daß sie gestorben sind, sie haben’s besser wie wir alle. Der Älteste hätte schon letztes Jahr fortgemußt, wer weiß, ob er noch am Leben wäre.“



Abb. 7: Verunglimpfung des Feindes: deutsche Propagandapostkarte gegen Frankreich

Hier scheint hinter den Schrecken des Krieges die ganz persönliche Leidensgeschichte der Familie Nückles auf, hatte sie doch der damals noch weit verbreitete frühe Kindstod gleich mehrmals getroffen: Ehefrau Magdalena hatte nach ihren beiden Töchtern am 25. Februar 1899 endlich einen Sohn geboren, der jedoch schon nach neun Tagen gestorben war. Ein gutes Jahr später kam Karl Friedrich zur Welt, dem nur 15 Monate Lebenszeit beschieden waren, und schließlich am 16. September 1902 Friedrich Wilhelm, der nach knapp acht Monaten starb. Erst Albert, geboren am 10. Februar 1904, überlebte die Kleinkinderzeit und war zum Glück zu jung, um als Kanonenfutter an die Front geschickt zu werden.¹⁹

Voll Empathie registrierte Nückles daher die Todesnachrichten, welche Familien in seiner Umgebung betrafen, so zum Beispiel am 19. Februar, als ein „Sängerkamerad“ gefallen war: „Abends auf dem Heimweg erfahre ich, daß der Bei Schorsch (Georg Beinhard) gefallen ist. Herrgott, das ist auch ein Schlag! [...] Als der Krieg ausbrach hat er fortgemußt mit dem Landwehr-Grenadierregiment und hat seit 3 ½ Jahren alle Schlachten, Gefechte und Fährnisse glücklich überstanden und nun hat ihn sein Schicksal doch noch erreicht. Er dauert mich sehr und mit ihm seine Frau und der Bube!“ Am 21. Juni, als junge Männer ihren letzten Abend als Zivilisten feiernd und lärmend durch die Straßen zogen, weil sie am nächsten Tag einrücken mussten, machte er sich sehr bewusst, dass der eine oder andere dieser „Spielbuben“ nicht zurückkehren würde: „Der älteste Sohn vom Mätze-Dick, der als 18jähriger letztes Jahr eingerückt ist, ist jetzt auch schon gefallen.“



Abb. 8: Kanonenfutter für die Front: „Spielbuben“ aus Kehl-Sundheim

Massive Einschränkungen: Ausweisung, Einquartierung, Rationierung

Selbstverständlich bekam auch Mathias Nückles die Einschränkungen zu spüren, die von Beginn an den Kriegsalltag an der Heimatfront bestimmten. Zum einen stand Kehl von Kriegsbeginn an unter Militärbefehl, da die Stadt von den zur „Festung Straßburg“²⁰ gehörigen drei rechtsrheinischen Forts Blumenthal, Bose und Kirchbach gleichsam eingeschlossen war und deshalb zum Straßburger Festungsbereich zählte, für den während des Kriegszustandes besonders strenge Regeln galten. So benötigten seit Dezember 1914 alle, die im Festungsbereich beheimatet waren, einen Wohnsitznachweis. Generell gab es zur damaligen Zeit noch keine Ausweisungspflicht, weshalb diese Regelung als harte Maßnahme empfunden wurde. Hintergrund war die seit Beginn des Krieges grassierende Furcht vor Spionen, die im Januar 1915 zu der Anordnung führte, „zum Ueberschreiten des Rheines“ einen „von der zuständigen Behörde ausgestellten Pass mit abgestempelter Photographie“ mit sich zu führen. Obgleich es „nur“ um den Verkehr innerhalb der Reichsgrenzen ging, drohten harte Konsequenzen: „Zuwiderhandlungen werden nach den Kriegsgesetzen mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft.“²¹ Für einfache Bauern, die es gewohnt waren, ihre Waren auf den Straßburger Märkten anzubieten, war dies eine einschneidende Maßnahme. Tatsächlich wurde damals der uns heute als Selbstverständlichkeit begleitende, mit Lichtbild ausgestattete Pass eingeführt.

Seit August 1914 wurden die Menschen in Kehl und den umliegenden Dörfern auch dadurch stark belastet, dass sie in ihren Privathäusern Soldaten aufnehmen mussten. Bürgermeister Dr. Gustav Weis schilderte am 8. Oktober 1914 dem Gemeinderat „die Schwierigkeiten, die die schwere Last der Einquartierung mit sich bringt“.²² Vor allem ließ die vom Reich in Aussicht gestellte Entschädigung immer wieder auf sich warten, was in der Bevölkerung zu massivem Unmut führte.²³ Familie Nückles hatte sich offenbar mit der Zeit daran gewöhnt, dass sie beinahe ständig mehrere Soldaten in ihrem Haus beherbergen musste. Am Sonntag, dem 24. März 1918, zum Beispiel war es wieder einmal so weit: „Wie wir um ½ 12 Uhr heimkommen, hat Schwiegermutter 2 Mann bayrische Pioniere als Einquartierung bekommen, eine Viertelstunde später kommen auch 2 für mich. Ich schlage ihnen ein Bett auf der Bühne auf.“ Die jungen Männer wurden behandelt, als gehörten sie zur Familie: „Abends ist der eine von unseren Bayern bei uns in der Stube bis ½ 10 Uhr“.

Gleichwohl empfand Nückles die massenweise Einquartierung in Kehl als Zumutung. Am 26. Februar machte er sich in seinem Tagebuch Luft: „Es geht allgemein das Gespräch, daß der Amtsbezirk Kehl 180000 Mann Einquartierung bekäme. Kehl allein bekäme 18000 Mann. Es ist unerhört was unser oberer Bezirk, hauptsächlich Kehl, in diesem Krieg schon an Einquartierungslasten getragen hat [...]. Und jetzt, da man gemeint hat, es geht bald dem Ende zu, kommt die Schweinerei wieder von neuem!“



Abb. 9: Idylle im Krieg: einquartierte Soldaten als Erntehelfer

Wirklich existenzbedrohend vor allem für die Einwohner der größeren Städte erwies sich die zunehmende Nahrungsmittelknappheit. Mit Surrogaten wie dem berüchtigten K-Brot oder Ersatzkaffee wurde schon seit dem zweiten Kriegsjahr versucht, den Folgen der britischen Kontinentalsperre zu begegnen.²⁴ Weil die Familie Nückles eine Nebenerwerbslandwirtschaft betrieb und über gute Kontakte verfügte, konnte sie den Mangel lange ausgleichen. Im Hamstern scheint besonders Magdalena Nückles eine Meisterin gewesen zu sein, und ihr Mann ging ebenfalls immer wieder auf „Mehl jagd“. Dennoch schmälerte sich auch bei Familie Nückles der Speisezettel zusehends. Am 17. Mai 1918 notierte der Hausherr: „Mit unserer wirtschaftlichen Lage muß es schlimm stehen. Jetzt sollen die Brotrationen täglich wieder um 40 gr gekürzt werden, dazu fallen noch unsere Zusatzkarten weg. Ist das der rumänische und ukrainische Weizen, mit dem wir schon so lange geködert werden? Dazu wird schon in Aussicht gestellt, daß es nach der Ernte für die Zivilbevölkerung gar kein Fleisch mehr geben soll.“ Und sarkastisch fügte er hinzu: „Ja ja, – da kann man sagen, Deutschland über alles in der Welt.“

Neben den knappen Brotrationen machten der Familie die streng reglementierten Milchzuteilungen zu schaffen, denn Nückles hatte keine Kühe im Stall stehen. Eher zwischen den Zeilen teilte er am Sonntag, den 21. Juli mit, dass die Familie abends nicht vollzählig zu Hause sei, denn „Mutter ist noch fort im Milch hamstern.“ Noch schwieriger war es schon im Januar, an Butter zu kommen: „Um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr bin ich mit meiner Frau nach Eckartsweier gelaufen auf die Butter jagd“, allerdings hatten sie dort bei den Bauern keinen Erfolg: „Mit dem Butter ist es wieder einmal nichts, ich muß mich jedes Mal so ärgern, daß es mir ganz schlecht wird.“ Erst einen Monat später, am 21. Februar, konnte Nückles berichten, dass ihm ein Bekannter, wenn auch zu horrendem Preis, ein Stück von dem wertvollen Fett abgetreten habe: „Eine freudige Überraschung wird mir zu Teil: Demuth bringt mir 1 Pfund Butter (das erste dieses Jahr). Während ich ihm letztes Jahr 3 Mark bezahlt habe, gebe ich ihm jetzt halt 5 Mark. – Ich bin nur froh, daß mir wieder eine Quelle erschlossen ist.“ Die kriegsbedingte Inflation war bei den Butterpreisen besonders deutlich zu spüren: Schon eine Woche später, am 4. März, war der doppelte Betrag zu bezahlen. Die Familie wollte sich daher nicht von einem einzigen Lieferanten abhängig machen und suchte nach weiteren Quellen. So begab sich Magdalena Nückles am Sonntag, den 14. Juli, mit ihrer Mutter „nach Dundenheim auf die Butter jagd“, mit Erfolg: „Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr kommen die beiden Ausflügler und brin-

gen bei Gott 10 $\frac{3}{4}$ Pfund Butter unter den Kleidern versteckt.“ Jetzt kostete das Pfund schon 8 Mark.

Je strenger die Lebensmittel rationiert und überwacht wurden, umso fantasievoller gerieten die Wege, staatliche Anordnungen zu umgehen. Obwohl Beamter, griff dabei auch Nückles zu Notlügen. Am 1. März berichtete er über eine der vielen Kontrollen, denen sich die Landwirte zu unterziehen hatten: „Heute war Viehzählung. Habe [...] 6 Hasen, 1 Hahn und 8 Hühner angegeben. Von Ersteren habe ich 13 und von letzteren 14 Stück, aber im Kriege muß man betrügen, sonst wird man ausgelacht!“

Doch auch im Hause Nückles gab es dramatische Engpässe. Am 26. Februar 1918 notierte er beinahe panisch: „Heute Morgen nehme ich mein letztes Stückchen Kautabak, jetzt ist's fertig, es ist nirgends mehr solches zu erhalten. Das ist mir noch ärger, als das, daß ich in den Kaffee keinen Zucker mehr nehmen darf, meine Weibsleut wollen ihn sparen zum Marmeladekochen.“ Und am folgenden Tag ergänzte er: „Z. Zt. ist es für mich das Schlimmste, daß ich keinen Kautabak mehr habe und es nirgends keinen mehr zu kaufen gibt. Seit meinem Soldatenleben bin ich jetzt Tabakkauer, das sind jetzt 27 Jahre her. Da kann man sich denken, was das für eine Qual für mich ist!“ Schon am folgenden Tag machte sich jedoch große Erleichterung breit: „Habe heute früh den Heß Vid getroffen und der hat mir Kautabak versprochen – Gott sei Dank! Er hat mir zur Aushilfe gleich von dem seinigen 2 Portionen gegeben.“ Damit war der Engpass beseitigt und bis Kriegsende scheint die Quelle nicht mehr versiegt zu sein.

Trauer-Anzeige.

Allen Verwandten und Bekannten die wirklich schmerzliche
Nachricht, daß heute früh 7 Uhr unser lieber unvergeßlicher

Laib Brot

im Alter von kaum 3 Tagen infolge Aufzehrung den Weg alles irdischen gegangen ist.
Wer die Vorzüglichkeit des Dahingeschiedenen kannte wird unseren Schmerz zu würdigen wissen.
Von Beileidsbesuchen wolle man Abstand nehmen, dagegen bitten um Brotmarken die Hinterbliebenen:

Hans Mehlnot als Vater,
Anna Mehlnot geb. Hunger, verw. Kohldampf
Fritz Schmalhans, Schwiegersohn
Karl Wenigfleisch, "
Berta Ohnefett, Nichte. "

Magerstadt, 20. Okt. 1917.

Abb. 10: Weit verbreitet: Satirepostkarte zur Lebensmittelknappheit

Zwischen Faszination und Bedrohung: Flieger über Kehl

Schließlich drang das Kriegsgeschehen selbst bis nach Kehl – zwar nicht, wie in den vergangenen Jahrhunderten, durch eine Invasion zu Lande, sondern diesmal aus der Luft. Flieger wurden nicht nur im Kampfgebiet eingesetzt, sondern auch zur Zerstörung in gegnerischen Städten. Schon 1914 bombardierten die ersten britischen Flieger Ziele im Kaiserreich, insbesondere Zeppelinwerke und -hallen in Friedrichshafen, Köln und Düsseldorf. Deutsche Flieger bombardierten noch im selben Jahr Paris, im späteren Kriegsverlauf dann vor allem London mit der Absicht, die britische Bevölkerung zu demoralisieren.²⁵ Schon im Frühjahr 1915 fielen Bomben auf Straßburg,²⁶ im August 1915 griffen französische Flugzeuge Offenburg an,²⁷ Anfang September 1917 traf es Lahr,²⁸ und man meint eine gewisse „Gewöhnung“ an die Bombenabwürfe herauszuhören, wenn Nückles am 4. Januar 1918 bemerkte: „Gestern Abend um ½ 9 Uhr und heute früh um 3 Uhr waren wieder einmal feindliche Flieger da, die Abwehrgeschütze haben fest gedonnert.“ Mindestens einmal pro Woche berichtete er von Fliegeralarmen, meist nur ganz lapidar, wie am 12. August: „Um ½ 11 Uhr ins Bett; um ½ 12 Uhr schon wieder Fliegeralarm und die Abwehrgeschütze donnern, doch ist der Alarm bald vorbei.“ Manchmal nahm er sich mehr Zeit, den Ablauf zu schildern, wie zum Beispiel am 11. Juli, als es schon am Vormittag losging: „Um ¾ 9 Uhr donnern plötzlich Kanonen. Ich springe hinaus und höre jetzt auch in Straßburg die Alarmsirenen heulen. Der ganze Himmel ist bereits voller Schrapnellwolken, dabei donnert noch immer Schuß auf Schuß. Man sieht auch die feindlichen Flieger; 12 Stück zähle ich. Nachdem der Lärm vielleicht eine halbe Stunde gedauert hat, wird es wieder still. Aber nach einer weiteren halben Stunde kommen sie wieder; 12 Stück, von zwei unserer Flieger verfolgt. Die Abwehrgeschütze und das Maschinengewehr auf der Kaserne schießen ohne Unterlaß, aber keinen einzigen Treffer erzielen sie, obgleich die Höhe, in der die Feinde fliegen, kaum 1500 m beträgt.“ Ähnliches musste er eine gute Woche später nochmals erleben, als es erneut zu einem morgendlichen Angriff kam, der, so schien es ihm, direkt auf Kehl zielte: „Kurz nach ½ 8 Uhr ertönen wieder die Sirenen. Ich springe schnell ins Bureau hinauf und schaue zum Fenster hinaus. Da kommen sie – gerade über den Rhein – 10 Stück in 2 Gruppen. [...] Ich habe sie noch gar nie so nahe gesehen. Ich steige jetzt aufs Dach u. sehe ihnen nach.“ Selbstverständlich wurde regelmäßig in den Zeitungen und mit Anschlägen davor gewarnt, bei Alarm vor die



Tür zu treten, aber Nückles scheint nicht der einzige gewesen zu sein, der solche Anordnungen ignorierte. Am 15. Juli hielt er fest: „Abends um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr fangen die Sirenen wieder an zu heulen – aha – Fliegeralarm. Bei uns Unverbesserlichen – allgemeines Hinausströmen ins Freie, richtig, sechs feindliche Flieger steuern in großer Höhe Offenburg zu; die werden wieder etwas erleben! [...] Von Offenburg hört man die Schrapnellschüsse herüberdonnern, da – jetzt kommen sie zurück, überall stehen Haufen von Menschen auf der Straße; solange es bei uns nicht ein paar gekostet hat, wird niemand vorsichtiger.“

Obwohl die Kehlerinnen und Kehler offenbar recht locker auf die ständigen Alarme reagierten und sich auch Nückles keine Angst anmerken ließ, brachten die ständigen Alarme sehr wohl Unannehmlichkeiten mit sich, wie er am 12. August notierte: „Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr ertönen [...] die Sirenen, trotz dem dicken Nebel. Nachdem wir jetzt ein paar Tage Ruhe hatten, geht der Tanz scheint's wieder los.“ Spätestens seit Februar 1916 bestand darüber hinaus auch die Pflicht, nachts die Fenster zu verdunkeln. Außerdem war „von 10 Uhr abends an bis Tagesanbruch die Straßenbeleuchtung vollständig einzustellen“.²⁹

Abb. 11: Tödlicher Einsatz: ein abgeschossener Flieger bei Mulhouse

Eine existenzielle Bedrohung: die Spanische Grippe

Im Herbst 1918 erreichte die „Spanische Grippe“ Kehl, die heute als „wohl größte Pandemie des 20. Jahrhunderts“ bewertet wird, und der weltweit etwa 35 Millionen Menschen zum Opfer fielen.³⁰ Wie sehr die Bevölkerung in der Stadt tatsächlich betroffen war, lässt ein Blick in die Sterbebücher erahnen: Während im Oktober 1917 zehn zivile Todesfälle beurkundet wurden, waren es im selben Monat des Folgejahres 40 Einträge. Mathias Nückles notierte bereits am 2. Oktober in seinem Tagebuch: „Zur Zeit herrscht die spanische Grippe wieder stark; es sind schon einige Personen daran gestorben.“ Obgleich bei der Familie Nückles keiner hungern musste und dank der eigenen Hühner und Hasen regelmäßig Fleisch auf den Tisch kam, machte die Krankheit vor seinen Lieben nicht Halt.

Mitte Oktober notierte der Tagebuchschreiber tief besorgt: „Mittags, wie ich heimkomme, liegt Liesel im Bett und hat Fieber. Oha, jetzt ist die spanische Grippe auch bei uns angekehrt. Wenn nur Mutter sie nicht bekommt, davor habe ich Angst! [...] – Lenel ist jetzt auch krank und in Albertle steckt die Grippe auch. [...] Es ist ganz beängstigend, wie die Leute überall sterben! Zwei Söhne vom Wachmann Schneider [...], einer mit 18, der andere mit 15 Jahren, liegen tot im Haus.“ Und an anderer Stelle erkannte er klarsichtig: „Durch das Hungerdasein sind die Menschen zu ausgemergelt, sie haben keine Widerstandskraft mehr. Gewöhnlich kommt noch eine Lungen- oder Rippenfellentzündung dazu und – dann ist es fertig mit ihnen.“ Wie überall sonst ergriff man in Kehl Maßnahmen, um das Ansteckungsrisiko zu minimieren und die Krankheit zurückzudrängen, wie Nückles am 17. Oktober berichtete: „Wegen dieser Seuche hatte Albert heute Vormittag auch keine Gewerbeschule, ein Lehrer ist auch daran erkrankt. Wie ich höre sollen die Schulen geschlossen werden wegen dieser Krankheit.“ Die Epidemie ließ sich jedoch nicht eindämmen. Acht Tage später brachte Nückles voller Entsetzen zu Papier: „Die spanische Grippe wütet furchtbar. Jeden Tag sind ein paar Leichen. Jetzt ist bei Gott Eisenbeiß's Marie, Mutter von 6 Kindern, Mann im Feld, auch gestorben. Ist erst 33 Jahre alt, ebenso der Käs-Meier, 52 Jahre alt, Kinder sterben auch viele.“ Wie durch ein Wunder blieb die Familie Nückles von Todesfällen verschont.

Politische Umwälzungen: Die Monarchie ist angezählt

Mitte Oktober wurde auch den Kehlern mehr und mehr klar, dass sich die Monarchie, zumindest die Regierungszeit Wilhelms II., ihrem Ende zuneigen könnte. Am 16. schrieb Nück-

les nach Lektüre einer Straßburger Zeitung über Wilsons Antwort auf das Waffenstillstandsgesuch in sein Tagebuch: „Darin betont er, [...] daß er mit der gegenwärtigen Regierung, bei der ein einzelner Mann das Recht hat, einen Krieg vom Zaun zu brechen, nicht verhandelt. Also mit anderen Worten: ‚Wilhelm, jetzt geht’s dir an den Kragen!‘“ Die Rückgabe von Elsass-Lothringen an Frankreich gehörte zu den Waffenstillstandsbedingungen.³¹ Über die ersten Auswirkungen, wie sie in Kehl zu beobachten waren, nämlich die Flucht von „Altdeutschen“ aus dem Elsass, notierte Nückles am 5. November: „Der ganze Bahnhof steht voller Möbelwagen, lauter Straßburger Beamte, die in’s Preußische flüchten. Was wird es noch geben?“ Tatsächlich dauerte es nur noch wenige Wochen, bis deutsche Zivilisten tatsächlich massenweise ausgewiesen wurden.

Die Räumung der Straßburger Festungsanlagen begann am 8. November: „Auf dem großen Exerzierhofe der Pionierkaserne steht schon Geschütz an Geschütz und immer werden noch mehr herbeigebracht.“

Am selben Tag finden sich in Nückles Tagebuch erste Reflexionen zum Matrosenaufstand in Kiel: „Armes Deutschland, so weit ist es mit dir gekommen! Mir schwant die erste Revolution vor Augen! In Kiel, Bremen und Hamburg hat sich schon ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, Menschenleben hat es gekostet. Oh, grauenvolle Zukunft!“ Bereits am Vortag war die Revolution nach Süddeutschland geschwappt, aufgeregt berichtete er am 9. November: „Das Allerneueste: Bayern hat seinen König abgesetzt und sich als Republik erklärt. Das hätte ich am letzten gedacht, daß die Bayern den Anfang machen!“ Die Ereignisse überstürzten sich in den folgenden Tagen so sehr, dass die Abdankung der anderen Monarchen kaum mehr von Belang war. So berichtete Nückles weder über die eigenmächtige Verkündigung des kaiserlichen Thronverzichts durch Max von Baden am 9. November noch über die Flucht des Großherzogpaares aus dem Karlsruher Schloss in der Nacht vom 11. auf den 12. November.³²

Doch auch Kehl geriet zu einem Schauplatz der Revolution: „Ein Ereignis überstürzt das andere. Der Arbeiter- und Soldatenrat [in Kiel, d. A.] hat ein paar Vertreter nach Straßburg gesandt und diese sind heute morgen mit dem 8-Uhr-Zug nach Kehl gefahren. An der Kinzigbrücke hat der Bataillonskommandeur der hiesigen Pioniere ein paar Mann mit Maschinengewehren postiert, welche, als der Zug über die Brücke fahren wollte, zu feuern begannen. Die Lokomotive ist total zerschossen, einer der Ankommenden (ein Marinesoldat) ist getötet, ein paar andere schwerer oder leichter verwundet.“ Dass dies nicht ohne



Abb. 12: Ohne Schuld? Propagandapostkarte mit Wilhelm II.

Folgen bleiben würde, stand schnell fest: „Gute Nacht, Pioniere, das wird etwas geben! Der Ermordete liegt droben im Maschinenhaus. – Wie ich später erfahre, soll der Hauptmann Schmidt der Anstifter des Blutbades sein. Er wird es wohl büßen müssen.“ In der Nacht vom 9. auf den 10. November kam es auch in der Kehler Pionierkaserne zu Umwälzungen. Als Nückles am nächsten Morgen zur Arbeit fuhr, traf er schon nach wenigen Metern einen Bekannten, der ihm erzählte, „daß bei den Pionieren sich heute Nacht ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet“ habe. „Sämtliche Offiziere sind entwaffnet. Die Sache ist mit der größten Ruhe vor sich gegangen.“ Im Gegensatz zu anderen Garnisonsstädten wie Lahr oder Offenburg verbündeten sich die Soldaten in Kehl sofort mit den Arbeitern.³³ Als erstes wurden die Leiter des Bezirksamts und der Stadtverwaltung her-

beizitiert: „Wie ich höre, wurden der Gr[ößherzogliche] Amtsvorstand, Geheimrat Dr. Holderer [und] Bürgermeister Dr. Weis aus den Betten heraus von den Soldaten verhaftet und zur Kaserne verbracht, wo sie dann durch ihre Unterschrift den Arbeiter- und Soldatenrat anerkannten, worauf man sie wieder entließ.“ Natürlich wollte sich Nückles selbst ein Bild machen: „Gehe nach 10 Uhr hinunter an den Bahnhof, da kann man etwas sehen. Eine Masse Menschen, die Mehrzahl davon Soldaten, stehen da, daß man fast nicht durchkommen kann. Dazu werden von Straßburg ständig Wagen, Geschütze, Autos, Lebensmittel, eine Herde Rindvieh von mindestens 1000 Stück herübergebracht. Sämtlichen ankommenden Offizieren und Mannschaften werden die Waffen abgenommen und die Achselstücke; bzw. Achselklappen abgerissen. Die Deutsche Revolution ist da!“

Abdankung Kaiser und Großherzog!!!

In Windeseile mutierte Kehl in den Revolutionsmodus, wie Nückles am 11. November festhielt: „Die ganze Straß läuft voller Soldaten mit roten Bändern im Knopfloch.“ Noch deutlicher zeigte sich dies am Nachmittag, als der erschossene Matrose zu Grabe getragen wurde: „Um 3 Uhr ist die Leiche des am Samstag erschossenen Marinesoldaten. Ich gehe kurz vor 3 Uhr an die Kaserne, um mir die Sache anzusehen. Solch' eine Militär-Leiche habe ich noch keine gesehen. Hinter dem Sarg geht der Soldatenrat, hierauf kommt eine Abteilung Pioniere mit Gewehr, alle rote Bänder. Voraus ein Fahnenträger mit roter Fahne, die beiden Begleiter rote Schürzen um die Brust. Dieser ersten Abteilung folgen: die Urheber des Anschlages auf den Zug. In der Mitte Major Theuer, links von ihm der Leutnant, der die Masch.Gew.Abtg. kommandiert hat, rechts der Hauptmann Schmidt in Zivil, alle drei bleich wie Leintücher. Dann kommt noch eine Abteilung Pioniere mit Gewehr und dann folgen die Kameraden des Ermordeten, Infanteristen, Pioniere, Jäger, alles bunt durcheinandergemischt und mit roten Bändern verziert. Von Zeit zu Zeit trägt auch ein Soldat einen Kranz.“

Die Bevölkerung im benachbarten Straßburg schien allerdings weniger auf die Revolutionäre aus Kiel gewartet zu haben, ganz im Gegenteil, die Elsässer setzten auf ein anderes Pferd: Am 8. November berichtete Nückles' Tochter ihrem Vater, was sie nachmittags in der elsässischen Metropole erlebt hatte: „Die Läden werden geradezu gestürmt, um die französischen Farben im Knopfloch zu tragen. Eine schreiende und johlende Menge auf den Straßen.“ Und zwei Tage später notierte er: „In Straßburg floriert die französische Trikolore auf allen Wegen und Stegen. Sogar dem alten Kleber auf seinem hohen Sockel haben sie eine angesteckt und eine rote Mütze aufgesetzt. Es ist ein trauriges Zeichen, daß unsere Polizei nicht dagegen einschreitet.“ Anscheinend aber griffen dann die Soldaten aus Kehl ein, um in Straßburg die Revolution zu entfachen, jedenfalls sah Nückles das so: „Weil die Sache in Straßburg nicht recht klappen will, beordert der Soldatenrat 2 Komp. Freiwillige nach dort, die den Aufständischen helfen sollen, ihre Macht zu befestigen.“ Tatsächlich hatte sich aber in Straßburg bereits ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet und am 10. November, einen Tag später als in Berlin, auf dem Kleberplatz die Republik ausgerufen.³⁴ Die Mehrheit der Straßburger Bevölkerung indes blieb, so scheint es, davon unbeeindruckt. Auch in Kehl überstürzten sich die Ereignisse: Gemäß Waffen-



Abb. 13: Sehnsüchtig erwartet: Einmarsch der Franzosen in Straßburg

stillstandsabkommen vom 11. November war innerhalb eines Monats östlich des Rheins eine zehn Kilometer breite „neutrale Zone“ einzurichten, was den kompletten Abzug aller Militärpersonen bedeutete.³⁵ In Kehl begann der Auszug der Soldaten sofort, wie Mathias Nückles am 12. November beobachtete: „Heute ist der letzte Tag, daß wir unseren Soldaten sehen, von Morgen ab sind wir neutrale Zone und die Verbündeten ziehen in Straßburg ein.“ Zehn Tage später war es dann soweit und die französischen Truppen besetzten Straßburg unter großem Jubel der Bevölkerung.³⁶ Nückles kommentierte das so: „Heute ist nun der richtige Empfang der Franzosen in Straßburg, da schlagen die Kanalwackes Purzelbäume vor Verrücktheit!“ Freilich waren nicht alle Bewohner von den neuen Herren begeistert, denn wer nach 1871 aus dem „feindlichen Ausland“ hierher gezogen war, wurde nun angefeindet und musste um seine Existenz fürchten. Tatsächlich wurde die gesamte Einwohnerschaft Elsass-Lothringens nach ihrer Abstammung in vier Kategorien eingeteilt – all diejenigen, die entweder selbst oder deren Eltern nach 1871 aus Deutschland gekommen waren, erhielten eine „D-Karte“ und wurden ausgewiesen.³⁷

Noch am 22. November, dem Tag des Einmarsches der Franzosen nach Straßburg, wurde die Straßenbrücke nach Kehl geschlossen, worüber Nückles erst am 7. Dezember – er war zwei Wochen krank gewesen und hatte in dieser Zeit sein Tagebuch



nicht zur Hand gehabt – notierte: „Der ganze Verkehr zwischen Elsaß und Baden ist eingestellt. Die vielen, vielen Kehler, die drüben arbeiteten (Eisenbahn, Artillerie, Werkstätten und Privatgeschäfte), alle sitzen seit 21ten d.Mts. daheim im Trockene“. Für einige von ihnen fand sich allerdings schon nach kurzer Zeit eine neue Aufgabe: „Gut, daß eine Bürgerwehr aufgestellt wurde, da haben doch viele einen Unterschlupf gefunden, ebenso die heimgekehrten Kehler Soldaten.“

Schon bald kursierten in Kehl neue Gerüchte, wie Nückles ebenfalls am 7. Dezember vermerkte: „Überall heißt es, Kehl wird von den Franzosen besetzt. Ich bin gespannt, was kommt!“ Am 21. Dezember schließlich schien es so weit zu sein: „Es heißt auf einmal, nachmittags um 3 Uhr kämen die Franzosen herüber. Der eine sagt: 10 Offiziere und 12 Mann zur Besetzung des Bahnhofs, ein anderer behauptet, mindestens 300 Mann marschieren ein und besetzen die Forts.“ Allerdings musste Nückles dann feststellen: „Am Abend ist nichts wahr“.

Derartige Gerüchte, nicht nur Kehl betreffend, liefen schon seit Oktober um und drückten auf die Moral, wie dem Stimmungsbericht des XIV. Armeekorps für den genannten Monat zu entnehmen ist: „In weiten Kreisen rechnete man mit einem baldigen Einmarsch der Feinde in Baden, und es gab ängstliche Gemüter, die bereits Wäsche und wertvolle Möbelstücke fort schickten, damit sie den Feinden nicht in die Hände fielen.

Abb. 14: Machtübernahme zu Pferd: General Hirschauer verliert die Besatzungsbedingungen auf dem Kehler Marktplatz

Auch das Abheben der Gelder auf Sparkassen und Banken war ein Zeichen der allgemeinen Beunruhigung.⁴³⁸ Leidtragende der militärischen und politischen Entwicklung sollte jedoch nur Kehl sein, das als Brückenkopf einen guten Monat später, nämlich am 29. Januar 1919, französisch besetzt wurde. An diesem Tag befahlen die neuen Machthaber den Bürgermeister und den Bezirksamtsvorstand sowie einige weitere Honoratioren auf den Marktplatz, wo General André Hirschauer hoch zu Ross die zum Teil sehr harschen Besatzungsbedingungen diktierte.

Laut Artikel 428 und 429 des Versailler Vertrags sollte die Besetzung als Sicherheit für die Erfüllung der Bedingungen fungieren und mindestens bis 1935 andauern. Tatsächlich zogen sich die Franzosen schon fünf Jahre früher wieder zurück.

Anmerkungen

- 1 Dorf Kehl war bis 1909 eine selbstständige Gemeinde und wurde erst 1910 mit der deutlich kleineren Stadt Kehl vereinigt. Vgl. Ute Scherb: Ein steiniger Weg: Die Vereinigung von Dorf und Stadt Kehl. In: Stadt Kehl (Hrsg.): Im Zeichen der Vereinigung. Kehl im deutschen Kaiserreich, Kehl 2010, 251–260.
- 2 Am Ende des Tagebuchs führte Nückles Statistiken: Eine Gehaltsstatistik, eine Auflistung der Schatzungsrats-Sitzungen des Gemeinderates, an denen er teilgenommen hatte, Angaben über das im Jahr von ihm in der Trotte verarbeitete Obst sowie eine Urlaubsstatistik. Niemals verreiste er, sondern er nutzte die freien Tage, zum „Mistführen“, Weizen „auf[zu]putzen“, „Rotrüben [zu] setzen“ oder „Kartoffel[n] aus[zu]machen“.
- 3 Erhalten blieben außerdem Tagebücher für 1909, 1921, 1922 und 1923, die ebenfalls Quellen von hohem Wert darstellen. Sämtliche Tagebücher befinden sich heute in Familienbesitz. Für die freundliche Erlaubnis, diese auszuwerten, danke ich Herrn Fritz Göppert und Herrn Kurt Nückles sehr herzlich. Fritz Göppert stellte mir außerdem seine mit großer Sorgfalt angefertigten Transkriptionen zur Verfügung, die mir die Arbeit ganz wesentlich erleichterten.
- 4 Hier irrte Nückles, denn die Wiederaufnahme der Verhandlungen fand nicht am 4. Januar, sondern erst fünf Tage später statt und Brest-Litowsk war der Sitz des deutschen Oberbefehlshabers im Osten. Vgl. Kochanek, Hildegard: Friede von Brest-Litowsk. In: Hirschfeld, Gerhard u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn u. a. 2009, 506–508.
- 5 Vgl. Münkler, Herfried: Der große Krieg. Die Welt 1914–1918. 3. Aufl. Berlin 2013, 666.
- 6 Wilson bezeichnete in seiner Rede die Annexion von Elsass-Lothringen als ein Unrecht, „das den Weltfrieden während nahezu 50 Jahren beunruhigt hat“. Zit. nach: Münkler, S. 654. Zu Wilson siehe auch: Waechter, Matthias: Wilson, Woodrow. In: Hirschfeld u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie, 971 f.
- 7 Vgl. Leonhard, Jörn: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs. München 2014, 808.
- 8 Vgl. Münkler: Der große Krieg, 668.
- 9 Vgl. Kochanek: Friede von Brest-Litowsk, 506–508.
- 10 Vgl. Hirschfeld, Gerhard und Krumeich, Gerd: Deutschland im Ersten Weltkrieg. Frankfurt am Main 2013, 244–247.

- 11 Vgl. Leonhard: Die Büchse der Pandora, 1019.
- 12 Vgl. Münkler: Der große Krieg, 689–697; Leonhard: Die Büchse der Pandora, 828 (Zitat) und 835–837.
- 13 Monatliche Berichte des Stellvertretenden Generalkommandos in Karlsruhe, zit. nach: Schmidgall, Markus: Die Revolution 1918/19 in Baden. Karlsruhe 2010, 87.
- 14 Vgl. Schwabe, Klaus: Waffenstillstand. In: Hirschberg u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie, 954 f.
- 15 Rother, Rainer: Porträtbüste von Paul von Hindenburg. In: Ders. (Hrsg.): Der Weltkrieg 1914–1918. Ereignis und Erinnerung. Ausstellungskatalog, Berlin 2004, 335.
- 16 Vgl. Becker, Jean-Jacques und Krumeich, Gerd: Der große Krieg. Deutschland und Frankreich im Ersten Weltkrieg 1914–1918. Essen 2010, 291 f.; Schwabe, Klaus: „Gerechtigkeit für die Großmacht Deutschland“. Die deutsche Friedensstrategie in Versailles. In: Krumeich, Gerd (Hrsg.): Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung. Essen 2001, 71–86, hier 73 (Zitat); Leonhard: Die Büchse der Pandora, 877 f.; Vgl. Engehausen, Frank: Max von Badens Reichskanzlerschaft. In: Krimm, Konrad (Hrsg.): Der Wunschlose. Prinz Max von Baden und seine Welt. Stuttgart 2016, 40–51, hier 46.
- 17 Becker und Krumeich: Der große Krieg, 292; Schwabe: „Gerechtigkeit für die Großmacht Deutschland“, 73–75.
- 18 Zit. nach: Münkler: Der große Krieg, 743.
- 19 Lebensdaten in: Geburtenbücher von Dorf Kehl, Eintragungen vom 28.02.1899, 15.05.1900 und 18.09.1902, mit Randbemerkungen. In: StadtAK, o. Sign.
- 20 Vgl. Burtcher, Philippe: Die Wacht am Rhein: Strasbourg au cœur de la stratégie allemande en Alsace. In: Archives de Strasbourg (Hrsg.): Strasbourg en guerre 1914–1918. Une ville allemande à l'arrière du front. Strasbourg 2014, 8–12.
- 21 Der Gouverneur der Festung Straßburg: Anordnung vom 11.01.1915. In: Amtliches Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Kehl, 23.01.1915.
- 22 Gemeinderatsprotokoll der Stadt Kehl, 28.08.1914 und 08.10.1914 (Zit.).
- 23 Im Januar 1916 fehlten deshalb ganze 100 000 Mark, welche die Quartiergeber einforderten, die jedoch von der Stadtkasse nicht ausgezahlt werden konnten. Vgl. Gemeinderatsprotokoll der Stadt Kehl, 21.01.1916.
- 24 Vgl. Scherb, Ute: Kehl im Ersten Weltkrieg. In: Stadt Kehl (Hrsg.): Jahresschrift 2014. Kehl 2015, 129–143, hier 141 f.
- 25 Vgl. Schmidt, Wolfgang: Luftkrieg. In: Hirschfeld u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie, 687–689, hier 687 f.
- 26 Bekanntmachungen des Zivilkommissärs. In: Amtliches Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Kehl, 01.05.1915.
- 27 Vgl. Gall, Wolfgang M.: Kleine Geschichte der Stadt Offenburg. Karlsruhe 2013, 161.
- 28 Vgl. Huggle, Ursula: Alltag in Lahr von 1900 bis 1950. In: Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr. Bd. 3. Lahr 1993, 67–106, hier 73.
- 29 Bekanntmachungen des Zivilkommissärs. In: Amtliches Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Kehl, 05.02.1916.
- 30 Zit. nach: Krumeich, Gerd: Der Erste Weltkrieg. Die 101 wichtigsten Fragen. München 2014, 97 f. Bis heute ist ungeklärt, wie hoch die Opferzahl tatsächlich war. Es gibt auch Schätzungen, die von mindestens 50 Millionen Toten ausgehen. Vgl. Soinney, Laura: 1918. Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte. München 2018, 201.
- 31 Vgl. Leonhard: Die Büchse der Pandora, 916 f.
- 32 Wenige Stunden zuvor war bereits Kaiser Wilhelm II. ins holländische Exil nach Amerongen geflohen, wo er allerdings erst 18 Tage später seine Abdankungsurkunde unterschrieb. Vgl. Platthaus, Andreas: 18/19. Der Krieg nach dem Krieg. Berlin 2018, 78–89.
Eine knappe Woche vor dem Kaiser, am 22. November 1918, hatte Großherzog Friedrich II. auf Schloss Langenstein seinen Thronverzicht unterzeichnet. Vgl. Exner, Peter: „Die Kronen rollen zu Dutzenden über das Straßenpflaster“ – Die Verfassung(en) von 1919. In: Ders. (Hrsg.): Demokratie wagen? Baden 1818–1919. Stuttgart 2018, 132–142, hier 141.
- 33 Vgl. Bühler, Christoph: Der Umbruch des Jahres 1918. In: Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr, 109–113, hier 110–113; Scholtyseck, Joachim: Offenburg in den Jahren der Weimarer Republik. In: Eisele, Klaus und Scholtyseck, Joachim (Hrsg.): Offenburg 1919–1949. Zwischen Demokratie und Diktatur. Konstanz 2004, 21–102, hier 28–31.

- 34 Vgl. Favre, Anne-Laure: Parole de Strasbourgeois. In: Archives de Strasbourg (Hrsg.): Strasbourg en guerre, 141–155, hier 150.
- 35 Vgl. Brandt, Peter und Rürup, Reinhard (Bearb.): Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden. Düsseldorf 1980, LXXI.
- 36 Vgl. Fuchs, René u. a.: L'entre-deux-guerres, l'occupation nazie et la libération. In: Livet, Georges und Rapp, Francis (Hrsg.): Histoire de Strasbourg des origines à nos jours. Bd. 4. Strasbourg 1982, 411–502, hier 416.
- 37 Markowski, Sebastian: Die Zwangsmigration der Elsass-Lothringer nach Baden als Folge des Ersten Weltkriegs. In: Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg e. V. (Hrsg.): Region und Grenze. Die Bedeutung der Grenze für die Geschichte Südbadens in der Zwischenkriegszeit. Freiburg 2013, 81–108, hier 88. Vgl. auch: Denni, Karen: Rheinüberschreitungen – Grenzüberwindungen. Die deutsch-französische Grenze und ihre Rheinbrücken (1861–2006). Konstanz 2008, 124 f.
- 38 Zit. nach: Schmidgall: Die Revolution, 87 f.

Dr. Franz Lipp (1855–1937): Außenminister der Münchner Räterepublik 1919 mit Gengenbacher Wurzeln

Martin Ruch

Gengenbach, das friedliche Idyll im Schwarzwald, bot einst der Witwe von Kurt Eisner, dem ermordeten Ministerpräsidenten der Münchner Republik¹, Asyl im „Haus an der Stern“². Rohtraud Weckerle-Geck, die Tochter des Offenburger Publizisten und früheren SPD-Reichstagsabgeordneten Adolf Geck, hat über die Geschichte dieser solidarischen Flüchtlingshilfe geschrieben: „Im Jahr 1919 hatte mein Vater der Witwe von Kurt Eisner in Gengenbach ein Wohngrundstück besorgt. Er tat dies als Freund des Vaters von Frau Eisner, Herrn Josef Belli, mit dem er die Sozialistengesetz-Zeit durchgekämpft hatte. Das Haus in Gengenbach ging im Dritten Reich wie üblich an einen Nazi über, der trotz aller Bemühungen der Erbgemeinschaft Eisner, insbesondere der in einer Ecke darin hausenden Tochter Freya, nach vielen Prozeßgängen erst Ende Oktober 1960 das Haus verließ unter Hinterlassung von über 1000 DM Mietrückstand [...]“³

Es ist wohl ein Zufall, dass neben dem Namen Kurt Eisner auch eine zweite Gestalt jener revolutionären Vergangenheit Münchens mit Gengenbach verbunden ist: Franz Lipp,⁴ nur wenige Tage Außenminister der Räterepublik, stammte aus dem alten Wirtshaus „Linde“ in Gengenbachs Kinzigvorstadt „Brückenhäuser“. (Abb. 1) Die Tochter Sofie des Wirts Anton



Abb. 1: Gasthof Linde
in Gengenbach
(Postkarte)

Glück hatte den Hofsattlermeister Franz Lipp in Karlsruhe geheiratet, wo dann der gleichnamige Sohn Franz als katholisch getauft im Kirchenbuch der Stadt erstmals genannt wurde.⁵ Er kam oft nach Gengenbach und ins großväterliche Haus zurück, übernahm später auch gerne das Familienerbe, jenes große alte Fachwerkhaus direkt am Marktplatz der ehemaligen Reichsstadt, das auch heute noch ortsbildprägend ist und den Touristenströmen Anlass zum Genuss italienischer Eismacherkunst bietet. Franz Lipp hat sich 1919 selbst einmal charakterisiert als „ein Freund der Bauern von Kindesbeinen an und selber Grundbesitzer zu Gengenbach im Kinzigthale“.

Jahre später, in den 1930er Jahren, wird sich Lipp in einem Brief an den damaligen Gengenbacher Bürgermeister Geiger noch detaillierter äußern: „Meine frohe Kindheit im Lindewirtshaus im Brückenhäuser, meine Jugendjahre in Großvaters Haus Nr. 39, meine 2 Vorlesungen über den Philosophen Baruch Spinozza, meine sechs Vorträge über Friedrich Schiller im Adlersaal des braven Herrn Schimpf, der vortrefflich Englisch sprach, habe ich niemals vergessen. Die alte Anhänglichkeit an das wunderschöne Heimatstädtchen meiner Mutter besteht auch noch an der Schwelle meines 82. Lebensjahres. Vier Jahre lebte ich als junger Dozent im deutschen Straßburg; mit fünf Jahren sah ich dort französische Soldaten, am vierten Tag nach der Übergabe sah ich das fürchterlich zerschossene Münster und heute flattert dort wiederum die französische Tricolore.“⁶ Und über sein Haus am Marktplatz meinte er 1936: „Bei meinem letzten vor dreißig Jahren zusammen mit meinem Freund Karl Roth aus Baden-Baden erfolgten Besuch im Heimatstädtchen meiner Mutter habe ich den Bau am Markt 39 aufs Genaueste untersuchen lassen. Es ist ein mittelalterlicher Fachriegelbau mit enormer Holzverschwendung, weit älter als das Kaufhaus aus dem Jahre 1699.“⁷

Franz Lipp hatte zunächst in Straßburg, später in Heidelberg Jura und Philosophie studiert. 1880 erfolgte die Promotion in Göttingen mit der Dissertation „Beitrag zur Lehre vom Trödelcontract“. Nach einer Tätigkeit als Bibliotheksassistent wurde er nach 1880 Journalist am „Stuttgarter Beobachter“. Sein weiterer Lebenslauf enthält noch Unklarheiten. 1888 hat Franz Lipp jedenfalls die Heilbronner Zeitung (sie erschien von 1879 bis 1919) als Verleger und Chefredakteur übernommen.⁸ Hier war er 1889 Kandidat der DVP für die württembergische Kammer der Abgeordneten im Oberamt Heilbronn. 1891 erwarb er in Heilbronn auch das Bürgerrecht – und musste unzählige Prozesse wegen Beleidigung höhergestellter Persönlichkeiten ausfechten.

Über sein Leben schrieb er später: „Als Student und als Chefredakteur des Stuttgarter Beobachters und als Agitator der Demokratie habe ich getrunken – nur Wein, manchmal aber bis zu einem Liter am Tage. Erbliche Belastung, denn drei meiner Großväter, Urgroßväter waren Wirte. Seit meiner Reise in Afrika hörte ich völlig auf zu trinken und seit 1906 bin ich abstinente. [...] Am 28.3.1915 trat ich in den Geheimdienst des Großen Generalstabs, des Reichskanzleramtes und des Reichsschatzamt.“ Geheimagent des Kaiserreiches? Mag man es glauben, zumal entsprechende Belege fehlen?

Zur Vermeidung einer Strafverfolgung wegen Beleidigung Kaiser Wilhelms II. war Lipp später in die Schweiz, dann nach Italien geflüchtet, in Mailand wurde er Mitarbeiter am „Corriere della Serra“. Wegen Geisteskrankheit war er zeitweise in einer Anstalt, wie er selbst freimütig 1919 seinem Gutachter Dr. Kolb (Abb. 2) berichtete. Nach dem Kriegseintritt Italiens 1915 übersiedelte er in die Schweiz, wo er Teilnehmer an der Konferenz von Zimmerwald⁹ gewesen sein soll, bei der auch Lenin und Trotzki waren. Allerdings fehlt Lipps Name auf jener Teilnehmerliste. 1917 kehrte er nach Deutschland zurück und war seit 1918 als Privatgelehrter in München tätig.¹⁰

Hier hatte unterdessen die revolutionäre Nachkriegszeit begonnen. Am 7. April 1919 wurde vom Zentralrat der bayerischen Republik unter Ernst Niekisch und dem Revolutionären Arbeiterrat (RAR) in München die bayerische Räterepublik ausgerufen. Der bis dahin amtierende SPD-Ministerpräsident Hoffmann wurde für abgesetzt erklärt und wich mit seinem Kabinett nach Bamberg aus.

Erich Mühsam schrieb über die revolutionäre Regierungsbildung: „Die Wahl der Volksbeauftragten war überaus schwierig, und nur die Betonung des provisorischen Charakters aller vorläufigen Maßnahmen ließ die Verlegenheits-Improvisation erträglich erscheinen. Für die auswärtige Politik wurde wieder Mühlton vorgeschlagen. Ich erreichte durch den Hinweis darauf, daß dieser Posten von einem Mann besetzt werden müsse, der unbedingtes Vertrauen in Rußland und Ungarn besitze, seine Ablehnung. Darauf empfahl der Revolutionäre Arbeitererrat mich. Es wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß ich eine zu aggressive Politik gegen das Ebertsche Deutsche Reich treiben würde, und da ich die größte Rücksichtslosigkeit gegen diese Bourgeoisie-Republik noch ausdrücklich empfahl und für den Fall meiner Wahl versprach, fiel auch ich durch. Darauf präsentierte die USPD aus ihren Reihen einen Genossen Dr. Lipp, der außer seinen Parteigenossen fast niemand bekannt war. Da seine außerordentliche Bewandtheit in der interna-

in einem Zustande gesteigerter Erregung befunden habe; liessen sich bisher nicht nachweisen:

Die übrigen Angeklagten haben nichts derartiges an ihm bemerkt;

die Schilderungen, die in der Presse über sein Verhalten in den Tagen seiner Amtsführung sich finden, entsprechen im wesentlichen dem Bilde, das er in der Anstalt bietet: Seine Höflichkeit gegen die Damen; seine enorme Weit-schweifigkeit; seine Neigung, Fremden Einblick zu geben in vertrauliche Amtsschreiben; seine Vielgeschäftigkeit; sein Optimismus bezüglich der Ernährungs-lage; seine journalistisch boshaften Bemerkungen über Noske und Hoffmann; die Aeusserungen seiner Selbstüberschätzung.

Die Erinnerung ist vollkommen erhalten.

Das Verhalten entspricht dem ganzen Wesen und der Veran-lagung des Dr. Lipp.

Dr. Lipp begründet sein Verhalten subjektiv richtig.

Er würde im gleichen Fall nach seinen Aeusserungen wieder ebenso handeln.

Sollten sich während der Verhandlung Anhaltspunkte dafür ergeben, dass während der strafbaren Handlungen ein er-heblicher Erregungszustand bestanden hätte, so wären be-gründete Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit zu äussern; bisher haben sich solche Anhaltspunkte nicht ergeben.

Zusammenfassend ist zu sagen:

Dr. Lipp ist eine ursprünglich geniale, wenn auch ungleich-heitlich veranlagte Persönlichkeit, mit manischer Veran-lagung, von ungewöhnlichem Wissen. Die manische Veranlagung und die durch Alkohol, beginnendes Alter und vielleicht auch durch Morphium bedingten Schädigungen haben wesent-lich zur Begehung der strafbaren Handlungen beigetragen. Dr. Lipp ist als gemindert zurechnungsfähig dem Richter für eine wesentlich mildere Beurteilung zu empfehlen.

planung 7.7.19

- 16

H. G. Kolb

tionalen Politik sehr gerühmt wurde, da er selbst sich als unbedingter Anhänger des Sowjetsystems bekannte und da man sonst nicht wußte, wen man wählen sollte, wählte man ihn auf Verantwortung der USPD.“

Aber bald schon wuchsen Mühsams Zweifel in die Fähigkeiten Lipps: „Die nähere Beobachtung des Volksbeauftragten Dr. Lipp überzeugte mich am ersten Tage, daß ein Zusammenarbeiten mit ihm für mich unmöglich war. Ihm war offensichtlich die neue Würde in krankhafter Weise zu Kopf gestiegen, und er beging ganz unglaubliche und höchst kompromittierende Lächerlichkeiten. Ich machte Landauer darauf aufmerksam, und da auch von andern Seiten die unqualifizierbare Politik des Mannes bemerkt wurde, veranlaßte ihn der Rat der Volksbeauftragten zum Rücktritt. Unter der Hand wurde mir jetzt der Posten von neuem angetragen. Ich lehnte aber ab [...]“¹¹

Eine erste Amtshandlung der jungen Räteregierung war das folgende Flugblatt, für das neben Mühsam auch Franz Lipp zeichnete. Es lautete:

„An das Volk in Baiern!

Die Entscheidung ist gefallen. Baiern ist Räterepublik. Das werktätige Volk ist Herr seines Geschickes. Die revolutionäre Arbeiterschaft und Bauernschaft Baierns, darunter auch all unsere Brüder, die Soldaten sind, durch keine Parteigegensätze mehr getrennt, sind sich einig, daß von nun an jegliche Ausbeutung und Unterdrückung ein Ende haben muß. Die Diktatur des Proletariats, die nun zur Tatsache geworden ist, bezweckt die Verwirklichung eines wahrhaft sozialistischen Gemeinwesens, in dem jeder arbeitende Mensch sich am öffentlichen Leben beteiligen soll, einer gerechten sozialistisch-kommunistischen Wirtschaft. Der Landtag, das unfruchtbare Gebilde des überwundenen bürgerlich-kapitalistischen Zeitalters, ist aufgelöst, das von ihm eingesetzte Ministerium zurückgetreten. Von den Räten des arbeitenden Volks bestellte, dem Volk verantwortliche Vertrauensmänner erhalten als Volksbeauftragte für bestimmte Arbeitsgebiete außerordentliche Vollmachten ... Das System der Bürokratie aber wird unverzüglich ausgetilgt. Die Presse wird sozialisiert. Zum Schutze der bayerischen Räterepublik gegen reaktionäre Versuche von außen und von innen wird sofort eine rote Armee gebildet. Ein Revolutionsgericht wird jeden Anschlag gegen die Räterepublik rücksichtslos ahnden. Die bairische Räterepublik folgt dem Beispiel der russischen und ungarischen Völker ... Zum Zeichen der freudigen Hoffnung auf eine glückliche Zukunft für die ganze Menschheit wird ... der 7. April zum Nationalfeiertag erklärt.

Zum Zeichen des beginnenden Abschieds vom fluchwürdigen Zeitalter des Kapitalismus ruht am Montag, dem 7. April 1919, in ganz Baiern die Arbeit, soweit sie nicht für das Leben des werktätigen Volkes notwendig ist, worüber gleichzeitig nähere Bestimmungen ergehen. Es lebe das freie Baiern! Es lebe die Räterepublik! Es lebe die Weltrevolution! Der revolutionäre Zentralrat Baiern: Niekisch, Gustav Landauer, Erich Mühsam, Gandorfer (Bauernrat), Dr. Franz Lipp, Albert Schmid“

Eine weitere Amtshandlung Lipps: Am Samstag, den 6. April früh um 8 Uhr unterzeichnete er den von Gustav Landauer und Ernst Mühsam formulierten Entwurf für ein Telegramm nach Moskau: „Räterepublik Russland Moskau. Bayern ist Räterepublik. Die revolutionäre Arbeiter- und Bauernschaft und die Soldaten haben sich geeinigt, die Diktatur des Proletariats verwirklicht, um die sozialistisch-kommunistische Gesellschaft aufzurichten. Eine Rote Armee wird gebildet. Die Beziehungen zur russischen und zur ungarischen Räterepublik sind hiermit aufgenommen. Ihnen, unseren natürlichen Verbündeten, unsere ersten Grüße. Die bayerische Räterepublik lehnt jede Gemeinschaft mit der den Kapitalismus dienstbaren Regierung Potsdam=Weimar ab und ruft die Völker Deutschlands, Europas und der Erde auf, unser Beispiel nachzuahmen, wie sie dem Vorbild Russlands und Ungarns nachfolgte. Wir vertrauen auf den Tag der Weltbefreiung. Es lebe die Internationale! Es lebe die Weltrevolution! Für die Räterepublik Bayern der Volksbeauftragte für Äußere Politik Dr. Lipp, Für den revolutionären Zentralrat Erich Mühsam.“

Aber auch dem päpstlichen Nuntius Pacelli bekundete Lipp in einem Schreiben seine „Ergebenheit“. Und am 10. April ließ er folgenden Funkspruch nach Moskau absetzen: „Tschitscherin, Lenin, Moskau. Proletariat Oberbayerns glücklich vereint. Sozialisten plus Unabhängige plus Kommunisten fest als Hammer zusammengefügt, mit Bauernbund einig. Klerikale uns wohlgesinnt. Liberales Bürgertum als Preußens Agent völlig entwaffnet. Bamberg Sitz des Flüchtlings Hoffmann, welcher aus meinem Ministerium den Abtrittsschlüssel mitgenommen hat. [...] Wir wollen den Frieden für immer. Immanuel Kant: ‚Zum ewigen Frieden‘, 1795, Thesen 2–5.“

Von Lipps Amtskollegen Tschitscherin erfolgte prompt die jubelnde Antwort: „Budapest 8.4., 2 Uhr 30 nachm., an Räteregierung München. Mit unaussprechlicher Freude haben wir von der Errichtung der Räterepublik Baiern erfahren. Wir senden unsere herzlichsten Grüße der neuen Schwester Republik, unserem jüngsten Bundesgenossen auf dem Kampffelde für

den Sozialismus. [...] Uns gehört die Zukunft, der Tag des vollen Sieges ist nahe. Für die Räterepublik Rußland der Volkskommissar des Auswärtigen Tschitscherin.“

An das Hessische Staatsministerium in Darmstadt schrieb Lipp am 10.4.1919: „Mein Amtsvorgänger, der Ministerpräsident Johannes Hoffmann, hat mit seiner kopflosen Flucht aus München mir einen ungeheuren Haufen unerledigter Eingaben in größter Unordnung hinterlassen. Mitgenommen hat er lediglich den Abtrittsschlüssel für den privilegierten Abort, als Ministerpräsident und als Staatsminister für das königliche Haus Wittelsbach; als Agitator versucht er jetzt mit diesem Instrument die Volksaufwiegelung in Bamberg und Würzburg. So fand ich unter dem Wust die Anfrage des Hessischen Staatsministeriums, hier eingelaufen Ende März, wonach sich der Hessische Amtsbruder beim Bayerischen Ministerium des Äußeren erkundigt und um die gefällige Vermittlung der Auskunft ergebendst bittet, wie jetzt mit den Vorrechten der hohen Standesherrn im Bayernlande verfahren wird. [...] Alle Privilegien und Präsentationsrechte der Standesherrn sowie die als ganz besonders häßlich, schmutzig und drückend empfundenen Jacht- und Fischereivorrechte dieser sogenannten hohen Herren sind im Bayernland rund weg und ohne jegliche Entschädigung als angebliche Ablösung endgültig abgeschafft. Der Volksbeauftragte der Räterepublik Bayern für die Auslandspolitik Dr. Franz Lipp.“

Aber bald häuften sich die negativen Berichte über Lipp's Verhalten. So wurde beispielsweise sogar moniert, er bringe seinen Sekretärinnen Blumen mit! Im späteren Prozess in der „Strafsache gegen Dr. Lipp, hier wegen Hochverrats“, spielte das eine Rolle: „Allgemein ist noch zu bemerken, daß sich Dr. Lipp durch sein Benehmen gegenüber den Schreibfräuleins durch Überreichung von Blumen und dergl. lächerlich machte.“¹² Als man aber die Sekretärinnen befragte, stellte sich das so dar: 15. August 1919, Kanzleifräulein Bernbacher, Maschinenschreiberin des Dr. Lipp, sagte aus: „Die Zeitungsnotizen waren nach ihren Angaben gänzlich falsch, da Dr. Lipp ihres Wissens niemals mit Blumen oder wie es geheißen hat mit einem Rosenstrauß ins Ministerium gekommen ist. Richtig dagegen ist, dass Frl. Bernbacher im Auftrag des Dr. Lipp 3 mal Blumen in einem Blumengeschäfte nächst dem Ministerium am Promenadenplatz bestellen mußte, welche dann anderntags früh 8 Uhr vom Blumengeschäft in die Kanzlei gebracht wurden. Bernbacher stellte dann die Blumen auf den Tisch des Ministers und dieser verteilte die Blumen sowie er ins Büro kam unter die Kanzleifräulein. Mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse und

nicht von der Stellung zu kommen und andererseits den Blumen zu liebe nahmen sie die dieselben an.“

Sicher, Lipp war wohl ein sehr eigener Charakter. H. D. Heilmann hat in seinem Text über „Revolutionäre und Irre“¹³ manches über Lipp zusammengestellt, das einen doch staunend zurück lässt. Etwa jenes Telegramm an den Verkehrsminister der Räterepublik, Paulukum: „Mein lieber Amtsbruder [...] Ich habe an Württemberg und die Schweiz den Krieg erklärt, weil diese Hunde nicht die 60 Lokomotiven mir sofort leihweise überlassen haben. Ich bin sicher, dass wir siegen. Außerdem werde ich den Segen des Papstes, mit dem ich gut bekannt bin, für den Sieg erflehen.“¹⁴

Die „Scheinräterepublik“ mit Franz Lipp als Außenminister existierte nur knapp eine Woche. Am Palmsonntag, 13. April 1919, besetzten Mitglieder der SPD-nahen Republikanischen Schutztruppe im Auftrag der Hoffmann-Regierung Regierungsgebäude sowie den Bahnhof und verhafteten zwölf Mitglieder der Räteregierung, darunter Erich Mühsam und Dr. Lipp. Auch in der Ortenau konnte man die Ereignisse in der Tagespresse mitverfolgen und lesen, dass der „Minister des Äußern der bisherigen Räteregierung Dr. Lipp in eine Irrenanstalt überführt“ worden war. (Abb 3) Unter der Führung des kommunistischen Matrosen Rudolf Egelhofer gelang es zwar bewaffneten Arbeitern, die Gegenrevolutionäre wieder in die Flucht zu treiben und nun bis zum 1. Mai eine diesmal kommunistisch dominierte Räterepublik zu errichten. Doch in blutigen Kämpfen wurden bald darauf diese revolutionären Zustände in Bayern wieder beseitigt.

Da war Lipp also bereits in psychiatrischer Behandlung in der Heilanstalt Erlangen, wohin man ihn nach seiner Verhaftung verbracht hatte und wo er untersucht wurde. Der abschließende Untersuchungsbefund aber stellte fest: „Beobachtung Lipp hat Unzurechnungsfähigkeit nicht ergeben. Beobachtung endet am 5. Juli. Verfügung über Lipp erbeten.“ Der Gutachter war beeindruckt von seinem Klienten und schrieb: „Dr. Lipp ist eine ursprünglich geniale, wenn auch ungleichheitlich veranlagte Persönlichkeit, mit manischer Veranlagung, von ungewöhnlichem Wissen.“

Das „Verfahren gegen den Privat-Gelehrten Dr. Franz Lipp wegen Hochverrat“ wurde am 25. August 1919 eingestellt. Seine Haftentlassung aus Stadelheim erfolgte am 27.8.1919. Am 20.06.1920 wurde über Lipp ein Aufenthaltsverbot in Bayern verhängt. Es folgte seine Übersiedlung nach Ulm. Später lebte er in Italien (Florenz und Rom) bei seinen drei Kindern, und dort in Florenz ist er am 18. März 1937 gestorben.



Abb. 3: Bericht über Lipp's Entlassung im Ortenauer Boten 1919

Zuvor allerdings hatte er noch Kämpfe mit der Gengenbacher Stadtverwaltung auszustehen, die ihn als angeblichen „Juden und Kommunisten“ schlichtweg enteignen und um sein großväterliches Erbe bringen wollte. Dagegen wehrte er sich heftig und er machte aus seiner kritischen Einstellung über die Nazis in seinem geliebten Städtchen keinen Hehl, wie aus einem Brief des Bürgermeisters Geiger vom 25.4.1936 an die Geheime Staatspolizei Offenburg hervorgeht: „Ich hatte schon wiederholt Gelegenheit, Ihnen über das Verhalten des Dr. jur. Franz Lipp in Florenz (Italien) zu berichten. Dieser ehemalige Außenminister des Juden Kurt Eisner beschimpft das dritte Reich in der gemeinsten Weise, was natürlich nicht ohne weiteres hingegenommen werden kann. [...] Ich glaube, dass nach dem oben angeführten die rechtliche und gesetzliche Voraussetzung vorliegt und dass es außerdem zweckmäßig ist, dass das Vermögen des Kommunisten Dr. Franz Lipp konfisziert wird. Ihrer Stellungnahme sehe ich entgegen. Heil Hitler.“¹⁵ Der Diebstahlversuch scheiterte aber.

Anmerkungen

- 1 Kurt Eisner (USPD) hatte am 8. November 1918 den „Freistaat Bayern“ ausgerufen; Eisner wurde am 21. Februar 1919 von Graf Arco ermordet.
- 2 Flechtmann, Frank: Das „Haus an der Stirn“. Familie Eisner in Gengenbach. In: Die Ortenau, 1992, 303–339.
- 3 Dittler, Erwin: Rohtraud Weckerle-Geck. 10 Hefte, 1: 1945–10: 1957–67. Typoskript im Stadtarchiv Offenburg. Hier Heft 10, S. 24, Brief vom 2.12.1960 an Dr. Georg Herrman, Deutsche Volkszeitung.

- 4 Siehe Ruch, Martin: Dr. Franz Lipp, „Jude, Kommunist und Außenminister der Räteregierung in München“. In: Gengenbacher Blätter 2007, 9–11.
- 5 9.2.1855 in Karlsruhe geboren, getauft am 22.2. in der katholischen St. Stephanskirche, Taufbuch 1855 S. 267: Im Jahre Tausend achthundert fünf und fünfzig, am neunten Februar Nachmittag drei Uhr wurde hier zu Karlsruhe geboren und am zweiundzwanzigsten Februar nachmittags drei Uhr durch Unterschriebenen hier im Hause getauft Franz Anton, ehelicher Sohn des Franz Lipp aus Odenheim, Bürgers und Hofstalters zu Karlsruhe und der Sophie Lipp, geborene Glück aus Gengenbach. – Taufpathen und Zeugen sind Franz Schmidt, Bürger und Posthalter zu Karlsruhe, dessen Ehefrau Catharina geborene Link, deren eheliche ledige Tochter Sophie Schmidt hier; Heinrich Hemberle, Bürger und Gastwirth zum römischen Kaiser zu Karlsruhe, dessen Ehefrau Augusta geborene Kaufmann; Ludwig Wagner Bürger und Schlossermeister zu Karlsruhe; dessen Ehefrau Catharina geborene Kessler; Anton Glück, Bürger und Gastwirth zur Linde in Gengenbach, dessen Ehefrau Barbara geborene Gögg, Großeltern dieses Täuflings. Karlsruhe, am 22. Februar 1855, V. Gaß. Geistlicher Rath, Decan und Stadtpfarrer.
- 6 Stadtarchiv Gengenbach IV 3/58
- 7 A. a. O. 8.8.1936
- 8 In: Franke, Hans: 200 Jahre Zeitungsgeschichte in Heilbronn. Jahrbuch des Historischen Vereins Heilbronn 23, 1960, S. 261
- 9 Vom 5. bis 8. September 1915 trat in dem Schweizer Dorf Zimmerwald bei Bern die erste internationale sozialistische Konferenz gegen den Ersten Weltkrieg zusammen, an der achtunddreißig Delegierte aus elf Ländern teilnahmen, unter ihnen auch Leo Trotzki und W. I. Lenin. Ein Manifest wurde von der Konferenz „einstimmig und begeistert“ angenommen: „*Proletarier Europas!* Mehr als ein Jahr dauert der Krieg. Millionen von Leichen bedecken die Schlachtfelder, Millionen von Menschen wurden für ihr ganzes Leben zu Krüppeln gemacht. Europa gleicht einem gigantischen Menschenschlachthaus. Die ganze, durch die Arbeit vieler Generationen geschaffene Kultur ist der Verwüstung geweiht. Die wildeste Barbarei feiert heute ihren Triumph über alles, was bis jetzt den Stolz der Menschheit ausmachte [...]“
- 10 Lilla, Joachim: Lipp, Franz, in: ders.: Staatsminister, leitende Verwaltungsbeamte und (NS-)Funktionsträger in Bayern 1918 bis 1945, URL: <https://verwaltungshandbuch.bayerische-landesbibliothek-online.de/lipp-franz> (09. Oktober 2014).
- 11 Mühsam, Erich: Von Eisner bis Leviné. Die Entstehung der bayerischen Räterepublik. Persönlicher Rechenschaftsbericht über die Revolutionsereignisse in München vom 7.11.1918 bis zum 13.4.1919. In: Ders.: Publizistik. Unpolitische Erinnerungen. Berlin 1978 (= Ausgewählte Werke Bd. 2) 239–325, hier 302, 304, 310.
- 12 Hauptstaatsarchiv München, Staatsanwalt 2131/ IV: Strafsache gegen Dr. Lipp, Privatgelehrter Hier wegen Hochverrats, verhaftet 12/13.IV. 1919 (zu den Akten Mühsam und Genossen)
- 13 Schwarze Protokolle, Nr. 14, Berlin 1976, S. 2–28. – Ich verdanke Frank Flechtmann, Berlin, die Vermittlung dieses Textes.
- 14 A. a. O. S. 8
- 15 Stadtarchiv Gengenbach IV 3/58

Constantin Fehrenbach, ein Reichskanzler mit Ortenauer Wurzeln

Christian Würtz

Kindheit – Jugend – Studium

Sowohl am alten Schulhaus in Dundenheim als auch an demjenigen in Ortenberg halten Gedenktafeln die Erinnerung an einen prominenten Bewohner wach, der heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist. Dabei bekleidete er während der Weimarer Republik höchste Staatsämter in Berlin und darf als einer der prägenden Akteure zu Beginn der deutschen Republik gesehen werden: Constantin Fehrenbach.¹ Er ist mit der Ortenau nicht nur deshalb besonders verbunden, weil er hier einige Jahre lebte, sondern auch weil seine Mutter von dort, genauer aus Kürzell, stammte, und zwei Schwestern in Dundenheim und Ortenberg verheiratet waren.

Geboren wurde Fehrenbach jedoch nicht in der Ortenau, sondern im kleinen Schwarzwalddorf Wellendingen bei Bondorf. Am 11. Januar 1852 erblickte er dort als ältester Sohn des Lehrers Johann Georg Fehrenbach² und dessen Ehefrau Rosina, geb. Gruseck,³ das Licht der Welt.⁴ Ein knappes Jahr zuvor, am 27. Februar 1851, hatten die Eltern in Kürzell, wo Fehrenbach zuvor als Lehrer wirkte, den Bund der Ehe geschlossen. Nach dem Besuch der Volksschule wechselte Constantin mit 13 Jahren aufs Lyzeum nach Freiburg. Sein Berufswunsch war zu dieser Zeit Pfarrer, weshalb er auch im Erzbischöflichen Knabenkonvikt St. Georg wohnte. Hier hatte er die Gelegenheit, seinen musischen Neigungen entsprechend das Klavier- und Violinspiel zu erlernen. Die Musik, vor allem der Gesang, gehörte zeitlebens zu seiner liebsten Freizeitbeschäftigung und bot ihm Ausgleich zu seiner oftmals nervenaufreibenden Arbeit.

Seine Eltern kehrten 1868 wieder in die Ortenau zurück, zunächst nach Dundenheim, dann 1877 nach Ortenberg, wo sein Vater jeweils als Lehrer wirkte. Bei seinen Eltern verbrachte der junge Constantin auch jeweils seine Ferien. Als 1872 der Männergesangverein Dundenheim gegründet wurde, übernahm Johann Georg Fehrenbach das Amt des Dirigenten, Sohn Constantin trat als Sänger bei.⁵

Nach einem glänzend bestandenem Abitur schloss sich das Theologiestudium an der Albert-Ludwigs-Universität an, das er wiederum mit Bravour absolvierte. 1874 empfing er die niede-



Abb. 1: Vater Johann Georg Fehrenbach (Ursula Ihle, Ortenberg)



Abb. 2: Mutter Fehrenbach (Ursula Ihle, Ortenberg)



Abb. 3: Schulhaus Dundenheim
(Christian Würtz, Freiburg)



Abb. 4: Schulhaus Ortenberg
(Christian Würtz, Freiburg)

ren Weihen, und im Herbst dieses Jahres schickte er sich an, zur Vorbereitung auf die Priesterweihe in das Priesterseminar nach St. Peter zu wechseln. Zu dieser Zeit war es üblich, „daß die angehenden Seminaristen im Konvikt in Freiburg sich versammelten, um dann in geschlossener Fahrt in Pferdedroschen sich nach St. Peter zu begeben. In Eschbach wurde zum letztenmal haltgemacht gemacht und ein Umtrunk eingenommen. So weit ging Fehrenbach mit. Hier aber änderte er seinen Entschluß, er fuhr nicht weiter, sondern kehrte nach Freiburg zurück.“⁶ Den Grund für diese Kehrtwende sah der spätere badische Staatspräsident Heinrich Köhler darin, dass ihn „ein heißes Frauenherz in letzter entscheidender Stunde“ von der Theologie abgebracht habe.⁷ Der spätere Freiburger Generalvikar Föhr sah darin etwas „Providentielles“, denn Fehrenbach blieb der katholischen Kirche zeitlebens eng verbunden. „Gott hatte ihn für eine andere Aufgabe berufen, die er nicht hätte erfüllen können, wenn er Priester geworden wäre.“⁸

Fehrenbach meldete sich zunächst als Einjährig-Freiwilliger zum Militär, ehe er nun Jura studierte.⁹ Nach dem Ersten juristischen Staatsexamen 1879 schloss sich das Referendariat an, das er zunächst in Offenburg absolvierte. Von dort war es nicht weit nach Ortenberg, wo er von 1877 bis 1879 bei seinen Eltern im Schulhaus in der Bruchstraße wohnte und die Leitung des Kirchenchores der Pfarrei St. Bartholomäus übernahm, wofür ihm die Gemeinde Ortenberg eine finanzielle Anerkennung zukommen ließ.¹⁰ Der Ortenberger Chronist Franz Xaver Vollmer berichtet über diese Zeit Fehrenbachs, er habe damals mit einem Kommilitonen aufs Examen gelernt: „Abends erlaubte man sich einen Gang in die ‚Krone‘, zu einem Glase Ortenberger. Da die Krone um diese Zeit unter der Regie der Kronenwirtin für ihren Kaffee und Kuchen, aber auch für ihre Speisen

und Weine bekannt war und täglich von Herren und Damen aus Offenburg angesteuert wurde, hatten es die beiden hier nicht nur mit Ortenberger ‚Rebstibberern‘ zu tun, sondern auch mit feinen Herrschaften. Und da der Wein bekanntlich Herzen und Zungen löst, kam es oft zu lauten Gesprächen, vor allem wenn die Debatten in die Politik hinüberglichen. [...] Wenn es besonders hoch herging, kam selbst der vielbeschäftigte Kronenwirt an den Tisch. Beeindruckt von der Argumentationskunst der beiden Freiburger Jurakandidaten tat er bei einer solchen Debatte den denkwürdigen Ausspruch: ‚Ihr könnt so gut Reden halten, ihr kommt alle noch in den Landtag.‘¹¹

Nach seiner Eheschließung mit der Freiburgerin Maria Hossner¹² 1879 zog Fehrenbach zurück an seinen Studienort, wo er vier Jahre später das Zweite juristische Staatsexamen erfolgreich ablegte.

Rechtsanwalt und erste politische Aktivitäten

Aufgrund seiner besonderen Redebegabung machte sich Fehrenbach schon bald einen guten Namen unter den Freiburger Anwälten. Vor allem als Strafverteidiger wurde er geschätzt. Neben seiner Arbeit als Rechtsanwalt drängte es Fehrenbach bald in öffentliche Ämter. Schon zwei Jahre nach dem Zweiten Staatsexamen wurde Fehrenbach zum Mitglied des Bürgerausschusses in Freiburg gewählt und bekleidete dort das Amt des stellvertretenden Obmanns des Stadtverordnetenvorstands. 1885 wählten ihn die Wahlberechtigten des 1. Wahlbezirks der Stadt Freiburg – wie vom Ortenberger Kronenwirt prophezeit – in die Zweite Kammer des Badischen Landtags. Er war Mitglied der Katholischen Volkspartei, die sich später dem Zentrum anschließen sollte. Es waren schwierige Jahre für die Katholiken in Baden, denn es tobte ein schwerer Kampf um das Verhältnis von Staat und Kirche, währenddessen die Liberalen in das Selbstbestimmungsrecht der katholischen Kirche massiv eingriffen. Daher kämpfte Fehrenbach vehement für den Abbau der Kulturkampfgesetze und für die Rechte der Katholiken.¹³

Aber bereits nach zwei Jahren legte Fehrenbach sein Abgeordnetenmandat aufgrund parteiinterner Streitigkeiten nieder und beschränkte seine politische Tätigkeit auf Freiburg. Dort hatte er im Kreis der katholischen Honoratioren bald seinen festen Platz. Die Freiburger wählten ihn in den Stadtrat, er wurde Kreisabgeordneter und übernahm zahlreiche Ehrenämter. So wurde er etwa Mitglied im Aufsichtsrat des Freiburger

Gefängnisses, im Vorstand der städtischen Kleinkinderbewahranstalt, im Stiftungsrat der Pfarrei St. Johann, er wurde erster Präsident der neu errichteten katholischen Kirchensteuervertretung für Baden, Vorstandsmitglied im Kunstverein, Vorsitzender des Freiburger Männergesangvereins und arbeitete bei der Görres-Gesellschaft mit.¹⁴

In Freiburg traf er auch auf einen anderen Ortenauer, nämlich auf Heinrich Hansjakob, der von 1884 an als Pfarrer von St. Martin wirkte. In seinen „Dürren Blättern“ erinnerte er sich an Fehrenbach: „Fehrenbach, den ich erst kennen lernte seitdem ich in Freiburg bin, singt zu Gottes Ehre beim Martinschor und kommt am Sonntag nach dem Gottesdienst regelmäßig zum Pfarrer, um mit demselben einen kleinen Spaziergang zu machen. Er ist ein frischer, heiterer, geistvoller Mann und hat meine ganze Sympathie.“¹⁵ Gemeinsame Urlaubstage im Schwarzwald schlossen sich an diese Begegnungen an.¹⁶

Nach der Jahrhundertwende kehrte Fehrenbach wieder in den Badischen Landtag zurück, wo er schon bald den Vorsitz der Zentrumsfraktion übernahm und dann zum Kammerpräsidenten aufstieg. Der Parteivorsitzende Theodor Wacker pries aus diesem Anlass Fehrenbach geradezu überschwänglich: „Dem neuen Kammerpräsidenten geht der allseits anerkannte Ruf eines hervorragenden tüchtigen Leiters von Versammlungen voraus. Er ist auch ein hervorragender tüchtiger Redner in Debatten und als eine der besten Arbeitskräfte der Kammer bekannt. Das Zentrum darf stolz sein, der Volksvertretung und dem Land eine solche Kraft zur Verfügung stellen zu können.“¹⁷ Im Landtag kämpfte er weiterhin um einen Abbau der Kulturkampfgesetze, wobei er eine kompromissbereite Haltung einnahm. Ein wichtiges Anliegen war ihm die Wiederezulassung der Orden. Allerdings konnte er nur geringe greifbare Erfolge erzielen, weswegen er schließlich nicht mehr für den Landtag kandidierte.

Dieser Entschluss mag ihm auch deshalb leicht gefallen sein, da er seit 1903 für die Ortenau, genauer für den Wahlkreis Kenzingen-Ettenheim-Wolfach-Lahr, im Reichstag in Berlin saß. Dort zählte er die ersten Jahre zu den Hinterbänklern, die kaum in Erscheinung traten. Nur selten ergriff Fehrenbach im Reichstag das Wort. Neben der parlamentarischen Arbeit war Fehrenbach im ganzen Reich als ein gefragter Redner bei katholischen Veranstaltungen unterwegs. So trat er 1900 erstmals bei einer Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, wie damals die Katholikentage hießen, als Redner auf. 1907 dann war er Präsident des Katholikentages in Würzburg.¹⁸

Die Zaberner Rede

Schlagartig rückte Fehrenbach im November 1913 durch seine vielbeachtete „Zaberner Rede“ vor dem Reichstag in die vordere Reihe der Parlamentarier in Deutschland, und auch im Ausland wurde man nun auf ihn aufmerksam. Anlass dieser Rede war ein Vorfall im Garnisonstädtchen Zabern (Saverne) im Elsass,¹⁹ das nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 zusammen mit Lothringen vom Deutschen Reich annektiert worden war. Viele Bewohner dieses „Reichslands“ hatten große Vorbehalte gegen die Berliner Regierung wie gegen Deutschland überhaupt und fühlten sich als Bürger zweiter Klasse. Die im Reichsland stationierten preußischen Truppen sahen viele als Besatzungsmacht an, weswegen auf ihr Verhalten besonders sensibel reagiert wurde.

Darauf nahm jedoch ein junger preußischer Leutnant namens von Forstner²⁰ keine Rücksicht. Während einer Instruktionsstunde vor Rekruten ließ er sich zu der Aussage herab: „Wenn Sie angegriffen werden, dann machen Sie von Ihrer Waffe Gebrauch; wenn Sie dabei so einen Wackes²¹ niederstechen, dann bekommen Sie von mir noch zehn Mark.“ Außerdem sollten sich die elsässischen Rekruten bei dem Leutnant mit den Worten „Ich bin ein Wackes“ melden. Als diese Äußerungen durch die örtliche Presse bekannt wurden, kam es zu Protesten und Demonstrationen der Bevölkerung. Um den folgenden Unruhen und der antipreußischen Stimmung Herr zu werden, griff das Militär zu willkürlichen Festnahmen einiger Demonstranten und auch von nur zufällig anwesenden Passanten, obwohl dies Sache der zivilen Stellen gewesen wäre. Schließlich patrouillierten Soldaten mit geladenen Gewehren und aufgefanzten Bajonetten durch Zabern. Kaiser Wilhelm II., der sich zu dieser Zeit auf der Jagd in Donaueschingen aufhielt, unterschätzte anfänglich die Bedeutung des Vorfalls und die Reaktionen darauf vollkommen und stellte sich ganz auf die Seite des Militärs. Die Empörung dehnte sich angesichts des uneinsichtigen und arroganten Verhaltens des Militärs in ganz Deutschland aus. Denn es ging nun nicht mehr um das Verhalten eines unreifen Leutnants in Zabern, sondern es ging um die grundsätzliche Frage, ob das Militär Vorrang vor zivilen Stellen habe.

Aufgrund eines Antrags elsässischer Reichstagsabgeordneter kam es zu einer Debatte im Reichstag.²² Kriegsminister Erich von Falkenhayn sowie Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg stellten sich vor das Militär und argumentierten mit einer angeblich von der Zivilbehörde nicht mehr zu bewälti-



Abb. 5: Fehrenbach als Landtagsabgeordneter (Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe 231, 2937 [610a])

genden Notstandssituation. Zum Sprecher der die Ansicht der Regierung scharf kritisierenden Reichstagsmehrheit, die von den Nationalliberalen bis hin zur Sozialdemokratie reichte, wurde Fehrenbach. Er schien hierfür als Badener und damit als Nachbar zu Elsass-Lothringen bestens geeignet.

Fehrenbach erfasste die empörte Stimmung im Reichstag und brachte sie in freier Rede ins Wort. In der häufig durch lebhaften Beifall und zustimmende Zwischenrufe unterbrochenen Rede führte er u. a. aus:

„Meine Herren, das Unzulängliche, hier wird es Ereignis. Das Unbeschreibliche, hier ist es getan.²³ Das sind leider die Empfindungen, mit denen wir den Vorgängen in Zabern während des Monats November gegenüberstehen, mit denen wir aber leider noch mehr den Ausführungen gegenüberstehen, die wir vorhin von der Regierung gehört haben. Zu diesen Empfindungen gesellt sich aber auch das Gefühl der Beschämung, dass sich das im Deutschen Reich ereignen konnte. [...]

Meine Herren, das Recht geht voran, und wenn der Herr Reichskanzler gesagt hat: Schützen des Rechts, aber auch Schützung der öffentlichen Gewalt, dann sage ich: Das zarteste Pflänzchen, das hier des meisten Schutzes bedarf, ist Recht und Gesetz, und wenn Recht und Gesetz beeinträchtigt werden durch irgendwen, auch durch eine öffentliche Gewalt, dann sind die hiesigen Stellen berufen, hier Remedur eintreten zu lassen und für das geschwächte Recht ein mächtiges Wort auszusprechen. [...] Auch das Militär untersteht dem Gesetz und dem Recht, und wenn wir zu den Zuständen kämen, das Militär ‚ex lex‘ [außerhalb des Gesetzes] zu stellen und die Zivilbevölkerung der Willkür des Militärs preiszugeben, dann, meine Herren: finis Germaniae. [...]

Die Empörung im Elsass über die Bezeichnung ‚Wackes‘, namentlich in Verbindung mit der Prämie von zehn Mark für das Niederstechen, ist begründet, ist gerechtfertigt, und die Elsässer haben das Recht, sich das zu verbitten und eine entsprechende genügende Bestrafung des Sünders zu verlangen. Und wenn ihnen diese Gerechtigkeit nicht zuteil wird, so versagt der Gerechtigkeitssinn unserer Behörde. Man soll die Sache nicht zu leicht nehmen! [...]

Meine Herren, nach der Auffassung, die die Herren Militärs bei der Regierung heute über die Beleidigung gegenüber den Elsässern kundgegeben haben, ist es wirklich nötig, noch einige Beispiele zu bringen, um es ihnen zum Bewusstsein zu bringen. Wir Freiburger haben einen Übernamen. Das ist in der ganzen Welt so. Jede Stadt hat einen Übernamen. Die Karlsruher haben auch einen Übernamen. Ich werde mich hüten, Ihnen diese

Übernamen zu nennen, damit sie nicht publici iuris sind und Sie mich nächstens so anreden. Ich will aber annehmen, es wäre in Freiburg irgendetwas passiert durch irgendeine Dummheit, sei es, dass sie vom Zivil oder Militär ausging, und es gäbe in dem ruhigen, militärfreudigen Freiburg dann einen Leutnant, der das Gleiche machen würde, was dieser Herr v. Forstner in Zabern unbegreiflicherweise gemacht hat, dass er vor den Mannschaften verlangen würde, sie müssten sich mit dem beleidigenden Beiwort melden, und dass er es gegen sie anwenden würde. Glauben Sie denn, dass es in Freiburg nicht geradeso zugehen würde, wie es in Zabern gewesen ist? Und zweifeln Sie denn daran, wenn man den Übernamen der Karlsruher in dieser Weise behandeln würde, dass es in Karlsruhe geradeso zugehen würde wie in Zabern? Wer das nicht versteht, hat keinen Blick in die Seele des Volkes, hat aber auch keinen Begriff von dem Ehrgefühl des Volkes. Ich erwarte allerdings von dem Ehrgefühl des Volkes, dass es sich eine derartige Behandlungsweise auch von einem höheren Militär als einem jungen Leutnant nicht gefallen lassen wird. [...]"²⁴

Am Ende der Reichstagsdebatte über die Zaberner Vorkommnisse stand ein Missbilligungsvotum gegen den Reichskanzler, das mit deutlicher Mehrheit vom Reichstag angenommen wurde.²⁵ Unmittelbare Auswirkungen hatte dies zwar nicht, da nach der Verfassung des Kaiserreichs der Kanzler allein dem Monarchen und nicht dem Parlament gegenüber verantwortlich war. Es offenbarte aber den Verfassungszustand: die Machtlosigkeit des Reichstags sowie der Regierung in Fragen der Kommandogewalt. „Im Ernstfall zeigte der preußische Soldatenstaat dem Verfassungsstaat, wo seine Grenzen lagen. Der Absolutismus war im zivilen Leben überwunden. Auf dem Gebiet des Militärs lebte er fort.“²⁶ Mittelbar kann aber gerade in diesem Offenbarwerden ein Schritt hin zur Parlamentarisierung der deutschen Politik gesehen werden.

Gänzlich folgenlos blieb die Debatte jedoch nicht. So kam es Anfang 1914 zu einer Neuregelung des Waffengebrauchs durch das Militär. Der Kaiser erließ unter Gegenzeichnung des Kriegsministers eine Dienstvorschrift, die dem Militär praktisch verbot, im Bereich polizeilicher Zuständigkeit, also zur Abwehr von Störungen der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, aus eigenem Recht vorzugehen. „In diesem entscheidenden Punkt des Konflikts errang mit dem Erlaß der Dienstvorschrift von 1914 die Zivilgewalt den Sieg über die Militärgewalt.“²⁷

Fehrenbach hatte mit der Zaberner Rede seine Chance genutzt und war nun nicht nur ein im In- und Ausland bekann-

ter, sondern auch ein angesehener und geschätzter Politiker, dem das Potenzial für größere Aufgaben zugetraut wurde. Er galt nun als ein Mann mit außerordentlichen Fähigkeiten zum Ausgleich und mit großer Integrationskraft, der sich aufgrund seiner raschen Auffassungsgabe schnell auf besondere Umstände einstellen kann.²⁸

An der Spitze des Reichstags

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914 schloss sich Fehrenbach der allgemeinen Kriegsbegeisterung an und hoffte auf großräumige Gebietsgewinne nach einem kurzen Krieg.²⁹ Dieser Enthusiasmus wich in den folgenden Jahren jedoch einer immer größeren Ernüchterung. Als die Kriegslage im Sommer 1917 für Deutschland zusehends ungünstiger wurde und sich Kriegsmüdigkeit im Volk breitmachte, forderte der Zentrumspolitiker Matthias Erzberger statt der Annexion anderer Länder einen „Frieden der Verständigung und der dauernden Aussöhnung der Völker“. Ein solcher Friede sei unvereinbar mit „erzwungenen Gebietsabtretungen und politischen, wirtschaftlichen oder finanziellen Vergewaltigungen“. Fehrenbach schloss sich der Forderung Erzbergers an. Er vollzog hier einen radikalen Kurswechsel. Es gelang ihm zudem, auch die Zentrumsfraktion von dessen Richtigkeit zu überzeugen. Als der Reichstag die Friedensresolution verabschiedete, wurde sie neben dem Zentrum auch von den Mehrheitssozialdemokraten und der linksliberalen Fortschrittlichen Volkspartei mitgetragen, die von nun an als „Mehrheitsparteien“ im Reichstag galten.

Nun begann eine steile Karriere für Fehrenbach. Im August 1917 wurde er auf Vorschlag des SPD-Vorsitzenden Friedrich Ebert Vorsitzender des Hauptausschusses des Reichstags. Dieser Ausschuss war aus der Budgetkommission hervorgegangen und trat auch während der kriegsbedingten Vertagung des Plenums zusammen, um bei Fragen der Außenpolitik und der Kriegsführung mitzuberaten, was ihm eine herausgehobene Stellung verlieh. Mit Ebert, der in Heidelberg geboren und aufgewachsen war, verstand sich Fehrenbach übrigens über die Parteigrenzen hinweg sehr gut, was nicht zuletzt an der gemeinsamen Herkunft aus Baden lag.³⁰

Daneben wurde Fehrenbach Mitglied im sogenannten Interfraktionellen Ausschuss, in dem sich Vertreter der Mehrheitsparteien trafen, um die Politik im kleinen Kreise zu beraten und die Beschlüsse des Hauptausschusses wie des Reichstags vorzubereiten und insbesondere die Parlamentarisierung der Politik voranzutreiben. Fehrenbach leitete von November 1917

bis Juni 1918 die Sitzungen des Interfraktionellen Ausschusses. Wie sehr Fehrenbachs Ansehen in den letzten beiden Kriegsjahren gestiegen war, zeigt auch, dass er von den Mehrheitsparteien als Kanzlerkandidat geführt wurde.³¹

Höhepunkt der politischen Karriere im Kaiserreich war schließlich die nahezu einmütige Wahl zum Präsidenten des Deutschen Reichstags am 8. Juni 1918.³² Ein wichtiges Projekt, das auf der politischen Tagesordnung stand, war die Reform der Reichsverfassung hin zu einer parlamentarischen Demokratie. Im Oktober 1918 konnte sie verabschiedet werden. Der Kanzler war fortan nicht mit dem Kaiser, sondern dem vom Volk gewählten Reichstag verantwortlich. Fehrenbach war mit dieser Entwicklung zufrieden, weiterer Verfassungsreformen hin zu einer Republik hätten es seiner Ansicht nach nun nicht mehr bedurft.³³

Zum neuen Reichskanzler ernannte Kaiser Wilhelm Prinz Max von Baden. Doch diese Veränderungen kamen zu spät, um das Ende der Monarchie noch aufzuhalten. Die militärische Lage war aussichtslos, die Matrosen begannen zu meutern, es kam im ganzen Reich zu Unruhen und zur Revolution: aus dem deutschen Kaiserreich wurde eine Republik. Am 9. November 1918 verkündete Prinz Max die Abdankung des Kaisers und übergab die Regierungsgeschäfte an Friedrich Ebert. Er sollte sie nach der Bestätigung durch die Arbeiter- und Soldatenräte als Vorsitzender des Rats der Volksbeauftragten zusammen mit Hugo Haase für die nächsten gut drei Monate führen. Eine der ersten Entscheidungen, welche die neue Regierung zu treffen hatte, war die Annahme des für Deutschland drückenden Waffenstillstands, mit dem die Kampfhandlungen des Ersten Weltkriegs zu Ende gingen.³⁴

Am Beginn der Weimarer Republik: Fehrenbach als Präsident der Nationalversammlung

Für Fehrenbach brach angesichts der militärischen Niederlage und des politischen Umsturzes eine Welt zusammen. Er hatte noch am 10. November an der Sitzung der neuen Regierung unter Ebert als Vertreter des Reichstags teilgenommen, in der die Annahme des Waffenstillstands beschlossen wurde, der am folgenden Tag unterzeichnet wurde. Da auch das Reichstagspräsidentenpalais in Berlin beschossen worden war, zog sich Fehrenbach noch am 10. November völlig niedergeschlagen in seine badische Heimat zurück. Auf einer Parteiversammlung in Offenburg schloss er seine Rede mit den Worten „Finis Germaniae“ und warf sich weinend über den Tisch.³⁵



*Abb. 6: Das Reichspräsidentenpalais
(Wikimedia Commons)*

Doch schon in den nächsten Tagen erkannte er die einschneidenden Veränderungen als unabänderlich an, er stellte sich auf den Boden der jungen Republik, kehrte nach Berlin zurück und griff wieder in die Politik ein. Gegenüber Ebert erklärte er, dass ihm eine feindliche Handlungsweise gegen die neue Regierung durchaus fernliege und er nicht die Absicht habe, die Regierung zu stürzen, sondern zu stützen.³⁶

Als am 19. Januar 1919 die verfassunggebende Nationalversammlung gewählt wurde,³⁷ führte Fehrenbach die badische Landesliste des Zentrums an und konnte so erneut ein Mandat erringen. Die Aufgabe der Nationalversammlung war eine dreifache: sie hatte vor allem eine neue Verfassung auszuarbeiten, dann fiel ihr die Aufgabe zu, über die Annahme des Friedensvertrages abzustimmen und schließlich fungierte sie als Legislative, bis erstmalig ein Reichstag gewählt werden konnte.³⁸

Als Anfang Februar die Nationalversammlung in Weimar zusammentrat, wählten die Abgeordneten Eduard David zu ihrem Präsidenten und Fehrenbach zu einem der drei Vizepräsidenten. Nachdem Ebert von der Versammlung zum Reichspräsidenten gewählt worden war und er Philipp Scheidemann zum Reichsministerpräsidenten, wie damals der Reichskanzler noch hieß, ernannt hatte, wechselte David in die Regierung, sodass der Präsidentenposten vakant war. Daraufhin wurde Fehrenbach mit großer Mehrheit zum Präsidenten gewählt.³⁹ Er sollte dieses Amt bis zum Ende der Nationalversammlung innehaben.

Die erste wichtige Entscheidung und wohl auch die schwierigste, welche die Nationalversammlung zu treffen hatte, war die Frage, ob der Friedensvertrag mit den Siegermächten des

Weltkrieges angenommen werden sollte. Obgleich die Waffenstillstandsbestimmungen schon sehr hart und drückend für das Deutsche Reich gewesen waren, hofften viele auf einen milden Frieden, wobei man auf das 14-Punkte-Programm des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson vertraute. Umso schockierter und niedergeschlagener war die deutsche Bevölkerung wie die Politik, als der Versailler Vertrag, den die Siegermächte ohne Beteiligung Deutschlands in Paris ausgearbeitet hatten, bekannt wurde. Der Inhalt übertraf die schlimmsten Befürchtungen. Besonders ablehnend wurde der Artikel aufgenommen, durch den Deutschland die alleinige Kriegsschuld und damit verbunden die Leistung von Reparationen auferlegt wurde.

Die Alliierten waren nicht bereit, auf die deutschen Gegenvorstellungen einzugehen, sondern setzten vielmehr ein Ultimatum zur Annahme des Vertrages, andernfalls werde Deutschland militärisch besetzt. Daher blieb der Nationalversammlung angesichts der militärischen Unterlegenheit der deutschen Truppen letztlich keine andere Wahl, als die Reichsregierung für ermächtigt anzusehen, den Friedensvertrag zu unterzeichnen. Fehrenbach, der nach anfänglicher strikter Ablehnung des Vertrags mittlerweile erkannte hatte, dass eine Annahme die einzig sinnvolle Möglichkeit war, gelang es, eine namentliche Abstimmung zu verhindern, sodass eine Mehrheit zustande kam.⁴⁰

Nun stand als nächste wichtige Entscheidung die Verabschiedung der neuen Verfassung an. Einen Entwurf hatte der Berliner Juraprofessor, Abgeordnete und Innenminister Hugo Preuss auf Wunsch Eberts ausgearbeitet. Nach zahlreichen Änderungen konnte die Verfassung mit breiter Zustimmung angenommen werden.⁴¹ Zentrale Verfassungsprinzipien waren die Volkssouveränität, die Gewaltenteilung und die Grundrechte, darunter erstmals die staatsbürgerliche und familienrechtliche Gleichstellung der Frauen. Weitere Strukturelemente bildeten die repräsentative Demokratie mit einer dem Parlament verantwortlichen Regierung, die plebiszitäre Demokratie mit Volksabstimmungen und die Präsidialdemokratie mit



Abb. 7: Mit dem frisch vereidigten Reichspräsidenten Ebert auf dem Balkon des Theaters in Weimar (Bundesarchiv Berlin Bild 146-1978-042-11)

einem starken, direkt gewählten Präsidenten“, der als „Kaisersersatz“ oder „Ersatzkaiser“ bezeichnet wurde.⁴²

Nach Annahme der Verfassung konnte Fehrenbach vor der Nationalversammlung festhalten: „Wir stehen am Schlusse eines wichtigen, *hochbedeutsamen Werkes*, auf das die *verfassungsgebende deutsche Nationalversammlung* stolz sein kann, und auf das wir jetzt Gottes Segen herabwünschen. [...] So legen wir nun die Verfassung in die Hände des deutschen Volkes, das wir dadurch zum freiesten Volke der Erde gemacht haben. Nicht mehr von Herrschern wird es regiert. Seine Geschicke sind ausschließlich ihm selbst anvertraut. Ihm stehen nicht mehr Regierungen vor, auf deren Zusammensetzung es kaum einen Einfluß auszuüben hatte. Die *politische Gewalt* ruht bei der aus allgemeinsten und freiesten Wahlen hervorgegangenen *Volksvertretung* und dann schließlich in ganz besonderen Fällen *beim Volke* selbst. Die Grundlagen für freieste Betätigung aller im Volke schlummernden Kräfte im politischen, wirtschaftlichen Leben sind gelegt.“⁴³

Nachdem die Verfassung vom Reichspräsidenten unterzeichnet und im Reichsgesetzblatt veröffentlicht worden war, nahm Fehrenbach den Eid des Reichspräsidenten Ebert auf die neue Verfassung vor der Nationalversammlung ab. In seiner anschließenden Rede knüpfte Fehrenbach an die gemeinsame Herkunft aus dem Badischen an: „Sie sind aus dem Volke hervorgegangen. Wir beide, die heute bei diesem denkwürdigen Vorgang einander gegenüberstehen, wissen und bekennen mit frommem Angedenken an unsere heimgegangenen Eltern, daß bescheidene *Heimstätten im Badener Land* am Fuße des Odenwaldes und auf den Höhen des Schwarzwaldes die *Tage unserer Kindheit* beschirmten.“⁴⁴ Ebert griff dies in seiner Erwiderung auf: „Herr Präsident! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die freundlichen Worte, die Sie an mich gerichtet haben. Ich danke Ihnen ganz besonders dafür, daß Sie in Ihren Worten *Erinnerungen an unsere gemeinsame*, engere liebe *Heimat* mitklingen ließen.“⁴⁵

Bis zu den Neuwahlen im Frühjahr 1920 blieb die Nationalversammlung als Parlament im Amt, wobei sie ihren Sitz nun nach Berlin verlegte. Der Journalist Erich Dombrowski würdigte Fehrenbachs Amtsführung mit folgenden Worten: „Er präsierte mit Würde, mit Anstand und Humor. Manchmal beklagten Die ganz rechts und Die ganz links sich über ein bißchen Parteilichkeit, bisweilen, wenns im Haus gar zu bunt herging, wettete er wie ein donnernder Feldwebel, mitunter fuhr er Herrn Traub oder Herrn Henke über den Mund, ab und zu handhabte er die Geschäftsordnung des Hauses auch wie

ein Advokat – aber das muß ihm der Neid lassen: er verstand sein Metier.“⁴⁶

Reichskanzler in schwieriger Zeit

Die Wahlen zum Reichstag am 6. Juni 1920, „die ersten Wahlen, die nach den Bestimmungen der neuen Verfassung durchgeführt wurden, endeten mit einer Niederlage gerade jener Parteien, die die eigentlichen Träger dieser Verfassung waren“.⁴⁷ Hatten die Parteien der Weimarer Koalition – SPD, DDP und Zentrum – bei den Wahlen zur Nationalversammlung noch nahezu $\frac{3}{4}$ der Stimmen erzielen können, so kamen sie nun nur noch auf 43,6%. Vor allem die SPD musste empfindliche Stimmenverluste hinnehmen, während die Parteien an den Rändern, namentlich die USPD, deutlich an Stimmen gewinnen konnten.⁴⁸

Schon zwei Tage nach der Wahl trat Reichskanzler Hermann Müller, auch er übrigens ein Badener, ein gebürtiger Mannheimer, samt seinem Kabinett zurück. Die nun folgende Regierungsbildung gestaltete sich außerordentlich zäh. Niemand wollte in dieser schwierigen Lage die Verantwortung übernehmen. Nachdem Ebert bereits mehrere Absagen erhalten hatte, wollte er Fehrenbach zum Kanzler ernennen. In einem mehrstündigen Gespräch mit Reichspräsident Ebert erklärte dieser jedoch, er fühle sich der Aufgabe nicht gewachsen. Als aber die von Fehrenbach statt seiner vorgeschlagenen Kandidaten abgelehnt hatten, erklärte er sich schließlich doch bereit, diese „Bürde“ und dieses „große Opfer“, wie er selbst sagte, auf sich zu nehmen.⁴⁹

Nachdem er die Regierung, die vom Zentrum, der DDP und der DVP getragen wurde und auf eine „unterstützende Neutralität der SPD“ angewiesen war, gebildet hatte, konnte er am 21. Juni 1920 von Ebert ernannt werden. Mit 68 Jahren war er der älteste Kanzler der Weimarer Republik. „Es war von Anfang an deutlich, daß er als Kanzler weniger eine Führungs- als vielmehr eine Mittlerfunktion übernehmen würde. Sein oberstes Ziel war der Ausgleich der Gegensätze und der politische Kompromiß, den er selbst unter Zurücksetzung der eigenen Ansichten immer wieder anstrebte. Menschliche Wärme und Vertrauen gingen von ihm aus, und allen Beobachtern machte er den Eindruck eines absolut redlichen väterlich wirkenden Mannes.“

Andererseits waren es aber gerade diese Eigenschaften, die zugleich die besonderen Schwächen des Kanzlers Fehrenbach ausmachten. Seine Kompromißbereitschaft und sein Streben

nach Ausgleich waren nur die andere Seite fehlender Führungsqualitäten und eines mangelnden festen politischen Willens. Seine Fähigkeit zur Vermittlung reichte zwar aus, die individuell persönlichen Differenzen zwischen den Mitgliedern des Kabinetts auszuräumen, sie versagte jedoch bei prinzipiellen politischen Gegensätzen, die, aus den Parteien kommend, im Kabinett aufeinanderprallten. Von ihm ging keine politische Initiative aus, und nur zu bereitwillig unterwarf er sich dem Gang der Ereignisse, wie er sich ihm selbst stellte. Hinzu traten gewisse altersbedingte Schwächen wie mangelnde Konzentrationsfähigkeit und schnelle Ermüdung, die die Zusammenarbeit mit ihm im Kabinett zeitweilig recht mühevoll machten.⁵⁰

Die Aufgaben, die vor der neuen Regierung lagen, waren wahre Herkulesaufgaben, vor allem wenn man bedenkt, dass die Regierung angesichts der außen- wie innenpolitischen, wirtschaftlichen und finanziellen Lage nur einen minimalen Handlungsspielraum hatte.⁵¹ Vor allem mussten die extrem belastenden Bedingungen des Versailler Vertrages erfüllt und sich um „Friede und Wiederaufrichtung von Handel und Verkehr mit allen Kulturvölkern“ bemüht werden. Im Innern galt die vordringlichste Sorge dem „Wiederaufbau des zusammengebrochenen Vaterlandes,“ wobei sich dieser „auf alle Gebiete der Volkswirtschaft und Kultur“ erstrecken sollte. Gemäß der Verfassung musste das Staatswesen in vielen Bereichen neu ausgestaltet werden. Dies galt besonders für den Bildungsbereich, die „Beziehungen zwischen Staat und Kirche, die Ausgestaltung des Rechts der Beamten“ sowie für „die Einsetzung höchster Gerichte als Hüter der Verfassung und der Grundrechte der Deutschen.“ Die Reichswehr war umzustrukturieren und nach dem Versailler Vertrag auf 100000 Mann zu reduzieren. In Teilen West- und Ostpreußens sowie in Oberschlesien standen Abstimmungen über den Verbleib beim Deutschen Reich vor der Tür. Angesichts der sich rapide verschlechternden Finanzsituation und der damit einhergehenden Geldentwertung mussten die Finanzen saniert werden. Die Ernährungslage der Bevölkerung war weiterhin besorgniserregend. Fehrenbach schloss seine Regierungserklärung mit den Worten: „Wir wollen sein eine Regierung der Versöhnung, des Ausgleichs der Gegensätze, des Aufrufs an die ganze Nation zur tatkräftigen Mitarbeit an der Wiederaufrichtung des zusammengebrochenen Vaterlandes. Nötiger als eine starke Faust scheint uns jetzt jene ehrlich dargebotene Hand zu sein, in die alle Wohlmeinenden einschlagen können. Es ist die Hand, welche die Schwielen unverdrossener Arbeit auf-

weist und sich nach einem langen Lebenswerk mit der Friedenspalme schmücken will. Keine Gefahr für irgendein Volk der Erde, aber die Hoffnung aller nach Stammesart, Sprache, Sitte und Lebensauffassung seit langem, ja zum Teil seit einem Jahrtausend mit uns Verbundenen, die ein Anrecht darauf haben, daß das schöne Wort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker auch einmal Wahrheit werde. Uns hat nur das Bewußtsein der Pflicht gegenüber dem Volk und Vaterland an diese Stelle geführt. Wenn irgendwo der bedeutende Mann mit gewichtigem Namen und anerkanntem Ansehen aus bewährter Vergangenheit gefunden wird, glauben Sie mir: es wird für mich keine glücklichere Stunde geben als die, da ich das mir anvertraute Amt in seine Hände legen kann. Gott ist mein Zeuge, ich stehe von Ihnen als ein Opfer meiner Auffassung von vaterländischer Pflicht [...]. Gemeinsam wollen wir schaffen, Trennendes zurückstellen, uns zusammenfinden im Gedanken des Opfers für das große Ganze, auf dass Deutschland lebe!⁵²

Um den Umfang, die Art und den Zahlungsmodus der Reparationen festzulegen, sollten zwischen den Siegermächten und Deutschland im Anschluss an den Versailler Vertrag auf weiteren Konferenzen Regelungen getroffen werden. Die erste Konferenz hierzu fand vom 05. bis 16.07.1920 im belgischen Spa statt. Fehrenbach führte die deutsche Delegation selbst an. Es war dies das erste Mal seit dem Weltkrieg, dass sich Deutsche und Alliierte in direkten Verhandlungen gegenüberstanden. Allerdings kann von wirklichen Verhandlungen nicht die Rede sein. Vielmehr traten die Alliierten den Deutschen bewusst demütigend gegenüber. Sie legten meist ihre Forderungen vor und stellten die deutsche Delegation nur vor die Wahl zwischen Annahme oder der Besetzung weiter Teile des Reichs, insbesondere des Ruhrgebiets. Fehrenbach reagierte darauf mit einem Appell an die Mitmenschlichkeit und das Recht, was ihm aufgrund seiner Integrität und offensichtlichen Ehrlichkeit bei Teilen der Konferenz Respekt einbrachte. Andere spotteten jedoch ob der Rührseligkeit und Weinerlichkeit seiner Rede. Schließlich musste die deutsche Delegation ein für die deutsche Wirtschaft sehr nachteiliges Abkommen über Kohlelieferungen unterzeichnen und auch in den straffen Zeitplan zur Reduzierung der Reichswehr einwilligen.⁵³

Auf einer weiteren Konferenz in London im Frühjahr 1921 lehnten die Alliierten einen deutschen Zahlungsvorschlag über 50 Milliarden Goldmark ab und forderten stattdessen die Annahme des sogenannten Londoner Zahlungsplans, der die



Abb. 8: Die deutsche Delegation in Spa, in der Mitte Fehrenbach, neben ihm, mit dem Zylinder in der Hand, Joseph Wirth, sein Nachfolger als Kanzler (Wikimedia Commons)

deutsche Gesamtschuld auf 132 Milliarden Goldmark festlegte. Jährlich sollte Deutschland zwei Milliarden Goldmark und 26% des Wertes aller seiner Ausfuhren (ca. eine Milliarde Goldmark) bezahlen. Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, besetzten französische und belgische Truppen Duisburg, Düsseldorf und Ruhrort. Deutschland bemühte sich um eine Vermittlung durch die USA, was diese aber ablehnte. Die Regierung sah nun für sich keine Perspektive mehr. Endgültig entschieden wurde ihr Ende Anfang Mai 1921 durch das Londoner Ultimatum der Alliierten. Sollte Deutschland sich dem Zahlungsplan verweigern, wurde die sofortige Besetzung des Ruhrgebiets angedroht. Das Kabinett sah sich nicht in der Lage, diese – aus ihrer Sicht – unerfüllbare Forderung nach der Annahme des Zahlungsplans nachzukommen, und trat daher geschlossen am 4. Mai nach rund zehnmonatiger Amtszeit zurück.⁵⁴ Es gelang gleichwohl, im Reichstag eine Mehrheit für die Annahme des Zahlungsplans zusammenzubringen. Am 10. Mai konnte Reichspräsident Ebert dann den bisherigen Finanzminister Joseph Wirth, der wie Fehrenbach aus Freiburg kam, zum Kanzler ernennen.

Fehrenbach war erleichtert, dass er nun die Bürde des Amtes hatte abgeben können. Ihm sei „während seiner Amtszeit zwar reichlich persönliche Hochachtung entgegengebracht worden,

doch sei nicht zu verkennen, dass viele nicht eine Erfüllung ihrer hochgespannten Erwartungen gefunden hätten. Man habe die Schwierigkeiten des Kabinetts zu gering geschätzt.“ Diesem sei zu wenig Unterstützung zuteil geworden. Nun wollte er sich wieder seinen Aufgaben als Abgeordneter und in der Fraktion widmen, doch nicht mehr an führender Position, sondern nur als Beobachter.⁵⁵

Wie groß das Ansehen Fehrenbachs war, das er sich nicht nur in den eigenen Reihen erworben hatte, zeigt sich beispielhaft an den Memoiren des britischen Botschafters in Berlin Edgar Vincent d'Abernon. Er hielt Fehrenbach für einen „unbedingt ehrlichen alten Mann, der in jedem ernstem Notfalle den ganzen Einfluß, den er besitzt, einsetzen wird, um den richtigen Ausweg zu finden. Ich für meinen Teil habe immer, sooft ich zu ihm komme, das Gefühl, als wäre ich der verlorene Sohn, der in die segnenden Arme seines Vaters zurückkehrt, – so gütig, wohlwollend und väterlich wirkt er auf mich.“⁵⁶

Politische Aktivitäten bis ans Lebensende

Doch der Wunsch Fehrenbachs, nun weniger Verantwortung tragen zu müssen, ging nicht in Erfüllung. Fehrenbach blieb ein wichtiger Akteur der Weimarer Republik und im Zentrum. So wurde er im Januar 1922 erneut in den Vorstand der Partei gewählt. Im selben Jahr wurde er zudem Mitglied des neu geschaffenen Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik, der nach der Ermordung Walter Rathenaus auf Betreiben des Reichsjustizministers Gustav Radbruch errichtet worden war. Und schließlich wählte ihn die Zentrumsfraktion des Reichstags Ende 1923 zu ihrem Vorsitzenden, nachdem der bisherige Vorsitzende Wilhelm Marx zum Reichskanzler berufen worden war. Hier war angesichts innerparteilicher Spannungen nochmals das ganze vermittelnde Geschick Fehrenbachs gefragt. Diese Spätphase seines politischen Wirkens wurde sogar von manchem als die bedeutungsvollste angesehen: „Ohne ihn hätte die als Begründerin so manchen wichtigen innen- und außenpolitischen Werkes damals unentbehrliche Koalition [des Zentrums] mit den Deutschnationalen nicht so lange gelebt. Gerade als Fraktionsführer – Beweis, daß dieser große Einfluß durchaus zum Guten angewendet werden kann – hat er viel für Festigung der Stellung des Kabinetts Luthers⁵⁷ getan. Denkwürdig bleibt sein offenes Auftreten im Plenum gegen Dr. Wirth, auch rethorisch [!] als Improvisation von starkem Eindruck, als es galt, eine unzumutbare Auspra-



Abb. 9: Als Abgeordneter auf dem Weg zum Reichstag (Bundesarchiv Berlin Bild 183-2002-0507-500)

che über die Außenpolitik zu verhindern. Schließlich bleibt ihm mit das Hauptverdienst am Zustandekommen der Zollvorlage in den heißen Augusttagen des vorigen Sommers.⁵⁸ Ende 1925 fragte ihn Reichspräsident Ebert sogar erneut an, ein Kabinett zu bilden, was er aber ablehnte.⁵⁹

Hinzu kamen eine Fülle an ehrenamtlichen Aufgaben, die von der Mitarbeit im Reichsausschuss des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold und im Vorstand der deutschen Gruppe der Interparlamentarischen Union, den zweiten Vorsitz im Verein zur Abwehr des Antisemitismus bis hin zum Vorsitz des Freiburger Münsterbauvereins reichten.⁶⁰

1925 zeigten sich erste Anzeichen einer Krankheit, die im folgenden Jahr nach kurzem Krankenlager am 26. März in Freiburg zum Tode führten. Drei Tage später wurde der Freiburger Ehrenbürger von Erzbischof Carl Fritz auf dem Frei-

burger Hauptfriedhof unter großer Beteiligung von Politikern, Weggefährten und der Bevölkerung beerdigt. Die Nachrufe, die anlässlich seines Todes in der in- und ausländischen Presse erschienen, würdigten übereinstimmend vor allem seine große menschliche Herzlichkeit, seine Lauterkeit und seine auf Ausgleich bedachte Wesensart.⁶¹

Stellvertretend für die vielen Nachrufe sei hier derjenige des Reichstagspräsidenten Paul Löbe zitiert, den dieser noch am Todestag im Reichstag dem Verstorbenen widmete: „Die Fahnen unserer Türme wehen halbmast. Sie verkünden, daß eines der angesehensten Mitglieder dieses Hauses seine Augen geschlossen hat. Constantin Fehrenbach, unser Präsident, der frühere Reichskanzler, hat sich zu den Großen seiner Partei versammelt [...]. Nach verhältnismäßig kurzem Krankenlager rief ihn der Tod aus der Arbeit, die er auch im hohen Alter nicht verlassen wollte. Unser tiefstes Mitgefühl gilt in diesem Augenblick der Zentrumsfraktion, die in der letzten Zeit so viele ihrer Besten dem Lande hat opfern müssen. Aber um Fehrenbach trauert nicht eine einzelne Fraktion. Um ihn trauert der ganze Deutsche Reichstag. Seiner gedenkt dankbar wohl ein ganzes Volk. Denn ein Mann des Volkes zu sein und dem Volk zu dienen, ist seit früher Jugend sein Ziel gewesen. Als der

32jährige in die Gemeindevertretung seiner Heimatstadt Freiburg eintrat, wurde er bald vermöge seiner Gaben auf den Präsidentenstuhl berufen. Derselbe Ruf ist an ihn ergangen in der badischen Zweiten Kammer, im Reichstag, in der Nationalversammlung. In drei Jahrzehnten deutscher Parlamentsgeschichte hat er seinen Namen als Abgeordneter, als Parteiführer und als Präsident tief eingegraben. Das Schicksal hat ihn in die schwerste Zeit gestellt, die unser Land durchzumachen hatte, und hat ihm die schwierigsten Posten in dieser Zeit gegeben, die das deutsche Volk überhaupt vergeben kann. Die Nachrichten von verschiedenen Kriegsschauplätzen umdüsterten bereits den Himmel, als er hier in diesem Hause das Erbe Kaempfs antrat. Als dann dem Niederbruch die Umwälzung folgte, versuchte er, durch Einberufung des alten Reichstags dieser Umwälzung möglichst legale Formen zu geben. Als aber sein Auge erkannte, was unabwendbar war, da hat er sich fest und entschlossen auf die neue Staatsform eingestellt und dem deutschen Volk in der Republik gedient. Dann kamen die Tage von Versailles. Wir alle haben gesehen, wie sie ihn niederbeugten, wie mühsam der wägende Verstand niederkämpfte das Gefühl der Empörung über geschehenes Unrecht. Einen nach dem andern von seinen Mitarbeitern rief der Tod von seiner Seite ab, aber er behielt den Mut der Verantwortung in einer Zeit, in der Verantwortung so selten war und dieser Verantwortung so wenig gedankt wurde. Am schwersten ist ihm wohl jenes Jahr gefallen, da er auf dem Kanzlerposten berufen wurde, weil alle ihn drängten, obwohl er selbst nicht wollte. Das war jenes Jahr, das ihm sogar vorübergehend den sonnigen Frohsinn und den goldenen Humor raubte, der immer sein Charakterzug gewesen war. Aus der Zeit dieser tiefen inneren Gebeugtheit rührt das Bild, das Slevogt zu seiner Erinnerung uns hinterlassen hat. Was ihm aber nicht geraubt werden konnte, das war die tiefe menschliche Güte und die innere Bescheidenheit, die ihn auszeichnete, mit der er allen Menschen begegnete, für die auch ich ihm zu innigem Danke verpflichtet bin; das war das Pflichtgefühl und die Treue, die den 70jährigen, als er das Kanzleramt verließ, erneut an die



Abb. 10: Gemälde Fehrenbachs von Max Slevogt aus dem Jahr 1923 (Foto: Zentral- und Landesbibliothek Berlin EH 3072/3/ Bl.60)



Abb. 11: Grab in Freiburg (Christian Würtz, Freiburg)

Spitze seiner Partei führte. Vor wenigen Wochen war es, daß er zu einem Kollegen sagte: Können wir nicht die Wahlprüfungen in dieser Woche erledigen, ich muß mich einmal zurückziehen! Er hat sie noch erledigt, ehe er sich für immer zurückgezogen hat. ‚Ich will mich nicht niederlegen, bevor mein Haus bestellt ist, bevor meine Pflichten erfüllt sind.‘ Mit diesem Bekenntnis ist er aus diesem Haus gegangen, und immer, wenn sein Name hier erwähnt wird, werden wir ihn mit Hochachtung und mit Dankbarkeit nennen.“⁶²

Neben den beiden eingangs erwähnten Gedenktafeln in Dundenheim und Ortenberg finden sich auch an seinem Geburtshaus in Wellendingen und an seinem Wohnhaus in Freiburg Erinnerungstafeln, die das Andenken an Fehrenbach wach halten.⁶³ Dieser große Politiker, dessen Wurzeln in der Ortenau liegen, hat in einer für Deutschland schier aussichtslosen Phase der Geschichte Großes geleistet. Er hat es verdient, nicht gänzlich in Vergessenheit zu geraten.

Anmerkungen

- 1 Die Literatur über Fehrenbach ist überschaubar. Eine umfassende Arbeit liegt mit der Dissertation von Mannes, Astrid Luise: Reichskanzler Constantin Fehrenbach (Berlin 2006) vor. Danach erschienen an umfangreicheren Arbeiten Wulf, Peter: Konstantin Fehrenbach. In: Sternburg, Wilhelm von (Hrsg.): Die deutschen Kanzler (Berlin 2006), 272–283; Braun, Bernd: Die Weimarer Reichskanzler – Zwölf Lebensläufe in Bildern (Düsseldorf 2011), 168–201; Exner, Peter: Constantin Fehrenbach – ein badischer Reichskanzler zwischen Milieu, Macht und Moral. In: ders. (Hrsg.): Die Reichskanzler der Weimarer Republik (Karlsruhe 2012), 33–59; Würtz, Christian: Reichskanzler Constantin Fehrenbach (1852–1926). Freiburger Rechtsanwalt und Zentrumspolitiker, Schriftenreihe des Rechtshistorischen Museums, Bd. 27 (Karlsruhe 2013 – mit der gesamten älteren Literatur); Braun, Bernd: Constantin Fehrenbach (1852–1926). Patriot und Integrator. In: Mayer, Ines (Hrsg.): Menschen, die uns bewegten. 20 deutsche Biografien im 20. Jahrhundert, Köln 2014, 26–33. Ein kleiner Nachlass befindet sich im Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe unter der Signatur N Fehrenbach. Er ist digitalisiert und kann online eingesehen werden.
- 2 Er wurde am 06.04.1826 in Röthenbach als Sohn des Schneiders Augustin Fehrenbach und seiner Frau Maria, geb. Küber, geboren. In sehr einfachen Verhältnissen aufgewachsen, hatte er schon in jungen Jahren seine Eltern verloren und wurde von seiner Stiefmutter erzogen. Dennoch war es ihm möglich, nach dem Vorbereitungsunterricht in Bräunlingen 1843 in das Lehrerseminar Meersburg einzutreten. Seine ersten Stationen als Lehrer waren Gottenheim, Oberbergen und Kürzell. Von 1851 bis 1868 wirkte er in Wellendingen, anschließend in Dundenheim und von 1877 bis 1895 in Ortenberg, wo er wenige Wochen nach seiner Pensionierung am 14.05.1895 starb und beerdigt wurde. Nachruf in der Beilage zu Nr. 25 der Badischen Schulzeitung vom 22.06.1895, 291 f.; Vollmer, Franz Xaver: Ortenberg, Schritte zurück in die Vergangenheit eines Ortenaudorfes (Ortenberg 1986), 346. Als Constantin 1920 Reichskanzler wurde, ließ er am Grab seines Vaters einen Kranz niederlegen. Das Grab ist bis heute erhalten. Die Mutter kehrte zu ihrer Tochter nach Dundenheim und wurde dort beerdigt.
- 3 Sie wurde am 17.03.1832 als Tochter des Landwirts Johann Nepomuk Gruseck und seiner Ehefrau Maria Eva, geb. Schumacher, in Kürzell geboren.
- 4 Am selben Tag wurde er dort auch auf den Namen „Constantin“ getauft; Kirchenbuch Wellendingen, Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 390/324. Die Schreibweise „Konstantin“ ist zwar häufig anzutreffen, aber Fehrenbach selbst schrieb seinen Namen immer mit „C“, was der Schreibweise des Geburtseintrags entspricht. Fehrenbach hatte sieben Geschwister: Josephine (01.03.1853–22.03.1859), Hermann (12.4.1855–17.04.1877), Mathilde (24.01.1859–27.01.1942), Josephine (27.01.1861–1889), Franz Carl (28.05.1863–08.05.1866), Franz Karl (04.06.1866–24.07.1883) und Maria (06.09.1871–01.11.1953). Die ersten sechs wurden in Wellendingen geboren (Pfarrarchiv Bonndorf), Maria in Dundenheim (Pfarrarchiv Ortenberg). Hermann wurde wie sein Vater Lehrer, Franz Karl strebte gleichfalls diesen Beruf an. Die Schwester Josephine wurde unter dem Namen Sr. Constantina bei den Schulschwestern des heiligen Franziskus Ordensfrau in Milwaukee, USA. Constantins Schwester Mathilde heiratete den Dundenheimer Landwirt Adolf Kopf, die Schwester Maria den Ortenberger Lehrer Ernst Laubenberger; Nachruf auf Johann Georg Fehrenbach in der Beilage zu Nr. 25 der Badischen Schulzeitung vom 22.06.1895, 291 f.; Stückler, Paul: Reichskanzler Constantin Fehrenbach. In: Dundenheim, mein Heimatdorf im Ried (ohne Ortsangabe 1968), ohne Paginierung.
- 5 Hieran erinnert die eingangs erwähnte Tafel am alten „unteren“ Schulhaus Dundenheim, dem heutigen Rathaus.
- 6 Föhr, Ernst: Konstantin Fehrenbach, in: Freiburger Katholisches Kirchenblatt 1956, Nr. 24, 493 f.
- 7 Köhler, Heinrich: Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes, Stuttgart 1964, 218.
- 8 Föhr, Ernst: Konstantin Fehrenbach, in: Freiburger Katholisches Kirchenblatt 1956, Nr. 24, 493.
- 9 Fehrenbach wurde auch Mitglied der katholischen Studentenverbindung Hercynia, der er ein Leben lang eng verbunden blieb.
- 10 Gemeindearchiv Ortenberg, Ratsprotokoll vom 16.12.1878; Würtz, 39.

- 11 Vollmer, Franz Xaver: Constantin Fehrenbach. Jugendjahre eines späteren Reichskanzlers. In: Ders./Vollmer, Werner: Die Familien von Ortenberg, Band 2 (Ortenberg 2005), 1856f. Dort die falsche Angabe, Fehrenbach sei in Offenburg zur Schule gegangen.
- 12 Marie Hossner (08.11.1855–16.08.1921) war die Tochter des Rechtsanwalts Felix Hossner und seiner Ehefrau Franziska, geb. Steiert. Die Eheschließung fand am 11. September 1879 in Freiburg statt. Sie verstarb nach längerem schmerzhaftem Leiden in Freiburg; Freiburger Zeitung vom 18.08.1921. Aus der Ehe ging die Tochter Elisabeth (1880–1969) hervor, die den Arzt Wilhelm Rosset (1877–1942) heiratete.
- 13 Würtz, 10–12.
- 14 Würtz, 12.
- 15 Hansjakob, Heinrich: Dürre Blätter, Band 2, Stuttgart 1911, 164.
- 16 Hansjakob, Heinrich: Dürre Blätter, Band 2, Stuttgart 1911, 164–202; vgl. auch den Bericht der Tochter Rosset, Elisabeth: Erinnerungen einer 88jährigen, Hansjakob-Jahrbuch 1969, 113f. Die Tage wurden in Saig und Steinabad verbracht. Ein Ausflug führte auch in die Heimat Fehrenbachs nach Wellendingen: „Einmal begleitete ich den Freund auch zu dem ‚alten Mareile‘. Der Kindsfrau im Hause seines Vaters, des einstigen Schullehrers von Wellendingen. Sie wohnt in einer kleinen Hütte am Eingang des Dorfes. [...] In einsamen Kämmerlein finden wir das fünf- undachtzigjährige Mareile im Bette liegend, den Rosenkranz in den Händen und – blind. An der Stimme erkannte sie ‚ihren Konstantin‘ und hatte eine ‚mächtige Freude‘, welche den tiefen Seelenfrieden im Gesichte des alten Mütterleins in einem wahren Glorienschein leuchten ließ.“ (S. 175).
Zur Freundschaft Fehrenbach/Hansjakob siehe Bender, Helmut: Hansjakob und Konstantin Fehrenbach in: Hansjakob und seine Zeit. Zum 150. Geburtstag (Waldkirch 1987), 67–69; Hildenbrand, Manfred: Heinrich Hansjakob. Rebell im Priesterrock (Haslach 2007), 260, Fn. 47. In späteren Jahren kühlte die Freundschaft wegen unterschiedlichen politischen Auffassungen ab; vgl. Hansjakob, Heinrich: Allerlei Leute und allerlei Gedanken (Stuttgart 1913), 197. Fehrenbach hielt Hansjakob aber namens des Münsterbauvereins, wo sie beide im Vorstand zusammengearbeitet hatten, eine Grabrede.
- 17 Schofer, Joseph: Mit der alten Fahne in die neue Zeit (Freiburg 1926), 70.
- 18 Würtz, 14.
- 19 Zur sog. Zaberner Affäre s. die Rede des elsass-lothringischen Abgeordneten Adolf Röser, mit der er am 03.12.1913 vor dem Reichstag seine Interpellation begründete; Reichstagsprotokoll vom 03.12.1913, 6140–6145 (die Reichstagsprotokolle sind unter www.reichstagsprotokolle.de gut zugänglich); Anaschütz, Gerhard: Zabern, in: Deutsche Juristen-Zeitung, Jg. 18 (1913), 1459–1461; Schenk, Erwin: Der Fall Zabern (Stuttgart 1927); Zirkel, Kirsten: Vom Militaristen zum Pazifisten. General Berthold von Deimling – eine politische Biographie (Essen 2008), 80–91.
- 20 Günter Freiherr von Forstner (1893–1915).
- 21 Wackes war eine von den Bewohnern der deutschsprachigen Nachbarländer gebrauchte abschätzende Bezeichnung der Elsässer. Vor allem seit dem Krieg 1870/71 wurde sie von den Elsässern aus dem Mund der Preußen als schwere Beleidigung aufgefasst. Der Jurist Gerhard Anaschütz erläuterte während der Zaberner Affäre, „Wackes“ sei, „vom Altdeutschen zum Elsässer gesagt, etwa so viel wie der ‚Saupreuß‘ im Munde des Süddeutschen“; Anaschütz, Gerhard: Zabern. In: Deutsche Juristen-Zeitung, Jahrgang 18 (1913), 1457.
- 22 Reichstagsprotokolle vom 03. und 04.12.1913, 6139–6200.
- 23 Vgl. hierzu die Verse Johann Wolfgang von Goethes am Ende von Faust II: „Chorus mysticus: Alles Vergängliche/Ist nur ein Gleichnis;/Das Unzulängliche/Hier wird's Ereignis;/Das Unbeschreibliche/Hier ist's getan;/Das Ewig-Weibliche/Zieht uns hinan.“
- 24 Reichstagsprotokoll vom 03.12.1913, 6161–6167.
- 25 Mit 293 gegen 54 Stimmen bei vier Enthaltungen; Reichstagsprotokoll vom 04.12.1913, 6197.
- 26 Winkler, Heinrich August: Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik (Bonn 2000), 329.
- 27 Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, 8 Bände (Stuttgart 1957–1990), hier Band IV, 599–603, Zitat auf S. 602.
- 28 Würtz, 17.

- 29 Mannes, 125.
- 30 Würtz, 7.
- 31 David, Eduard: Das Kriegstagebuch des Reichstagsabgeordneten Eduard David 1914 bis 1918 (Düsseldorf 1966), 255; Erzberger, Matthias: Erlebnisse im Weltkrieg (Stuttgart 1920), 291; Mannes, 152, 160.
- 32 Sein Vorgänger Johannes Kaempf war verstorben. Es entsprach einem ungeschriebenen Gesetz, dass auf einen Norddeutschen ein Süddeutscher im Präsidentenamt folgt. Fehrenbach wurde mit 270 von 279 gültigen Stimmen gewählt; Reichstagsprotokoll vom 08.06.1918, 5298.
- 33 Würtz, 20.
- 34 Ebd.
- 35 Die Versammlung fand am 12.11.1918 statt. Schofer, Joseph: Mit der alten Fahne in die neue Zeit (Freiburg 1926), 103.
- 36 Würtz, 22.
- 37 Das reichsweite Ergebnis lautete (in Klammer die Anzahl der Sitze): USPD 7,6% (22), SPD 37,9% (165), Zentrum 19,7% (91), DDP 18,6% (75), DVP 4,4% (19), DNVP 10,3% (44), Sonstige 1,5% (7). In Baden wurde das Zentrum mit 36,17% stärkste Partei.
- 38 Laufs, Adolf: Rechtsentwicklungen in Deutschland, 6. Auflage (Berlin 2006), 348.
- 39 Fehrenbach erhielt 295 von 334 abgegebenen Stimmen, wovon 32 weiß und damit ungültig waren; Reichstagsprotokoll vom 14.02.1919, 65.
- 40 Reichstagsprotokoll vom 23.06.1919, 1141; Mannes, 201. Am 28.06.1919 unterschrieben Außenminister Hermann Müller und Verkehrsminister Johannes Bell im Spiegelsaal von Versailles den Friedensvertrag.
- 41 Die Verfassung wurde mit 262 zu 75 Stimmen angenommen, wobei 84 Abgeordnete der Abstimmung ferngeblieben waren. Am 11.08.1919 unterzeichnete sie Reichspräsident Ebert, am 14.08. wurde sie im Reichsgesetzblatt publiziert und trat damit in Kraft.
- 42 Sturm, Reinhard: Weimarer Republik, überarbeitete Neuauflage (Bonn 2011), 18.
- 43 Reichstagsprotokoll vom 31.07.1919, 2195.
- 44 Reichstagsprotokoll vom 12.08.1919, 2751.
- 45 Ebd.
- 46 Fischart, Johannes (= Dombrowski, Erich): Politiker und Publizisten, in: Die Weltbühne, 15. Jahrgang, 2. Halbjahr 1919, 505–508, hier 506, auch erschienen in ders.: Köpfe der Gegenwart. Das alte und das neue System, 1. Folge (Berlin 1920), 94–97.
- 47 Wulf, Peter (Bearb.): Das Kabinett Fehrenbach. 25. Juni 1920 bis 4. Mai 1921. Akten der Reichskanzlei (Boppard 1972), VIII.
- 48 Das Ergebnis lautete (in Klammer die Anzahl der Sitze) KPD 2,1%, USPD 17,9% (84), SPD 21,6% (102), Zentrum 13,6% (64), BVP 4,2% (21), DDP 8,4% (39), DVP 14,0%, (65), DNVP 15,1% (71), Sonstige 3,1% (9).
- 49 Vgl. auch das Telegramm, das Fehrenbach am 17.06.1920 an seine Familie schickte: „in schwerster gewissensnot muss ich vielleicht das reichskanzleramt annehmen“, Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv, N Fehrenbach 119. Siehe auch Heuss, Theodor: Das Kabinett Fehrenbach, in: Deutsche Politik. Wochenschrift für Welt- und Kulturpolitik, Heft 27 vom 02.07.1920, 9, der von Fehrenbachs persönlicher Opferbereitschaft spricht.
- 50 Wulf, Peter (Bearb.): Das Kabinett Fehrenbach. 25. Juni 1920 bis 4. Mai 1921. Akten der Reichskanzlei (Boppard 1972), XXI f.
- 51 Vgl. dazu das Regierungsprogramm, das Fehrenbach am 28.06.1920 vor dem Reichstag darlegte; Reichstagsprotokoll vom 28.06.1920, 10–15.
- 52 Ebd., 15.
- 53 Würtz, 33.
- 54 Zum Rücktritt s. Heuss, Theodor: Die Krisis, in: Deutsche Politik. Wochenschrift für Welt- und Kulturpolitik, Heft 20 vom 14.05.1921, 464–467.
- 55 Mannes, 376f., unter Berufung auf das Protokoll der Fraktionssitzung des Zentrums vom 12.05.1921. Auch äußerlich hinterließ die Kanzlerschaft Spuren. So bemerkte der Regisseur und Schauspieler Jürgen Fehling, Fehrenbach sehe aus wie der „Witwer Germanias“; Brecht, Arnold: Aus nächster Nähe. Lebenserinnerungen, Band 1 (Stuttgart 1966), 320.

- 56 Abernon, Edgar Vincent d': Ein Botschafter der Zeitwende. Memoiren, Band 1 (Leipzig 1930), 96.
- 57 Hans Luther war vom 15.01.1924 bis zum 05.12.1924 und dann erneut vom 19.01.1925 bis zum 12.05.1926 Reichskanzler als Nachfolger Wilhelm Marx'.
- 58 Hans vom Wannsee: Der Fraktionsführer, in: Deutsche Handels-Warte, 14. Jahrgang (1926), Nr. 8, 193–195, hier 194.
- 59 Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, 8 Bände (Stuttgart 1957–1990), hier Band VII, 568.
- 60 Würtz, 35.
- 61 Eine Auswahl der Nachrufe in der Freiburger Tagespost vom 27.03.1926 sowie bei Bürkle, Ursula: Constantin Fehrenbach, ein Kanzler der Weimarer Republik, Zulassungsarbeit PH Freiburg (1967), 38–40.
- 62 Reichstagsprotokoll vom 26.03.1926, 6750. Das erwähnte Gemälde des Malers Max Slevogt stammte nach Imiela, Hans-Jürgen: Max Slevogt (Karlsruhe 1968), 433, aus dem Jahr 1923 und verbrannte beim Reichstagsbrand 1933; es ist aber in einer Fotografie überliefert. Abzüge des Fotos finden sich u. a. in der Zentral- und Landesbibliothek Berlin EH 3072/3/Bl.60 und im Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe, N Fehrenbach 161, 6.
- 63 In Wellendingen und Freiburg erinnern zudem Straßen an ihn.

Hermann Ehrhardt – ein Diersburger Pfarrerssohn erobert 1920 die Reichshauptstadt Berlin

Bernd Rottenecker

Hermann Ehrhardt, ein 1881 in Diersburg (Hohberg) geborener Pfarrerssohn, war eine wichtige Figur in einer entscheidenden Phase der neueren deutschen Geschichte. Im Zeitraum vom Ende des I. Weltkrieges und der Hohenzollern-Monarchie im November 1918 bis zur Beendigung des Kapp-Putsches im März 1920 durch einen Generalstreik war Ehrhardt ein bestimmender Akteur in einer politisch aufgewühlten Umbruchphase. Das von Ehrhardt gegründete und befehligte Freikorps „Marinebrigade Ehrhardt“ war immer da, wo es galt, „das rote Pack“ im Kampf um die Macht in der jungen Weimarer Republik zu bekämpfen. Der rechtsnationale Marineoffizier und Antisemit Hermann Ehrhardt – bereits während des Kapp-Putsches im März 1920 trugen die Mitglieder seiner Marinebrigade ein Hakenkreuz auf dem Stahlhelm – setzte auch nach Auflösung seines Freikorps 1920 den Kampf um die Restaurierung der bis 1914 geltenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse im Reich fort. Die Ermordung des Zentrumspolitikers Matthias Erzberger, den rechte politische Kreise als Unterzeichner des Waffenstillstands vom 11.11.1918 als „Novemberverbrecher“ diffamierten, wurde von zwei Mitgliedern der von Ehrhardt gegründeten geheimen „Organisation Consul“ durchgeführt. Weitere politische Morde gehen ebenfalls auf das Konto von Ehrhardts Terrororganisation. Obwohl in Diersburg und Weil am Rhein aufgewachsen, ist Ehrhardt in der Region kaum bekannt.

Erhardts Weg zum Flottillenkapitän

Am 29. November 1881 erblickte Hermann Ehrhardt im evangelischen Pfarrhaus von Diersburg das Licht der Welt. Sein Vater Georg Ehrhardt war von 1878 bis 1883 und von 1886 bis 1892 Pfarrer der evangelischen Gemeinde und bewohnte mit Hermanns Mutter Marie, geb. Wießler, das Pfarrhaus. 1892 übernahm sein Vater eine Pfarrstelle in Weil am Rhein und die Familie zog aus Diersburg weg. In Lörrach besuchte er das Johann-Peter-Hebel-Gymnasium, das er jedoch vor Erlangen der Matura fluchtartig verließ, um einer Relegation zuvorzukommen: Ehrhardt hatte nämlich einen seiner Lehrer geohrfeigt, weil dieser sein Ehrgefühl verletzt habe, so jedenfalls äußert

sich Ehrhardt in einem autobiografischen Werk, das von Friedrich Freksa herausgegeben wurde.¹

„Vom Urgroßvater ab sind alle Ehrhardts Pastoren gewesen, und Vater und Mutter konnten sich nichts anderes denken, als daß auch ich einmal auf der Kanzel stehen werde. Aber [...] schon als kleiner Junge liebte ich alles, womit geschossen werden konnte und meine erste Pistole [...] habe ich mir vom Frühstücksgeld, das ich auf dem Schulweg von Weil nach Lörrach mitbekam, pfennigweise zusammengespart.“² Seine Liebe zu Schusswaffen aller Art konnte Hermann Ehrhardt in den folgenden drei Jahrzehnten intensiv pflegen.

1899 „flieht“ er weit Richtung Norden, nach Kiel; dort tritt er als 18-Jähriger in die Marine ein, deren Aufbau die Regierung von Kaiser Wilhelm II. damals intensiv vorantrieb. Marinesoldaten wurden gesucht und Ehrhardt wird Seekadett; bereits 1902 erhält er den Rang eines Leutnants. 1905 meldet er sich freiwillig zum Einsatz in der Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika (heute Namibia). Er nimmt an den Kämpfen zur Niederschlagung eines Hereroaufstandes teil und wird wegen herausragender Leistung zum Oberleutnant befördert. Kaltblütigkeit und Draufgängertum bestimmten schon hier die soldatischen Aktivitäten des jungen Ehrhardt. „Das ganze Volk der Hereros wurde in den Dursttod getrieben. Als wir nachstießen, fanden wir [...] nur Tote, Halbverdurstete, Weiber und Kinder“, so beschreibt er lakonisch den militärischen Erfolg.³

1906 kehrt er zur Marine zurück und erhält als besondere Auszeichnung eine Stelle als Wachoffizier auf einem Begleitschiff der „Hohenzollern“, der Staatsyacht von Kaiser Wilhelm II.. 1909 wird er Kapitänleutnant und ein Jahr später heiratet er Friederike, verwitwete von Gilsa, geb. Dieckmann, und mietet ein Haus in Kiel. In Kiel arbeitet er u. a. als Referent in der Ausbildung von Marineoffizieren. Kaum ist die deutsche Kriegserklärung an Russland am 1. August 1914 ausgesprochen, will Ehrhardt wieder auf See. Er wird Chef der 20. Torpedo-Halbflottille und befehligt nun fünf Torpedo-Schnellboote mit jeweils ca. 70 Mann Besatzung.

Er nimmt mit seinen Torpedoboote an der Seeschlacht von Skagerrak am 31. Mai 1916 gegen die englische Marine teil. In der bis dahin größten Seeschlacht, an der insgesamt ca. 250 Schiffe teilnehmen, zeichnet er sich durch tollkühne Einsätze seiner Torpedoboote aus, bei denen er mehrere englische Schiffe versenkt.

Ehrhardt ist der geborene Anführer und „seine“ Marinesoldaten folgen ihrem charismatischen Befehlshaber blind; den Krieg bezeichnet er als Ordnung stiftendes Ereignis und der

Soldatenberuf ist für ihn Berufung, der ideale Ort um „aus verweichlichten Jünglingen richtige Männer zu formen“. So äußert er sich bei Freksa folgendermaßen: „Und die Stärke des Soldatenberufes sehe ich darin, dass er die sittlichen Elemente der Treue, der Kameradschaft und Lebensopferbereitschaft erweckt.“⁴ 1917 erhält er den Rang eines Korvettenkapitäns und befehligt nun eine ganze Torpedoboot-Flottille. Dass allerdings die deutsche Kriegsflotte sich auf Befehl der Militärführung zurückziehen und bis Kriegsende 1918 jedes „Kräftemessen“ mit der Royal Navy meiden musste, verärgert dem Draufgänger Ehrhardt.

Zwei Ereignisse am Kriegsende im November 1918 lassen seine Welt aus den Fugen geraten: Die bereits im Oktober beginnende Meuterei „des Saupacks der revolutionären Mannschaft“ und der Befehl der Marineführung, entsprechend den Bedingungen des Waffenstillstands die deutschen Kriegsschiffe nach Scapa Flow an die Engländer auszuliefern. Anstatt mit Pauken und Trompeten unter dem Jubel der Bevölkerung als Sieger in einen deutschen Hafen heimzukehren, fuhr Ehrhardt, und mit ihm tausende von Marinesoldaten und Offizieren, auf einem verdreckten zivilen Frachter, auf dem wiederholt die Matrosen streikten, ins revolutionäre Wilhelmshaven zurück.



Abb. 1: Hermann Ehrhardt 1917
(Bild: eigen)

Die Gründung der Marinebrigade Ehrhardt

Wilhelmshaven war neben Kiel der zweite große Kriegshafen der Deutschen Marine. Als am 29. Oktober 1918, der Erste Weltkrieg war schon längst verloren, die Marineführung der in Kiel und Wilhelmshaven liegenden kaiserlichen Flotte den Befehl gab, noch einmal gegen die britische Flotte auszulaufen, verweigerten die Matrosen den Gehorsam und die Heizer löschten die Kessel. Dieser Matrosenaufstand war ein Fanal zu einer revolutionären Erhebung der Arbeiter und Soldaten im gesamten Reich, welche die bisherigen Macht- und Herrschafts-

verhältnisse hinwegzulegen drohte. 50 Aufrührer aus Wilhelmshaven wurden verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Als dann am 6. November die Polizei auf eine Solidaritätsdemonstration in Wilhelmshaven schießen lässt – es gibt mehrere Tote –, wird aus der Meuterei endgültig ein revolutionärer Aufstand, der innerhalb weniger Tage auch Berlin erreicht. Philipp Scheidemann ruft am 9. November 1918 in Berlin die (parlamentarische) Republik aus und in zahlreichen größeren Städten bildeten sich Arbeiter- und Soldatenräte, welche die Macht übernahmen. In Berlin tagten am 10. November 1918 im Zirkus Busch 3000 Arbeiter- und Soldatenräte aus dem ganzen Reich, deren Ziel die Errichtung einer sozialistischen Räterepublik war. In Wilhelmshaven, wo zu dieser Zeit die Zahl der Einwohner und die der Soldaten ähnlich hoch waren, bildete sich ein Arbeiter- und Soldatenrat (der 21er-Rat). Dessen Sprecher Bernhard Kuhnt erklärte den Oldenburgischen Großherzog für abgesetzt und errichtete am 27. Januar eine Räterepublik; das Offizierscasino wurde „Regierungssitz“

In diesen Hexenkessel in Wilhelmshaven kam nun der Korvettenkapitän Ehrhardt. Der Zerfall von Disziplin, Gehorsam und Ordnung in der Marine und der Gesellschaft empörte ihn zutiefst. Deshalb beschloss er, dem revolutionären Spuk ein Ende zu machen, zumal eine Gruppe Bremer Kommunisten die Tausend-Mann-Kaserne in Wilhelmshaven besetzte und Kuhnt und seinen Räten die Macht entreißen wollte. Ehrhardt sammelte 300 Marine- und Deckoffiziere um sich, organisierte die notwendigen Waffen und eroberte nach vorherigem Artilleriebeschuss am 21. Januar die besetzte Kaserne.⁵



Abb. 2: Spartakus-Putsch in Wilhelmshaven. Die „Tausend-Mann-Kaserne“ nach ihrer Einnahme durch die rechtsradikale „Brigade Ehrhardt“. (Archiv H. Peters)



Abb. 3: Mitglieder der „Brigade Ehrhardt“ aus Wilhelmshaven, kurz nach ihrer Rekrutierung, ca. Februar 1919. (Archiv H. Peters)



Abb. 4: Das „Wikingerschiff am Ärmel“ war das Abzeichen der Mitglieder der Marinebrigade Ehrhardt ab 1919. (Bild: eigen)

Diese Aktion in Wilhelmshaven wurde zum Gründungsmythos der berühmten „Marinebrigade Ehrhardt“, die in den folgenden Wochen starken Zulauf von weiteren Offizieren, Unteroffizieren und Marinesoldaten bekam, sodass die von Ehrhardt befehligte Einheit bis zum Kapp-Putsch 1920 auf ca. 5000 Mann anwuchs und sich zu einem der schlagkräftigsten Freikorps entwickelte. In dieser Phase der Weimarer Republik entstanden zahlreiche Freikorps, die immer dort zum Einsatz kamen, wo reguläre Reichswehreinheiten entsprechend der Vereinbarungen des Waffenstillstands nicht kämpfen durften, z. B. im Baltikum oder in Schlesien. Freikorpsmitglieder wurden angeworben und erhielten (nach Dienstgrad gestaffelt) eine monatliche Löhnung von mindestens 30 Mark, täglich 5 Mark Zulage, freie Verpflegung, Unterkunft und Bekleidung.⁶ Neben der Brigade Ehrhardt waren die Freikorps Roßbach, Lützwow oder das des Ritters von Epp die bekanntesten. Diese paramilitärischen Einheiten, aber auch Organisationen wie der Stahlhelm oder der Bund Oberland, wurden unter Verletzung des Versailler Vertrags in die „Schwarze Reichswehr“ integriert und von der offiziellen Reichswehr finanziert und bewaffnet. In dieser Gründungsphase 1919 entstand auch das „Kampflied der Brigade Ehrhardt“

*Kamerad, reich mir die Hände,
Fest wollen zusammen wir stehn.
Man mag uns auch bekämpfen,
Der Geist soll niemals verwehn
Hakenkreuz am Stahlhelm,
Schwarz-weiß-rotes Band,
Die Brigade Ehrhardt
Werden wir genannt.
Arbeiter, Arbeiter,
Wie mag es dir ergehn,
Wenn die Brigade Ehrhardt
Wird einst in Waffen stehn.
Hakenkreuz am Stahlhelm,
Schwarz-weiß-rotes Band,
Die Brigade Ehrhardt
Werden wir genannt.
Die Brigade Ehrhardt
Schlägt alles kurz und klein,
Wehe Dir, wehe Dir,
Du Arbeiterschwein.*

Der Feind wurde in dem Lied klar benannt: die linke, revolutionäre Arbeiterschaft, organisiert in der USPD (Unabhängige Sozialdemokraten (1917 spaltete sich die SPD in USPD und MSPD), der Spartakus und ab 1919 die KPD (Kommunistische Partei Deutschlands). Und die letzten beiden Zeilen des Liedes „Wehe dir, wehe dir, du Arbeiterschwein“ machen unmissverständlich deutlich, was der politische Gegner zu erwarten hatte. Die Brigade Ehrhardt ging mit äußerster Härte in den Straßenkämpfen vor, z. B. bei der Niederschlagung der Münchner Räterepublik; und auch bei der folgenden Säuberung der Stadt von Anhängern der Räteregierung (meist Arbeiter und kleine Handwerker) kam es zu zahlreichen Erschießungen.

Die provisorische Reichsregierung (Rat der Volksbeauftragten) und danach die aus Wahlen am 13. Januar 1919 hervorgegangene Regierung des Sozialdemokraten Scheidemann mit Gustav Noske (SPD) als Reichswehrminister bedienten sich zunehmend der Freikorps, um die zahlreichen Erhebungen der Spartakisten und Kommunisten und die Räterepubliken, die sich in einigen Regionen gebildet hatten, militärisch zu beenden. Dass sich linke Sozialdemokraten (USPD), Spartakisten und Kommunisten gegenseitig bekämpften, erleichterte den von der Reichsregierung (Ebert und Noske) eingesetzten nationalen und republikfeindlichen Kampfverbänden die Niederschlagung aller linken Versuche, eine sozialistische

(Räte-)Republik im Reichsgebiet zu errichten. „Bei uns bedeutet Sozialismus Arbeit und Ordnung. Darum haben wir keine Soldatenräte. Politisieren in der Truppe gibt es nicht“, erklärte Ehrhardt einer Gruppe neuer Korpsmitglieder⁷

Hermann Ehrhardt wurde von Noske und der Reichswehrführung als eine Art militärische Feuerwehr in verschiedenen Regionen eingesetzt. Dass ein energischer und entschlossener Anführer im revolutionären Chaos mit einer relativ kleinen Mannschaft einiges bewirken konnte, hatte Gustav Noske rasch erkannt. Und so beauftragte der Sozialdemokrat Noske den rechtsnationalen, militärischen Draufgänger Ehrhardt, die erste parlamentarische Demokratie auf deutschem Boden vor den radikal-sozialistischen Umstürzern zu retten. Der erste Einsatz der Brigade Ehrhardt, die vom Freikorps Lützow unterstützt wurde, erfolgte am 17. April 1919 im von revolutionären Unruhen erschütterten Braunschweig. Rasch gelang es zur Erleichterung Braunschweiger Bürger, die „Ordnung“ wieder herzustellen.

Einsatz der Brigade Ehrhardt gegen die Münchner Räterepublik

Der nächste „Brandherd“, an dem Ehrhardt und seine Männer zum Einsatz kamen, war das revolutionäre München, wo nach der Ermordung des ersten Ministerpräsidenten Kurt Eisner (USPD) am 21. Februar 1919 der Sozialdemokrat Johannes Hoffmann mit den linken Anhängern einer Räterepublik um die Macht rang. Am 7. April setzten sich die radikalen Anhänger einer Räterepublik durch, die allerdings nur bis zum 1. Mai 1919 dauerte. Am 30. April sammelte Ehrhardt seine Brigade in Oberschleißheim und marschierte nach München. Mit regulären Reichswehrverbänden, dem Freikorps Epp und anderen rechtsgerichteten Verbänden marschierten ca. 35 000 Soldaten in München ein; innerhalb von zwei Tagen eroberten sie in heftigen und blutigen Straßenkämpfen die Stadt. Die Tatsache, dass einige Vertreter der Linken Juden waren (z. B. Kurt Eisner, Erich Mühsam, Ernst Toller und Eugen Levien) und das sich rasch verbreitende Gerücht, die Kommunisten würden Geiseln erschießen, führte zu einem erbarmungslosen Vorgehen der Freikorpsmänner gegen die „Roten“. Dutzende Sozialisten wurden erschossen, auch nachdem sie sich ergeben hatten. Es kam zu Misshandlungen an Gefangenen in Gefängnissen wie Stadelheim, und viele Häftlinge wurden angeblich auf der Flucht erschossen. Zur Aburteilung der Räterepublikaner wurden Sondergerichte, die sogenannten Bayrischen Volksgerichte, vom

12. Juli 1919 geschaffen, obwohl für Hoch- und Landesverrat Reichsgerichte zuständig waren. Diese Volksgerichte arbeiteten rasch und sprachen harte Urteile, gegen die keine Rechtsmittel möglich waren. Wie Emil Gumpel auflistete, wurden gegen 72 führende Räterepublikaner zwei Todesurteile und 276 Jahre Festungs- oder Gefängnisstrafen ausgesprochen.⁸ Insgesamt wurden über 2000 Anhänger der Revolution verurteilt. Von den Truppen der Regierungsseite wurde kein einziger Mord oder Übergriff juristisch geahndet. „Die Münchner Zeit hat aus unserer Brigade eine scharfe, schlagfertige und rücksichtslose Truppe gemacht,“ (Freksa 128), so lautete die Bilanz Ehrhardts vom Münchner Einsatz; und diesem Ruf blieb seine Brigade in den kommenden Einsätzen treu. In München begegnete Ehrhardt zum ersten Mal dem preußischen Generallandschaftsdi­rektor Wolfgang Kapp und bereits im Juli stieß Ehrhardt zu der von Kapp gegründeten „Nationalen Vereinigung“⁹, eine Sammlungsbewegung rechtsnationaler Politiker.

Nachdem die „rote Gefahr“ in München gebannt war, wurden Ehrhardt und seine Brigade nach Karlshorst bei Berlin beordert, wo er die Ausbildung, u. a. im Straßenkampf, seiner wachsenden Mannschaft verbesserte und sich für mögliche Einsätze in der immer noch unruhigen Hauptstadt bereithielt. Hier erreichte sie am 21. Juni 1919 die Nachricht von der Selbstversenkung der deutschen Flotte in Scapa Flow. Konteradmiral Ludwig von Reuter hat die Selbstversenkung der von den Briten an „die Kette gelegten“ kaiserlichen Flotte organisiert, bevor sie, entsprechend den Bestimmungen der Versailler Vertrags, an die Engländer ausgeliefert werden sollte. Erhardt und seine Männer quittierten das Ereignis mit Genugtuung: „Durch die Tat des Admirals Reuter war noch einmal die Deutsche Kriegsflagge zu Ehren gelangt.“¹⁰

Als es im Oberschlesischen Industriegebiet zu Unruhen und Kämpfen zwischen Deutschen und Polen angesichts der bevorstehenden Volksabstimmung über die politische Zugehörigkeit des Gebietes kam, wurde die Brigade Ehrhardt dorthin verlegt; zu einem Einsatz kam es jedoch nicht. Dann erfolgte ein Grenzsicherungsauftrag in der Region Gleiwitz, wo Ehrhardt auf dem Schloss Slawenzitz seine spätere Frau, die Prinzessin Margarethe von Hohenlohe-Öhringen, kennenlernte.

Den Winter 1919/20 verbrachte die Brigade Ehrhardt wieder in Berlin, wo sich die Wut und die Unzufriedenheit in der Zivilbevölkerung immer wieder in zum Teil wochenlangen Streiks und Aufmärschen äußerten. Auch im Militär verstärkten sich zunehmend Verachtung und Wut auf die „Erfüllungspolitiker“ in der Regierung. Außerdem verbreitete sich in der Armee und

in rechten Gesellschaftskreisen zunehmend die Überzeugung, Sozialisten, Kommunisten und Juden seien mit ihren Aufständen und Streiks im Oktober 1918 dem Heer in den Rücken gefallen und letztlich schuld an der Niederlage. Mit ihren Aussagen vor einem Untersuchungsausschuss des Reichstags am 18. November 1919 zu den Ursachen für die deutsche Kapitulation 1918 schufen Paul von Hindenburg und General Ludendorff die Basis für diese „Dolchstoßlegende“. Aufgrund der Friedensbedingungen der Entente war Reichswehrminister Noske gezwungen, die Verringerung und damit die Restrukturierung der Armee auf 100000 Mann durchzuführen. Eine Eingliederung zehntausender Soldaten und tausender Offiziere in ein bürgerliches Leben war in diesen wirtschaftlichen und politischen Krisenzeiten ein kaum zu leistendes Unterfangen.

Am 1. März 1920 feierte die Brigade Ehrhardt ihr einjähriges Gründungsfest; Admiral von Trotha und General von Lüttwitz waren anwesend. General Walter Freiherr von Lüttwitz war der Kommandeur des Gruppenkommandos 1 der Reichswehr. Lüttwitz lehnte den Versailler Vertrag entschieden ab und verachtete die „Erfüllungspolitiker“ der Regierung; zugleich war er der wichtigste Organisator und Förderer der Freikorps. Er nahm in Doberitz eine Parade der 4000 Mann starken Brigade Ehrhardt ab. Am 10. März 1920 ordnete Noske die Auflösung der ca. 120 im Reich existierenden Freikorps an. Er ahnte wohl, dass diese nach der Beendigung der linkssozialistischen Umsturzgefahr die Beseitigung der verhassten Berliner Regierung und die Errichtung einer Militärdiktatur planten. Mehrere Monate lang im Winter 1919/20 zogen sich die Planungen von Mitgliedern der „Nationalen Vereinigung“, Reichswehroffizieren und Freikorpsführern zur Durchführung eines Staatsstreichs hin. Der Auflösungsbefehl Noskes zwang Lüttwitz zum raschen Handeln, denn gerade Ehrhardts Brigade war seine schlagkräftigste Truppe im Raum Berlin. Aufgrund des allgemein herrschenden Durcheinanders der Organisations-, Kompetenz- und Informationsstrukturen war der zivile Part (Wolfgang Kapp und seine „Nationale Vereinigung“) auf den nun beginnenden und als Kapp-Lüttwitz-Putsch in die Geschichte eingehenden Unsturzversuch nur unzureichend vorbereitet.¹¹

Der Kapp-Lüttwitz-Putsch: Die Brigade Ehrhardt marschiert in Berlin ein

Am 11. März 1920 gab General Lüttwitz Ehrhardt den Befehl, seine Brigade, die sich zu dieser Zeit in Döberitz aufhielt, in Alarmbereitschaft zu versetzen und auf einen Einmarsch in

Berlin vorzubereiten. Erst danach informierte er die Verschwörergruppe der „Nationalen Vereinigung“ um Kapp, diese sollten sich für Samstag früh zur Machtübernahme bereithalten. Noske und die Reichsregierung wurden durch gezielte Desinformationen weiter über die Lage in und um Berlin im Unklaren gehalten. Nur so lässt es sich erklären, dass Ehrhardt auch von Noske einen Alarmierungsbefehl erhielt.¹² In der Nacht vom 12. auf den 13. März setzte sich die Brigade Ehrhardt nach Berlin in Marsch. Währenddessen erklärten die Offiziere um den Chef des Truppenamtes, General Hans von Seeckt, dem Reichswehrminister Noske, der militärische Gegenmaßnahmen forderte: „Truppe schießt nicht auf Truppe“. Nachdem Reichskanzler Gustav Bauer (SPD) klar war, dass sowohl das Militär als auch die Sicherheitspolizei nicht das Regierungsviertel verteidigen würden, flohen Teile der Reichsregierung (neben Kanzler Bauer auch Reichspräsident Ebert und Noske) über Dresden nach Stuttgart; die von der DDP (Deutsche Demokratische Partei) gestellten Minister blieben in Berlin. Wenige Minuten, nachdem die Regierungsmitglieder in Pkw die Stadt verlassen hatten, marschierte Ehrhardts 4000 bis 5000 Mann starke Brigade, ohne auf Gegenwehr zu stoßen, durch das Brandenburger Tor. Um eventuellen Widerstand rücksichtslos brechen zu können, teilte Korvettenkapitän Ehrhardt der an der Spitze marschierenden Sturmkompanie eine 10,5-cm-Haubitzbatterie zu. Viele Ehrhardt-Soldaten trugen als Ausdruck ihrer völkischen Gesinnung ein weiß gemaltes Hakenkreuz auf dem Helm. Weiter über Charlottenburg ging es zum Tiergarten, wo Ehrhardt bei Anbruch der Dunkelheit pausierte und ein an die Regierung gestelltes Ultimatum abgewartet werden sollte. „Ich ließ haltmachen und durch die Feldküche warmes Essen verausgaben. Es war ein schönes, manövermäßiges Bild. Einige Feuer loderten, die Männer erfrischten sich.“¹³ Die Szene, die Ehrhardt hier beschreibt, erinnert eher an einen Ausflug einer Pfadfindergruppe als an einen Putsch gegen die demokratisch gewählte Regierung.

Wie dilettantisch die Putschvorbereitungen gelaufen sind, macht z. B die Tatsache deutlich, dass Ehrhardts Offiziere nicht einmal die Namen aller Minister kannten, die sie verhaften sollten.¹⁴ Die Besetzung des Regierungsviertels verlief rasch und reibungslos, und Wolfgang Kapp übernahm das Amt des Reichskanzlers. Aber so einfach war das Regieren nicht: Die Reichsbank löste mit dem Hinweis, man kenne keinen Reichskanzler Kapp, keine Schecks ein, die von diesem unterzeichnet wurden. Und auch die Reichswehrkasse wurde für einen „Reichswehrminister“ Lüttwitz nicht geöffnet, sodass die zu-



Abb. 5: Kapp-Putsch vom 13. bis 17.3.1920 in Berlin. Kapitän Ehrhardt (links, im Auto sitzend) beim Einmarsch der Marinebrigade am 13. März in Berlin. (Foto: Bundesarchiv Koblenz)



Abb. 6: Kapp-Putsch vom 13. bis 17.3.1920 in Berlin. Die etwa 5000 Mann starke Marinebrigade Ehrhardt marschiert, aus Döberitz kommend, in den frühen Morgenstunden des 13. März in Berlin ein. Geschütz der Brigade Ehrhardt, Unter den Linden, am Pariser Platz. (Foto: Bundesarchiv Koblenz)

sätzlichen sieben Mark „Kapp-Geld“ pro Tag und Mann nicht an die Putschisten ausgezahlt werden konnte. Die Moral der Marinebrigade hat das nicht erhöht. Bereits am Vormittag des 13. März rief der Pressechef der Reichskanzlei im Auftrag Eberts zum Generalstreik auf. Dem schlossen sich nachmittags der Gewerkschaftsbund an und später auch die KPD (Kommunistische Partei Deutschlands). In Berlin kam es mehrfach zu Schießereien mit bewaffneten Arbeitern, z. B. am Potsdamer Platz. In der Hauptstadt brach der innerstädtische Verkehr zusammen, Wasser und Strom fielen aus; „Reichskanzler“ Kapp unterzeich-

nete seine Verordnungen bei Kerzenschein. Zahlreiche Tote und Verwundete gab es u. a. bei den nächtlichen Überfällen der Putschisten auf die Streikposten, welche beispielsweise die bestreikten Elektrizitätswerke bewachten.

In Thüringen, Sachsen und im Ruhrgebiet versuchten linksgerichtete Gruppen wie die USPD und die KPD eine zweite Revolution zu entfachen. Dazu wurden bewaffnete Einheiten gebildet, die im Ruhrgebiet (Rote Ruhrarmee) etwa 100000 Mann umfassten. Rasch wurde Kapp klar, dass die Reichswehrführung zwar die Regierung nicht schützte, sich den Putschisten gegenüber aber reserviert verhielt. Bei einigen Reichswehrverbänden und der Sicherheitspolizei breitete sich Unzufriedenheit über den Verlauf und die Ziele des Putsches aus. Die Beamtenschaft in den Berliner Ministerien verhielt sich auch alles andere als kooperationsbreit mit den „neuen Herren“. Als Ehrhardt am 16. März die Reichskanzlei aufsuchte, sah er folgendes Bild: „Kapp war körperlich und seelisch völlig zusammengebrochen. Seine Augen waren geschwollen. [...] Er wusste nicht, was geredet wurde.“¹⁵ Und in der Nacht vom 16. auf den 17. März meuterten 300 Reichswehrpioniere und bekannten sich zur rechtmäßigen Regierung. Kapp gab nun auf, legte die Gewalt in die Hände von Lüttwitz und floh über Dänemark nach Schweden. Hermann Ehrhardt war sich sicher, dass jetzt die Zeit reif sei für eine Machtübernahme des Militärs; doch es kam anders. Als sich im Reichswehrministerien führende Generäle und Freikorpskommandeure versammelten und General Ludendorff per Abstimmung feststellen ließ, wer General Lüttwitz noch unterstützte, bekannten sich außer Ehrhardt nur zwei Offiziere kleinerer Verbände zu Lüttwitz. Unter falschem Namen floh Lüttwitz ebenfalls aus Berlin und tauchte unter.

Die Situation wurde für Ehrhardt jetzt brenzlich; er konnte nicht aus Berlin fliehen, denn er war an seine Marinebrigade gebunden. Nachdem der Putsch nun derart zusammengebrochen war, bestand auch die Gefahr, dass seine Männer aus Enttäuschung meuterten und außer Kontrolle gerieten. Mit General von Seeckt, der Lüttwitz' Posten als Chef der Heeresleitung übernahm, schloss Ehrhardt einen Pakt. Seeckt schützt Ehrhardt vor drohender Verhaftung, indem er ihn sozusagen wieder in den Dienst jener Regierung einsetzte, die eben gestürzt werden sollte. Ehrhardt zog mit seinen Männern aus der Stadtmitte weg und erklärte ihnen, dass sie sich für die Niederschlagung eines drohenden „roten“ Aufstandes in Berlin bereithalten müssten. Tatsächlich war die Marinebrigade zu diesem Zeitpunkt in der Umgebung Berlins die einzige militärische



Formation, die sich absolut zuverlässig dem Befehl ihres Anführers (Ehrhardt) unterstellte.

Nachdem der Putsch zusammengebrochen war und Ehrhardts Männer am 21. März aus der Innenstadt abgezogen, kam es an vielen Orten in Berlin zu Unruhen und gewalttätigen Aktionen. Die linke Arbeiterschaft witterte Morgenluft und bildete bewaffnete Formationen; es kam an verschiedenen Orten zu wilden Schießereien mit zahlreichen Toten. Viele Berliner Bürger, welche die Putschisten eben noch mit schwarz-weiß-roten Fahnen und Jubel begrüßt hatten, verhöhnten und verspotteten sie. Die gereizten und wütenden Ehrhardt-Soldaten feuerten wild in die Menge am Pariser Platz (ca. 20 Tote), und am Charlottenplatz wurde der versammelte „rote Pöbel“ mit Gewehrsalven auseinandergetrieben. Auf ihrem Weg zurück nach Döberitz wurden die Männer Ehrhardts immer wieder von Heckenschützen attackiert, sie feuerten mehrmals in die Menge und es gab Tote und Verwundete. In Döberitz erhielt dann die Brigade jene von Kapp zugesagte und nicht erfolgte Löhnung von der verfassungsmäßigen Regierung ausgezahlt! Die zurückgekehrte Reichsregierung betrieb nun energisch die Auflösung der Freikorps und Ehrhardts Marinebrigade wurde am 10. April nach Munsterlager gebracht, wo ihre Auflösung stattfand. Ehrhardt gelang es, den größten Teil seiner Männer in eine neugebildete Schiffstammdivision der Nordsee einzugliedern. Die Sturmkompanie als Eliteformation der Brigade Ehr-

*Abb. 7: Kapp-Putsch
13.–17. 3.1920.
Kapitänleutnant
Ehrhardt (grüßt
militärisch) nimmt die
Parade seiner Marine-
brigade in Berlin ab.
(Foto: Bundesarchiv
Koblenz)*

hardt blieb unter dem Kommando von Kapitänleutnant Manfred von Killinger erhalten und die meisten Offiziere schlossen sich im September 1920 im Bund ehemaliger Ehrhardtoffiziere zusammen, dem Vorläufer der „Organisation Consul“ (O.C.) Bemerkenswert ist – wieder einmal – die juristische „Aufarbeitung“ der im Zusammenhang mit dem Kapp-Putsch vergangenen Verbrechen. Zwar hat Reichspräsident Ebert am 19. März 1920 eine „Verordnung zur Wiederherstellung von Sicherheit und Ordnung“ erlassen und es wurden außerordentliche Kriegsgerichte eingesetzt.¹⁶ Diese wurden alleine gegen Akteure der zahlreichen kleinen Aufstände linker Gegner des Kapp-Putsches angewandt. Von den Kapp-Putschisten, die sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht haben, stand keiner je vor Gericht.

Auflösung der Marinebrigade Ehrhardt und die Gründung der Organisation Consul

Ehrhardt selbst wurde zwar seit Anfang April 1920 mit Haftbefehl gesucht, doch zu einer Verhaftung kam es nicht. „Damals bewegte ich mich trotz Haftbefehls immer noch ziemlich ungeniert. Es wagte auch niemand, mich festzunehmen.“¹⁷ Im Mai setzte sich Ehrhardt mit einem Teil seiner Offiziere und Mannschaften nach Bayern ab, wo von der national-konservativen Regierung von Kahr keine Gefahr drohte. Im Gegenteil unterstützten nationale Gruppierungen und Unternehmer die untergetauchten Ehrhardt-Leute in sogenannten Arbeitsgemeinschaften und boten ihnen Arbeit und Unterschlupf. Am bekanntesten wurde die „bayrische Holzverwertungsgesellschaft“, die führenden Offizieren Ehrhardts als Tarnung diente und die den Kern der „Organisation Consul“, der wohl gefährlichsten Terrororganisation der Weimarer Republik, bildete. Auch der später als Schriftsteller bekannt gewordene Ernst von Salomon, der den Mord an Walter Rathenau mit organisierte, war Mitglied in der Marinebrigade und diente Ehrhardt in der O.C. Die „Organisation Consul“, die 3000 bis 4000 Mann umfasste, verfügte über ein umfangreiches Netzwerk von Verbindungsleuten im ganzen Reich sowie zahlreiche geheime Waffenlager. Sie hat auch über erhebliche finanzielle Mittel verfügt; allein für die Gruppe Ehrhardt entstanden innerhalb von drei Monaten Aufwendungen in Höhe von 1,2 Millionen Reichsmark. Neben Zahlungen aus Kassen der Reichswehr gab es auch „private“ Spenden vornehmlich aus Industrie und Grundbesitzerkreisen, aber auch aus dem national gesinnten Bürgertum.¹⁸

Ziel der O. C. war es, die verhasste Republik durch Terroranschläge und politische Morde derart zu destabilisieren, dass ein erneuter Putschversuch seitens des republikfeindlichen Militärs und der sie stützenden Politiker, u.a. der DNVP (Deutschnationale Volkspartei), mehr Erfolg versprach als der Kapp-Putsch. Politische Morde nationalistischer und republikfeindlicher Täter, vor allem aus militärischen Kreisen, gab es bereits 1919: Die beiden Spartakisten Rosa Luxemburg und Wilhelm Liebknecht und der bayrische Ministerpräsident Kurt Eisner waren die ersten prominenten Opfer. Der vermutlich erste politische Mord, der auf das Konto der O. C. ging, war die nie aufgeklärte Ermordung des bayerischen USPD-Abgeordneten Karl Gareis am 9. Juni 1921. Das größte Aufsehen im ganzen Lande aber erzielten die Morde an den beiden bekannten Reichsministern Matthias Erzberger und Walter Rathenau. Der führende SPD-Politiker Philipp Scheidemann überlebte im Juni 1922 nur knapp ein von Mitgliedern der O. C. durchgeführtes Blausäureattentat.

Große Unruhe und Aufsehen erregte die Ermordung des Reichsfinanzministers und Vizekanzlers (im Kabinett Bauer) Matthias Erzberger. Der war überzeugter Katholik und Mitglied der bürgerlichen Zentrumspartei. Für die zahlreichen Gegner der Weimarer Demokratie, die in der Wirtschaft, in großen Teilen des Bürger- und Beamtentums und vor allem im Militär zu finden waren, war Erzberger einer der am meisten gehassten Politiker. Als Leiter der Waffenstillstandskommission unterzeichnete Erzberger den Waffenstillstand vom 11. November 1918, drängte auf die Unterzeichnung des Versailler Vertrags und wurde dafür als „Novemberverbrecher“ und Erfüllungspolitiker diffamiert. Vor allem der Bankier und spätere DNVP-Politiker Karl Helfferich überschüttete Erzberger mit Hasstiraden und verleumderischen Vorwürfen und rief zu dessen Ermordung auf. Bereits am 28. Januar 1920 hatte der ehemalige Fähnrich Oltwig von Hirschfeld zweimal auf Erzberger geschossen, als dieser das Gerichtsgebäude in Berlin-Moabit verließ, wo sich Erzberger gegen Verleumdungen Helfferichs wehrte; mit viel Glück überlebte Erzberger den Anschlag.

Ermordung von Matthias Erzberger und Walter Rathenau

In der letzten Augustwoche des Jahres 1921 machte Matthias Erzberger mit seiner Frau und der siebenjährigen Tochter im Kurort Bad Griesbach im Renchtal Urlaub. Er war bereits am 12. März 1920 (einen Tag vor Beginn des Kapp-Putsches) von seinem Ministeramt zurückgetreten, nachdem ein Berliner



Abb. 8: Gedenkstein für Matthias Erzberger bei Bad Griesbach. Er steht an der Griesbacher Steige (an der B28 Richtung Freudenstadt) (Foto: Stadtarchiv Oberkirch)

Gericht in einem von Erzberger angestrebten Verleumdungsprozess ein schändliches Urteil gesprochen hatte. Am diesem Tag gab das Gericht ein Urteil bekannt, in dem Karl Helfferich zu einer geringen Geldstrafe von 300 Reichsmark verurteilt, dessen Vorwürfe gegen Erzberger jedoch als teilweise zutreffend bewertet wurden.¹⁹ Erzberger wollte erst auf juristischem Wege seine Rehabilitation erreichen und dann in die Politik zurückkehren. Am Morgen des 26. August 1921 traf sich Erzberger mit dem Radolfzeller Reichstagsabgeordneten Carl Diez (Zentrum) zu einem Spaziergang am Rande Bad Griesbachs. Gegen elf Uhr trafen sie auf die Attentäter. Es sind dies, wie Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Offenburg ergeben, der 27-jährige Heinrich Tillessen und der ein Jahr ältere Heinrich Schulz. Beide sind ehemalige Marineoffiziere, kämpften in Ehrhardts Marinebrigade und waren Mitglieder der „Organisation Consul“. Die beiden Attentäter gaben sechs Schüsse auf Erzberger ab; dieser stürzt schwer verletzt eine Böschung hinunter. Einer der beiden Mörder setzte

nach und tötet ihn aus nächster Nähe mit zwei weiteren Schüssen in den Kopf. Diez überlebt das Attentat, wird aber schwer verletzt.²⁰ Die Mörder entkommen nach Ungarn und anschließend nach Spanien. Nach einer Amnestie Hindenburgs, der „Verordnung des Reichspräsidenten über die Gewährung von Straffreiheit vom 21. März 1933“, kehrten beide Mörder Erzbergers nach Deutschland zurück. Erst 1946 kam es auf Anordnung der französischen Besatzungsbehörden zu einem Mordprozess gegen Tillessen. Das Landgericht Offenburg sprach ihn unter Anwendung der Straffreiheitsverordnung von 1933 am 29. November 1946 frei. Dieses Urteil

wurde von einem französischen Hohen Gericht Anfang Januar 1947 aufgehoben, das den Fall an die deutsche Justiz zurückverwies. Tillessen wurde dann im März 1947 vom Landgericht Konstanz zu 15 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Gegen den zweiten Täter Heinrich Schulz verhängte das Landgericht Offenburg am 19. Juli 1950 eine Strafe von 12 Jahren Zuchthaus. Beide Mörder Erzbergers wurden aber bereits 1952 vom badischen Staatspräsidenten Leo Wohlleb begnadigt.

Walter Rathenau, Sohn des deutsch-jüdischen Industriellen und AEG-Gründers Emil Rathenau, war in noch stärkerem Maße den (antisemitischen) Hasstiraden und Diffamierungen des rechtsradikalen politischen Lagers ausgesetzt. So lautete z. B. die letzte Strophe eines damals vor allen bei den Freikorps weit verbreiteten Hetzliedes: „Auch Rathenau, der Walter,/ Erreicht kein hohes Alter,/ Knallt ab den Walther Rathenau,/ Die gottverfluchte Judensau!“²¹ Der liberale Politiker Rathenau, Mitglied der DDP (Deutsche Demokratische Partei), war 1921 Minister für Wiederaufbau und ab Januar 1922 Reichsaußenminister. Er trat politisch für die Einhaltung der Bestimmungen des von großen Teilen der Bevölkerung als „Schanddiktat“ bezeichneten Versailler Friedensvertrags ein, kämpfte aber gleichzeitig für eine Lockerung der oft harten Auflagen dieses Vertrags.

Am 22. Juni 1922 wurde Walter Rathenau von seinem Chauffeur in einem offenen Wagen von Rathenaus Villa im Grunewald ins Auswärtige Amt gefahren, wie immer ohne Polizeischutz. Sie wurden von einem ebenfalls offenen Fahrzeug überholt, in dem drei Personen saßen. Dabei schoss der Oberleutnant a. D. Erwin Kern mit einer Maschinenpistole auf Rathenau und Hermann Fischer warf eine Handgranate in das Fahrzeug. Walter Rathenau wurde von fünf Schüssen getroffen und war sofort tot. Den beiden Attentätern und ihrem Fahrer Ernst Techow gelang die Flucht. Die polizeilichen Ermittlungen ergaben rasch deutliche Parallelen zu vorherigen Anschlüssen der O. C., und noch am gleichen Tag wurden in mehreren Orten des Reiches, auch in München, führende Mitglieder verhaftet. Die Identität der Attentäter war ebenfalls rasch festgestellt: Kern und Fischer waren Offiziere in der Brigade Ehrhardt und Mitglieder der O. C.; Techow war Mitglied in Ehrhardts Sturmkompanie. Zur Vorbereitung der Tat wie z. B. die Beschaffung der Waffen, des Tatfahrzeugs und das Ausspähen von Rathenaus Gewohnheiten waren weitere Personen aus verschiedenen O. C.-Standorten tätig. Einer dieser Mittäter war der erst 20-jährige Kadett Ernst von Salomon, der anfangs zu

Ehrhardts Brigade und dann zur „Organisation Consul“ gehörte. Er wurde auch wegen der Teilnahme an dem Mordanschlag auf Rathenau zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt und hat später als Schriftsteller mehrere Bücher über seine Erlebnisse in verschiedenen Freikorps verfasst. In Ernst von Salomons Roman „Freikorps und die Organisation Consul 1918–1923“ begründet Erwin Kern die Wahl Rathenaus als Mordopfer folgendermaßen: „Ich habe die Absicht, den Mann zu erschießen, der größer ist als alle, die um ihn stehen. [...] Das Blut dieses Mannes soll unversöhnlich trennen, was auf ewig getrennt werden muss.“²²

Die Erschütterung über den Mordanschlag auf Rathenau erreichte ein im ganzen Land nie gekanntes Ausmaß. Der Reichstag glich nach Erreichen der Nachricht einem Tollhaus, und als der deutschnationale Demagoge und Abgeordnete Karl Helfferich von einem rechten Sympathisanten einen Blumenstrauß mit schwarzweißroter Schleife erhielt, wurde er mit „Mörder“-Rufen aus dem Parlament hinausgetrieben. Und Reichskanzler Wirth sprach den berühmten Satz: „[...] der Feind steht rechts.“ Im ganzen Reich wurden auf der Grundlage einer eilends erlassenen Präsidentenverordnung zum Schutz der Republik völkische Bünde aufgelöst, ihre Veranstaltungen und Hetzblätter verboten. Die Aufklärung der Tat und die Verfolgung der Täter wurden mit großem Nachdruck seitens der Polizei betrieben. Nach einer mehrtägigen Verfolgungsjagd quer durch das Reich wurden Kern und Fischer auf Burg Saaleck in Thüringen gestellt. Kern wurde von der Polizei erschossen, Fischer beging Selbstmord. Nachdem klar wurde, dass die O.C. hinter diesem und anderen Mordanschlägen stand, wurden zahlreiche Hintermänner verhaftet, während es Ehrhardt zunächst gelang unterzutauchen. Im November 1922 wird er jedoch in München festgenommen und von dem Untersuchungsrichter des „Staatsgerichtshofes zum Schutze der Republik“ nach Leipzig überführt. Nach wenigen Wochen gelang es Mitgliedern der O.C., ihren „Chef“ zu befreien. Ehrhardt fand Zuflucht im Ungarn des nationalistischen Reichsverwesers Miklos Horthy und kehrt im Frühsommer 1923 „ohne Bart und unter dem Namen eines Herrn von Eschwege nach Deutschland zurück“.²³ Dort nimmt er wieder Kontakt zu Adolf Hitler und Ernst Röhm auf. Mit Röhm, dem Chef der SA (Sturmabteilung), hatte er seit 1920 Kontakte. Er überließ Röhm einige seiner Offiziere, damit diese aus den sich im Aufbau befindlichen SA-Abteilungen eine schlagkräftige Organisation bildeten. 1923 war ein von Unruhen, Streiks, der Ruhrbesetzung durch die Franzosen im Januar, Aufmärschen

nationaler Verbände und vor allem durch eine Hyperinflation krisengeschütteltes Jahr. Mit dem engeren Kreis um Hitler war Ehrhardt an den Vorbereitungen des Putschversuchs vom 9. November 1923 beteiligt. Ehrhardts Ziel ist weiterhin, die zahlreichen völkischen Verbände und die Reichswehrführung zu einem gemeinsamen „Marsch auf Berlin“ zu gewinnen. Zeitgleich versammelte er die versprengten Mitglieder der „Organisation Consul“ in der Nachfolgeorganisation „Wiking-Bund“.

Mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus verliert Ehrhardt an Einfluss

Am Hitlerputsch vom November 1923 nehmen Ehrhardt und sein militärischer Verband dann nicht teil, denn er hält die Vorbereitung des Putsches für ähnlich dilettantisch wie die des Kapp-Putsches 1920. Das dauernde Lavieren des bayrischen Generalstaatskommissars Gustav Ritter von Kahr in der Frage eines „Marsches auf Berlin“ trug sicher erheblich zu dieser Entscheidung Ehrhardts bei. Außerdem traute er dem cholерischen „Schreihals“ Hitler ein solches Unternehmen auch nicht zu. Ehrhardt und seine Gefolgsleute hielten fest an ihrem elitären Bewusstsein, das im Gegensatz zu der „Massenhaftigkeit“ nationalsozialistischen Auftretens stand.²⁴

Mit dem Scheitern des Hitlerputsches vom 9. November 1923, der ein Versuch war, die Macht im Reich von Bayern aus zu erobern, sanken Ehrhardts politischer Stern und seine militärische Bedeutung. Große Teile der politischen Rechten sahen ihn als Verräter an, weil er Hitler nicht unterstützt hatte. Im April 1924 musste er erneut vor strafrechtlicher Verfolgung nach Österreich fliehen. Nach einer Amnestie des Reichspräsidenten Hindenburg kehrte er im Oktober 1925 nach Bayern zurück. Ohne ihren Anführer löste sich Ehrhardts Wiking-Bund zunehmend auf; zahlreiche Ehrhardt-Offiziere und -Soldaten schlossen sich anderen rechten Verbänden an, darunter viele der SA.

Wie zwiespältig Ehrhardts Verbindung mit Hitler in den folgenden Jahren war, hat Susanne Meinel in ihrem Buch „Nationalsozialisten gegen Hitler“ detailliert und faktenreich dargelegt.²⁵ Auf der einen Seite gab es immer wieder Versuche Ehrhardts, mit Adolf Hitler Bündnisse gegen die Reichsregierung zu schmieden. Gleichzeitig unterhielt Ehrhardt rege Kontakte zu verschiedenen Gegnern Hitlers innerhalb der NSDAP wie z. B. Gregor Strasser. Bei der Wahl des Reichspräsidenten am 13. März 1932 (erster Wahlgang) und am 10. April 1932 (zweiter



Abb. 9: Hermann Ehrhardt besucht 1962 sein Geburtshaus (Pfarrhaus) in Diersburg. (Foto: eigen)

Wahlgang) unterstützte Ehrhardt den Kandidaten Paul von Hindenburg. In einer Rede am 8. April 1932 in Hannover attackierte er Adolf Hitler, den Kandidaten der NSDAP für das Amt des Reichspräsidenten, mit scharfen Worten: „Es ist besonders anmaßend, wenn gewisse Leute für sich allein den nationalen Gedanken in Anspruch nehmen. [...] Und das Traurigste ist, [...] dass jemand, der das größte Maul hat, heute der größte Held ist.“²⁶ Diese harsche Kritik der Person Hitlers hinderte Ehrhardt jedoch nicht daran, im Juli 1933 – Hitler war jetzt schon ein paar Monate Reichskanzler – mit Ernst Röhm, Heinrich Himmler und anderen SA- und SS-Führern an einer feierlichen Zeremonie auf dem Dorffriedhof von Saaleck teilzunehmen. Zweck dieser makabren Veranstaltung war die Ehrung der Mörder Walter Rathenaus, die elf Jahre zuvor auf Burg Saaleck ums Leben kamen.²⁷

Dass nun die Hoffnung der meisten Deutschen auf Hitler und seinen Gefolgsleuten ruhte, konnte auch die letzte Strophe eines „Ehrhardt-Liedes“ nicht mehr ändern:

*„Bald werd' auch ihr erkennen
Was ihr an uns verloren.
Kamerad reich mir die Hände
Was wir uns einst geschworen.
Ehrhardts Geist im Herzen kann niemals untergehen
Die Brigade Ehrhardt wird einst auferstehen.“²⁸*

1927 heiratete Ehrhardt die Prinzessin Margarete Viktoria von Hohenlohe-Öhringen in Neuruppin: Er hatte sie bereits 1919 bei seinem Einsatz zur Grenzsicherung auf Schloss Slavenzitz in Oberschlesien kennengelernt. Wiederholt ist er auf der Flucht vor der Polizei bei der Prinzessin, die sich in den 1920er Jahren auch in München aufhielt, untergetaucht. Sie scheute auch vor einem Meineid nicht zurück, um Ehrhardt vor einer Strafverfolgung zu schützen.²⁹ Im Juni 1934 ließ Hitler, seit einem Jahr Reichskanzler, zahlreiche politische Gegner, u. a. den SA-Chef Ernst Röhm, ermorden. Hermann Ehrhardt, der sich ebenfalls in Gefahr wähnte, wurde gewarnt. Er floh in die Schweiz und von dort nach Österreich, wo er sich vom politischen Geschehen weitgehend zurückzog. In Brunn am Walde (Waldviertel) erwarb er ein Wasserschloss mit Landgut und lebte bis zu seinem Tode dort als Landwirt. Am 23. September 1971 verstarb er und sein Grab befindet sich auf dem Friedhof von Lichtenau im Waldviertel. In den 1960er Jahren kam er noch einmal nach Diersburg und besuchte das dortige Pfarrhaus, in dem er geboren wurde.

Die Tatsache, dass Ehrhardt, der knapp 90 Jahre alt geworden ist, nie vor Gericht stand, um sich für seine zahlreichen Straftaten (Mord, Hochverrat, Landesverrat) zu verantworten, wirft ein grelles Licht auf die weitgehend rechtsnationale Justiz in der Weimarer Republik. Dass rechtsradikale Verbrecher mit Samthandschuhen – meist aber gar nicht – angefasst wurden, hat Julius Gumbel in seiner Denkschrift von 1922 überdeutlich dargelegt; er fasste die Fälle von 1919 bis 1922 in Tabellen zusammen. Das Ergebnis ist bedrückend: 354 rechtsextremen Morden, hauptsächlich verübt von ehemaligen Soldaten und Freikorps-Angehörigen, stehen 22 linksextreme Morde gegenüber. Noch erschreckender ist die Sühne der Verbrechen. Die Gerichte verhängten bei linken Tätern zehn Todesurteile, in den übrigen Prozessen betrug die durchschnittliche Haftstrafe 15 Jahre pro Mord, von den rechten Mördern erhielt keiner ein Todesurteil, sie kamen mit durchschnittlich vier Monaten Haft davon.³⁰

Anmerkungen

- 1 Freksa, Friedrich (Hrsg.): Kapitän Ehrhardt: Abenteuer und Schicksale, nacherzählt, Verlag August Scherl, Berlin 1924, S. 89
- 2 Freksa, S. 7
- 3 Freksa, S. 39
- 4 Freksa, S. 63
- 5 Peters, Hartmut: Die rote Fahne wurde gestern vom Schloss heruntergeholt“ – die Revolution von 1918/19 in Stadt und Amt Jever, Aufsatz 2017, in: www.groeschlerhaus.eu
- 6 Krüger, Gabriele: Die Brigade Ehrhardt, Hamburger Beiträge zur Zeitgeschichte, Hamburg Leibniz-Verlag 1971, S. 19
- 7 Freksa, S. 93
- 8 Gumbel, Emil Julius: Vier Jahre politischer Mord, Reprint der Ausgabe von 1924, Verlag Das Wunderhorn, Heidelberg 1980, S. 99–105
- 9 Krüger, S. 45
- 10 Freksa, S. 135
- 11 Krüger, S. 49
- 12 Freksa, S. 174
- 13 Freksa, S. 179
- 14 Krüger, S. 55
- 15 Freksa, S. 185
- 16 Gumbel, S. 98
- 17 Freksa, S. 198
- 18 Krüger, S. 82
- 19 In: „Momente“, Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg, Heft 3/2004, S. 6
- 20 Gumbel, S. 70f.
- 21 Sabrow, Martin: Der Rathenaumord, in: Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Band 69, München 1994, S. 57.
- 22 Salomon, Ernst von: Freikorps, Die Geächteten; Reprint der Originalausgabe von 1930, Unitall-Verlag 2011, S. 266

- 23 Freksa, S. 225.
- 24 Krüger, S. 122
- 25 Meinel, Susanne: Nationalsozialisten gegen Hitler. Die Nationalrevolutionäre Opposition um Friedrich Wilhelm Heinz, Berlin, Siedler Verlag, 2000
- 26 Meinel, S. 222–223
- 27 Meinel, S. 216
- 28 Freksa, S. 202
- 29 Freksa, S. 245–250
- 30 Gumbel, S. 43–106

Vom Regimentskommandanten im Ersten Weltkrieg zum Offenburger Gymnasiumsleiter in der NS-Zeit: Albert Hiß (1884–1964)

Manfred Merker*

In den Annalen der Offenburger Stadtgeschichte taucht der Name Albert Hiß mehrfach auf. Er umspannt mit seinem Lebenslauf 80 Jahre ereignisreicher deutscher Zeitgeschichte und den Wechsel von vier politischen Systemen: das wilhelminische Kaiserreich mit dem abschließenden Ersten Weltkrieg, die erste deutsche Republik (Weimarer Republik), das „Dritte Reich“ mit dem abschließenden Zweiten Weltkrieg und die zweite deutsche Republik der Bundesrepublik Deutschland. Im Ersten Weltkrieg war Albert Hiß von 1914 bis 1918 der Kompaniechef im Regiment von Brandel Geck, dem ältesten Sohn des bekannten Offenburger Abgeordneten und Verlegers Adolf Geck. Während der Anfangsjahre der Weimarer Republik schrieb er dazu den 1924 erschienenen entsprechenden Regimentsbericht. In der NS-Zeit wurde Hiß Direktor des Offenburger Gymnasiums (1936–1945) mit verschiedenen Funktionen in der Offenburger NSDAP und einer Abordnung an eine Straßburger Oberschule ab 1941. In diese Zeit fällt auch seine halb unfreiwillige Aktivität zur Rettung der ehemaligen Offenburger Klosterbibliotheken. Seinen Spuren in der Offenburger Stadtgeschichte soll hier im Einzelnen nachgegangen werden. Als quellenmäßige und damit auch biografische Schwerpunkte seines Wirkens werden sich dabei sein militärischer Einsatz im Ersten Weltkrieg in Flandern und seine Zeit als Offenburger Schulleiter in der NS-Zeit erweisen.¹

Kindheit am Kaiserstuhl, erste Militärzeit, Studium und Lehrtätigkeit am Gymnasium

Albert Hiß wurde am 16.12.1884 als neuntes Kind von Albert Hiß und seiner Ehefrau Karoline, geb. Danzeisen in Eichstätten am Kaiserstuhl geboren. Sein Vater war dort Bürgermeister und Gastwirt im „Gasthaus zum Rößle-Post“. Im evangelischen Elternhaus wuchs Albert bis zum zehnten Lebensjahr auf und besuchte anschließend das Gymnasium in Freiburg, wo er 1903 das Abitur ablegte. Der 1914 geschlossenen Ehe mit Maria Güttner aus Zabern im Elsass entstammten zwei Söhne: Albert Hiß, geb. 1914, hatte später wichtige Funktionen im Offenburger

* Studien zur Geschichte des Gymnasiums VIII



*Abb. 1: Albert Hiß
(2. v. l.) mit seinen
Geschwistern*

Burdaverlag inne, Sohn Richard, geb. 1919, ist am Ende des Zweiten Weltkriegs gefallen.

Albert Hiß meldete sich nach dem Abitur am 1.10.1903 in Freiburg als einjähriger Freiwilliger zur 11. Kompanie des 5. Badischen Infanterieregiments 113, wurde dort am 10.7.1904 Unteroffizier und am 30.9.1904 zur Reserve im Wehrbezirk Freiburg entlassen. Nach Wehrübungen beim Infanterie-Regiment 172 in Freiburg wurde er am 2.5.1905 zum Vizefeldwebel ernannt und anschließend dem ersten Aufgebot der Landwehr Karlsruhe zugeteilt, wo er Ende 1913 beim 3. Reserve-Infanterie-Regiment seine letzte Übung vor Kriegsausbruch ableistete. Am 3.8.1914 wurde Hiß dann „infolge Mobilmachung zum Füsilierregiment 40 eingestellt“. Am 14.11.1914 erfolgte seine Versetzung zum Hessischen Infanterie-Regiment 116 „Kaiser Wilhelm“, wo er während des gesamten Ersten Weltkriegs bis zum 7.11.1918 wichtige Kommandos vom Kompanieführer bis zum stellvertretenden Bataillonsführer innehatte. Wieweit sich dabei seine zivile pädagogische Laufbahn mit der militärischen Karriere verknüpfte, ist im Einzelnen schwer zu verfolgen. Dieser zeitlebens immer wieder gesuchte Wechsel charakterisiert aber auch in besonderer Weise die Persönlichkeit von Albert Hiß.

Das bereits 1903 begonnene philologische Studium in den Hauptfächern Griechisch und Latein und dem Nebenfach Geschichte absolvierte Hiß in Freiburg, München, Berlin und Straßburg. Seine auf Latein abgefassten Prüfungsaufgaben, in Griechisch über Aristoteles und Platon, in Latein über Plautus

(miles gloriosus = der ruhmseelige Soldat!), wurden mit „gut“ bewertet. Die mündlichen Leistungen sowie die Gesamtprüfungsnote am 6.4.1909 ergaben aber nur ein „genügend“. Der frisch gebackene Lehramtskandidat Albert Hiß begann seine Laufbahn am 15.2.1910 am Gymnasium Mannheim mit 1400 Mark Jahresgehalt, wurde dann aber bereits am 12.9. an das Gymnasium Baden-Baden versetzt, wo er Ende des Jahres zu seinem Jahresgehalt von 1600 Mark eine Zulage von 100 Mark erhielt. Aus seiner dreijährigen Baden-Badener Zeit von 1910 bis 1913 ist zufällig in den Erinnerungen eines Badeners Sextaners ein Zeugnis erhalten, das den jungen Assessor Hiß in voller Aktion beim Besuch Kaiser Wilhelm II. in der Bäderstadt zeigt. Hiß, der offensichtlich der „Schwarm aller Damen“ der Klasse war, musste zur Begrüßung des Kaisers und des Großherzogs mit seiner festlich gekleideten Sexta die Hochrufe einüben und Spalier stehen. Unter den Klängen der Kaiserhymne kam endlich der langgeübte Einsatz: *„Dann fuhren die Equipagen an. Der Kaiser und der Großherzog saßen im ersten, die Damen im zweiten Wagen. Dr. Hiß schaute uns an und zischte das verabredete Zeichen durch die Zähne: Unser „Hoch-hoch-hoch“ donnerte über die Straße, auch wenn es nur ganz helle Sextanerstimmchen waren. Unser Gruß pflanzte sich von Klasse zu Klasse fort. Und dann kam auch das „Hurra!, hurra-hurra“, und alle anderen riefen mit. Die Hofwagen fuhren langsam an uns vorbei, so daß wir die Hoheiten genau sehen konnten. Der Kaiser salutierte. Die schwarz-rot-goldenen Fahnen wehten im leichten Sommerwind, die gelb-rot-gelben schlossen sich an. Und dann läuteten die Glocken aller Kirchen.“* Hiß erlebte hier ein Jahr vorm Ausbruch des Ersten Weltkriegs noch einmal mitten in seiner ersten Berufstätigkeit die glanzvolle und friedliche Seite des kaiserlichen deutschen Reiches.²

Bereits am 19.5.1913 trat er seine erste planmäßige Lehrstelle im öffentlichen Dienst mit einem Jahressalär von 1800 Mark am Gymnasium in Karlsruhe an, am 8.12.1916 wurde er zum Professor am Gymnasium Durlach ernannt, wo er seinen „Dienst nach Entlassung aus dem Heer“ antreten sollte. In den folgenden Gehaltszahlungen begegnen wir erneut der Vermischung von zivilem Beruf und militärischem Einsatz: Zu seinen jährlichen Zivildienstvergütungen von jetzt 2100 Mark erhielt Albert Hiß laut Militärgesetz „Kriegs- bzw. Feldbesoldung“ in Höhe von 3108 Mark, zusammen also 5208 Mark, darunter 370 Mark als Kompaniechef. Ab 1.1.1919 entfielen die militärischen Zusatzleistungen. In diesem Jahr wurde Hiß zum 01.10. an das Gymnasium in Karlsruhe versetzt, wo er 15 Jahre lang wirkte. Am 12.4.1934 wurde er kommissarischer Direktor am Gymnasium Wertheim. Als der damalige Direktor des Of-

7.8. von Gießen aus direkt in den Kampf an die Ardennenfront mit einer Gefechtsstärke von 86 Offizieren, 3329 Unteroffizieren und Mannschaften und 239 Pferden. Für die Zeit vom 15.11. 1914 bis zum 7.11.1918, in der Albert Hiß beim „Großherzoglich Hessischen Infanterie-Regiment 116 „Kaiser Wilhelm“ ein Kommando führte, findet sich ein Dienstleistungszeugnis, das ihn ganz offensichtlich zum Militär mehr qualifizierte als das oben zitierte zum Philologen. Dort heißt es:

Dienstliche Befähigung: *sehr gut*
 Außerdienstliches Verhalten: *einwandfrei*
 Auftreten vor der Front: *energisch*
 Leistung im Exerzieren: *sehr gut*
 im Gefecht: *sehr gut*
 Reitfertigkeit: *befriedigend*
 Geeignet für die Verwendung als *Kompanieführer, Adjutant*

In der Landwehr-Stammrolle (Karlsruher Bezirkskommando) vom 18.08.1915 wird ihm ebenfalls bescheinigt „Führung: *sehr gut*“.

Schon einen Monat nach seiner Mobilmachung am 3.8.1914 wurde Albert Hiß bei seinem Einsatz im Feldzug gegen Frankreich am 3.9. bei Nossoncourt im französischen Lothringen durch einen Schrapnellschuss am linken Oberschenkel verwundet und bis zum 13.10. im Städtischen Krankenhaus Pforzheim behandelt. Im ersten Halbjahr dieses Bewegungskrieges hatte das Regiment auch schon die meisten Verluste. Danach war während des gesamten Krieges Hauptort des Kampfeinsatzes die Westfront, besonders das französische Flandern. Ende des ersten Kriegsjahres erhielt Hiß wegen erwiesener Tapferkeit das EK II verliehen, dem später noch zwei weitere Auszeichnungen folgen sollten, wie das badische „Ritterkreuz II. Klasse vom Orden des Zähringischen Löwen mit Schwertern“ im Mai 1915. Seine Beförderung zum ersten Offiziersdienstgrad eines Leutnants war ihm am 17.1.1915 durch eine Urkunde des Kaisers bestätigt worden.

Ende des Jahres 1915 folgt für das 116er Regiment die Herbstschlacht bei Arras, im Frühjahr 1916 kommt es in schweren monatelangen Kämpfen bei Roye zum Einsatz. Größte Verluste bringen die mörderischen Kämpfe von Verdun mit der Erstürmung von Fort Douaumont. Albert Hiß wird nach einem Kompanieführerlehrgang im Oktober 1916 Kompanieführer der zehnten Kompanie im Regiment 116, kurz darauf schon stellvertretender Bataillonsführer III/116 während der monatelangen erbitterten Schlacht an der Somme. Nach Kämpfen an der Siegfriedstellung und der großen Schlacht in Flandern im



Abb. 3: Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (Großh. Hessisches Nr. 116)

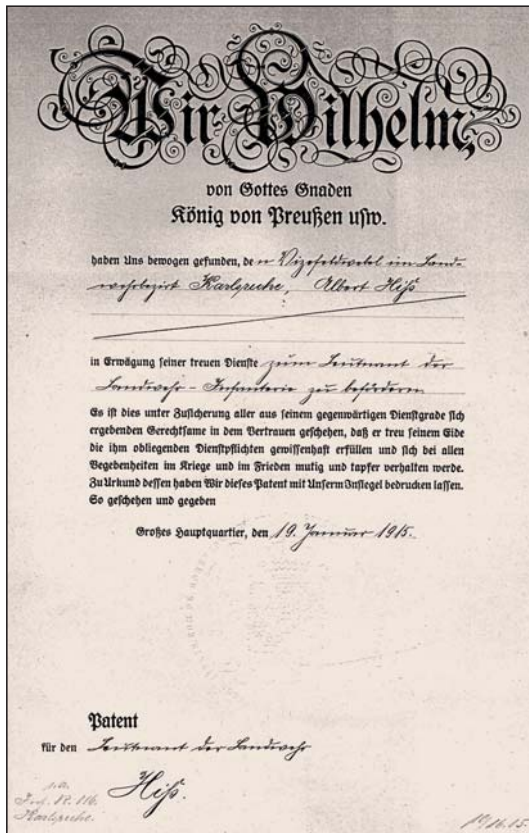


Abb. 4: Leutnants-
urkunde von Kaiser
Wilhelm vom
17.01.1915

nach Osten zurückweichen. Chiffren für den zunehmend verlorenen Krieg sind die Abwehrschlachten an der Somme, Gefechte vor der Siegfriedfront und in der Hermannstellung, schließlich die Rückzugskämpfe von der Antwerpen-Maas-Stellung, jeweils mit katastrophalen Verlusten für die Truppe. Albert Hiß ist in dieser Zeit Stellvertretender Bataillonskommandeur im dritten Bataillon seines Infanterie-Regiments 116. Sein militärischer Dienst, den er als Reservist in der Landwehr 1903 begonnen hatte, hat ihn im Krieg zu hohen Kommandostellen aufsteigen lassen, was nur dadurch zu erklären ist, dass er von der Landwehrreserve zum Dienst in der Linie übernommen wurde. Am 23.10.1918, also ganz kurz vor dem Waffenstillstand vom 11.11., wird bei Poix-du-Nord (Cambrai) einer seiner fähigsten Unterführer von einer britischen Granate tödlich getroffen und am Rande des Schlachtfelds beigesetzt, Leutnant d.R. Brandel Geck.

Die Verluste des Regiments waren auch nach ständiger Wiederauffüllung der Truppe durch Ersatzmannschaften der Re-

Spätjahr 1917 bekommt Hiß, in-
zwischen zum Regimentsadjutan-
ten befördert, am 9.10. das seltene
EK I verliehen, gefolgt von einem
„Heimaturlaub zur Wiederherstel-
lung der Gesundheit“. Das letzte
Kriegsjahr 1918 beginnt mit der
Vorbereitungszeit des Regiments
zur „Großen Schlacht von Frank-
reich“ und einem Vorstoß deut-
scher Truppen fast bis vor Paris
wie 1914, gefolgt von Frühjahrs-
kämpfen im Sommegebiet und an
der Aisne und Oise. A. Hiß be-
kommt vom 18.6. bis zum 31.7.
Urlaub im Feldlazarett Straßburg
wegen eines Stirnhöhlenkatharrs,
die letzten vier Wochen davon
ambulant in seiner Privatwoh-
nung in Straßburg. Am 11.8. ist er
wieder „nach Wiederherstellung
zum Regiment abgereist“. Nach
der überraschenden britischen
Tankoffensive Anfang August,
dem „schwarzen Tag des deut-
schen Heeres“ (Ludendorff), muss
die deutsche Armee immer mehr



Abb. 5: Soldatengrab

serve immens: Gerade am Todestag von Brandel Geck mussten die Reste des dezimierten Regiments auf ein Bataillon mit drei Kompanien reduziert werden. Nach der Kapitulation der deutschen Armee und dem Waffenstillstand vom 11.11. marschierten Hiß und sein geschlagenes Regiment nach Osten ab, wo es bei Aachen am 24.11. die deutsche Grenze erreichte. Man kann davon ausgehen, dass Hiß nach der Verwundung des Bataillonskommandeurs Ende Oktober 1918 sein Bataillon als Stellvertreter zurückgeführt hat. Vom 13.12.1918 bis zum 19.1.1919 folgte die Demobilisierung und Auflösung der Truppe, gleichzeitig mit der endgültigen Auflösung des gesamten ehemaligen kaiserlichen Heeres.

Die Statistik von Albert Hiß' militärischer Dienstlaufbahn endet mit dem lapidaren Vermerk: „Am 3.12.1918 nach Durlach in Baden entlassen“. Dort und ab 1.10.1919 an seinem neuen Dienstort Karlsruhe konnte er jetzt als professoraler Zivilist am Gymnasium seine philologisch-pädagogische Lehrtätigkeit mit den Fächern Griechisch, Latein und Geschichte wieder aufnehmen. Seine viereinhalbjährige Militärzeit hat er dabei nicht ganz vergessen: Sechs Jahre lang nahm sich Hiß nebenbei noch die Zeit für die Recherche und Abfassung des ausführlichen Regimentsberichts seiner Einheit, der in den Anfangsjahren der Weimarer Republik im Jahre 1924 als 104. Band der „Erinnerungsblätter deutscher Regimenter“ in Berlin erschienen ist. In Karlsruhe hatte Hiß auch die Möglichkeit, die im Titel seines umfangreichen Werkes genannten amtlichen Unterlagen in den Archiven der badischen Landeshauptstadt einzusehen.³

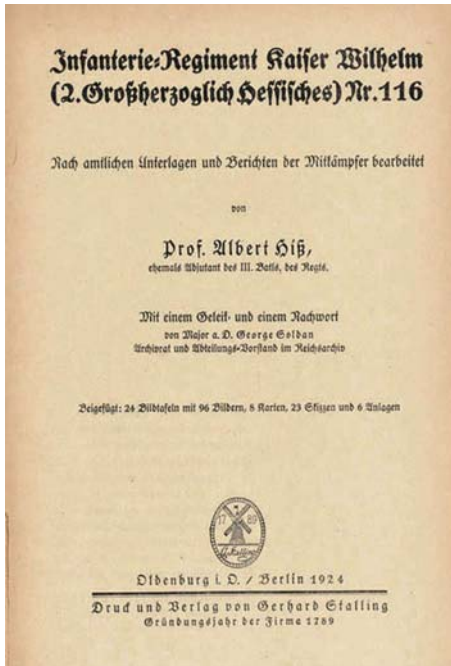


Abb. 6: Regimentsbericht von Albert Hiß 1924

Der Regimentsbericht von 1924

Von ehemaligen Kameraden und Freunden gebeten, unternahm Albert Hiß nach der für alle Soldaten unfassbaren Niederlage, einem demütigendem Frieden, der Novemberrevolution und Entmachtung aller ehemaligen Kriegsherrn die Aufgabe, für sein inzwischen aufgelöstes Regiment den Bericht seines Kriegseinsatzes von 1914 bis 1918 zu schreiben. Zur gleichen Zeit erschienen in Deutschland zahlreiche andere Regimentsberichte und Bücher über den Ersten Weltkrieg. Der Regimentsbericht von O.R.L. Ihlenfeld und seinen Mitarbeitern über das Offenburger Traditionsregiment 170 wurde nach demselben Schema verfasst, wie wir es von A. Hiß kennen, und erschien als 168. Band dieser Reihe kurz danach im Jahre 1926. An allen Orten in Deutschland wurden gleichzeitig auch die meis-

ten Kriegerdenkmäler des Ersten Weltkrieges errichtet, wie in Offenburg das Löwendenkmal für das 170er- und das Adlerdenkmal für das 172er-Regiment. Es war eine allgemeine Phase der Rückbesinnung, die offenbar erst jetzt in den Anfangsjahren des neuen Staates möglich war. Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs war die Weimarer Republik das zweite Staatssystem, in das A. Hiß hineinwachsen musste, und es ist nicht bekannt, wie weit er sich mit ihr identifizierte oder arrangierte.

Hier soll nur in Auszügen ein Einblick in Aufbau, Inhalt und Stil des Werkes gegeben werden, am Beispiel von Brandel Gecks Einsatz wird an einer Textprobe die Art und Weise der Darstellung aufgezeigt.

Hiß beginnt seinen umfangreichen Regimentsbericht mit einem kurzen Vorwort, das in Karlsruhe auf den 16. Dezember 1923 datiert ist. Das war nicht zufällig sein 39. Geburtstag. Hiß schreibt auf Seite 17: *„Jahre sind verflossen seit jenen gewaltigen Vorgängen des größten aller Kriege, der die Welt mehr als vier Jahre lang erzittern ließ unter den wuchtigen Schlägen der Völker und ihrer Riesenheere. In den Staub getreten liegt Deutschland da in seiner tiefsten Erniedrigung, und die Zeiten eines Palm lasten wieder in ihrer ganzen Schwere auf unserer armen Heimat. Mit Macht zieht es die Gedanken des Frontkämpfers zurück zu den Zeiten, wo die Worte Treue, Pflicht und Vaterland einen so guten*

Klang hatten [...] Musste ich es nicht als heiliges Vermächtnis und Freundespflicht ansehen, den unvergleichlichen Heldenmut der vielen gefallenen Kameraden, die ihr Blut für uns vergossen haben und deren Grab nun nicht die Hand des Freundes schmückt, der Nachwelt als leuchtendes Beispiel zu überliefern? Insbesondere aber sollen diese Blätter all denen, die an den Kämpfen teilgenommen haben und jetzt in alle deutschen Gauen zerstreut sind, die Erinnerung an die große Zeit neu beleben und das Andenken an die vielen Stunden der gemeinsamen Gefahr und froher Geselligkeit wachhalten.“

Der Regimentsbericht umfasst 232 Seiten und enthält zahlreiche Anhänge: eine Ehrentafel der Gefallenen und Verluste, das Schlachtenverzeichnis und den Gefechtskalender, Auflistung der Verpflegungs- und Gefechtsstärke und Ersatzmannschaften, die Armeezugehörigkeit und die Verzeichnisse der Skizzen und Bilder und der beigefügten Karten. Am Anfang steht ein längeres Geleitwort zur Geschichte des Regiments, am Ende ein Nachwort vom Offizierskollegen Major Georg Sodan. Im Inhaltsverzeichnis listet Hiß sorgfältig Jahr für Jahr die Schlachten des Regiments auf, die dann auf 200 Seiten im Einzelnen ausführlich und anschaulich beschrieben werden.

Im drittletzten, 22. Kapitel seines Regimentsberichts schildert A. Hiß auf den Seiten 217 bis 218 die Abwehrkämpfe seines Regiments in Flandern bei Solesmes, Beaurain, Poix du Nord und Englefontaine (Arrondissement Cambrai) vom 14. bis 26. Oktober 1918 aus der Endphase des Ersten Weltkrieges. Ihnen sollte schon 14 Tage später nach dem Waffenstillstand vom 11.11. der Rückzug des erheblich geschwächten Regiments in die Heimat folgen. Bei diesen Kämpfen zeichnete sich der blutjunge Reserveleutnant Brandel Geck durch seinen tapferen Einsatz in besonderer Weise aus, es sollte sein letztes Gefecht sein. Diesem berühmten Offenburger Bürgersohn, der durch seinen Freiwilligendienst und das Philosophiestudium in Gießen mit 20 Jahren zu diesem hessischen Regiment 116 gestoßen war und sich gleich in den ersten Kriegstagen als Offiziersanwärter zur Armee gemeldet hatte, soll dieses Kapitel gewidmet sein. Es kann auch ein anschauliches Beispiel für die

Inhaltsübersicht.		Seite
1. Mobilmachung und Blaimarsch		19
2. Der Vormarsch bis zur Marne (18.8.—6.9.14)		23
3. Die Schlacht an der Marne (6.9.—10.9.14)		34
4. Der Rückzug von der Marne zur Aisne (11.9.—17.9.14)		40
5. Die Kämpfe bei Reims (17.9.—21.9.14)		45
6. Von der Aisne zur Aare. Die Kämpfe bei Rooe (22.9.—3.11.14)		45
7. Die Stellungskämpfe bei Rooe (4.11.14.—18.10.15)		58
8. Das III. Bataillon bei Arras (29.9.—23.12.15)		74
9. In Ruhe bei St. Quentin. Schanzen bei Péronne (19.10.15—31.1.16)		80
10. Die Schlacht bei Verdun (21.2.—28.4.16)		83
11. Am Chemin des Dames (22.5.—10.9.16)		101
12. Die Schlacht an der Somme (13.9.—30.9.16)		107
13. Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel (4.10.—12.11.16)		120
14. Die Stellungskämpfe an der Somme (7.12.16.—2.4.17)		132
15. Der Rückzug auf die Siegfriedstellung (16.3.—2.4.17)		137
16. In der Siegfriedstellung bei St. Quentin (3.4.—9.9.17)		146
17. Die Schlacht in Flandern (21.9.17.—12.2.18)		165
18. Die große Schlacht in Frankreich (21.3.—10.4.18)		184
19. Die Kämpfe in Französisch-Flandern (25.4.—17.7.18)		191
20. Die Abwehrkämpfe an der Somme (15.8.—11.9.18)		202
21. In Lothringen und bei Brügge (20.9.—13.10.18)		204
22. Die Abwehrkämpfe bei Solesmes (14.10.—26.10.18)		211
23. Die Kämpfe bei Valenciennes (28.10.—6.11.18)		218
24. Der Rückmarsch in die Heimat (12.11.—13.12.18)		218
Nachwort		
I. Anlagen.		
1. Erklärung der Abkürzungen im Text und auf den Skizzen		1
2. Ehrentafel des Regiments		22
3. Zusammenstellung der Verluste des Regiments nach Kriegsjahren, Kampfplätzen unter besonderer Hervorhebung der verlustreichsten Tage des Regiments		2
4. Gefechtskalender		3
5. Übersicht über Verpflegungs- und Gefechtsstärke		4
6. Nachweisung der Armeezugehörigkeit		5

Abb. 7:
Die Schlachten des
Regiments 1914–1918

schweren Kämpfe und ihre Darstellungsweise bei A. Hiß in seinem Regimentsbericht geben:

„Überwältigend raste das feindliche Artillerief Feuer über die zurückgehenden Kompagnien. Um 8 Uhr vormittags machte die 12. Kompagnie dem Feind das Vordringen eine Zeitlang unmöglich, und die schweren Maschinengewehre streuten ihre vernichtenden Garben in die englischen Reihen. Im wildesten Getümmel wurden Heldentaten vollbracht, wie sie glänzender zu keiner Zeit gesehen wurden [...] Aber die Einschließung durch die Gegner stand bevor, so blieb nur der Rückzug. Es war ein schauerlicher Rückzug, der viele Verluste kostete. Mitten in der englischen Feuerwalze, von zahlreichen tief herunter stürzenden Fliegern mit M.G.-Feuer und Bomben überschüttet, zogen sich die Trümmer des Regiments an den rauchenden Granattrichtern vorbei durch das unter schweren Einschlägen zusammenstürzende Dorf Vendegies nach Osten. Auf dem Wege nach Poix-du-Nord wurde der Regimentskommandeur verwundet, einer der besten Offiziere des Regiments, Lt. d. R. Geck fiel einer Granate zum Opfer [...] Begleitet von dem schrecklichen Heulen schwerer Granaten rückte die völlig erschöpfte Truppe ab Richtung Englefontaine. Das Gepäck musste gefahren werden. Nun lagen die Trümmer der zerschlagenen Division in dem Gebiet, von dem sie im März desselben Jahres als stolze Truppe voller Kraft und Siegeshoffnung in die große Schlacht gezogen war.“ Auf der dritten Seite der Ehrentafel für die Toten des Regiments findet sich unter Nr. 83 die knappe Notiz: *Lt. d. R. Geck gefallen am 23. Oktober 1918 bei Poix-du-Nord (b. Sol)*. Umgebettet wurde B. Geck später neben 4447 Gefallene auf dem deutschen Soldatenfriedhof von Frasnoy, südlich von Valenciennes. Erst zu seinem vierten Todestag, am 23.10.1922, erhielten seine Offenburger Ehefrau Ingeborg mit ihrer zweijährigen Tochter und die Eltern, Adolf und Marie Geck, vom Bürgermeister des Dorfes auf ihre Anfrage hin endlich die Nachricht von der Lage seines Grabes: *„Lieut. Geck du Rg. 116: Groupe a., Rangeé 8., Tombe No. 19“*.

Die Verlustzahlen dieses vorletzten Kampfeinsatzes mit seinen zwölf Gefechtstagen listet Bataillonsadjutant A. Hiß in der Statistik am Ende seines Regimentsberichts detailliert auf: Von den Offizieren wurden 6 getötet, 8 verwundet und 9 vermisst. Bei den Unteroffizieren und Mannschaften gab es 46 Tote, 187 Verwundete und 596 Vermisste. Die Gesamtzahl der Verluste betrug also 951 Mann, d. h. 7,8% der Truppe.

In seinem Regimentsbericht gibt uns A. Hiß einen gründlichen und spannenden Einblick in den Kriegseinsatz seines Regiments in den viereinhalb Jahren des Ersten Weltkrieges. Auf der Grundlage seines eigenen Miterlebens als Kommandeur und zeitnaher Notizen, seiner Rücksprache bei seinen

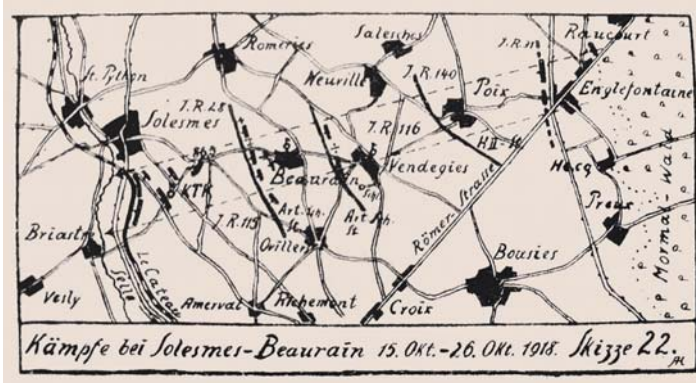


Abb. 8: Skizze der Kämpfe des I.R. 116 bei Poix-du-Nord im Oktober 1918

Kriegskameraden und anschließenden eingehenden Recherchen in den Militärarchiven entsteht so ein detaillierter, sachlich genauer Überblick über die vielen verlustreichen Kampfeinsätze seiner Truppe an der französischen Westfront. Hiß schreibt als gewandter Stilist, wobei ihm offensichtlich seine altphilologische Schulung an der Rhetorik und Historiographie der Antike zugutekommt, ohne Pathos, aber mit emotionaler Betroffenheit. Hilfreich für das Verständnis der gefährvollen Einsätze sind die präzisen Orts- und Zeitangaben zu den Gefechtsabläufen, die beigelegten Fotos, Skizzen und Statistiken. So stellt uns A. Hiß hier einen ausführlichen, sehr lesenswerten Regimentsbericht von der flandrischen Front vor, mit dem er sich als Frontkämpfer und Kriegsberichterstatter, seinen Mitkämpfern und seinen späteren Lesern noch einmal das Miterleben des Krieges eindrucksvoll vergegenwärtigt.

Hiß als Direktor des Offenburger Gymnasiums (1936 bis 1940/1945)

Schulleiter am Grimmelshausen-Gymnasium in Offenburg

Die Jahre der Lehrtätigkeit und Schulleiterfunktion von Albert Hiß sollen hier zunächst nach den unverfänglichen offiziellen Akten des Generallandesarchivs in Karlsruhe und des Stadtarchivs Offenburg dargestellt werden. Die besondere Sicht auf diese kurze Episode von nur knapp vier Jahren, die sich aufgrund der Akten des Spruchkammerverfahrens der französischen Militärbehörde nach 1945 ergibt, wird getrennt davon im Abschlusskapitel behandelt. Sie liefert besonders viel Material auch für die Persönlichkeit des Oberstudiendirektors Hiß. Die vier weniger umfangreichen Akten im GLA Karlsruhe dage-

gen umfassen Personalakten, Leumundsanfragen der Gestapo und Archivalien zur Denkmalpflege und Gymnasialbücherei. Das Offenburger Stadtarchiv schließlich erschließt folgende relevante Bereiche des Schulalltags in dieser Zeit: Feierlichkeiten und Veranstaltungen, Jahresberichte, Neugestaltung des Unterrichts, Schulstatistiken, Protokollbücher, Erlasse über das Verhältnis zu Staat und Partei, Lehrerbücherei, Dienst- und Personalsachen und die Direktionsstelle.

Am 26. Januar 1936 verstarb der bisherige Offenburger Schulleiter, Gymnasiumsleiter Karl Blechner, der diese Amt seit 1933 innehatte. Mit dem Ende des Monats wurden laut Anweisung des Karlsruher Kultusministeriums die Amtsbezüge eingestellt, seine Witwe erhielt nach Vorlage der Heiratsurkunde als Sterbegeld die dreimonatige Höhe der Dienstbezüge in Höhe von 2070,18 Reichsmark angewiesen. Erst am 8. Mai 1936 verfügte das Ministerium: *„Direktor Albert Hiß am Gymnasium Wertheim wird zur vorläufigen Dienstleistung des Gymnasiums in Offenburg zur Leitung dieser Anstalt zugewiesen und hat diesen Dienst sofort anzutreten.“* Hiß gab der Behörde zum 30. Mai die Ausführung dieser Abordnung bekannt und leitete seitdem, sicher im Sinne des NS-Staates, das Offenburger Traditionsgymnasiums. Für ihn war diese große Schule gegenüber Wertheim zweifellos ein weiterer Karrieresprung und auch eine ganz besondere persönliche Herausforderung. Anfangs bezog Hiß mit seiner vierköpfigen Familie eine Wohnung in der Offenburger Weingartenstraße 14, von wo er dann im ersten Kriegsjahr zum Waldbach wechselte.

Hiß war in seiner Zeit als Professor am Karlsruher Gymnasium bereits am 1.5.1933 unter der Nummer 2.318.347 in die NSDAP eingetreten und wurde 1934 als Schulleiter in Wertheim politischer Leiter bei der Kreisleitung der dortigen NSDAP. Parteiaufgaben sollte er dann auch in Offenburg neben seiner Schulleiterfunktion wahrnehmen.

Das erste Dienstjahr war im schulischen Jahresablauf, wie auch alle folgenden, bestimmt von den staatlich vorgegebenen Gedenktagen und nationalen Festen mit entsprechenden schulischen Feierstunden mit Reden und Musik, Beflaggung des Schulhofs (Reichsflagge und Hakenkreuzfahne) und Absingen der Nationalhymne und des Horst-Wessel-Lieds. Hinzu kamen zahlreiche Schulfunkübertragungen, wenn Adolf Hitler, Hermann Göring oder Josef Goebbels ihre Reden an das deutsche Volk hielten. Somit war für die Schüler der neue Staat mit seiner nachdrücklich propagierten Ideologie ständig präsent, besonders, wenn dafür oft der Unterricht ausfiel. Folgende Aufzählung soll das vor Augen führen:



Abb. 9: Neuer Dienstort: das Gymnasium in Offenburg

18.1. Reichsgründungstag (1871)

30.1. Übernahme der Reichsregierung durch Adolf Hitler

13.3. Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich als Wiederherstellung des Großdeutschen Reiches

21.3. Jährlicher Heldengedenktag

20.4. Führers Geburtstag mit Rundfunkübertragung, ab 1937 sollten dazu die Oberstufenschüler an den Militärparaden der Wehrmacht teilnehmen

1.5. Tag der nationalen Arbeit

Mai: Mutter- und Familientag als „Bekanntnis zur artreinen, erbgesunden und kinderreichen deutschen Mutter“

Juni: Fest der deutschen Jugend mit Wettkämpfen, Musik, Tänzen und abendlicher Weihestunde am Sonnwendfeuer

20.6. Erinnerung an das Versailler Diktat (letzte Stunde)

September: Erntedank und Bauerntag

Hinzu kamen zahlreiche Feiern zur Erinnerung an historische Ereignisse und Persönlichkeiten, wie der zehnte Todestag von H.S. Chamberlain, der 150. Todestag von Friedrich dem Großen, der 175. Geburtstag des Philosophen J. G. Fichte, sogar der 1000. Todestag des ersten deutschen Königs Heinrich von Sachsen, ein Schillertag und ein Schlagetergedenktag, eine Gedenkstunde zum Erwerb der deutschen Kolonien. Zu allen Schulfeiern sollten Hoheitsträger der örtlichen Partei eingeladen werden. Für die gewünschte Gestaltung dieser Feiern hatte Pg. Hiß im Kollegium entsprechende Mitstreiter, von denen einige ideologisch in besonderer Weise engagiert waren:

Der kriegsversehrte Dr. Otto Müller war ein williges Werkzeug der Partei, der er seit 1934 als SA-Mann und deren offizieller Redner und 1937 als Mitglied diente. Er wurde 1939 stell-

vertretender Organisationsleiter der NSDAP-Ortsgruppe Süd, Beauftragter für die weltanschauliche Erziehung und Kreisschulungsredner. Ende 1940 zum Aufbau eines deutschen Schulwesens im Elsass berufen, ging er zusammen mit Direktor Hiß an die Bismarckschule im besetzten Straßburg. Beide organisierten dort am 19.10.1941 die Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in der Friederikenschule und traten dabei als Festredner auf.

Dr. K. Pfaff, Altphilologe und Deutschlehrer, war seit März 1933 Mitglied der NSDAP, ihr Referent für Jugendpropaganda und HJ-Führer, trat im Unterricht bisweilen in Uniform auf und war maßgeblich an der öffentlichen Bücherverbrennung der HJ auf dem Offenburger Marktplatz am 17.6.1933 beteiligt. In seiner Ansprache gegen den „undeutschen Geist“ appellierte er an „die Erhaltung und Befolgung der Gesetze unseres Blutes“. Als Redner zum gleichen Anlass trat in Karlsruhe Pfaffs oberster Dienstherr, Kultur- und Justizminister Dr. Otto Wacker, ehemaliger Absolvent des Offenburger Gymnasiums, auf. Am 4.7.1933 erhielt Pfaff von ihm den behördlichen Auftrag zur „Bereinigung der Schülerbücherei“. Seine „Fehlanzeige“ konnte erfolgen, weil Pfaff in vorauseilendem Gehorsam schon selbst entsprechend vorgesorgt hatte. Seit 1937 erst Schulsekretär, dann Stellvertreter von A. Hiß in der Direktionsleitung, leitete er de facto vier Jahre lang das Offenburger Gymnasium, als Hiß Ende 1940 nach Straßburg abgeordnet wurde, und wurde Mitte 1944 „auf die Dauer von fünf Jahren“ (!) auch als dessen Nachfolger als Kreiskulturstellenleiter im Landkreis Offenburg bestellt. Kollege L. Zind mit den Fächern Chemie, Geographie und Leibesübungen war nicht nur Mitglied in der SA und NSDAP, sondern auch im „Stahlhelm“ engagiert und seit seiner Jugend mit der Gedankenwelt und Praxis des NS-Staates identifiziert. Einen weltweit beachteten Skandal erregte Zind 1957 durch seine massiven antisemitischen Äußerungen. Im ersten Prozess dieser Art im Nachkriegsdeutschland strafrechtlich verurteilt, entzog er sich der Strafe durch Flucht nach Ägypten und Libyen. Sein Verhalten genoss offensichtlich trotzdem erstaunliche Sympathien in Offenburg, warf aber auf sein Gymnasium in ganz Deutschland nachträglich kein gutes Licht. Dr. O. Kähni war seit 1935 Parteimitglied und übernahm 1937 nach der Amtsenthebung von Dr. Batzer wegen dessen jüdischer Frau die Leitung des Offenburger Museums und die Schriftleitung der ORTENAU. Er sorgte für deren Anpassung an die NS-Ideologie und verfasste in der Zeitschrift Artikel gegen die Juden. 1941 wird Kähni zum Standorthilfsoffizier zur „Wehrgeistigen Betreuung“ der

Schüler ernannt, 1944 zum „Amtlichen Pfleger für Ur- und Frühgeschichte des Landkreises“.

Als A. Hiß die Schulleitung des Gymnasiums, das seit 1881 Vollanstalt und seit 1898 in einem modernen Neubau an der südlichen Stadtmauer untergebracht war, übernahm, besuchten laut Schulstatistik 230 Schüler das Gymnasium, das sie vom ersten bis zum achten Schuljahr zum Abitur am Schuljahresende im Frühjahr führte. Davon waren 177 römisch-katholisch, einer altkatholisch, 46 evangelisch, zwei israelisch, drei ohne Konfession, alle Schüler „deutsch“. Von den 17 Abiturienten waren 16 arisch, eine Abiturientin nichtarisch. Mehr als die Hälfte, nämlich 127, waren in der HJ oder im BdM. Die reifegeprüften Schulabgänger unter ihnen waren sicher nicht unglücklich darüber, dass Hiß für ihre Schulentlassfeier am 2. März 1937 einen Redner vom Reichsarbeitsdienst einlud, der selbst Abiturient der Schule war, angeblich gut reden konnte und auf Bitten des Direktors als Arbeitsmann im „Ehrenkleid des RAD“ auftreten sollte.

Im Jahre 1937 sollte das Offenburger Gymnasium auch seinen neuen Namen bekommen. Direktor Hiß hatte laut Schreiben vom 31. Mai die Wahl zwischen Oken-Gymnasium, Grimmelshausen-Gymnasium und Moscherosch-Gymnasium. Der badische Kultusminister Wacker verfügte schließlich mit einem Erlass Nr.B 35783 vom 4. September: *„Ich bestimme, dass die dortige Schule mit sofortiger Wirkung den Namen Grimmelshausen-Gymnasium zu tragen hat. Die Bekanntgabe dieser neuen Bezeichnung im Amtsblatt wird erfolgen, sobald die Namen aller höheren Schulen festgelegt sind. Das neue Dienstsiegel mit der Umschrift ‚Der Direktor des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg‘ wird von hier aus besorgt und der Schule seinerzeit zugehen.“* Eine Mitteilung an die Stadt erfolgte am 10. September 1937. Direktor Hiß war sicher mit dem neuen Namen seiner Schule einverstanden, weil er sich dem Barockdichter verbunden fühlte und öfter Gast der Grimmelshausentage in Renchen war.

Hiß hatte bei seinen üblichen Verwaltungsaufgaben in seinem zweiten Amtsjahr jetzt auch schon zu tun mit zahlreichen normierten Schülerbeurteilungen hinsichtlich der geistigen, charakterlichen und körperlichen Eignung von Abiturienten als Offiziersanwärter für Heer und Luftwaffe und die NAPOLA, mit Meldungen über Sportunfälle, Beschwerden an die HJ-Leitung über Schäden, welche die Hitlerjungen in der Turnhalle des Gymnasiums angerichtet hatten, der Anfrage, ob für jüdische Kinder Sammelklassen eingerichtet werden sollten. In der Sammelakte „Verhältnis zur Partei und Parteigliederungen“ fand sich zum 14.5.1937 auch die Anfrage an die Direktion, ob

Handchrift

28. Oktober 1937

Tagen.Nr. 476
 über die Wissenschaft,
 am 20.9.1937

Berlin 9 8, am 28. November 1937

Ergänzung der Personalakten.

Das Deutsche Personalamt unterachtet in 1.2. Absatz 4
 zwischen demnachstgenannten Personen die folgenden
 Beziehungen bei Erteilung der Bescheinigung über die
 1. Meine Geburtsurkunde Ahnenpass 1.1
 der Frau 2. Die Geburtsurkunde meiner Frau Marie, geb. Grütner Anl. 1
 über die 3. Die Heiratsurkunde meiner Eltern Ahnenpass 2.2
 4. der Eltern meiner Frau ich, Ad. Anl. 2
 5. Die Geburtsurkunde meiner Eltern Ahnenp. 3. u. 3
 6. Grosseltern väterl. Ahnenp. 4/5
 7. väterl. Ahnenp. 6/7
 8. der Eltern meiner Frau Anl. 3 u. 4
 9. väterl. Anl. 5 u. 6
 10. väterl. Anl. 7 u. 8

Vorher lagen bei die drei ausgefüllten Erklärungen (Prä-
 gebogen und 2 Vorklaffungen). Zuständig der Staatsbe- und
 Handl. Ich bitte, mir den Ahnenpass und die Geburtsurkunden so bald
 zur Kenntnis möglichst wieder auszusenden, da ich sie in einer anderen An-
 gelegenheit weiter benötige.

Anlagen: 1 Ahnenpass
 8 Urkunden
 3 Vorklaffungen

Karlsruhe, den 19. Dezember 1937
 Der Minister des Kultus und Unterrichts
 in Karlsruhe.

Grimmelshausen-
Gymnasium in Offenbach

Offenbach, den 22. Dez. 1937

Seite 615

Auf Erlaß vom 22.1.1937
 Nr. 3 30820

Königliche Weimachtberichts.

Ergänzung der Personalakten

des Direktors Albert Hiß

In Ausführung des obigen Erlasses wird für das
 "Gimmelshausen-Gymnasium in Offenbach a. M. der Weimachtberichts
 bericht für das Schuljahr 1937/38 vorgelegt.

Anbei übersende ich die beglaubigten Abschriften der
 Heiratsurkunde der Eltern meiner Frau
 Geburtsurkunde des Vaters des Direktors
 Geburtsurkunde der Mutter
 Geburtsurkunde der Grossmutter (väterlicherseits)
 Geburtsurkunde der Grossmutter
 Geburtsurkunde der Grossmutter meiner Frau (mütterlicherseits)
 Geburtsurkunde der Grossmutter
 Die Geburtsurkunde meiner Frau habe ich beim evangel.
 Pfarramt in Bahren i. H. angefordert, aber noch nicht erhalten.
 Sobald die Urkunde in meinen Besitz kommt, übersende ich sie

Die in diesem Bericht erwähnten Urkunden sind mir von dem
 Königl. Erlaß vom 20. Mai 1935 Nr. 2 10071 beizubringen.

In Vertretung:
 Hiß

(22.12.37)

Dem Ministerium des Unterrichts
 in Karlsruhe.

Abb. 10a/b:
 Ariernachweise für
 Familie Hiß 1937

„sämtliche Beamte mit rein deutschblütigen Ehegatten verheiratet“ seien, was Hiß umgehend bestätigen konnte. Positive Rückmeldung gab es auch für seinen jetzt von ihm geforderten Ariernachweis über drei Generationen vom 22. Dezember des Jahres.

Das Jahr 1938 brachte für Direktor Albert Hiß als Beamten und Parteigenossen verschiedene Ehrungen, Aufträge und Ämter. Am 1. Juli erhielt er das Treueabzeichen in Silber für 25 Jahre Treue im Öffentlichen Dienst. Vom 24. März bis zum 15. April wurde er zu einer Tagung in der Reichsschulenburg in Ermitte in Westfalen abgeordnet und bat die Schulbehörde dafür um Urlaub, weil die partieverordnete Schulung zu zwei Dritteln in die Osterferien fiel. Das Badische Ministerium für Kultus und Unterricht musste ihn dann Anfang September erneut wegen der Teilnahme am Reichsparteitag vom 8. bis 14. September in Nürnberg beurlauben, zu dem ihn die Kreisleitung der NSDAP „einberufen“ hatte. Sicher hatte ihn dafür nicht nur die Vorlage seiner generationenübergreifenden Geburtsurkunden vom Vorjahr qualifiziert.

Zum 1. November 1938 findet sich für Hiß in den Personalakten des Generallandesarchivs eine Leumundsanfrage der Gestapo in Karlsruhe, die von der Außenstelle der Gestapo Offenbach am 7. November folgendermaßen positiv beschieden

werden konnte: Über Hiß sei „*nichts Nachteiliges in politischer, krimineller und spionagepolizeilicher Hinsicht*“ bekannt, er habe keine Schulden. Zur gleichen Anfrage aus Karlsruhe meldete die Außenstelle Mosbach für dessen Zeit als Direktor der Wertheimer Oberschule, dass dort keine „Vorgänge“ über ihn bekannt seien. „*In politischer, strafrechtlicher und moralischer Hinsicht ist Nachteiliges über ihn nicht bekannt geworden; er gilt als politisch zuverlässig, Führeigenschaften werden ihm zugesprochen.*“ War vielleicht gerade deshalb danach nachgefragt worden, um ihn zu noch Höherem in der Parteihierarchie zu empfehlen, vielleicht als Voraussetzung zu seiner neuen Funktion Ende des Jahres? Vorsichtshalber war Hiß am 12. Oktober schon einmal aus der Kirche ausgetreten, „keine konfessionelle Bindung“ wurde dann ja später auch für die Versetzung nach Straßburg verlangt. Am 12. Dezember wurde bei A. Hiß nachgefragt, ob er bereit sei, das Amt des Kreiskulturstellenleiters zu übernehmen. Hiß erklärte seine Bereitschaft und wurde am 16. Februar 1939 durch einen ministeriellen Erlass „zum Bezirkspfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler im Landkreis Offenburg anstelle des verstorbenen Bezirkspflegers Professor Dr. Batzer auf die Dauer von 5 Jahren bestellt“. Er erhielt einen entsprechenden Ausweis, der ihm die Förderung und Unterstützung von Behörden und Privatpersonen bei seiner Amtsausübung zusichern sollte, ausgestellt, außerdem die Aussicht auf Zusendung von „literarischen Hilfsmitteln“ durch den Landrat. 1944 wurde die Denkmalpflege wegen der Tätigkeit von A. Hiß in Straßburg auf seinen Offenburger Stellvertreter Dr. Pfaff auch auf fünf Jahre übertragen, eine Funktion, die er wegen des Kriegsendes nur wenige Monate ausüben sollte.

Für das Frühjahr 1939 gibt es in der Literatur eine Notiz, die Hiß sowohl als ehemaligen hohen Weltkriegsoffizier, als auch als Propagandisten eines neuen Weltkriegs erweist.

Danach hatte die Schulleitung des Grimmelshausen-Gymnasiums die Feldpostbriefe ehemaliger, im Ersten Weltkrieg umgekommener Schüler und Lehrer, wie sie auch schon „als Mittel einer beschönigenden Kriegberichtserstattung“ während der Kriegsjahre in der Presse erschienen waren, gesamt-

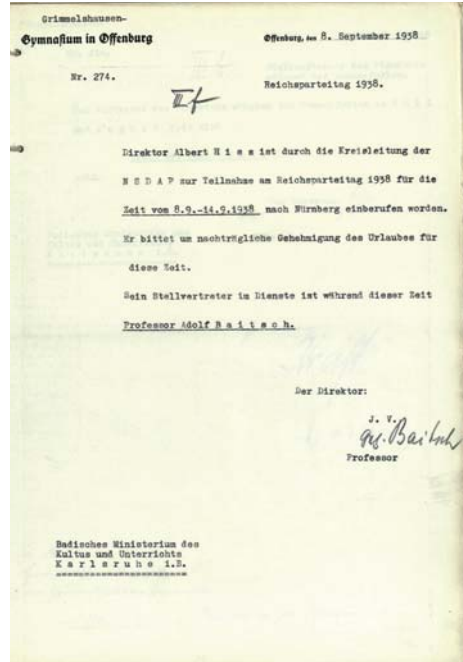


Abb. 11: Abordnung
zum NS-Reichs-
parteitag in Nürnberg
1938

melt. Im März 1939 wurde dann diese Feldpost der Gymnasialisten von 1914–1918 dazu benutzt, um damit einen „Heldengedenktag“ „in eindeutig nationalsozialistischer Ausrichtung in der Schule zu zelebrieren“.⁴

Der neue Krieg war Ende des Jahres auch für das Gymnasium spürbar. Zunächst aber musste sich Hiß am 26. April einer Blinddarmoperation in Gengenbach unterziehen und war auch am 27. Mai, aus in der Akte „Dienst und Personalsachen“ nicht genannten Gründen, „dienstlich behindert“. Am 7. November erfolgte durch die Heeresverwaltung der Wehrmacht die erste Einquartierung in der Schule durch die Kompanie 3/L vom Infanterie-Regiment 40, ein Vorgang der sich während der gesamten Kriegsjahre in ähnlicher Weise wiederholen sollte und zu erheblichen Einschränkungen des Unterrichtsbetriebes führte. Hinzu kamen Abkommandierungen von Oberstufenschülern zum Reichsarbeitsdienst, von Schülerinnen im Pflichtjahr für Haushalt und Landwirtschaft, das sie jetzt für das Abitur nachweisen mussten, und Einberufungen von Lehrern zur Wehrmacht. Dazu ab 1940 die Delegation von Direktor Hiß und mehreren Kollegen ins Elsass, schließlic die Bombardierung der Schule und Turnhalle 1943, was zu Auslagerungen führte. Ab Mai 1940 war wegen der Wehrpflicht für einige Oberstufenschüler keine Abiturprüfung mehr möglich, sie erhielten ihre schulische Reife dann großzügig auch ohne schriftliches Abitur bescheinigt. Außerdem wurden jetzt Lehrer aus dem Ruhestand und verheiratete Lehrerinnen zum Wiedereinsatz im Unterricht angefordert.

Hiß bat am 17. November um Urlaub wegen seines Umzugs von der Weingartenstrasse 14 zum Waldbach 23. Dabei sei auch sein Sohn Richard behilflich, der gerade von der Fliegertruppe Urlaub wegen seiner Kriegstraung erhalten habe. Dieser Sohn sollte im Gegensatz zu seinem Vater das Ende des Krieges nicht mehr erleben, er kam Anfang 1945 bei Abwehrkämpfen im Schwarzwald um. Hiß' gleichnamiger Bruder Richard ist zur selben Zeit an der Vogesenfront gefallen.

Anfang des Jahres 1940 wurde eine ganze Landweherschützenkompanie in der Schule einquartiert, Unterricht konnte nur für sieben Klassen erteilt werden, erst ab dem 8. April auch wieder für alle Schüler. Im Mai und Juni erlaubte eine erneute Truppeneinquartierung Unterricht für die dritten und vierten Klassen nur jeden zweiten Tag. Inzwischen musste auch der gesamte Musikunterricht eingestellt werden, weil der Musiklehrer zum Wehrdienst eingezogen wurde. Nach den Sommerferien gab es ganz massive Einschränkungen, da Direktor Hiß und andere Kollegen ohne erforderliche Neuzuteilungen zum

Aufbau eines deutschen Schulwesens ins Elsass versetzt wurden. Vorher hatte er noch eine Menge zu tun mit mehreren Schülerbeurteilungen für die Eignung als Offiziere der Luftwaffe und mit Statistiken über die Berufswünsche von abgehenden Schülern: Danach wollten vier von 35 Abiturienten Sanitätsoffiziere werden, zwei Veterinäroffiziere, zwei als Offiziere zur Luftwaffe, einer zum Heer, einer zur Marine, einer wollte als SS-Arzt dienen. Hiß brauchte danach ab 31. Juli eine zwei- bis dreiwöchige Erholung, die er im Gasthaus Hirschen (= Postadresse) in Seebach bei Ottenhöfen verbrachte. Danach begann für ihn, den jetzt fast 60-Jährigen, eine mehrjährige Phase wichtiger Entscheidungen und größter Herausforderungen: Am 12. September 1940 nach der deutschen Besetzung von Frankreich gab es für die Schulen einen Runderlass des Ministeriums für Kultus und Unterricht, in dem Lehrkräfte für den freiwilligen Dienst im Elsass gesucht wurden. Voraussetzungen seien *„politische Zuverlässigkeit, weltanschauliche Festigkeit, fachliches Können und keine konfessionelle Bindung“*. Das Ministerium forderte dann am 16. September noch genaue Angaben zur Person. Hiß meldete sich danach selbst und drei weitere Kollegen, darunter Dr. Müller und Studienrat Ludwig Zind. Am 29. September folgte der letzte vorbereitende Erlass mit der Anweisung an die abgeordneten Lehrer im Elsass, *„den Aufbau der HJ im Elsass mit allen ihren Kräften zu unterstützen und für eine kameradschaftliche Zusammenarbeit zwischen Schule und HJ Sorge zu tragen“*. Kurz darauf, am 7. Oktober, bat der jetzt am Grimmelshausen-Gymnasium geschäftsführende Direktor der kommenden vier Jahre, Dr. Karl Pfaff, händeringend um Neuzuweisung von Kollegen, besonders in den Fächern Mathematik, Physik, Turnen und Singen. Denn vier Lehrkräfte seien an das Bismarck-Gymnasium in Straßburg delegiert worden, zwei andere an weitere Orte im Elsass und zwei zur Wehrmacht eingezogen worden. Von 19 Kollegen seien nur noch zehn für den Unterricht verfügbar. Seiner Bitte um Ersatz vom dem mit immerhin sechs Mathematiklehrern ausgestatteten Schiller-Gymnasium wurde nicht entsprochen. Für den Vorsitz des schriftlichen und mündlichen Abiturs Ende des Schuljahres musste Direktor Hiß aus Straßburg anreisen.

Die Abordnung nach Straßburg 1941–1944

Zum 2. Januar 1941 erfolgte schließlich die Abordnung von sechs Lehrern aus Offenburg ins Elsass zum Aufbau eines deutschen Schulwesens, vier von ihnen direkt nach Straßburg, darunter Direktor Albert Hiß, der schon am 30. Dezember 1940



Abb. 12: Straßburger NS-Aufmarsch am 12.10.1941 auf dem Kleberplatz ohne Kleberdenkmal

mit der Leitung der Bismarckschule beauftragt worden war. Er hatte zur elsässischen Hauptstadt eine besondere Beziehung, weil er dort 1914 eine Elsässerin geheiratet hatte und laut Militärdienstakte offensichtlich 1918 während seines Lazarettaufenthaltes eine eigene Wohnung in Straßburg besaß. Seine Wirkungsstätte war vier Jahre lang zusammen mit dem Kollegen Dr. Müller die Bismarckoberschule für Jungen. Wie deren Arbeit in der Praxis im Einzelnen aussah, ist nicht bekannt. Schon Ende des Monats, am 23. Januar 1941, bezog Hiß seine Wohnung in der Ludendorffstraße 7, seine Frau folgte am 8. April. Einige schulische Aufgaben scheint er noch in Offenburg wahrgenommen zu haben, wie den Vorsitz zum Abitur im Februar und März 1941, von dem die schriftlichen Prüfungsunterlagen aller vier Hauptfächer erhalten sind. Auch wegen der kriegsbedingten Pläne zur Auslagerung des historischen Bestandes der Lehrerbücherei im Jahre 1942 muss die Anwesenheit von A. Hiß im Offenburger Gymnasium vorausgesetzt werden. Als Hiß am 19. Oktober 1941 seinen Vortrag über „Das Elsass als Teil des Oberrheinraumes“ auf der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in der Turnhalle der Straßburger Friederikenschule hielt, hatte dort eine Woche zuvor am 12. Oktober auf dem Kleberplatz bereits mit einem großen Massenaufmarsch der platzfüllende erste Kreistag der Partei unter dem Hakenkreuz stattgefunden. Sicher wird es Hiß dabei nicht entgangen sein, das auf dem größten Platz der Stadt im Schatten des Straßburger Münsters jetzt das Kleberdenkmal fehlte. Es war wie alle französischen Denkmäler auf Befehl der deutschen Besatzungsmacht abgebaut worden.

Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im Frankreichfeldzug vom Sommer 1940 war bald das gesamte Elsass erobert worden, die Besetzung Straßburgs am 19. Juni wurde auch in Offenburg allgemein begeistert gefeiert. Mit dem Besuch Hitlers in Straßburg am 29. Juni begann dann unter seinem Reichsstatthalter Robert Wagner die Umsetzung seines 10-Jahresplans zur „Rückverdeutschung“ des ehemaligen deutschen Reichsgebietes. Hitler hatte eine Planskizze zur Umgestaltung Straßburgs als künftiger badisch-elsässischer Hauptstadt hinterlassen, zu der auch sofort ein städtebaulicher Architektenwettbewerb ausgeschrieben wurde. Die neue Metropole sollte bis Kehl mit über 50 NS-Großbauten ausgedehnt werden. Robert Wagner war Hitler persönlich unterstellt und

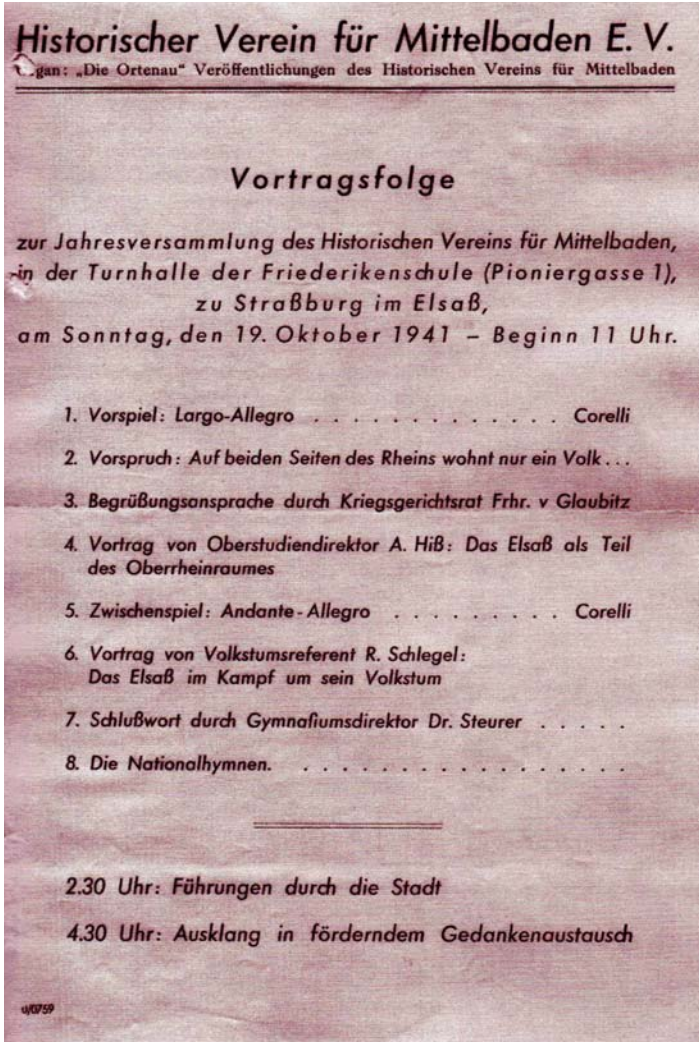


Abb. 13: Vortrag von Albert Hiß in Straßburg am 19.10.1941

hatte 1940 seinen Amtssitz von Karlsruhe nach Straßburg verlegt. Als Chef der Zivilverwaltung, der auch Direktor Hiß unterstellt war, wollte er das Elsaß zu einem kulturellen, natürlich judenfreien Mustergau umgestalten. Er führte das Führerprinzip ein und betrieb eine schonungslose Germanisierungspolitik. Alle Elsässer wurden zu deutschen Staatsbürgern erklärt, das Elsaß wurde dem großdeutschen Reich angeschlossen. Die Jahre der französischen Herrschaft im Elsaß von 1919 bis 1940 wurden als Fremdherrschaft diffamiert, Ziel war eine rasche „Entwelschung“ aller Kulturbereiche, der Gesellschaft und der Politik. Mit der „Einführung der deutschen

Muttersprache als Amtssprache“ wurde die französische Sprache aus der Öffentlichkeit verbannt. Vornamen, Straßen und Schulbücher wurden verdeutscht, alle französischen Denkmäler abgerissen und durch deutsche ersetzt, die Straßburger Synagoge wurde eingeebnet. Der zentrale Kleberplatz hieß jetzt vier Jahre lang Karl-Roos-Platz, das Münster blieb für Gottesdienste geschlossen, hier fanden nur noch Parteifeiern statt. Mit der Einführung des deutschen Schulsystems an seiner Straßburger Bismarckschule wird A. Hiß sicher keine Probleme gehabt haben, auch nicht damit, dass alle Schüler in der HJ sein mussten und nur deutsche Bücher erlaubt waren, wie an der benachbarten Hochschule, die am 22. November als „Deutsche Reichsuniversität“ wieder neu gegründet worden war. Der Schuldienst im quasi annektierten Elsass galt auch für Hiß als *„Kriegsdienst und ehrenvoller Einsatz für eine große vaterländische Aufgabe und Verpflichtung gegenüber der Volksgemeinschaft“*. Maßnahmen wie das Verbot des „bonjour“, das strafbedrohte Tragen von Baskenmützen, die deutsche Umbeschriftung selbst von Salzstreuern und Wasserhähnen und die Einberufung der Elsässer zum RAD und zur Wehrmacht dürften ihm ebensowenig entgangen sein wie die Einrichtung von zwei KZs in den nahen Vogesen, verbunden mit Rasseforschungen an der Straßburger Uni. Inwieweit Albert Hiß aktiver Teil der deutschen Germanisierungspolitik der NS-Zeit im Elsass gewesen ist, lässt sich aus den vorliegenden Akten nicht bestimmen. Seine an sich unverfänglichen Schulfächer Griechisch und Latein dürfte Hiß weiter nach Maßgabe der antiken Klassiker unterrichtet haben, jedoch nach Auswahl und Interpretationsvorgaben im Sinne der NS-Ideologie. Für das Fach Geschichte war er im Rahmen einer pädagogischen Umerziehung sicher strengeren schulpolitischen Reglementierungen unterworfen. Hier verlangten die Lehrpläne auch jenseits des Rheins eine rassenideologisch interpretierte Vorgeschichte des Elsass und eine sogenannte „wehrgeistige Erziehung“ der Jugend. Ergänzt wurden die Geschichtserziehungsaktionen für Hiß auch außerhalb der Schule durch die 1942 groß poppropagandierte Straßburger Ausstellung „2000 Jahre Kampf am Rhein“ mit Schülerwettbewerben, Theater, Kino und Veranstaltungen und das für das gleiche Jahr im gesamten Reich ausgerufenen „Jahr der Geschichte“.

Robert Wagner hatte sich beim Anrücken der anglo-amerikanischen Truppen bereits am 1. November 1944 über die Grenze abgesetzt, ehe das Elsass am 19. November nach Bombardierungen von Straßburg durch die Alliierten befreit wurde. Straßburg wurde am 23. November von General Leclerc zu-

rückerobert, am gleichen Tag wurde das KZ Struthof durch Todesmärsche Richtung Dachau evakuiert. Die aus dem Elsass geflohenen deutschen Schulbehörden meldeten sich aus verschiedenen neuen Amtssitzen erst am 6. Januar 1945 zurück, aus Meersburg, aus Buchen im Odenwald und für die höheren Schulen aus der Internatsschule in Königsfeld/Schwarzwald. Das Kultusministerium, jetzt aus Heidelberg (Hotel Victoria), ließ sich mit der Anweisung vernehmen, dass die „infolge der kriegerischen Ereignisse zurückgekehrten Lehrkräfte“ in entsprechende Dienststellen eingewiesen werden sollten. Die Direktoren sollten ein Verzeichnis der im Elsass verbliebenen Lehrkräfte vorlegen. In einem amtlichen Schreiben war Hiß, „bisher an der Bismarckschule in Straßburg“, bereits mit Wirkung vom 23. November wieder an das Grimmelshausen-Gymnasium abgeordnet worden. Offensichtlich meldete er sich in dem allgemeinen Chaos dieser Tage nicht zu seiner Schule in Offenburg zurück und setzte sich unter Aufgabe seiner Straßburger Wohnung fluchtartig mit unbestimmtem Ziel ab. Ebenfalls am 23. November 1944 ging eine amtliche Nachricht über „Zuweisungen aus kassentechnischen Gründen“ an das Grimmelshausen-Gymnasium, mit der zusätzlichen Benachrichtigung an Albert Hiß, jetzt in Freudenstadt, Hohenrieder Straße 23, mit dem Datum 6. Februar 1945. Er wird darin aufgefordert, die Zahlung der Bezüge aus der Kasse des Chefs der Zivilverwaltung im Elsass anzugeben, außerdem sein Konto bei der Badischen Beamtenbank. Der Minister des Kultus und Unterrichts fährt dann in seiner persönlichen Ermahnung fort mit den Worten: *„Ich erhebe Bedenken dagegen, dass Sie sich, solange Sie im Schuldienst nicht benötigt werden, der Direktion der Oberschule in Neustadt für eine unterrichtliche Tätigkeit zur Verfügung stellen oder sonstigen Kriegseinsatz in Freudenstadt ableisten“*. Unter Zurücklassung seiner Wohnung mit all seinem persönlichen Hab und Gut stand er jetzt völlig mittellos da. Hiß wurde seine Entlassung aus dem Dienst am gleichen 15. April 1945 mitgeteilt, als die siegreichen Franzosen in Offenburg einrückten, vor denen er am 21. November 1944 aus Straßburg geflohen war. Dass er allen Grund hatte, sich in Offenburg nicht mehr blicken zu lassen, sollte sich aus den Untersuchungen zur Entnazifizierung im Laufe des Jahres erweisen.

Wie Albert Hiß die Offenburger Klosterbibliotheken rettete

Eine wichtige Aufgabe hatte Albert Hiß als Offenburger Gymnasiumsleiter noch vor Kriegsende vor Ort zu erledigen, für die er posthum eine markante Fußnote in der Offenburger

Kulturgeschichte verdient. Es handelt sich um die halb beabsichtigte, halb unbeabsichtigte Rettung der Klosterbibliotheken der ehemaligen Offenburger Franziskaner und Kapuziner, die von einem umfangreichen amtlichen Schriftverkehr begleitet wurde. Deren Bestände waren nach Auflösung ihrer Stadtklöster in der Zeit der Säkularisation 1823 ein Teil der Lehrerbibliothek des neuen Großherzoglich-badischen Gymnasiums geworden. Besonders die Werke der antiken griechischen und lateinischen Klassiker in wertvollen Drucken der Humanistenzeit wurden als Grundlage des altphilologischen Unterrichts ein Jahrhundert lang intensiv genutzt. 1926 wollte der damalige Direktor Dr. F. Reich die Altbestände verkaufen, weil sie nicht mehr den Ansprüchen eines modernen Unterrichts entsprachen. Sein Antrag wurde aber 1927 vom badischen Ministerium für Kultus und Unterricht abgelehnt. So blieb diese jetzt nur noch historisch wertvolle Bibliothek im Bestand der modern erweiterten Lehrerbibliothek des Gymnasiums in den Räumen des alten Kapuzinerklosters neben dem klassizistischen großen Neubau an der Stadtmauer Ende des 19. Jahrhunderts erhalten.

Einen zweiten Versuch zur Auflösung dieser humanistischen Gymnasialbibliothek gab es gut zehn Jahre später im Zweiten Weltkrieg, wobei A. Hiß als eher konservativ orientierter Altphilologe anders reagierte als sein Vorgänger Dr. Reich. Bereits Anfang 1939 lesen wir eine entsprechende kritische Anfrage des Vorsitzenden des Badischen Beirats für Bibliothekswesen an das Kultusministeriums. Man wollte wissen, ob *„für die halb tot liegenden Gymnasialbüchereien die Professoren als Bibliothekare nicht nur zur gepflegten, sondern auch zur durchforschenden Arbeit genügend Dienstzeit und Geldmittel zur Verfügung haben“*. Auch sollte geklärt werden, ob die Bibliothek noch von wesentlichem Nutzen für den Schulbetrieb ist. Dann könnte sie dort bleiben, sonst dürfe sie *„nicht weiter tot liegen“*. Damit wurde ein allgemeines Problem historischer Schulbüchereien angesprochen, das sich auch heute noch stellt und wofür in Offenburg 1997 eine eigene Lösung gefunden werden konnte. Das Kultusministerium reagierte im April mit einer Anfrage im obigen Sinne an alle unterstellten Gymnasien zwischen Lörach und Bruchsal. Wegen der offensichtlich dilatorischen Behandlung der Angelegenheit durch die Direktionen verlangte das Ministerium schließlich Anfang Juli eine umgehende Erledigung seines Erlasses. Bruchsal lieferte seine alten Bestände an die badische Landesbibliothek aus, weil sie *„nicht mehr ordnungsgemäß verwaltet werden können“*, andere Gymnasien folgten bis Anfang 1940. Albert Hiß reagierte am 19. Juli erstaunli-

cherweise mit einer „Fehlannonce“. Wollte er besonders die wunderschönen Klassikerdrucke der Humanistenzeit als bibliophiler Altphilologe tatsächlich für sich und seine Schule retten? Seine offensichtlich falsche Auskunft rief die Badische Landesbibliothek auf den Plan, sie wollte schließlich Anfang März 1940 die Angabe überprüfen, dass keine alten Bestände in Offenburg vorhanden seien. Am 15. März endlich reagierte Hiß, stellte sich aber dumm: Es gäbe wohl alte Bücher in der Lehrerbücherei, ob sie einen Wert hätten, könne er nicht beurteilen. Vor zehn bis fünfzehn Jahren habe es einen Verkaufsversuch gegeben, es hätten sich aber keine Liebhaber gefunden, die angebotenen Preise, z. B. aller „auctores Latini“, seien mit 300 RM zu gering gewesen. Dann kam Hiß auf seine eigenen Vorsorgemaßnahmen für den Schutz der Bibliothek zu sprechen: Er habe bei Eintritt des Kriegszustandes Teile der Bibliothek in Kisten verpackt, sie im Verbandsraum des Luftschutzkellers gesichert und sei bereit, sie in den Osterferien zum Versand an die Landesbibliothek fertig zu machen. Diese riet jetzt daraufhin aber plötzlich vom Versand ab und empfahl, weitere Weisungen abzuwarten. Sie kamen prompt am 9. Mai vom Kultusministerium und brachten eine unerwartete Wende in der Sache: Im Krieg seien wegen der Frontnähe – Hiß war noch diesseits des Rheins – Transporte nicht mehr ratsam, alle Maßnahmen sollten nach dem Krieg erfolgen. Ein genauere Begründung folgte Ende des Monats: Einschränkung des nicht kriegswichtigen Güterverkehrs, Mangel an Personal und Fliegergefahr ließen es zweckmäßig erscheinen, die alten Bestände vor Ort zu lassen und ihre Abgabe einzustellen. Durch Raumangel, Zentralisierung und wegen der geplanten „Verreichlichung des Hochschulwesens“ nach dem Kriege sollten die Bestände jetzt nicht einer unnötigen Gefährdung ausgesetzt werden. Die letzte Anweisung zum „Luftschutz von Kulturdenkmälern und Bibliotheksgut“ kam mitten im Krieg am 27. Juni 1942 vom Direktor der Badischen Landesbibliothek mit dem Zusatz „geheim“ und „eilt sehr“ – Hiß arbeitete inzwischen bereits jenseits des Rheins. Danach verlange die „Luftlage unseres Gebietes“ dringend verbesserte Maßnahmen zum Schutze des wertvollsten und unersetzlichen Bibliotheksguts, besonders der Handschriften und Wiegendrucke, vor Ort oder auswärts. Die verantwortlichen Brandsachverständigen sollten einbezogen werden, der Bedarf an Arbeitskräften und Material sollte gemeldet werden. Direkt an den Direktor richtete sich die Frage, ob mit der Kistenverpackung im Luftschutzkeller *„die Sicherstellung aller wertvollen Drucke der Humanistenzeit aus Offenburg Klosterbesitz gewährleistet ist und welche Beobachtungen*



Abb. 14: Die historischen Klosterbibliotheken heute

über den Erhaltungszustand der geborgenen Bücher gemacht worden sind“.

Eine Antwort des Direktors ist nicht überliefert. Hinlänglich bekannt aber ist die Tatsache, dass Offenburg 1943 und 1944 zweimal massiv und mit empfindlichen Folgeschäden bombardiert wurde und dabei der Ostflügel des Gymnasiums erheblich, die Turnhalle sogar total zerstört worden ist. Im sicheren Luftschutzkeller der Schule erlitten die Bestände der Bibliothek dabei keinen nachweislichen Schaden. Die präventiven Maßnahmen von Direktor Hiß zur Rettung der gymnasialen Klosterbibliotheken haben somit nachträglich eine überzeugende Rechtfertigung erfahren und wurden Ende des Krieges durch notwendige behördliche Anordnungen auch unterstützt. So hat er indirekt die sensationelle Waldseemüllerkarte aus dem Jahre 1507 mit der ersten Nennung Amerikas für die Nachwelt bewahrt, wodurch er ungewollt nachträglich die Stadt Offenburg als ihre stolze Besitzerin inzwischen weltberühmt gemacht hat. Sie ist heute Teil der Historischen Bibliothek der Stadt Offenburg am Kulturforum, wo sie 1997 nach Auslagerung aus dem Gymnasium und nach gründlicher universitärer Restaurierung und umfassender Registrierung des Gesamtbestandes in einem klimatisierten, öffentlich nicht zugänglichen Raum aufgestellt wurde.

In diesem Zusammenhang und in Bezug auf die erwähnten Bemühungen der Landesbibliothek vor 80 Jahren, die historischen Bestände der gymnasialen Offenburger Klosterbibliotheken zu Forschungszwecken den Universitätsbibliotheken oder der zentralen Badischen Landesbibliothek zuzuweisen, stellt sich auch heute noch nach wie vor die Frage, wo diese bibliothekarisch und kunsthistorisch so wertvollen

Drucke der Humanistenzeit am besten aufbewahrt werden sollten. In Offenburg waren sie bisher lediglich in den Vitrinen der großen Jubiläumsausstellung „Neue Welt und altes Wissen“ im Jahre 2006/07 in ganz wenigen Exemplaren zu sehen. Die Waldseemüllerkarte lagert seitdem in einer sicheren Banksafe wie auch millionenteure Gemälde und Stradivaris. Eine systematische wissenschaftliche Erforschung und Erschließung der Historischen Bibliothek, die immerhin zu den bedeutendsten des Landes zählt, ist bislang weder erfolgt noch geplant.⁵

Die Zeit nach 1945: Entnazifizierung und versuchte Neuorientierung

Schon am 15. April 1945 war Hiß von seinem Dienst suspendiert worden. Das war drei Wochen vor dem Ende der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkriegs und genau an dem Tag, als die Franzosen Offenburg besetzten. Er erfuhr davon erst in einem Schreiben des „Landrats von Offenburg“ vom 16. August 1945. Diese verspätete Mitteilung erklärt sich sicher dadurch, dass Hiß erneut seine Adresse gewechselt hatte. Er war von seinem Schwarzwälder Wohnsitz Freudenstadt in das kleine Dorf Buchheim bei Meßkirch auf den Höhen der Hegaualb südlich der Donau gezogen. Es war der zweite von zahlreichen späteren Ortswechseln. Die Gründe dafür sind unbekannt, verraten aber eine ungewöhnliche Unruhe bei der fast fluchtartigen Suche nach einer Bleibe und einer neuen beruflichen Zielsetzung in den Jahren nach 1945. Der Bereich Meßkirch und die zuständige Kreisstadt Stockach waren neben Offenburg dann auch die Orte für die von der französischen Militärbehörde angeordneten politischen Säuberungsmaßnahmen, die für Hiß Anfang 1946 anliefen.

Diese Entnazifizierungsakten im Freiburger Staatsarchiv beginnen mit einem sechseitigen französisch-deutschen Questionnaire/Fragebogen des „Gouvernement Militaire en Allemagne“ vom 27. Januar 1946. Hiß macht darin die folgenden relevanten Angaben, die abschließend von einem Oberstudienleiter Dr. Rothfelder, Offenburg/Baden, Frauenweg 18, durch Unterschrift als wahr bezeugt wurden. Als gegenwärtige Adresse gibt Hiß immer noch Buchheim bei Meßkirch an, zum ständigen Wohnsitz schreibt er in die betreffende Spalte: „alles verloren, Wohnung, Einrichtung, Wäsche usw.“. Die weiteren Spalten füllt Hiß wie folgt aus:

Stellung: keine. Stellung für die Bewerbung eingereicht: Wiederanstellung an einer höheren Schule. Mitgliedschaft in

der NSDAP: ja, 1.5.1933–1945. Mitglied des Korps der politischen Leiter: ja, Kulturstellenleiter 1.8.1934–31.8.1940. Tätigkeit in NS-Hilfsorganisationen: NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) 1.6.1936–31.8.1940. NS Lehrerbund 1.8.1934–31.8.1940. NS Reichsbund für Leibesübungen 1935–31.5.1936. NS Altherrenbund 1937–1.8.1939. Schriften und Reden: keine. Dienstverhältnisse: 1.5.1920–1.5.1934 professeur du lycee. Arbeitgeber: Badisches Unterrichtsministerium in Karlsruhe. Grund für Beendigung des Dienstverhältnisses: 1.5.34–21.11.1944 professeur du lycee; Versetzung, Kriegsausgang, occupation, la guerre. Einkommen: 1933–1937 je 7776 RM, 1938–1944 je 8688 RM. Militärdienst seit 1933: nein. Auslandsreisen: keine. Bekleidete Ämter: Direktor (Schule). Gebiet und Dauer des Dienstes: 1.8.1940–21.11.1944, Elsass. Politische Parteimitgliedschaft vor 1933: keine.

Hiß unterzeichnet die abschließende Anmerkung *„Die Angaben auf diesem Formular sind wahr“* persönlich mit Datum vom 27. Januar 1946.

Angeschlossen an den Fragebogen ist eine Seite eines maschinenschriftlichen Beurteilungsblatts, das mit einer erneuten Anfrage zu seinen persönlichen Daten beginnt. Neu ist unter Punkt 2 nur die Antwort auf die Frage nach dem Grund zum Eintritt in die Partei: Nicht genau bekannt. Vermutlich irregeleiteter nationaler Idealismus. Unter 3 folgt die Feststellung: Die Ämter übte er rein parteipolitisch aus, unter 4 heißt es: Im Unterricht betrieb er nationalsozialistische Propaganda, zur Haltung in der Öffentlichkeit: Galt als überzeugter Nationalsozialist. Danach überrascht die folgende Schlussfolgerung des dick unterstrichenen Urteils unter 6) nicht: Entlassung ohne Ruhegehalt, ferner Zurückstufung in die Eingangsstellung der Laufbahn. Rückführung in das außerplanmäßige Verhältnis. Unter dem gedruckten Text findet sich ein gravierender handschriftlicher Zusatz: *„Soll November 38 mit den Schülern zur Synagoge gezogen sein & sie in übler Weise verhetzt haben“*. Dazu ein eigener Vorschlag der Reinigungskommission: Entlassung mit geringem Gnadengehalt und in einer anderen Handschrift ein *„Vorschlag zu 6: Entlassung mit vermindertem Ruhegehalt“*. Die Begründung dafür enthält folgende Charakterisierung: *„Im Grunde ehrenhafter und humorvoller Charakter. Als Lehrer erfolgreich, als Vorgesetzter menschenfreundlich und wohlwollend. Betätigte sich nach und nach stark im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung, ohne aber die Brutalität und Rücksichtslosigkeit eines sog. großen Nazis zu zeigen; achtete auch die gegenteilige Überzeugung“*. Unterzeichnet wurde diese zwiespältige Beurteilung mit *„I. V. Grimmig“* wahrscheinlich

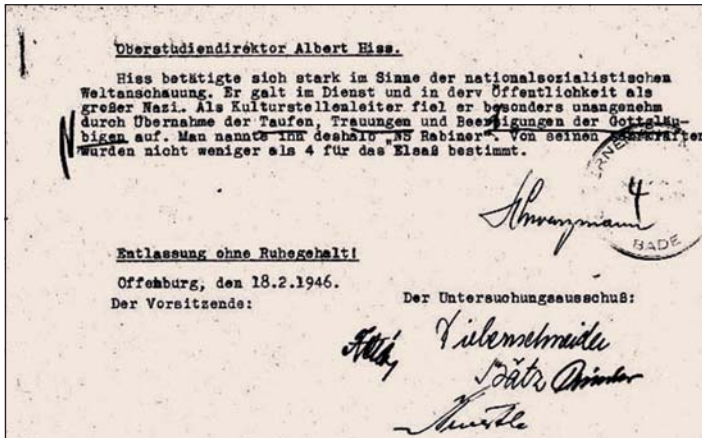


Abb. 15: Urteil des Offenburger Untersuchungsausschusses 1946

von einem ehemaligen Kollegen am Grimmelshausen-Gymnasium in Offenburg. Auch hier hat jemand einen Zusatz mit dicker Handschrift unter den Text gesetzt: „NS Rabiner genannt“.

Die französischen Besatzungsbehörden hatten auch in Offenburg eine Säuberungskommission mit politisch unbelasteten Vertretern eingesetzt. Dieser Untersuchungsausschuss kam am 18. Februar 1946 zu folgendem Urteil: „Hiß betätigte sich stark im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung. Er galt im Dienst und in der Öffentlichkeit als großer Nazi. Als Kulturstellenleiter fiel er besonders unangenehm durch Übernahme der Taufen, Trauungen und Beerdigungen der Gottgläubigen auf. Man nannte ihn deshalb den „NS Rabiner“. Von seinen Lehrern wurden nicht weniger als 4 für das Elsass bestimmt“.

Entlassung ohne Ruhegehalt.

Offenburg, den 18.2.1946

Der Vorsitzende
(unleserlich)

Der Untersuchungsausschuß
Dielenschneider Bätz Rieder (ul.)

KPD-Stadtrat Richard Bätz war vom französischen Militärtribunal in Offenburg als Säuberungsdirektor zusammen mit SPD-Stadtrat Ludwig Dielenschneider und dem Christdemokraten Jakob Rieder eingesetzt worden mit der Ermahnung, „die Sanktionen entsprechend dem Grad der Aktivitäten im Verhältnis zur Partei abzustufen“. Danach wollte das französische Säuberungskommissariat dann für deren Bestrafung die Einstufung als Schuldige, Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete entscheiden. Für A. Hiß sollte diese nach dessen Revisionsantrag beim Untersuchungsausschuss für politische Säuberungen in Stockach erst 1948 erfolgen.

Zwei Tage, nachdem er seinen Fragebogen ausgefüllt hatte, verfasste Hiß am 19. Januar 1946 in Buchheim zwei längere maschinenschriftliche Schreiben zu seiner Rechtfertigung und derzeitigen Situation. Das erste, „**Zum Beurteilungsblatt von A. Hiß**“, befasst sich in erster Linie mit seiner Funktion als Kulturstellenleiter und begründet eingangs seine Motive für die Mitgliedschaft in der Partei. *„Der Grund zum Eintritt in die Partei war die Erwägung, dass der Beamte als ausführendes Organ des Staates den Willen der jeweiligen Regierung zu erfüllen und sich hinter diese Regierung zu stellen hat.“* Verlangte er damit im Grunde Loyalität auch gegenüber einem Staat, dessen Unrechtscharakter er offensichtlich nicht oder erst später erkannte? Seine Aufgaben in seinem Amt als Kulturstellenleiter, das er ein Jahr nach dem Parteieintritt übertragen bekam, beschreibt er wie folgt: Verhandlungen mit den Bühnen Karlsruhe, Freiburg, Frankfurt und mit der Badischen Bühne zu Gastspielen (Opern und Schauspiel) und die Vorbereitung der Aufführung; Veranstaltung von Vorträgen, Dichterlesungen, Konzerten, Ausstellungen u.Ä. Vorbereitung und Durchführung der Feiern im Kreislauf des Jahres; während des Krieges Totenfeiern für Wehrmachtsangehörige (meist in Verbindung mit der Geistlichkeit), auch Familienfeiern verschiedener Art. Treuherzig umschreibt Hiß danach seine Einstellung zum Amt: *„Meine Haltung in der Öffentlichkeit war bestimmt durch den Grundsatz, jeden gelten zu lassen, der seine Pflicht erfüllt und guten Willens ist. Ich glaube daher, sagen zu können, dass ich mir weder auf politischem noch auf dienstlichem Gebiete die Feindschaft irgendeines Menschen zugezogen habe. Mein Parteiamt betrachtete ich nicht rein politisch, sondern von dem Standpunkte, allen Menschen durch kulturelle Veranstaltungen Freude zu bereiten und innere Anregungen zu geben, ohne einen politischen Gedanken in den Vordergrund zu stellen.“* gez. Albert Hiß, früher Gymnasium Offenburg

Hiß verweist abschließend darauf, dass er seinen Unterricht in den Fächern Griechisch und Latein entsprechend den Richtlinien der vorgesetzten Behörde gestaltet habe. Für Parteipropaganda sei dabei kein Raum gewesen.

Auffällig an dem Schreiben ist die verharmlosende Darstellung seiner kulturellen Parteiarbeit und seines Unterrichts, die nach den genannten Zeugnissen in Offenburg ganz anders beurteilt worden waren. Danach ließ er sich nach Auffassung der Offenburger Zeitzeugen als „großer Nazi“ bei seiner Arbeit in der Praxis vielmehr von der Weltanschauung des Nationalsozialismus leiten, während er hier jede parteipolitische Beeinflussung abstreitet. Sein Geschichtsunterricht, den er hier überhaupt nicht erwähnt, war sicher, gerade im Elsass, nicht

vom Geist objektiver Wissenschaftlichkeit bestimmt. Im Text findet sich ein kleiner Hinweis auf diese Diskrepanzen. Zu dem Wort „meist“ im Klammersatz hat jemand handschriftlich einen korrigierenden Zusatz eingetragen, der für sich spricht, nämlich „laufend Spannungen“ (vgl. dazu das Stichwort „NS Rabiner“). Die Glaubwürdigkeit seiner Ausführungen sollte am Ende von einer kritischeren Instanz entschieden werden als vom Standpunkt seiner unkritischen und schönfärberischen Selbstrechtfertigung.

Das zweite Schreiben vom gleichen Tag und Absendungsort beinhaltet ein „**Gesuch um Wiederaufnahme in den höheren Schuldienst**“. Hiß verweist anfangs auf seine Entlassung aus dem Schuldienst im Frühjahr 1945 und will hier einer an ihn ergangenen Aufforderung entsprechen, dieses Gesuch einzureichen. Er begründet sein Anliegen mit folgenden Sätzen: *„Da ich vermögenslos bin und alles verloren habe, bin ich darauf angewiesen, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich versichere, dass ich die mir auferlegten Pflichten mit derselben Gewissenhaftigkeit erfüllen würde, wie ich es während meiner ganzen bisherigen Tätigkeit als Lehrer getan habe.“* Er schließt mit der Bitte, *„bei dem heutigen Mangel an Wohnungen und da ich ohne jeglichen Hausrat bin“*, in Freiburg Verwendung zu finden, wo er bei seiner Schwester wohnen könnte, oder auch in Meßkirch, wo er auch die Möglichkeit für eine Unterkunft hätte. Auch hier musste Hiß noch eine gehörige Zeit auf einen entsprechenden Bescheid warten, bis das Spruchkammerverfahren schließlich Ende 1948 zu einer Entscheidung über seine weitere Verwendungsmöglichkeit kam.

Inzwischen gab es gleich zu Beginn des folgenden Jahres, am 24. Januar 1947, eine Anfrage aus Konstanz über Verbleib und Tätigkeit von A. Hiß im dortigen Dienstbezirk. Der Bezirkskommissar vom „Badischen Landesamt für kontrollierte Vermögen“ fragt beim oben erwähnten Offenburger Stadtrat Bätz an, was über die nicht ganz unbedenkliche politische Vergangenheit von Hiß in Offenburg bekannt sei und ob er Orts- oder Kreiskulturstellenleiter gewesen sei. Hiß habe sich nicht in den Schuldienst zurückgemeldet und würde wahrscheinlich auch keine Pension beziehen. Stattdessen mache er sich auf einer Gemeinde als Hilfsratschreiber nützlich. Aufgrund des Gesetzes Nr. 52 habe er sich kurz angemeldet.

Ob Bätz aus Offenburg auf die Anfrage geantwortet hat, ist nicht bekannt. Sie sollte später von einer ganz anderen Seite beantwortet werden. Zunächst aber wurde Hiß aufgefordert, aufgrund des „Gesetzes zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus“ vom März 1947 einen längeren Meldebogen


mit ähnlichen Fragen wie im Fragebogen vom Januar 1946 auszufüllen. Gefragt wurde erneut nach Mitgliedschaft und Funktionen in der NSPAP. Hierbei, wie auch zum Einkommen, macht Hiß wieder dieselben Angaben, neu ist nur das für 1945 angegebene Gehalt mit 3000 RM und für 1946 mit 240 RM, was darauf hinweist, dass Hiß ab 1946 keine Pension mehr bezogen haben kann. Auf die Frage, ob es ein laufendes Prüfungsverfahren gegen ihn gebe, gibt Hiß eine negative Antwort. Unterzeichnet hat Hiß in Buchheim am 10. Juni 1947, Eingang beim Untersuchungsausschuss für politische Säuberung war erst am 21. Mai 1948.

Am 3. Oktober 1948 erfahren wir durch einen Brief des Bürgermeisters von Buchheim, Karl Kiener, etwas Genaueres über Verbleib und Beschäftigung von Albert Hiß. Er schreibt, dass Hiß seit April 1945 als Flüchtling in Buchheim wohne und Hab und Gut verloren habe. Er habe ihn zu Schreibarbeiten und sonstige Dienste für die Gemeindeverwaltung hinzugezogen, wodurch er sein Vertrauen und die Achtung der ganzen Bevölkerung erworben habe. Die Neuordnung der staatlichen Verhältnisse würde Hiß bejahen und sei gewillt, nach Kräften am Neuaufbau mitzuarbeiten. Ihm sei nichts Nachteiliges über seine frühere politische Tätigkeit bekannt geworden und würde es begrüßen, wenn ihm im Säuberungsverfahren Entlastung erteilt würde in der Überzeugung, dass Hiß einer nachsichtigen Beurteilung würdig ist. Hiß hatte offenbar weit weg von seinem früheren Wirkungsort Offenburg ohne Zurückmeldung in den Schuldienst und ohne Pensionsanspruch in seiner Not zwischenzeitlich einen Neuanfang auf dem unteren Niveau eines Bürogehilfen gesucht, um sich und seine Familie irgendwie über Wasser zu halten. Diese Identitätsverschleierung war allerdings nur solange aufrecht zu halten, bis in den Verfahren der politischen Säuberung Ende des Jahres die endgültigen Entscheidungen getroffen wurden. Offensichtlich hatte Hiß gegen die früher gegen ihn ergangene Entscheidung Berufung eingelegt. Von Mai bis November 1948 entstand daraus ein umfangreicher Schriftverkehr, der durch die verschiedenen Zuständigkeiten, Entscheidungen und Reihenfolge der Datierungen ziemlich verwirrend ist.

Am 14. Mai 1948 liegt ein Brief des Badischen Staatskommissariats für politische Säuberung an den Untersuchungsausschuss in Stockach vor, wo später auch alle entscheidenden Urteile gefällt werden sollten. Darin heißt es: „*Dem oben genannten Albert Hiß wird durch den Herrn Staatskommissar Wiedereinsetzung in den vorherigen Stand gewährt. Sie wolle den Fall vordringlich aufgreifen und durchführen.*“ Die erwähnten sieben Anlagen sind hier nicht

beigefügt. Damit ist die Entscheidung des Offenburger Untersuchungsausschusses, Entlassung ohne Ruhegehalt, praktisch aufgehoben, wodurch aber ordentliche Gerichtsverfahren im Fall Hiß nicht überflüssig wurden. Dazu sind zwei Handschriften von ihm erhalten, bei denen es um gewünschte Terminänderungen geht. Am 31. Mai schreibt er: *„Wie mir von Freiburg mitgeteilt wurde, ist mein Revisionsantrag von dort nach Stockach weitergegeben worden. Da ich mit einer Vorladung rechne, ersuche ich, diese nicht vor Mitte Juni anzuberaumen, weil ich in dringender Angelegenheit 14 Tage verreise.“* Am 20. Juli folgt ein zweiter Brief: *„Nach einer Verfügung, die an das Kreisamt für politische Säuberungen in Stockach kürzlich bekannt gemacht wurde, soll jeder, der der politischen Säuberung unterliegt, bis zum 1.8.48 im Besitz einer Bescheinigung sein, der ein Revisionsgesuch eingereicht hat. Wie mir Herr Preuther von Freiburg mitteilt, hat er Ihnen mein Revisionsgesuch vor etwa 2 Monaten zugeschickt. Ich bitte Sie daher um Zusendung einer entsprechenden Bescheinigung.“* Handschriftlich darunter der Vermerk *„erledigt“*. Vom 21. Mai liegt ein Berufungsantrag des Untersuchungsausschusses für politische Säuberung Stockach vor. Darin wird Hiß erneut nach seinen NS-Mitgliedschaften befragt, nach Sühnemaßnahmen und Sanktionen. Letzteres wird mit *„Révocation – Entlassungen“* ausgefüllt, für die Zulässigkeit der Berufungseinlegung seien die Voraussetzungen erfüllt. Der Ausschuss schlägt für die Einstufung die Kategorie Mitläufer vor, es folgen zwei nicht ausgefüllte Seiten. Hiß hatte in der Zwischenzeit entlastendes Material für einen Prozess gesammelt, von dem zwei Beispiele Eingang in die Akten gefunden haben: Wieder wurde der Kollege Grimmig, der schon 1946 in Offenburg um sein Urteil gebeten worden war, das jetzt hier am 24. Mai 1948 wesentlich günstiger ausfällt, bemüht. Unter der Überschrift Bescheinigung schreibt er: *„Direktor Hiß hat während seiner Tätigkeit am Gymnasium Offenburg weder einen Kollegen politisch beeinflusst noch einem politisch anders Gesinnten irgendetwas nachgetragen oder geschadet.“* Dieses Entlastungszeugnis wurde genauso abgestempelt vom Untersuchungsamt für politische Säuberungen Stockach wie auch das folgende von einer höheren Instanz. Es stammt vom damaligen Minister für Kultus und Unterricht in Freiburg, Wohleb, mit Datum vom 22. Juli 1948 an den *„Sehr geehrten Herrn Kollegen“*. Wohleb, der 1931 im Karlsruher Ministerium Referent für Gymnasien und als Altphilologe tatsächlich Kollege von Hiß gewesen war, bestätigt diesem, dass dieser schon 1932 in Anerkennung seiner fachlichen und pädagogischen Leistungen für einen Direktorposten vorgesehen gewesen sei. Die Ernennung sei verschoben worden aus Gründen, die nicht in der Person von Hiß gelegen

Untersuchungsausschuss
Stockach
Zeichen: U 17 / Nr. 797 N



Vorschlag
zur Entscheidung im politischen Reinigungsverfahren

Schlussmaßnahme nach Art. 19 der Landesverfassung (LVO) vom 28. 3. 1947
gegen

Name: HIß Albert geb. am 16.12.1884
PL.

Hauptberuf: Ober-Studien-Direktor Wohnort: Buchheim Straße: Ortstr. 77

MITLÄUFER
ohne Sühne

Nach Abs. 1 Verpflichtung, sich regelmäßig bei der Polizeibehörde über ihren Wohnort zu melden
ja _____ nein _____ wenn ja, während _____ Jahren

Nach Abs. 2 Lt. LVO

Nach Abs. 3 Lt. LVO Einzahlung einer Geldsumme von _____ DM
Bestand einer monatlichen Contribution von _____ DM
auf die Dauer von _____ Jahren

Nach Abs. 4 Lt. LVO

Kürzung des Ruhegehalts um _____ % für die Dauer von _____ Jahren
Verrentung in dem Ruhestand mit einem Gehaltsatz von _____ % gekürztem Ruhegehalt
Verrentung mit Rückzahlung von _____ Dienstverrentungen
Einberufung von _____ Dienstverrentungen
Rückzahlung von _____ %
Rückgangsgeld einer während der Zugehörigkeit zur NSDAP, während _____ Beförderung
von _____ zum _____

Ort: Stockach den 5. Oktober 1948




Der Vorsitzende:   Der Beisitzer: 

Abb. 16: Einstufung des Stockacher Untersuchungsausschusses vom 5.10.1948

17/797 N steht erneut: 1) Der Betroffene wird als Mitläufer eingestuft. 2) Eine Sühnemaßnahme wird dem Betroffenen nicht auferlegt. Begründung: 1) Der Betroffene ist von Beruf Oberstudiendirektor 2) Der Betroffene hatte verschiedene Parteiämter inne 3) Damit gehört er zu dem Personenkreis, nach welchem vermutet wird, dass er ein Belasteter ist. In der Beweisführung heißt es, der Betroffene habe glaubhaft vorgetragen, dass in Karlsruhe die täglichen zahllosen Arbeitslosen der Anlass für seinen Parteieintritt 1933 gewesen sei in gutem Glauben an eine gute Sache. Als Kulturstellenleiter habe er ab 1934 dafür gesorgt, dass auf größeren Plätzen ständig Konzerte und Theateraufführungen stattgefunden hätten, ab 1940 habe er sich wegen des Auftrags, in Straßburg eine Schule einzurichten, nicht mehr um das Amt kümmern können. Sonst habe er sich parteipolitisch nicht betätigt, habe am Ende Hab und Gut verloren. Hiß habe bei der heutigen Verhandlung einen durchaus guten Eindruck hinterlassen, es gäbe keinen Hinweis, die zu der Annahme führen könnte, dass er etwa Aktivist oder Schuldiger, sondern wirklich Schulleiter im Sinne des Gesetzes gewesen sei. Der Untersuchungsausschuss sei deshalb zu dem Ergebnis gekommen, ihn als Mitläufer ohne Sühne einzustufen, zumal er durch seine Entlassung ein erhebliches Vermögen eingebüßt

hätten. Stattdessen habe man ihm eine Direktorstelle für die Ausbildung der klassisch-philologischen Lehramtskandidaten gegeben. Wohleb schließt „Mit verbindlichsten Grüßen, ihr sehr ergebener Wohleb.“ Wollte er mit seinem kollegialen Schreiben zum Ausdruck bringen, dass Hiß seine spätere Berufskarriere nicht seiner Parteizugehörigkeit verdankte? Zu den Revisionsunterlagen ist als drittes Schriftstück auch das oben erwähnte Schreiben des Buchheimer Bürgermeisters vom 3. Oktober 1948 zu rechnen, das ebenfalls den Eingangsstempel des Stockacher Untersuchungsausschusses trägt, der jetzt am 5. Oktober zusammentreten sollte. In seinem ersten Entscheid heißt es da unter dem „Vorschlag zur Entscheidung im politischen Reinigungsverfahren“: *Albert Hiß wird eingereiht in die Gruppe der Mitläufer ohne Sühne.*

habe, sodass er dadurch hinreichend gesüht erscheinen dürfe. *Die früher ergangene Entscheidung ist aufzuheben.* Offensichtlich hat der gute Eindruck, den Hiß hier gemacht hatte, den Untersuchungsausschuss davon abgehalten, dessen beschönigende Darstellung zu hinterfragen und außer den drei oben zitierten positiven Urteilen von Grimmig, Kiener und Wohleb auch belastendes Material, zum Beispiel über seine Tätigkeit in Straßburg, hinzuzuziehen. Das könnte auch der Grund dafür gewesen sein, dass die etwas strengere französische Militärbehörde knapp drei Wochen später in Stockach die Akten angefordert hat. Am 21. Oktober 1948 erhielt der dortige Untersuchungsausschuss vom „Gouvernement Militaire Bade“ ein Schreiben mit der Aktenanforderung zwecks Revision und folgenden knappen Fragen. Revision: eingelegt am 21.V.1948, Zweck: Verschärfung oder Milderung der Sühne, eingelegte Revision, Sühnemaßnahme bei systematischer Säuberung: Entlassung

Auf den 3. November 1948 datiert in den Akten eine „Niederschrift über die nichtöffentliche Sitzung der I. Spruchkammer-Abteilung des Landes Baden“ in dem politischen Säuberungsverfahren gegen Hiß, Albert, wohnhaft Buchheim, Ortsstraße 77. Gestempelt wurde das Schreiben oben rechts und unter den Signaturen mit „Badisches Staatskommissariat für Politische Säuberung“. Anwesend waren der Vorsitzende Dr. Ehret, drei namentlich genannte Parteienvertreter, zwei Berufsvertreter, der Vertreter des Staatskommissars Georg Siebert und für das Protokoll Frau Wolf. *Die Kammer ist ordentlich besetzt, der Betroffene nicht anwesend.* Alle folgenden Spalten der Niederschrift sind gestrichen! Auch das „nach geheimer Beratung in Vertretung des Staatskommissars erlassene Urteil“ wurde trotz Ankündigung im Text nicht beigelegt und findet sich auch sonst nicht in der entscheidenden Akte der Spruchkammer trotz der Unterzeichnung durch Dr. Ehret und Frau Moser. Dass es dann drei Wochen später, am 23. November 1948, eine Nachfrage an die Spruchkammer Freiburg gab, hatte aber einen anderen Grund. Das Badische Staatskommissariat für politische Säuberung Freiburg monierte: *„Da der Betroffene von der Spruchkammer nicht gehört worden ist und belastende Tatsachen aus den DNZ-Akten offenbar nicht in seiner Gegenwart erörtert worden sind, wird eine erneute Prüfung für geboten erachtet. Der Betroffene verweist darauf, dass der Untersuchungsausschuss ihn als Mitläufer ohne Sühne eingestuft hat. Wir bitten die Personalakte des Betroffenen heranzuziehen und ihn zur Verhandlung zu laden.“* Die als Anlage erwähnte „1 Akte“ ist nicht beigelegt. Offensichtlich gab es für das Säuberungskommissariat Unterlagen, die

Hiß noch mehr belasteten als die für die Einstufung als Mitläufer ohne Sühne herangezogenen Akten. Ob tatsächlich eine neue Verhandlung in seiner Anwesenheit mit einem härteren Urteil stattgefunden hat, ist nicht überliefert und daher für seine Zukunft nicht zu rekonstruieren. Das Dilemma der fehlenden Urteile der beiden letzten Akten lässt nur ungesicherte Vermutungen zu. Lediglich eine Karteikarte vom März 1949 im Staatsarchiv Freiburg gibt eine knappe Auskunft über die wahrscheinlich 1948 getroffenen Entscheidungen. Da heißt es unter D 180/16 zu Albert Hiß: *minderbelastet, drei Jahre Bewährungsfrist, zwangspensioniert, Zurückstufung von Oberstudiendirektor auf Studienrat*. Diese Gehaltszurückstufung von A16 auf A13 bedeutete nicht nur eine demütigende Degradierung, sondern auch eine erhebliche finanzielle Einbuße für den jetzt Zwangspensionierten, wobei völlig offenbleibt, ob Hiß entgegen einigen vorinstanzlichen Entscheidungen überhaupt in den Genuss einer Pension gekommen ist – A. Hiß hatte mit seinen jetzt 65 Jahren das Pensionsalter erreicht. Fest steht, dass er an mindestens fünf verschiedenen Orten in Baden versucht hat, Fuß zu fassen, wahrscheinlich um sich, wie nachweislich für die ersten Nachkriegsjahre in Buchheim, durch einfache Büro- und Verwaltungsaufgaben den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu verdienen. Vielleicht versuchte er, als mittelloser Flüchtling bei Verwandten unterzukommen, denn sein gesamtes Hab und Gut hatte er in Straßburg fluchtartig zurücklassen müssen, ohne je auf eine Entschädigung oder einen Lastenausgleich wie andere Flüchtlinge nach 1945 hoffen zu können. Nach Offenburg kehrte er wohl nie mehr zurück, vielleicht auch, um anderswo seiner Vergangenheit zu entkommen. Nur die Familie seines einzig überlebenden Sohnes ist hier nachweisbar, der jüngste Sohn war Ende des Krieges im Schwarzwald bei einem Tieffliegerangriff ums Leben gekommen. Seine alten Kollegen, Kähni, Pfaff und Zind, finden nach 1945 in Offenburg am Grimmelshausen-Gymnasium wieder eine Anstellung und werden noch bis zum Schuljubiläum 1956 als Teil des Lehrkörpers erwähnt. Als neuer Direktor war 1946 Dr. Josef Obrecht eingesetzt worden, der wie Hiß auch nur vier Jahre Schulleiter war.

In den noch verbleibenden 15 Jahren seines unruhigen Ruhestandes hat A. Hiß sechsmal seinen Wohnsitz und Arbeitsplatz gewechselt: Von Freudenstadt/Neustadt nach Buchheim und Albrück, von Riegel wieder nach Freudenstadt und schließlich nach Emmendingen. Dabei hat er immer den Kontakt zu seiner Ursprungsfamilie in Eichstätten am Kaiserstuhl gehalten. Zeugnis dafür ist ein Familienfoto, das Albert Hiß am



Stammsitz der jetzt fast hundertköpfigen Familie in Eichstätten im Jahre 1955 wenige Jahre vor seinem Tode zeigt.

Letztes aktenmäßig belegtes Zeugnis für sein Lebensende ist die Anfrage eines ehemaligen Abiturienten nach der derzeitigen Adresse seines alten Lehrer A. Hiß aus dem Jahre 1956. Das Oberschulamt Karlsruhe teilte am 12. März 1956 seine Adresse in Freudenstadt mit, wo Hiß bereits im Februar 1945 einmal gewohnt hatte.

Albert Hiß starb fast 80-jährig am 12. März 1964 in Emmendingen, wo er auch begraben wurde. Sein Grab ist nicht mehr vorhanden.

Abb. 17: A. Hiß (○) 1955 beim Familientreffen in Eichstätten

Versuch einer Bilanz

Es ist schwer, über Albert Hiß abschließend ein Urteil zu fällen. Als Grundlage dafür sollen ausschließlich die schriftlich überlieferten Quellen herangezogen werden, die gerade aus der Zeit der Spruchkammerverfahren auch persönliche Äußerungen

von Hiß überliefern. Hiß war ein typischer Vertreter seiner Zeit, der in vier unterschiedlichen politischen Systemen und zwei großen Weltkriegen sein fast 80-jähriges Leben jeweils neu justieren und sich auf seine Weise gewollt oder ungewollt arrangieren musste: 34 Jahre wilhelminische Kaiserzeit mit dem Ersten Weltkrieg, 14 Jahre Weimarer Republik, zwölf Jahre Nationalsozialismus mit dem Zweiten Weltkrieg und 19 Jahre Bundesrepublik Deutschland.

Aus wohlhabendem Elternhaus am Kaiserstuhl stammend schlug er nach dem Abitur und dem Studium der Altphilologie und Geschichte die normale akademische Laufbahn eines Gymnasiallehrers mit Anstellungen in Mannheim, Baden-Baden, Karlsruhe und Durlach ein, bis er die Direktionsstellen in Wertheim und schließlich in Offenburg und Straßburg übernahm. Gleichzeitig meldete er sich gleich nach dem Abitur 1913 als einjähriger Freiwilliger zur Infanterie und brachte es nach verschiedenen Wehrübungen bis zum Vizefeldwebel der Landwehr in Freiburg und Karlsruhe. Diese zehn Jahre sind charakterisiert durch das Nebeneinander von zivilen pädagogischen und militärischen Aufgaben, die auch zwei Seiten im Wesen von A. Hiß repräsentieren. 1914 zog er mit dem Hessischen Traditionsregiment „Kaiser Wlilhelm“ an die Westfront und kämpfte vier Jahre alle Schlachten seiner Truppe bis zum Kriegsende in verschiedenen Funktionen vom Leutnant und Hauptmann bis zum stellvertretenden Bataillonskommandeur mit. Seine Tapferkeit erwies sich durch eine Verwundung zu Kriegbeginn und drei Tapferkeitsauszeichnungen. Alle Siegeshoffnungen wurden enttäuscht durch die bittere, unerwartete Niederlage Ende 1918, als durch eine Revolution der Kaiser und Großherzog, seine Kriegsherrn, denen er durch Eid zur Treue verpflichtet worden war, abgesetzt wurden. Sicher war dies Ende aller bisher gültigen Loyalitäten und der abrupte Systemwechsel für Hiß auch das Ende militärischer Hoffnungen und ein nachhaltiges Schockerlebnis, das aber in seinem Falle durch eine sichere Beamtenstellung als Professor am Durlacher Gymnasium aufgefangen werden konnte. Wie stark das Kriegerlebnis in ihm noch nachwirkte, zeigte sich in seinem Regimentsbericht von 1924, den er *„in Erinnerung an eine große Zeit“* mit ausführlicher Beschreibung aller geschlagenen Schlachten verfasste, seine einzige literarische Hinterlassenschaft. Aus dem Jahre 1939 ist bekannt, dass Hiß durchaus einen neuen Krieg befürwortete. Die Erfahrung der Gegenwart in der Formulierung *„arme Heimat“* und *„Deutschland in den Staub getreten in seiner tiefsten Erniedrigung“* mag sein Verhältnis zur neuen Weimarer Republik charakterisieren, ohne dass

sonst Näheres dazu von ihm bekannt ist. Die nicht verkräftete deutsche Niederlage und die Revolution von 1918, der demütigende Versailler Frieden und die sozialen und wirtschaftlichen Zustände Ende der Weimarer Republik mögen der Grund dafür gewesen sein, dass A. Hiß sich zum ersten Mal in seinem Leben auch politisch engagierte und sich einer Bewegung anschloss, die einen neuen Anfang versprach: Schon 1933 wurde er in Karlsruhe Mitglied der NSDAP und übernahm 1934 als kommissarischer Schulleiter in Wertheim das Amt des Kulturstellenleiters, das er auch als Direktor des Gymnasiums in Offenburg bis zu seiner Abordnung nach Straßburg 1940 weiter ausübte. Als Grund für seinen Parteieintritt nannte er nach 1945 die große Zahl der Arbeitslosen, die er in Karlsruhe täglich zu Gesicht bekam. Hiß hatte sich nach seiner Flucht aus dem besetzten Straßburg Ende 1944 unter Zurücklassung seines gesamten Besitzes nicht wieder zum Schuldienst nach Offenburg zurückgemeldet und hielt sich mittelos an verschiedenen Orten in Südbaden auf, wo auch die Spruchkammerverfahren der französischen Militärbehörden gegen ihn geführt wurden. Durch sie und auch schon durch den Untersuchungsausschuss in Offenburg 1946 kam einiges über seine NS-Zeit ans Tageslicht, zu der Hiß auch persönlich Stellung genommen hat. Der Ausschuss in Offenburg sah ihn als großen Nazi mit der entsprechenden politischen Weltanschauung in Wort und Tat und verlangte seine Entlassung ohne Ruhegehalt. Hiß rechtfertigt dagegen in zwei persönlichen Schreiben Anfang 1946 zu seinem Frage- und Beurteilungsbogen seine NS-Mitgliedschaft als Loyalität gegenüber dem jeweiligen Staat, dessen Willen ein Beamter als ausführendes Organ zu erfüllen habe. Seinen Unterricht habe er stets nach den entsprechenden Richtlinien der vorgesetzten Behörde gestaltet. Pflichterfüllung gibt er auch als Leitsatz für sein Amt als Kulturstellenleiter an, mit dem er allen Menschen Freude machen und Anregungen geben wollte. Auch für den Fall einer Wiederanstellung, um die er nachsucht, versichert er, dass er die ihm auferlegten Pflichten mit derselben Gewissenhaftigkeit erfüllen würde, wie er es während seiner ganzen bisherigen Tätigkeit getan habe. Hiß scheint hier mit sich völlig im Reinen zu sein als loyaler pflichterfüllter Staatsdiener und sogar als kultureller Philanthrop. Mit dieser Haltung scheint er auch bei seinem persönlichen Auftritt vor dem Stockacher Untersuchungsausschuss einen guten Eindruck gemacht zu haben, der keinen Hinweis auf politischen Aktivismus oder irgendeine Schuld gefunden hat und ihn im Revisionsverfahren 1948 als Mitläufer ohne Sühne eingestuft hat. Die Sühne sei durch seine Entlassung und seine

Mittellosigkeit hinreichend gegeben. Ob Hiß eine Pension bezogen hat, bleibt offen und geht aus den Akten nicht hervor. Offen bleibt auch die Frage, warum man von Stockach aus nicht weiter in Offenburg recherchiert hat, wo offensichtlich die politischen Aktivitäten von Hiß viel negativer beurteilt wurden. Vielleicht konnte Hiß vor den Stockacher Ausschüssen seine menschlichen Qualitäten, die ihm auch von anderer Seite bestätigt wurden, voll zum Tragen bringen. Kultusminister Wohleb hatte ihn kollegial unterstützt, Kollege Grimmig hatte ihm einen ehrenhaften und humorvollen Charakter bescheinigt, der niemandem je etwas nachgetragen habe, Buchheims Bürgermeister bestätigte seinem Bürogehilfen Hiß, dass er seine und aller Mitbürger Vertrauen und Achtung erworben habe. Überlebende Zeitgenossen vom Kaiserstuhl begrüßten seine vornehme, heitere und charmante Art.

War Albert Hiß ein fehlgeleiteter nationaler Idealist, wie es in einem der Fragebögen heißt? Hat er die Schattenseiten eines Unrechtstaates, den er als Mitläufer mitgetragen und in nicht unbedeutender Position mitgestaltet hat, nicht wahrgenommen, unkritisch übersehen oder verdrängt? Sicher war er kein Antisemit wie einige seiner Kollegen, sicher hat er sich auch keine Verbrechen zuschulden kommen lassen. Können wir heute im Nachhinein aus besserem Wissen um die NS-Verbrechen verlangen, dass Hiß hätte in den Widerstand gehen müssen bei seiner Verantwortung für sein Leben und das der Familie? Für sein Mitläufertum hat Hiß in seinem letzten Lebensabschnitt fast 20 Jahre Sühne leisten müssen. Vielleicht verdient er deshalb unsere Nachsicht auch für das, was wir nicht über ihn wissen. Es bleibt sein Verdienst, die Offenburger Klosterbibliotheken für die Nachwelt erhalten zu haben und vielleicht auch der Respekt für seine Überlebenskunst in den vier verschiedenen politischen Systemen seines Jahrhunderts. So konnte er zu Recht von sich als Altphilologe im Rückblick auf seine fast 80 Lebensjahre im hohen Alter mit Tacitus sagen: „*non modo aliorum, sed etiam nostri superstites sumus*“ (Tacitus Agricola 3,2): „wir haben nicht nur andere, sondern auch uns selbst überlebt“.

Anmerkungen

- 1 Ein besonderer Dank geht an Frau Gisela Hiß, die Großnichte von Albert Hiß, für das Bildmaterial, das Sie mir freundlicherweise aus Familienbesitz zur Verfügung gestellt hat. Ebenso an Herrn Boomers vom Stadtarchiv Offenburg für seine hilfreichen Recherchen, Herrn Klettner für das Einscannen der umfangreichen Akten und Herrn Strittmatter für die Bildbearbeitung. Zu Dank verpflichtet bin ich auch Herrn Dr. Jordan vom Wehrgeschichtlichen Museum in Rastatt für einen ersten Einblick in den Regimentsbericht von 1924 und ganz besonders Herrn Dr. Hochstuhl vom Staatsarchiv Freiburg für die überaus entgegenkommende vorzeitige Bereitstellung der Spruchkammerakten, ohne die diese Arbeit nicht hätte abgeschlossen werden können.
- 2 Diese „Erinnerung eines alten Badeners“ hat uns der ehemalige Schüler Walter Seiss, Baden-Baden, im Badischen Tagblatt Baden-Baden vom 08.06.1975 überliefert.
- 3 Der Regimentsbericht ist inzwischen bereits zu einer Rarität geworden. Weder im Fernleihverkehr noch im Internethandel ist er mehr verfügbar. Er kann lediglich im Wehrgeschichtlichen Museum in Rastatt oder dem Militärarchiv in Freiburg vor Ort eingesehen werden.
- 4 Die Notiz findet sich bei Uwe Schellinger, Eine Kaserne und ihre Menschen, Offenburg 1998, S. 54, Anmerkung 63. Leider konnten die von Schellinger zitierten Feldpostbriefe trotz intensiver Nachforschungen im Offenburger Stadtarchiv bisher nicht aufgefunden werden. Vergleiche dazu auch den einschlägigen Aufsatz von M. Merker, Gymnasiale Kriegsbegeisterung und vaterländischer Opfertod 1914–1918, in: Die Ortenau 94 (2014) 111–166, in den zwei von Schellinger zitierte Feldpostbriefe übernommen wurden.
- 5 Der Autor hat in den letzten Jahren einige Autorenbestände der Klosterbibliotheken in Vorträgen und Aufsätzen in der ORTENAU vorgestellt: 2009 Der pseudohomerische Froschmäusekrieg und alle Homerdrucke, 2011 alle Ovidausgaben, 2013 alle Vergileditionen, 2015 ein Horazgedicht. 2017 kam ein illustrierter und kommentierter Bestandskatalog der gesamten ehemaligen Kapuzinerbibliothek hinzu (alle Beiträge verfügbar auf der Homepage der Historischen Bibliothek der Stadtbibliothek Offenburg). Wünschenswert wäre die Erschließung weiterer Bestände, besonders der humanistischen Drucke der Karten, Geographie, Pflanzenkunde und Judaika oder vielleicht sogar ein Kulturstipendium zur wissenschaftlichen Erfassung des Gesamtbestands.

Unveröffentlichte Quellen

Generallandesarchiv Karlsruhe

235–1 Nr. 1816 Personalakte Hiß, Albert 1909

456 E Nr. 4902 Militärpersonalakte Hiß, Albert 1903–1918

456 No. 4902 Leutnantsurkunde

456 d No. 417 Leumundsanfrage der Gestapo Karlsruhe über Direktor Albert Hiß vom 04.11.1938

Antwort der Gestapo Offenburg vom 07.11.1938

Antwort der Gestapo Mosbach vom 09.11.1938

235 No. 47799 Bestellung eines Kreispflegers der Kunst- und Altertumsdenkmäler für den Amtsbezirk Offenburg

am 16.2.1939 Ernennung von Albert Hiß

am 9.11.1944 Übertragung auf Prof. Dr. Karl Pfaff

Staatsarchiv Freiburg

D 180/2 Nr. 5002 Spruchkammerverfahren und Entnazifizierung 1945–1948

Stadtarchiv Offenburg

00 Offenburger Einwohnermeldekarte für Albert Hiß und Familie 1936–1941

28/01/002 Allgemeiner Schriftverkehr zur politischen Reinigung im Landkreis Offenburg 1945–1947

33/2/239 Dienst- und Personalsachen 1937–1944

33/2/374 Neugestaltung des Unterrichtswesens 1937

33/2/394 Stelle des Direktors 1936–1945

- 39/2/397 Verhältnis zur Partei 1937
33/2/407 Feierlichkeiten und Veranstaltungen 1933–1939
33/2/423 Arbeitsdienstpflicht 1938–1944
33/2/465 Statistische Erhebungen und politische Erhebungen

Literatur

- Gall, Wolfgang M.: Kleine Geschichte der Stadt Offenburg, Offenburg 2013
Ders.: „Arbeit für das Volk der Ortenau und damit für das deutsche Volk“. Der Historische Verein für Mittelbaden im Dritten Reich, in: Die Ortenau 90 (2010), 44–56
Hauer, Wolfram: Das Elsaß als Erziehungsproblem. Zur Umgestaltung des Schulwesens und der Lehrerbildung jenseits des Rheins nach badischem Vorbild (1940–1945), in: Krimm, Konrad (Hg.): NS-Kulturpolitik am Oberrhein 1940–1945, Ostfildern 2013
Hiß, Albert: Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Großherzoglich Hessisches) Nr. 116, Berlin 1924
Hochstuhl, Kurt: Vater Pazifist, Sohn Frontkämpfer – das schwierige Verhältnis von Adolf und Brandel Geck, in: Die Ortenau 95 (2015), 397–410
Ihlenfeld, O.R.L.: Das Badische Infanterie Regiment 170 im Weltkriege, Berlin 1926
Mehrgardt, Dietrich: Der Fall des Offenburger Studienrats Ludwig Zind, in: Festschrift des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg 2010, 237–242
Merker, Manfred: Gymnasiale Kriegsbegeisterung und vaterländischer Opfertod 1914–1918, in: Die Ortenau 94 (2014), 111–166
Ders.: Franziskanische Spuren in Offenburg, in: Collectanea Franziscana 84/1–2, Rom 2014, 23–78
Ders.: Wie ein schlimmer Traum. Brandel Geck, ein Offizier zwischen Kriegsbegeisterung und Verzweiflung, in: Offenburger Tageblatt vom 26. Juli 2014, Offenburg 2014
Ders.: Denkmalkunst und gefährdetes Gedenken, in: Die Ortenau 97 (2017), 111–134
Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. Dokumentation, Offenburg 1998
Tröndle, Isolde: Die historische Bibliothek des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg, in: Die Ortenau 69 (1989), 269–278
Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte, Offenburg 1998
Wiedemer, Gottfried: Streiflichter aus dem „Tausendjährigen Reich“, in: Festschrift des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg zur 350-Jahrfeier 2010, 231–233

Das Schutterner Mosaik vor dem Hintergrund der Klosterreformen des frühen 12. Jahrhunderts

Marita Blattmann

Dem Andenken meiner Schwester Ursula († 2018)

Das Mosaik:

Auffindungssituation, Darstellungen und Umschriften

Vom Mosaik in der Klosterkirche Schuttern ist vor allem die Szene auf dem rechten Rand bekannt: Kain erschlägt seinen Bruder Abel. Die wütend vorgeschobene Unterlippe Kains – „er verzog sein Gesicht“, heißt es in Genesis 4,5 –, die stille Ergebung des zusammengesunkenen Abel, die Einpassung der Figuren in einen nur rund 50 cm breiten Streifen zeigen, dass hier Meister ihres Faches am Werk waren.

Leider ist nicht *mehr* von ihrer Kunstfertigkeit zu bewundern, denn das Mosaik war weitgehend zerstört, als Karl List es bei einer Sondierungsgrabung im Auftrag des Landesdenkmalamtes 1972 entdeckte.¹ Nur die linke und die rechte Randzone der kreisförmigen Darstellung mit dem Durchmesser 338 cm waren noch am ursprünglichen Ort erhalten. Wie Abbildung 1 zeigt, zieht sich ein breiter Störungstreifen durch das Medaillon. Einzelne Trümmerteile und Steinchen konnten in der Schuttschicht zwischen Mosaikebene und dem ca. 120 cm darüber liegenden Bodenniveau der ausgegrabenen romanischen Kirche von Schuttern noch aufgefunden werden; der größte Teil aber ist verschwunden.

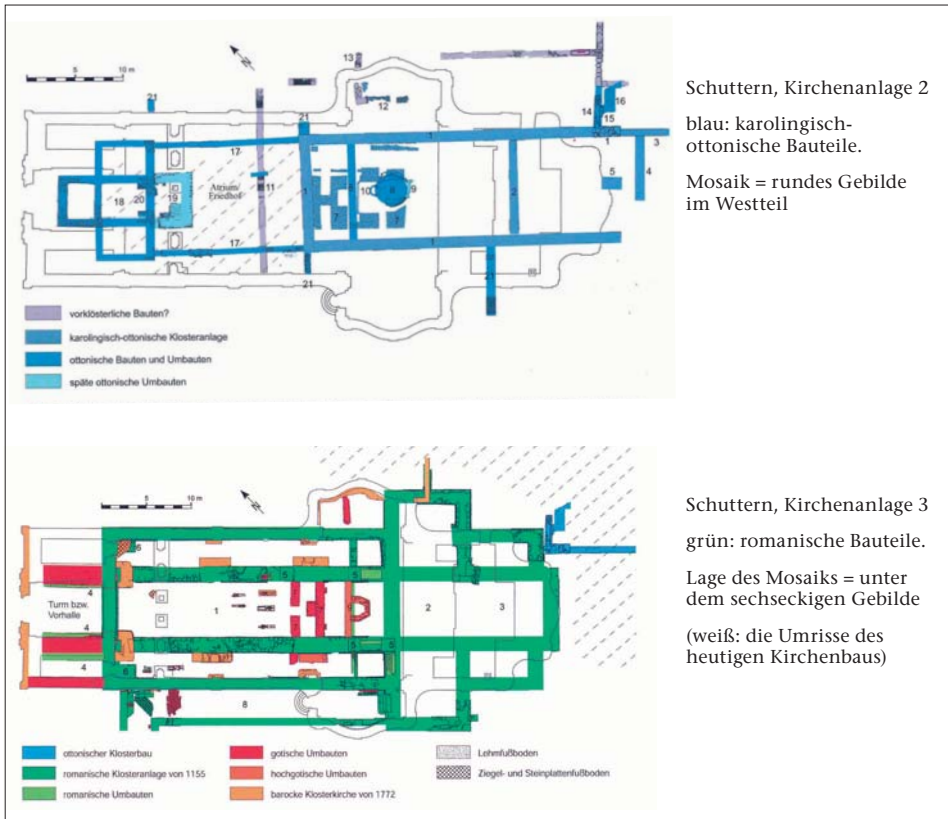
Das ist umso bedauerlicher, als dem Schutterner Mosaik eine gewichtige Position in der europäischen Kunstgeschichte zukommt: Es ist das älteste original erhaltene figürliche Fußbodenmosaik im deutschen Raum, das wir kennen. Dies gilt unabhängig von seinen zwischen den 960er und 1150er Jahren schwankenden Datierungsansätzen in der Forschung.² Denn von dem wohl 1073 entstandenen Tegernseer Mosaikfußboden sind nur ornamentale Partien gefunden worden,³ und die wahrscheinlich zwischen 1151 und 1156 geschaffenen figürlichen Mosaiken in St. Gereon in Köln wurden später mehrfach verändert.⁴

Abb. 1: Das Schutterner Mosaik bei seiner Auffindung 1972.



Anhand von Motiv, Buchstabenformen und stilistischen Eigenheiten hat sich das Schutterner Mosaik nicht eindeutig datieren lassen. Für eine chronologische Einordnung unter andere hochmittelalterliche Schmuckfußböden fehlen die Vergleichsstücke. Keine lokale Schriftquelle erwähnt jemals das Mosaik. Zum ursprünglichen Fußboden der karolingischen Kirche hat es noch nicht gehört. Andererseits muss es schon vor der Fertigstellung des romanischen Fußbodens, der ihn schließlich überdeckt, da gewesen sein. Mangels sicherer Datierung der romanischen Kirche – die ihrerseits 1767–72 durch einen Barockbau abgelöst wurde – schafft aber auch das keinen festen Grund. Für den romanischen Chor ist eine Weihenotiz aus dem Jahr 1155 überliefert.⁵ Das Mosaik liegt im Bereich des Kirchenschiffs, ob dieses gleichzeitig, vorher oder nachher fertiggestellt wurde, wissen wir nicht. Über die Lage des Mosaiks in bzw. unter diesen Kirchenbauten informiert die Abbildung 2:

Abb. 2: Die karolingisch-ottonische und die romanische Kirche von Schutterern. Grundrissrekonstruktionen von Luisa Galio.



Verlegt wurde das Mosaik im Westen des karolingisch-ottonischen Baus (blaue Umriss), nachdem dieser schon einige Zeit in Gebrauch gewesen war. Nach der Fertigstellung der romanischen Kirche (grüne Umriss) befand es sich 120 cm unter dem neuen Laufniveau im Boden, an jener Stelle, an der später der gotische Lettner ein auf dem Plan leicht auszumachendes sechseckiges Element integrierte (orange/rote Färbung).

Eine Möglichkeit zur zeitlichen Eingrenzung des Mosaiks wurde bisher nicht ausgeschöpft; auf sie soll sich daher dieser Beitrag konzentrieren. Es geht um die lateinischen Mosaikumschriften.

Sie sind nicht vollständig erhalten. Die Heidelberger Professorin für Mittellateinische Philologie, Renate Neumüllers-Klauser, hat aber 1987 aufgrund der gefundenen Fragmente einen Rekonstruktionsvorschlag vorgelegt und dazu die Zeichnung in Abbildung 3 anfertigen lassen,⁶ die gut erkennen lässt, für welche Schriftpartien tatsächlich Mosaiktrümmer noch vorhanden und welche nach Wahrscheinlichkeitsüberlegungen ergänzt sind. Diese ergänzten Buchstaben werden im Folgenden in eckigen Klammern wiedergegeben: Auf dem äußeren Rand des Mosaiks stand nach Neumüllers-Klauser links: [MV]NERA • ABEL • EXTENDIT • DEVS [ACCIPIT ILLA] – das

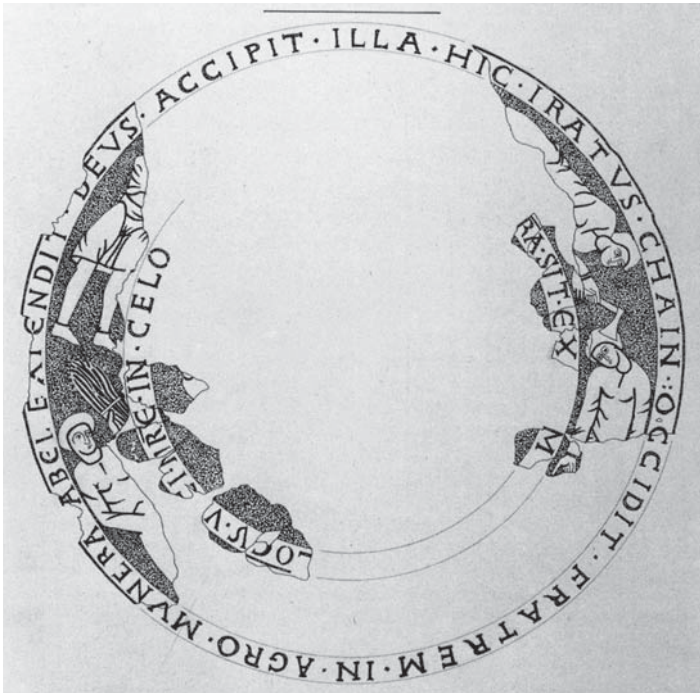


Abb. 3: Das Mosaik von Schutterner mit den von Renate Neumüllers-Klauser rekonstruierten Umschriften.

heißt: *Abel bringt Gaben dar. Gott nimmt sie an. Und rechts war ihr zufolge zu lesen: [HI]C • IRATVS • CHAIN • OC[CIDIT FRATREM IN AGRO] – Hier erschlägt der zornige Kain seinen Bruder auf dem Feld.* Den Sinngehalt der äußeren Umschrift gibt diese Rekonstruktion gewiss wieder, wenn auch nicht jedes rekonstruierte Wort richtig sein dürfte. Denn die Proportionen in der Umzeichnung stimmen nicht ganz. Tatsächlich passen in den oberen angedeuteten Kreisbogen mehr Buchstaben als die elf in *ACCIPIT ILLA* und in den unteren weniger als die achtzehn in *...CIDIT FRATREM IN AGRO*.

Dennoch ist der Befund eindeutig: Die äußere Umschrift beschreibt mit Worten die auf dem Mosaikrand dann im Bild dargestellte Geschichte von Kain und Abel aus der Bibel. Rechts sieht man, von den Hüften aufwärts erhalten, den Ackerbauern Kain mit einem Ährenbündel, von dem darüber dargestellten Abel, der ein Lamm präsentiert haben muss, sind nur Beine, Hüften und ein Teil des Rückens erhalten. Weil Gott das Tieropfer Abels annahm und die Feldfrüchte Kains verschmähte, kam es zu dem auf dem linken Rand dargestellten Mord. In der erhaltenen Partie mit den Oberkörper der beiden Brüder schlägt Kain mit einem Beil auf den Kopf Abels ein.

Genau das, was die äußere Umschrift nahezu entbehrlich erscheinen lässt – dass sie nur beschreibt, was man ohnehin sieht –, vermisst man bei der inneren Umschrift schmerzlich. Denn die wenigen Wörter, die man aus den losen Mosaiktrümmern noch zusammensetzen konnte, verraten nichts über die verlorene Darstellung in der Mosaikmitte. Links ergibt sich die zusammenhängende Partie *LOCVS • V[O]CI • N[ost]RE • IN • [C]ELO – der Ort für unser Gebet ist im Himmel.* Aus der kurzen rechten Formation *RA • SIT • EX* mit einem Kürzungsstrich über den ersten beiden Buchstaben rekonstruierte Renate Neumüllers-Klauser den Satz *[G]R(ati)A • SIT • EX[CELSI •]M[ISERATIONI • DEI] – Dank sei der erhabenen Barmherzigkeit Gottes – insgesamt ein „Ausdruck persönlich formulierter Anrufung“⁷, für die sich keine Textvorlage finden ließe. Diese Auffassung teilte auch noch Claudia Bodinek 2017: „Die Herkunft der Verse ist unbekannt.“⁸*

Herkunft der linken inneren Umschrift aus dem Missale Romanum

Nun lässt sich aber die Herkunft der Verse durchaus feststellen, und das eröffnet auch eine neue Möglichkeit für die zeitliche und sakrale Einordnung des Mosaiks. Die Wendung *locūs vocī in celo* ist keineswegs unbekannt, sondern erklang vom frühen

Mittelalter bis zur Liturgiereform 1962 einmal im Jahr in jeder katholischen Kirche, nur eben nicht im Plural (*voci nostre*), sondern im Singular (*voci meae*). Sie steht im zweiten Offertorium des auf den 9. August fallenden Festes *Vigilia Sancti Laurentii* – oder, verständlicher ausgedrückt: im „Gesang zur Gabenbereitung“ in der Vorabendmesse zum Laurentiusfest. Der vollständige Text lautet auf lateinisch und deutsch:

<i>Oratio mea munda est, et ideo peto, ut detur locus voci meae in caelo.</i>	Mein Gebet ist rein, und daher bitte ich, dass meiner Stimme im Himmel ein Ort gegeben werde [wo sie Gehör finde].
<i>Quia ibi est iudex meus, et conscius meus in excelsis. Ascendat ad Dominum deprecatio mea.</i>	Denn dort ist mein Richter, und mein Vertrauter in den Höhen. Mein Flehen steige auf zum Herrn. ⁹

Dass die Herkunft der Mosaikpartie aus dem *Missale Romanum* (Römischen Messbuch)¹⁰ nicht auffiel, erklärt sich aus der Seltenheit der Passage. Üblicherweise werden die an jedem Fest- oder Sonntag anders zusammengesetzten Messgebete und -gesänge der Bibel entnommen. So verhält es sich auch bei den übrigen Texten in der Abendmesse am Vortag des Laurentiusfestes: Sie stammen aus dem Psalmen und aus dem Matthäusevangelium, verteilt auf die folgenden, praktizierenden Katholik/-innen und Chorsänger/-innen vertrauten Partien:

<i>Introitus</i> (Eingangsglied)	<i>Dispersit dedit pauperibus ...</i> [Er verteilte (alles und) gab es den Armen ...]	Psalm 111,9+1
<i>Graduale</i> (Stufengebet)	<i>Dispersit dedit pauperibus ...</i> [s. o.]	Psalm 111,9+1
<i>Offertorium</i> (Gesang zur Gabenbereitung) 1	<i>Gloria et honore coronasti eum ...</i> [Mit Ruhm und Ehre hast du ihn gekrönt ...]	Psalm 8, 6+7+2
<i>Offertorium</i> (Gesang zur Gabenbereitung) 2	<i>Oratio mea munda est ...</i> [Mein Gebet ist rein ...]	{Anklang an Job 16,20}
<i>Communio</i> (Kommuniongesang)	<i>Qui vult venire post me abneget ...</i> [Wer mir nachfolgen will, verleugne (sich selbst) ...]	Math. 6,24

Als Herkunftstext für das zweite, uns hier speziell interessierende Offertorium wird in den Drucken des *Missale* immer ohne weiteren Kommentar Job 16,20 oder auch Job 16,18–20 angegeben. Dabei weichen dieser Bibeltext und der Offertoriumstext in Sinn und Wortlaut stark voneinander ab; die 37 Wörter in Job 16,18–20 haben mit den 24 Wörtern im Offertorium nur die sechs letzten gemeinsam (... *et conscius meus in*

excelsis). Tatsächlich ist das seit dem 8. Jahrhundert belegte Laurentiusoffertorium einer der ganz wenigen Messtexte, der nicht aus der Bibel stammt.¹¹ Und das ist unser Glück, denn nur so kann man den Anspielungen der Mosaikumschrift näher nachspüren.

Zitation der Wendung *locus voci in celo* in der mittelalterlichen Literatur

Was mag die Schöpfer des Schutterner Mosaiktextes bewogen haben, auf der inneren Umschrift das Laurentiusoffertorium zu zitieren? Es gibt drei Möglichkeiten:

- 1) Man zitierte die Stelle um ihrer Schönheit, Bekanntheit oder ihres literarisch-liturgischen Verweischarakters willen.
- 2) Man zitierte sie, um an ein Ereignis zu erinnern, das sich mit diesen Worten verband.
- 3) Man zitierte sie als Anspielung auf den Heiligen, zu dessen Festmesse sie gehörte.

Dass Lösung 1 nicht infrage kommt, klärte die Eingabe der Kernstelle *locus voci* in Datenbanken, die die Wendung mit den Werken christlicher und profaner Autoren, den Urkunden der Königskanzlei und weiteren Texten des Mittelalters abgleichen. Die elektronische Durchforstung vieler zehntausend Seiten, ergänzt durch banale Textrecherchen im *world wide web*, erwies *locus voci [in celo]* in allen denkbaren Schreibvarianten als absolutes Stiefkind der mittelalterlichen Verfasser. Nur an fünf weiteren Stellen außerhalb der Schutterner Mosaikumschrift wird die Wendung gebraucht – dass sie sprichwörtlich, beliebt, bekannt war oder in der theologischen Fachdiskussion eine Rolle spielte, kann man demnach verneinen.

Die Lösung 2 – Anspielung auf ein Ereignis – ist weniger weit hergeholt, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Mit dem Laurentiusoffertorium lässt sich in der Tat ein bekanntes Ereignis verbinden, nämlich die Lechfeldschlacht 955, in der König Otto der Große endgültig die Ungarn besiegte. Da am Laurentiustag gekämpft werden musste, der zudem im Jahr 955 auf einen Sonntag fiel, gelobte Otto am Vortag, dem 9. August 955, dem Tagesheiligen das Patronat über ein Bistum, wenn er ihm zum Sieg ver helfe. Liturgischer Zeitpunkt für solche Gelübde in der Messe ist die Gabenbereitung, womit das Offertorium der Laurentiusvigil eine besonders enge Bindung zum „Lechfeldschlachtgelübde“ erhält. Anderntags siegte Otto, und Laurentius wurde Patron des neubegründeten Bistums Merseburg.¹²

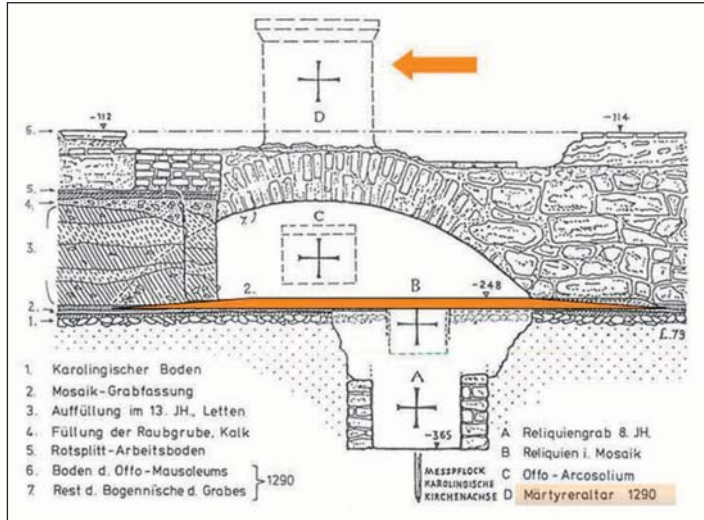
Vor allem aber verschafften die reichsweit anberaumten Siegesfeiern dem Schlachtenhelfer Laurentius auch im Deutschen Reich eine neue Popularität, wie er sie schon lange in Rom genossen hatte. Dort war Laurentius nach seinem Märtyrertod während der Christenverfolgung des Jahres 258 rasch zu einem der Hauptheiligen aufgestiegen. Der Legende nach hat Kaiser Valerian den Diakon des Papstes, der ihm, zur Herausgabe der „Schätze der Kirche“ aufgefordert, die Armen Roms zuführte, auf einem glühenden Rost hinrichten lassen. Das seinem Andenken geweihte San Lorenzo fuori le mura ist eine der sieben Hauptkirchen Roms. Bis heute nennt ihn das Erste Hochgebet der katholischen Kirche im Märtyrerkanon – die Abfolge „Linus, Kletus, Klemens, Xystus, Kornelius, Cyprianus, Laurentius ...“ wird mancher im Ohr haben. Wie Weihnachten und Ostern war auch das Laurentiusfest dreiteilig – bestehend aus einem Vortag mit Abendmesse, dem Festtag und der Oktav acht Tage darauf.

Nach 955 feierte man Laurentius gerade in Süddeutschland mit verstärktem Eifer, im Umfeld des zuvor von den Ungarn zerstörten Klosters Benediktbeuren beispielsweise wurden ihm neue Kirchen geweiht,¹³ und so scheint es nicht abwegig, dass man ihm ebenso in Schuttern eine Kapelle oder einen Altar gewidmet haben könnte. Auch Schuttern wird, freilich erst in später und unsicherer Überlieferung, eine 938 erfolgte Zerstörung durch die Ungarn und eine vielleicht damit zusammenhängende Weihe durch den zwischen 965 bis 991 amtierenden Bischof Erkanbald von Straßburg zugeschrieben.¹⁴ Unabhängig davon war das Kloster Schuttern für das Reichsheer kontingentpflichtig; von den Bewaffneten, die es zur Lechfeldschlacht entsandte, kann der ein oder andere es dem König gleichgetan und dem Laurentius eine Stiftung gelobt haben.

Jedenfalls gab es in der Klosterkirche Schuttern einen Laurentiusaltar. Das fiel bisher nicht auf, obwohl er auf vielen Rekonstruktionszeichnungen Karl Lists an prominenter Stelle zu sehen ist, nämlich (in der Abbildung 4 durch einen Pfeil markiert) als Element der romanischen Kirche direkt über dem zugeschütteten Mosaik.

Allerdings nennt ihn List stets nur den „Märtyreraltar“ oder „Altar der Märtyrer“. Denn entscheidend war für ihn die Chronikstelle, die vom *altare ad martyres supra sepulturam Offonis* – also in Lists Interpretation vom „Märtyreraltar über dem Offograb“ – spricht¹⁵. Dessen genaues Patrozinium erschien ihm offenbar irrelevant. Dabei führt die Weihenotiz aus dem Jahr 1283 die Patrone des Schutterner Märtyreraltars näher auf: es sind Laurentius, Linus und Cletus.¹⁶

Abb. 4: Mosaik und darüber situierter Märtyrerraltar von Schuttern in der Rekonstruktion von Karl List.



Damit rückt die Lösung 3 in den Blick, dass das Zitat aus dem Offertorium eine Verbindung zwischen dem Mosaik und dem heiligen Laurentius herstellen wollte. Dazu ist das Offertorium in der Tat geeignet. Denn während alle anderen Messtexte der drei Laurentiusfesttage im Verlauf des Kirchenjahres mindestens ein weiteres Mal auch an anderen Tagen in Gebrauch kommen, wird der unbiblische Offertoriumstext nur am 9. August gesungen und markiert daher für die Kundigen exklusiv diesen Heiligen. Dass er auf dem Mosaik genau zu diesem Zweck auch zum Einsatz kam, wird ersichtlich, wenn man die fünf ermittelten Stellen überprüft, die im Mittelalter die *Passage locus voci nostre [in celo]* zitieren.

Zweimal erscheint die Wendung *datur/daretur locus voci nostre* als Floskel in Briefstellern, und die heilige Aldegundis rezitiert in Kapitel 16 ihrer Vita den ersten Satz des Offertoriums als Gebet¹⁷ – das bringt uns nicht weiter. Die letzten beiden Treffer aber, beide aus Werken des 1129 verstorbenen Abtes Rupert von Deutz, werfen ein ganz neues Licht auf das Problem.

Laurentius und Abel bei Rupert von Deutz

Der erste entstammt einem Gedicht des damals noch unbekanntem jungen Mönches, den im Investiturstreit 1095 die Anhänger des Kaisers zusammen mit seinen Mitbrüdern aus dem Lütticher Kloster St. Laurentius vertrieben hatten. In einem fingierten Gespräch mit Jesus Christus bittet der Klosterpatron Laurentius um Hilfe für den Konvent und ver-

weist dabei auf das einst von ihm erlittene Martyrium.¹⁸ Die letzten 16 der 50 Gedichtzeilen integrieren unverkennbar (im Folgenden **rot** hervorgehobene) Phrasen aus dem Laurentius-offertorium. Der Dichter konnte offenbar voraussetzen, dass seine Leser die Versatzstücke identifizieren und sie auf Laurentius beziehen würden.

Gedicht Ruperts von Deutz

[...] *Memento, qui iudex meus* [...] *Et testis es et conscius, [...]*
Ob hoc munda precor precor:
Detur locus voci mee!
Iam res iacentes releva,
Causam meam iam iudica!
Tunc Dominus, qui simplicis
Respexit Abel hostiam,
Respexit ad Laurentium,
Qui concrematus ignibus
Odor suavitatis est,
Ex viva factus hostia.

Und Gott, dem einst der Opferbrand
des schlichten Abel angenehm,
blickt gnädig auf Laurentius,
der, als die Flammen ihn verzehrt,
mit süßem Wohlgeruche ward
vom Lebenden zum Opferbrand.

Laurentius-Offertorium

Oratio mea munda est,
et ideo peto,
ut detur locus voci mee in
caelo,
quia ibi est iudex meus,
et conscius meus in excelsis,
ascendat ad Dominum
deprecatio mea.

Am frappierendsten allerdings ist die Schlusswendung des Gedichts: hier taucht neben Laurentius und dem *locus voci* unvermittelt auch Abel auf – genauso wie auf dem Rand des Schutterner Mosaiks. Der Vergleichspunkt zwischen Abel und Laurentius ist für Rupert von Deutz das Brandopfer: Wenn Gott schon das Tieropfer des Abel so angenehm war, dass er ihn deshalb „gnädig anblickte“, wie sollte er dann den für Ruperts Kloster bittenden Laurentius ignorieren, der doch selbst als ungleich höherwertiges Opfer auf dem glühenden Rost gestorben war? Oder, um es kurz auf den Punkt zu bringen: Abel starb letztendlich *wegen* eines Brandopfers, Laurentius jedoch *als* Brandopfer.

Die Motivkette, die der junge Rupert hier anschluss, begleitete ihn durch sein Leben. Er wurde berühmt; die Nachwelt kennt ihn als einen der produktivsten und meistrezipierten Bibel- und Literaturkommentatoren des 12. Jahrhunderts. Nachdem er 1120 Abt des gegenüber Köln am linken Rheinufer gelegenen Heribertklosters in Deutz geworden war, errichtete er dort Laurentius, dem Klosterpatron seiner Jugend, ein Spital und musste erleben, dass ein genau von diesem Gebäude ausgehender gewaltiger Brand im August 1128 große Teile des Ortes in Schutt und Asche legte. Ruperts meditative Bewältigungsschrift über den „Brand von Deutz“ ist sein letztes vollendetes Werk, fünf Monate darauf, im März 1129, starb er. Die Schlusspassage ist als Dialog mit dem heiligen Laurentius gestaltet, der auch hier wieder mit dem „ersten Märtyrer“ Abel verglichen

wird, und enthält ein Gebet: das Offertorium der Laurentiusvigil, das hier komplett zitiert wird¹⁹ – das ist die fünfte Belegstelle für ein Auftreten der Wendung vom *locus voci* in der mittelalterlichen Literatur.

Wie am Anfang und am Ende seines Schaffens tauchen auch in den Hauptwerken Ruperts Laurentius und Abel in subtilen Argumentationslinien, die hier nicht erörtert werden können, als Vergleichspaar auf, so im Kapitel 4.6 des *Liber de divinis officiis* von 1111, das dem historisch ersten „Protomärtyrer“ Abel den zwar nicht historisch, aber von der Bedeutung her „ersten“ Märtyrer Roms zur Seite stellt, und in Kapitel 39.19 des Buches *De sancta trinitate et operibus eius*, in dem Rupert sein Lieblingsthema auf die knappe Schlussbehauptung hinführt *Laurentium esse Abel alterum* – „Laurentius ist der zweite Abel!“²⁰

Der erste Abel – wie es ihm zukommt als Randfigur – und im Zentrum der „zweite Abel“ Laurentius, der größte Märtyrer der römischen Kirche, ihr Opfertod und ihr reines Gebet, das im Himmel Gehör fand – sie also könnten nach diesen Beobachtungen der Gegenstand des Schutterner Mosaiks sein. Das setzt aber voraus, dass die Entwerfer die Schriften Ruperts von Deutz kannten. Denn die Parallelsetzung von Abel und Laurentius scheint eine originelle Idee Ruperts gewesen zu sein – jedenfalls ist aus der christlichen Literatur vor ihm niemand bekannt, der so etwas schon gemacht hätte. Viel Gefallen hat sie aber auch nicht gefunden, denn von den zahlreichen mittelalterlichen Verehrern und Interpreten von Ruperts Werk hat keiner je die in immerhin vier seiner Schriften auftretenden Abel-Laurentius-Parallelen aufgegriffen, weiter verarbeitet oder auch nur zitiert. Noch 1738 taucht in Perckmayrs sorgfältiger Zusammenstellung der Legenden und Motive, die dem heiligen Laurentius in der Literatur zugeordnet wurden, die Kombination Abel-Laurentius nur für Rupert von Deutz auf.²¹

Wenn die Entwerfer des Schutterner Mosaiks von Rupert von Deutz inspiriert waren, ergibt sich daraus ein Anhaltspunkt für die Datierung: Das Mosaik könnte dann frühestens 1111, nach dem Erscheinen von Ruperts erster großer Schrift *De divinis officiis*, konzipiert sein. Denn eine breite Rezeption seines 16 Jahre älteren Jugendgedichtes ist kaum anzunehmen.

Frührezeption Ruperts von Deutz im Kloster Prüfening

Rezeption ist ein wichtiges Stichwort. Gibt es denn Anhaltspunkte dafür, dass man in Schutterner im frühen 12. Jahrhundert die Werke Ruperts vom fernen Niederrhein kannte? – Nun

ist es wegen der vielen Brände, die nur zwei Handschriften und einige Fragmente aus dem mittelalterlichen Skriptorium Schutterners überdauern ließen, nicht feststellbar, was man dort las und kopierte. Geht man nach der Überlieferung von Rupert-Handschriften aus dem 12. und 13. Jahrhundert, dann hat er im Oberrheingebiet keine frühe Resonanz gefunden. Breit rezipiert wurde er am Niederrhein sowie in bayerischen und österreichischen Klöstern südlich der Donau und um Bamberg herum. Ein besonders intensives und frühes Interesse brachte man ihm im (heute auf Regensburger Stadtgebiet liegenden) Benediktinerkloster Prüfening entgegen. Die beiden erhaltenen Prüfeningener Bibliothekskataloge aus der Mitte des 12. Jahrhunderts verzeichnen zahlreiche seiner Werke, und ein vom Prüfeningener Bibliothekar Wolfger bald nach 1130 verfasster Überblick, der die Arbeiten von 118 maßgeblichen christlichen Autoren seit dem 4. Jahrhundert kurz vorstellt, positioniert den Deutzer Abt als krönenden Schlusspunkt und bezeichnet ihn dabei als *Rupertus Magnus*, als „Rupert den Großen“.²²

Zwischen Prüfening und Schuttern gibt es nun aber durchaus Verbindungen: Sie sind beide Eigenklöster des Bistums Bamberg. In einem 1123 verfassten Rundbrief, mit dem Bischof Otto I. von Bamberg (1102–1139) seine Äbte zum eifrigen Vortreiben der Hirsauer Reformen in ihren Konventen ermahnt, steht der Prüfeningener unmittelbar vor den Leitern der beiden Bamberger Klöster in der Ortenau: „Erbo von Prüfening, Friedrich von Gengenbach, Eberhard von Schuttern [...]“.²³

Während vom Schutterner Eberhard außer dem Namen nichts bekannt ist, wissen wir über Erbo und Friedrich mehr: Sie stammen beide aus dem Kloster Sankt Georgen im Schwarzwald, das sich unter Abt Theoger († 1120) seit 1088 zum Zentrum und Multiplikator der Hirsauer Reform im Schwarzwald und in den angrenzenden Regionen entwickelt hatte.

Die Hirsauer Reformideen

Die Hirsauer Reformideen faszinierten damals Benediktinermönche, -nonnen und Laien gleichermaßen. Sie zielten auf ein strengeres und karger Leben im

Abb. 5: Abt Rupert von Deutz (links) überreicht Bischof Kuno von Regensburg eine Exemplar seines Werkes De divinis officiis. Widmungsbild in einer wohl in Prüfening 1127 geschriebenen Handschrift (heute München, Bayerische Staatsbibliothek, Cod. 14355, fol. 1r). Interessantes Detail: Das Wort FRVCTIBVS (obere Zeile) endet mit der gleichen, in Auszeichnungsschriften seltenen ,VS'-Ligatur wie das Wort LOCVS auf der Schutterner Mosaikumschrift.



Kloster selbst, auf feierliche Gottesdienste und Kontemplation. Weil sie tief überzeugte Mönche und Nonnen wünschten, wollten die Reformer den üblichen Weg in ein Benediktinerkloster, die unwiderrufliche Übergabe durch die Eltern schon im Kindesalter, abschaffen – das setzte sich aber nicht durch. Ein voller Erfolg war demhingegen die erstmalige Aufnahme von Konversen, also von Laien höheren Alters oder aus den ärmeren Schichten. Solche Neuzugänge hatten Benediktinerklöster bis dahin in der Regel abgelehnt, weil sie für ein Klosterleben nicht mehr taugten: Ein umfangreiches Repertoire an lateinischen Gebeten, Gesängen, liturgischen Haltungen, die Nachtgottesdienste, das Fasten, einsame Meditationsübungen, die in der Benediktregel vorgeschriebene Lektüre mindestens eines Buches pro Jahr – das alles, was Mönche von Kindesbeinen an in vielen Jahren einübten, konnten erwachsene Analphabeten, die bis dahin ein weltliches Leben geführt hatten, weder erlernen noch gut ertragen.

Dabei war ein gottgefälliges, frommes Leben ein tiefes Bedürfnis auch vieler einfacher Menschen in der Spätphase des Investiturstreites. Als Erster Abt Wilhelm von Hirsau (1069–1091), von ihm angeregt dann auch viele andere am Kloster Hirsau orientierte Äbte und Äbtissinen ermöglichten nun auch einen Eintritt von „Konversen“, also Laienbrüdern oder Laienschwestern, ins Benediktinerkloster. Latein, Lesen und alle Feinheiten der Liturgie mussten die Konversen nicht lernen. Sie übernahmen hauptsächlich handwerkliche Tätigkeiten oder halfen in Haushalt und Garten. Sie wohnten von den Vollmönchen getrennt, saßen in der Kirche an einem gesonderten Ort in einem eigenen Konversenchor und mussten nur zwei der für Vollmönche vorgeschriebenen acht Gebetszeiten einhalten – aber sie gehörten prinzipiell dazu. An den Verdiensten im Jenseits, die das fromme Leben der Klostersgemeinschaft einbrachte, hatten sie den gleichen Anteil wie die Vollmönche oder Chorschwestern; den einen oder die andere mag auch die Teilhabe an der materiellen Versorgung im Kloster beruhigt haben.

Die Integration der neuartigen Mitglieder, die Änderung der Liturgie, aber auch die Rückführung mancher einem bequemen Leben verfallenen Konventsangehörigen zu Regeltreue und Askese war eine Herausforderung, der sich viele der Hirsauer Reformbewegung verbundene Äbte erfolgreich stellten. Ihnen half die Einbindung in ein Netzwerk sowie der stetige intellektuelle, organisatorische und vor allem auch personale Austausch. Man berief als Abt einen Mönch aus Hirsau selbst oder aus einem Kloster, in dem der „Hirsauer Geist“ schon tiefe Wurzeln geschla-

gen hatte. Und dieser Reformabt kam dann nicht allein, sondern in der Regel begleitet von weiteren Mönchen seines Herkunftsklosters, die die neuen Bräuche mit einüben und vorleben konnten. Manchmal schickte man auch nur Mönche als Vorhut, etwa wenn ein alter Abt seinem reformwilligen Konvent mangels Erfahrung die Hirsauer Bräuche nicht nahebringen konnte. Das war vielleicht in Gengenbach der Fall, wohin Abt Theoger von St. Georgen schon vor 1117 einige Mönche entsandte, denen erst Jahre später der nun von Theogers Nachfolger ausgewählte Friedrich als erster „hirsauisch gesinnter“ Abt Gengenbachs folgte.²⁴

Treibende Kraft im Hintergrund war bei dieser Aktion und auch bei der Berufung des jungen Priors Erbo aus St. Georgen zum zweiten Abt des erst 1109 gegründeten Klosters Prüfening der zuständige Diözesanbischof, Otto der Heilige von Bamberg. Er hatte vielleicht selbst einige Jugendjahre im Kloster Hirsau verbracht, war aber jedenfalls ein überzeugter Anhänger dieser Reformrichtung, die er im zweiten und dritten Jahrzehnt seiner Amtszeit (1102–1139) in fast allen Benediktinerklöstern der Diözese Bamberg einführen ließ. Kaum zwanzig in lascher Zucht lebende Mönche habe er bei seinem Amtsantritt im Bamberger Kloster Michelsberg vorgefunden, schreibt er in seinem oben erwähnten Rundbrief, nun – zwanzig Jahre später – führten siebzig dort ein vorbildliches Leben. Das gelte es in den anderen Klöstern nachzuahmen.

Die unter Bischof Ottos Mitsprache ausgesuchten Äbte waren alle „gelernte“ Vertreter der Hirsauer Reform mit guten persönlichen Beziehungen. Abt Theoger von St. Georgen (1088–1119; verstorben als Bischof von Metz 1120) war seinerseits ein herausragender Schüler Abt Wilhelms von Hirsau (1069–1091) gewesen, des Begründers der Bewegung. Theogers Lieblingsschüler und in den letzten Abtsjahren ständiger Begleiter wiederum war Abt Erbo von Prüfening (1121–1162), der im fernen Regensburg seinen Mentor nicht vergaß, sondern dort dessen Lebensgeschichte, die *Vita Theogeri*, aufschreiben ließ – vielleicht vom Bibliothekar Wolfer, den wir oben als Verehrer Ruperts von Deutz kennengelernt haben, eher aber von einem anderen aus St. Georgen mit ihm nach Prüfening gekommenen Mönch. Möglicherweise hat eine gezielte Abwerbungskampagne Erbo – den Theoger als seinen Nachfolger in Sankt Georgen aufgebaut zu haben scheint – nach Bayern geführt. Denn Prüfening war eine eigene Gründung Bischof Ottos und neben Michelsberg, in dem der Bischof sogar einige Jahre selbst lebte, dessen Herzensprojekt. Prüfening Klosterpatron war der heilige Georg – schon das musste einen Sankt Geogener ansprechen –, und im benachbarten Regensburger

Kloster St. Emmeram waren Wilhelm von Hirsau selbst und sein an der Konzeption der Hirsauer Gewohnheiten beteiligter Freund Ulrich von Zell aufgewachsen. St. Emmeram verschloss sich den Reformansichten seiner berühmten Söhne; um so größer war Bischof Ottos Ehrgeiz, dem altehrwürdigen Traditionskloster das junge Prüfening als besseres Konzept entgegenzustellen. Der Sankt Georgener Erbo hat als Abt in Prüfening alle in ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt und das Kloster in seinen Amtszeit 1121 bis 1162 zu einer Blütezeit geführt.

In Sankt Georgen folgte auf den charismatischen Gründungsabt Theoger als zweiter Werner I. von Zimmern (ca. 1119–1134), der, wie auch der von ihm nach Gengenbach entsandte Friedrich, als Angehöriger derselben Klostersgeneration ein persönlicher Jugendbekannter von Erbo gewesen sein muss. Friedrich von Gengenbach seinerseits scheint die traditionellen Beziehungen Gengenbachs zum Kloster Michelsberg in Bamberg wieder aufgegriffen zu haben, denn er steht im Michelsberger Totenbuch als *plenus frater*,²⁵ als einer, dessen Verdienste so zu rechnen sind, als wäre er selbst Michelsberger gewesen. Die Karte in Abbildung 6 verdeutlicht die räumliche Nähe der genannten Reformklöster.



Abb. 6: Lage der Hirsauer Reformklöster Hirsau, Sankt Georgen, Gengenbach und Schuttern. Rot gestrichelt: die Grenzen der Diözese Konstanz.

Abt Eberhard von Schuttern

Anders als im Fall Gengenbach wissen wir nichts über die Anfänge der Hirsauer Reform in Schuttern. Der im oben erwähnten Rundbrief Bischof Ottos genannte Abt Eberhard kann der erste Reformers gewesen sein oder auch der letzte vom alten Schlag. Schon im frühen 16. Jahrhundert stellt der Klosterchronist Paul Volz fest, dass über die 102 Jahre zwischen dem bezeugten Tod Abt Rustens von Schuttern 1034 und dem Auftreten eines Abtes Conrad von Schuttern in einer Papsturkunde 1136 alle Nachrichten fehlen. Die Liste der Schutterner Äbte in der *Germania Benedictina* von 1975 „Eberhard 1102–1127“ gefolgt von „Conrad 1135–1162, †27.7.1162“²⁶ ist trügerisch. Abt Eberhards Anfangsjahr ist leider unbekannt; immerhin lässt sich rekonstruieren, wie es zu der unhaltbaren Angabe „1102“ kam, während Anhaltspunkte für die Herkunft seines angeblichen Endjahres 1127 noch fehlen. Abt Conrad trat wohl schon 1134 sein Amt an.²⁷ In der Lücke zwischen beiden taucht in Schutterner Aufzeichnungen seit dem 18. Jahrhundert ein Abt Ulrich auf, der uns noch beschäftigen wird.

Interessant wären belastbare Daten deshalb, weil der Beginn des hirsauorientierten Lebens in Schuttern auch einen Anhaltspunkt für den Neubau der romanischen Kirche liefern würde. Ein Leben nach den Hirsauer Gewohnheiten erforderte neue Räumlichkeiten wie den Konversenchor oder eine außenliegende Prozessionsstation; wohl auch deshalb hat Bischof Otto im Zuge der Einführung der Hirsauer Gewohnheiten zwei Dutzend Klöster neu errichten oder umbauen lassen, während von seinem Amtsvorgänger Bischof Rupert (1075–1102) weder eine Reformförderung noch Klosterbaumaßnahmen bekannt sind. Abt Conrad von Schuttern (1134–1162) war als ehemaliger Mönch des Klosters Michelsberg ein in der Wolle gefärbter „Hirsauer“. Wäre sein nächstbekanntester Vorgänger Abt Eberhard wirklich schon 1102 zeitgleich mit Bischof Otto angetreten, könnte man seine Hirsauer Prägung nahezu ausschließen. Denn Otto selbst propagierte die Reform erst seit 1112. Damals zog nach dem erzwungenen Rücktritt seines Vorgängers der Bamberger Domkanoniker Wolfram als neuer Abt ins Kloster Michelsberg ein, begleitet von Mönchen aus Hirsau, wo Wolfram bewusst eine „Lehrzeit“ absolviert hatte. 1113 kamen Hirsauer Mönche ins Bamberger Eigenkloster Aura, 1114 mit dem als Abt vorgesehenen Erminold nach Prüfening, 1117 die hirsauisch geprägten St. Georgener nach Gengenbach – die Reihe ließe sich fortsetzen.

Wäre Eberhard in Schuttern erst in dieser Phase Abt geworden, hätte auch er einen hirsauischen Hintergrund gehabt. Denn ein reformorientierter Durchstart begann mit einem neuen Abt. Dabei setzten die Reformer die Äbte alter Schule gewöhnlich nicht ab, sondern warteten, bis der Tod sie abberief, zumal man den Konvent schon zu ihren Lebzeiten auf die neuen Zeiten vorbereiten konnte, wie es die Sankt Georgener Delegation in Gengenbach ja ein paar Jahre vor Eintreffen Abt Friedrichs bereits tat. So ein Abt konnte aus einem etablierten Reformkloster kommen, aber auch, wie das Beispiel Abt Wolframs von Michelsberg (1112–1123) zeigt, vor seiner Einsetzung in einem Reformkloster „nachgeschult“ worden sein. Nachrichten über die Herkunft eines Abtes bieten oft die Totenbücher der Herkunftsklöster, die auch den Tod von Männern vermelden, die auswärts Karriere gemacht haben. Aber kein erhaltenes Totenbuch verzeichnet ein Konventsmitglied Eberhard, das in der neuralgischen Zeit vor 1134 in Schuttern Abt wurde; Berichte über dorthin entsandte Mönche gibt es ebenfalls nicht.

Während Bischof Otto in den 1110er Jahren die ersten Reformäbte für seine Klöster noch aus Hirsau selbst oder St. Georgen kommen ließ, rekrutierte er die späteren aus seinen eigenen Klöstern. Erfolgversprechende junge Männer wurden gezielt in die Musterklöster Michelsberg und Prüfening überwiesen und herangebildet – nicht nur liturgisch und intellektuell, sondern auch in Verwaltungs- und Bauangelegenheiten. Denn unter Bischof Otto verwandelte sich fast jedes Kloster zeitweise in eine Großbaustelle. Da war zunächst Organisationstalent gefragt, und wenn der Neubau dann stand, stellte die Konzeption der künstlerischen Ausstattung auch eine theologische Herausforderung dar.

Die Fresken im Chor der Klosterkirche von Prüfening

Wer in der zweiten Hälfte der 1120er Jahren nach Prüfening kam, konnte das Resultat einer solchen Konzeption bewundern. Er fand dort eine soeben auch im Inneren fertiggestellte Klosterkirche von wunderbarer Schönheit vor, bunt ausgemalt mit Fresken, die sich im Sanktuarium, im den Mönchen vorbehaltenen Chorbereich, zu einem Abbild der Kirche als Gemeinschaft der Heiligen verdichteten.

Im Chorraum beteten die Mönche selbst, das pilgernde Volk Gottes auf Erden. Auf den Wandgemälden waren unten an den Chordurchgängen zu sehen ihr geistlicher und ihr irdischer Führer, an der Südwand der noch lebende Bischof Otto von



Abb. 7: Die Fresken an der Südwand des Presbyteriums im Chor der Klosterkirche Prüfening. Unten Bischof Otto von Bamberg, darüber in drei Reihen Heilige: Eremiten – die bei der Restauration in Männer umgewandelten Jungfrauen – Propheten, im Deckengewölbe die Personifikation der Kirche (Ecclesia, vgl. Abb. 8).

Bamberg und ihm gegenüber an der Nordwand ein Kaiser. Darüber umstanden an den beiden flächigen Chorwänden in drei Reihen übereinander die Chöre der Heiligen den Raum, gruppiert nach Ständen: an der Südwand vier Eremiten, sieben Jungfrauen und fünf Märtyrer, gegenüber an der Nordwand vier Mönche, sieben Bekenner und fünf Propheten, die fehlenden Apostel dürften zusammen mit Christus in der heute stark umgebauten Apsis dargestellt gewesen sein.²⁸ Verbunden werden die Figuren in den beiden oberen Reihen jeweils durch ein gemeinsam gehaltenes Schriftband. Die obersten Bänder sind noch lesbar: *TE PROPHETARUM LAUDABILIS NUMERUS* bzw.

TE MARTIRUM CANDIDATUS LAUDAT EXERCITUS. Das sind jene Verse aus dem Te Deum, die die Heiligen aufzählen, also in der heutigen Übersetzung von „Großer Gott wir loben Dich“: „Der Apostel Christi Chor, der Propheten große Menge schickt zu Deinem Thron empor neue Lob- und Dankesänge; der Blutzegen große Schar lobt und preist Dich immerdar.“

Gekrönt werden die Darstellungen im Gewölbe des Chorchochs durch eine Personifikation dessen, was sie zusammen bilden: durch die Ecclesia, die Kirche, als Frauengestalt in einem Kreis mit der Umschrift: + *VIRTUTUM GEMMIS PRELU-CENS VIRGO PERENNIS / SPONSI JUNCTA THORO SPONSO CONREGNAT IN EVO* – „Erstrahlend in den Edelsteinen der



Abb. 8: Die thronende Ecclesia im Chorgewölbe der Klosterkirche von Prüfening.

Tugend regiert die immerwährende Jungfrau, dem Bräutigam auf dem Brautbett verbunden, mit dem Bräutigam in Ewigkeit“.²⁹ Dass die Figur an eine Mariendarstellung gemahnt, ist durchaus beabsichtigt, denn sie steht im Figurenzyklus von Prüfening, der keine andere Muttergottesdarstellung enthält, auch für Maria. Maria, die ewige Jungfrau und Mutter Christi, ist auch die Mutter der Kirche, vor angekündigt schon im Bild der Braut aus dem alttestamentarischen Hohelied.

Nicht nur äußerlich erinnert die kreisförmige Darstellung mit Umschrift in Kapitalbuchstaben an das Schutterner Mosaik. Die „konsequente Identifizierung der Braut [im Hohelied] mit Maria als Bild der Kirche“³⁰ in der theologischen Exegese des Mittelalters hat einen bekannten Urheber: Rupert von Deutz! Er formulierte diesen Gedanken um 1120 in seinem Hoheliedkommentar, zu dem ihn der damalige Siegburger Abt und nun, als man die Idee in Prüfening ins Bild setzte, Regensburger Bischof Kuno angeregt hatte.³¹ Die Weiheinschrift für die Prüfeningener Kirche aus dem Jahr 1119 ist erhalten,³² Wandmalereien und Deckenfresko von Prüfening werden in die Jahre zwischen 1125 und 1130 datiert³³ und spiegeln somit auch die theologischen Überlegungen im Prüfening der 1120er Jahre, die vielleicht nach Schutterner ausstrahlten.

Der ambrosianische Ritus und Paul von Bernried

Doch nicht nur, dass das Deckenfresko in Prüfening ebenso von Rupert von Deutz inspiriert zu sein scheint wie das Fußbodenmosaik in Schutterner. Auch ein ganz anderer Ansatz führt überraschend wieder nach Prüfening. Meinem Studenten Valentin De Nardo verdanke ich den Hinweis auf ein weiteres Zitat mit der Wendung *locus voci*. Es steht schon im Mittelalter im Missale Ambrosianum, das die Messordnung für den – bis heute vom Vatikan lokal zugelassenen – Sonderritus der Mailänder Kirche vorgibt. Ihre vom römischen Ritus abweichenden „ambrosianischen“ Gesänge und Liturgiefiern führten die Mailänder auf ihren bekanntesten Bischof zurück, den Kirchenvater Ambrosius von Mailand († 397). Auch die ambrosianische Kirche feierte Laurentius mit einer Vigil am 9. und dem Fest am 10. August. Der Gottesdienst am 10. August verwendet beim Offertorium denselben Text wie der römische Ritus am 9. August – mit einer entscheidenden Abweichung. Während im römischen Ritus das Offertorium beginnt mit den Worten *Oratio mea munda est [...]* – „mein Gebet ist rein [...]“, ersetzt der ambrosianische Ritus die vier Eingangsworte durch *Exaudita est oratio mea, Domine* – „mein Gebet wurde erhört,

o Herr“ –, um dann wie der römische fortzufahren [...] *et ideo peto, ut detur locus voci meae in caelo.*³⁴

Auf der rechten inneren Mosaikumschrift von Schutterern ist nur noch zu lesen ...*RA SIT EX*... Eine Bibel- oder Messtextstelle, in die diese Buchstabenfolge passen würde, hat sich trotz intensiver Suche nicht finden lassen. Würde hier der Mailänder Offertoriumstext die Vorlage bilden, müsste man seinen Beginn in Anlehnung an das Versmaß und die Plural-Formulierung auf der linken Mosaikumschrift umstellen in *ORATIO NOSTRA SIT EXAUDITA*. Dazu würde das Schutterner Umschrift-Fragment perfekt passen:

Offertorium der Messe am Fest des hl. Laurentius (10. August)

im **Misssale Ambrosianum:**

Exaudita est oratio mea, Domine,
et ideo peto,
ut detur locus voci meae in caelo
quia ibi est iudex meus
et conscius meus in excelso:
ascendat ad Dominum deprecatio mea.*

im **Misssale Romanum:**

**Oratio mea munda est,
et ideo peto,
(weiterer Text wie in Mailand)*

Abb. 9: Die erhaltene Partie der inneren rechten Umschrift des Mosaiks von Schutterern und die korrespondierende Stelle im ambrosianischen Laurentius-offertorium.



Allerdings – wie soll eine Stelle aus dem ambrosianischen Ritus der Mailänder Kirche nach Schutterern, ja überhaupt nur ins nordalpine Reich kommen? Die Mailänder hatten keinerlei Ehrgeiz, ihren jahrhundertlang mit großem Lokalstolz gegen das mächtige Rom behaupteten Sonderritus zu exportieren, und ein Interesse in umgekehrter Richtung liegt auch nicht auf der Hand. Die ohne große Hoffnung begonnene Suche nach Personen im mittelalterlichen Deutschland, die sich jemals mit dem ambrosianischen Ritus beschäftigt haben, ergab nur einen Interessenten – und der hielt sich frappierenderweise in den späten 1120er Jahren in Regensburg auf! Es ist der Kirchenre-

formanhänger Paul von Bernried († 1145), der sich um 1120 wegen Kontroversen mit „zu kaiserfreundlichen“ Kräften aus Regensburg in das Chorherrenstift Bernried am Starnberger See zurückgezogen hatte und – von dort mit seinem Schüler Gebhard in einer Urkundenangelegenheit nach Rom gesandt – auf dem Rückweg in Mailand 1123 eine entscheidende Prägung erfuhr: Die Gottesdienste nach ambrosianischem Ritus begeisterten ihn so sehr, dass er den Plan fasste, den ambrosianischen Ritus auch in deutschen Reformklöstern einzuführen. Er meinte das sehr ernst. Zehn erhaltene Briefe Pauls nach Mailand – meist nach Sant’Ambrogio, also an die Grabkirche des heiligen Ambrosius – und eine Antwort von dort aus den Jahren 1126 bis 1146³⁵ belegen, dass Paul sich in Mailand ganze Stapel ambrosianischer Liturgiebücher kopieren ließ. Ein Missale Ambrosianum war nach dieser Korrespondenz schon 1127 in Regensburg eingetroffen, und wir können davon ausgehen, dass Paul es dem Prüfeningener Bibliothekar Wolfger gezeigt hat.

Die Regensburger Kirchenreformer und ihre Themen

Denn diesen hatte Paul mit seiner Ambrosius-Begeisterung offenbar angesteckt: Paul hatte 1123 seinen neuen Mailänder Freunden versprochen, in den an seinem Rückreiseweg gelegenen Bibliotheken Ausschau nach Ambrosius-Handschriften zu halten, und dann noch im gleichen Jahr aus Verona die Kopie eines Kommentars des Ambrosius „zum 14. Psalm mit Bemerkungen zum Tod des Kaisers Gratian“ nach Mailand geschickt. Pauls rasche Zuordnung war aber falsch: über den Tod des Gratian schreibt Ambrosius in seinem Kommentar zum 61. Psalm. Genau die gleiche Fehlbezeichnung des Ambrosius-Kommentars zu Psalm 61 als Kommentar zu Psalm 14 unterläuft aber auch Wolfger von Prüfening in seinem Autorenkatalog, der mit *Rupertus Magnus* endet.³⁶ Dabei vermeldet Wolfger bereits in der Einleitung seines Werkes mit kaum verhohlenen Stolz, dass er eine Neuheit präsentieren kann: die erstmalige Zusammenstellung der Schriften des heiligen Ambrosius. In Prüfening war das schon etwas Besonderes, schließlich standen dort ja sogar an den Chorwänden Verse aus dem „ambrosianischen Hymnus“, wie man das *Te Deum* auch nannte, weil Ambrosius von Mailand als sein Dichter galt.

Der gemeinsame (und nur bei Paul und Wolfger vorkommende) Fehler beweist, dass Wolfger seine Werkliste dem zeitgleich mit ihm in Regensburg lebenden „Ambrosiusforscher“ Paul von Bernried verdankt; zwischen 1124 und 1130 muss er

sie erhalten haben. Das wiederum belegt enge Kontakte zwischen den beiden. Wenn man nun ihre personale Einbindung betrachtet, erschließt sich ein ganzer Freundeskreis von Reformanhängern und deren Diskussionsthemen. Dass die Schriften Ruperts von Deutz und Ambrosius' von Mailand dazu gehören, haben wir schon gesehen. Als weitere Topthemen zeichnen sich ab die Kirche als mystische Gemeinschaft, Liturgiereformen, Maßnahmen zur Förderung der „Reinheit“ der Priester – und überraschenderweise auch der heilige Laurentius.

Denn Paul hatte in Bernried die Klausnerin Herluca von Epfach (†1127) kennengelernt; die mit ihr geführten Gespräche über Gott rechnet er zu den prägenden Erfahrungen seines Lebens. Um 1130 verfasst er eine Vita seiner verehrten Freundin:³⁷ Eine Schülerin Wilhelms von Hirsau und Theogers von St. Georgen sei sie gewesen, begnadet durch Visionen. Denn ihr erschien immer wieder der verstorbene Bischof Wiktorp von Augsburg, öfter aber noch, als vertrauter himmlischer Freund, der heilige Laurentius. Paul selbst hatte durch Herlucas Vermittlung in einer Angelegenheit den Rat des Märtyrers aus dem Jenseits einholen können. Natürlich hatte Paul – wie er in der Herluca-Vita berichtet – es sich nicht nehmen lassen, 1122 in Rom das Grab des heiligen Laurentius aufzusuchen, und ebendort am Grab einen jungen Geistlichen kennengelernt, dem er eine Sammlung von Laurentius-Wundern versprochen habe; im letzten Kapitel der Herluca-Vita stellt er sie dann tatsächlich zusammen.

Laurentius ist auch ein Thema für den jungen Radikalreformer Gerhoch von Reichersberg, einen Bekannten Herlucas und Pauls von Bernried, der sich von 1126 bis 1132 auf Einladung Bischof Kunos in Regensburg aufhielt. In seinem Erstlingswerk *De aedificio Dei* („Über das Haus Gottes“) findet sich ein langes Kapitel über den heiligen Laurentius als vorbildhaftem Hüter der Schätze der Kirche,³⁸ was umso auffälliger ist, als Gerhoch das Laurentius-Motiv in seinem umfangreichen Werk später nicht mehr aufgreift. Lebenslang begleitet Gerhoch hingegen etwas anderes, was der Regensburger Diskussionskreis ihm nahebrachte: die Begeisterung für Rupert von Deutz, seinen hochverehrten „Meister“, dessen Schriften in Gerhochs umfangreichem Werk immer wieder aufgegriffen werden. Gerhoch verwendet übrigens für Kain die seltene lateinische Schreibweise mit „Ch“, wie sie auch auf dem Schutterner Mosaik steht.

Bischof Bruno von Straßburg

Noch ein anderer Mann, der unsere Aufmerksamkeit wieder auf die kirchenpolitischen Umstände in Schuttern im frühen 12. Jahrhundert wendet, gehörte vielleicht zu diesem Prüfeninger Diskussionskreis, der sich so für Rupert von Deutz und den heiligen Laurentius interessierte: Bruno, Bamberger Domherr und 1123–1125 sowie erneut 1129–1131 Bischof von Straßburg – ein kluger und belesener Mann, ein treuer Freund, wie Gerhoch schreibt.³⁹ Dass es üblich war, vielversprechende oder aus einflussreichen Familien stammende junge Mönche, in deren Kloster die Reform eingeführt werden sollte, einige Jahre in einem etablierten Reformkonvent in die Praxis eintauchen zu lassen, wurde oben schon beschrieben. Das Schicksal Bischof Brunos könnte nun zusätzlich die Reformfreunde in den Ortenauklöstern veranlasst haben, sich zeitweise in andere Bamberger Reformklöster zurückzuziehen.

Die Geschichte der Straßburger Bischöfe im frühen 12. Jahrhundert ist schwer zu erfassen. Offenbar haben Streitigkeiten und ein politischer Zick-Zack-Kurs zum Überlieferungsabbruch oder zur gezielten Vernichtung von Informationen geführt. Anfang 1123 war in Straßburg der vormalige Bamberger Domherr Bruno zum Bischof gewählt worden; seinen beim Kaiser in Ungnade gefallenen Vorgänger Bischof Kuno von Michelbach (1100–1123) hatte man abgesetzt. Allerdings war der aus der Ferne berufene Bruno kaum geeignet, die schon lange schwellenden Streitigkeiten zwischen dem Straßburger Domkapitel und dem jeweiligen Bischof über die Aufteilung der Bistumseinkünfte zu überwinden. Als ein Leben unter Skorpionen hat Bruno seine Straßburger Zeit später bezeichnet.⁴⁰ Sein abgesetzter Vorgänger begann bald wieder bischöfliche Handlungen vorzunehmen. Im Herbst 1125 wurde Bruno aus Straßburg vertrieben und dort durch einen Eberhard ersetzt, von dem wir nicht mehr wissen als seinen Namen und sein Todesjahr 1127. Verkompliziert wurde die Lage der nun drei Konkurrenten um den Straßburger Bischofsstuhl noch durch den Wechsel des Königshauses: Dem im Mai 1125 kinderlos verstorbenen letzten Salier Kaiser Heinrich V. war im September der Sachsenherzog Lothar von Supplinburg auf den Thron gefolgt, zum Verdross des bei der Königswahl unterlegenen Schwabenherzogs Friedrich II., der alsbald den neuen König und seine Anhänger in einen zehnjährigen Kampf verwickelte.

Das Herzogtum Schwaben war also wie das Bistum Straßburg in den 1120er und frühen 1130er Jahren ein politisches Pulverfass mit schnell wechselnden maßgeblichen Männern.

Das Kloster Schuttern war davon insofern betroffen, als es zwar rechtlich zum Bistum Bamberg gehörte, aber geografisch im Bistum Straßburg lag, unter anderem mit der Folge, dass der Straßburger und nicht der Bamberger Bischof für Weihen aller Art in Schuttern zuständig war. In seiner bedrängten Situation boten die Bamberger Eigenklöster in der Ortenau, Schuttern und Gengenbach, dem aus Bamberg gekommenen Bischof Bruno sicher ein wenig Rückhalt, zumal er ein Förderer der Klosterreform und ein persönlicher Freund ihres Klosterherrn, Bischof Ottos von Bamberg, war. Umgekehrt mag die Vertreibung Brunos aus Straßburg im Herbst 1125 den dortigen Reformskeptikern wieder Auftrieb gegeben haben. Die Einführung der Hirsauer Reformideen in Schuttern befand sich 1125 noch in der ersten Phase; im Konvent – über dessen Stärke wir nichts wissen – dürften die „alten Kräfte“ noch dominiert haben, welche die größte Zeit ihres Mönchslebens unter anderen Konditionen zugebracht hatten. Wo aber Reformen auf Althergebrachtes treffen, ergreifen die im unterschwelligem Widerstand verharrenden Reformskeptiker gerne eine sich bietende Gelegenheit, das Rad wieder zurückzudrehen. Eine solche könnte sich geboten haben während der dreieinhalbjährigen Exilzeit Brunos ab Herbst 1125. Im Frühjahr 1129 konnte er dann nach dem Tod seiner beiden Konkurrenten noch einmal für gut zwei Jahre als Bischof nach Straßburg zurückkehren, ehe man ihn dort im Sommer 1131 endgültig zum „freiwilligen Rücktritt“ zwang.

Zweifellos war die zweimalige Zurückweisung des Bambergers Bruno als Straßburger Bischof auch ein Rückschlag für Otto von Bamberg selbst, als dessen Mann an der Front Bruno gelten muss. Allerdings bestand für Bruno während seines Exils vom Herbst 1125 bis Frühjahr 1129 noch Hoffnung, weil er ja nicht kirchenrechtlich gültig abgesetzt war. Deshalb war es in dieser Zeit wichtig, jede freiwerdende Position in der Diözese Straßburg, auf die die „Bamberger“ noch Zugriff hatten, mit einem eigenen Anhänger zu besetzen. Genau so ein freier Posten ergab sich nun aber anscheinend damals im Kloster Schuttern.

Abt Ulrich von Schuttern

Die in der *Germania Benedictina* 1975 von Gerhard Kaller publizierte Abtsliste weist Abt Eberhard eine Amtszeit bis 1127 zu und lässt dann eine Lücke bis zum nächsten sicher belegten Amtsinhaber Abt Conrad 1135–1162.⁴¹ Die um 1750 von dem Schutterner Mönch Marquard Bender (†1766) zusammenge-

stellte Abtsliste weiß mehr: Sie führt – leider ohne Quellenangabe – zwischen Eberhard und Conrad einen *Udalricus* als Abt, mit Todestag 14. Januar, aber ohne Todesjahr.⁴² Als 34ster Abt von Schuttern taucht dieser *Udalricus* (heutige Namensform: Ulrich) auch in der *Historia foundationis monasterii B. V. Mariae de Schuttera* auf, die der St. Galler Mönch Gallus Mezler 1798 auf der Basis von aus Schuttern übersandten Materialien verfasste,⁴³ und zwar mit einer bemerkenswerten Zusatzinformation: *Udalricus obiit 19. Kalend. Janu[arii] [...] Abbas cum conventu in fugam coactus est.* – „Ulrich starb am 19. Januar. [...] Der Abt wurde mit dem Konvent zur Flucht gezwungen.“

Dieser Ulrich, den auch weitere Schutterner Totenverzeichnisse des 18. Jahrhunderts als Abt erwähnen, findet sich an bemerkenswerter anderer Stelle wieder, nämlich im mittelalterlichen Gengenbacher Totenbuch – dort allerdings als einfachen Mönch: *Udalricus monachus h[uius] l[oci]* (Ulrich, Mönch dieses Klosters).⁴⁴ Freilich könnte der identische Todestag eines Schutterner Abtes Ulrich und eines gleichnamigen Gengenbachers ein Zufall sein – aber der Name kommt im Totenbuchbestand beider Klöster nur selten vor.⁴⁵ Der auf einen hochmittelalterlichen Eintrag deutende Zusatz *huius loci* identifiziert den Bezeichneten als „Eigengewächs“ des Klosters, der dort, wo er starb, auch seine Profess abgelegt hatte.⁴⁶

Wenn diese Daten zutreffen, hat man 1127 einen Mönch Ulrich aus Gengenbach als Abt nach Schuttern berufen. In seiner Amtszeit wurde er mit seinem Konvent – nicht aber vom Konvent – zeitweise vertrieben. Vor seinem Tod hat er das Amt wieder niedergelegt (ob freiwillig oder gezwungen lässt sich nicht ermitteln) und ist in sein Ausgangskloster Gengenbach zurückgekehrt. Sein Nachfolger war der 1136 in einer Papsturkunde sicher bezeugte Abt Conrad aus dem Kloster Michelsberg.

Ins übliche Muster passt, dass der schemenhaft aufscheinende Abt Ulrich von Schuttern aus einem Bamberger Eigenkloster kam. Da er dorthin zurückkehrte, dürfte er kein Reformgegner gewesen sein. Die Wahl eines solchen Mannes aus der „alten Garde“ als trotziger Widerstand der „alten Kräfte“ in der Schwächeperiode der „Bamberger“ am Oberrhein wäre zwar denkbar, auch der sich hier dann abzeichnende Zusammenschluss der Hirsau-Skeptiker in Schuttern und Gengenbach. Aber ein Abt mit solchem Hintergrund wäre nach seinem Scheitern nicht nach Gengenbach zurückgekehrt, sondern in ein nicht-bambergisches konservatives Kloster ausgewichen – es sei denn, man hätte ihn in Gengenbach interniert. In diesem Fall wäre es aber unerklärlich, dass er in Schuttern überhaupt als Abt gezählt und als solcher memoriert wurde.

So ergibt sich die wahrscheinlichere Erklärung, dass Ulrich 1127 als Sachwalter der Reform und der „Bamberger“ zum Schutterner Abt gewählt wurde – wohl in einer kurzen Phase neuer Erfolgshoffnungen für den Exilbischof Bruno, denn der ihn blockierende Gegenbischof Eberhard war ebenfalls 1127 zu einem unbekanntem Zeitpunkt nach dem 5. Februar gestorben.⁴⁷ Im Sommer 1127 starteten dann der Schwabenherzog Friedrich II. und sein Bruder Konrad – der sich im Zuge der Auseinandersetzungen im Dezember 1127 sogar zum Gegenkönig erheben ließ – in Franken eine Welle militärischer Angriffe gegen König Lothar III. und seine Unterstützer, schädigten dabei gezielt Bamberger Besitz und bedrängten Bischof Otto von Bamberg so schwer, dass er es monatelang nicht einmal wagte, den von den Fürsten beschlossenen Bann gegen Konrad öffentlich in seiner Diözese verkünden zu lassen.⁴⁸ Auch die bambergischen Ortenauklöster könnten damals durch Anhänger der Staufer unter Druck geraten sein, zumal Herzog Konrad von Zähringen, Inhaber der Bambergischen Kirchenlehen am Oberrhein, Vogt Gengenbachs und wohl auch Schutterns,⁴⁹ als Helfer ausfiel: Im September 1127 hatte ihn König Lothar, auf dessen Seite er stand, zum Rektor von Hochburgund ernannt,⁵⁰ dort musste er erst einmal seine Kräfte bündeln. In der zweiten Hälfte des Jahres 1127 könnte also eine Situation eingetreten sein, die einen Teil des Schutterner Konvents samt Abt zeitweilig zur Flucht zwang.

Die Arbogastkirche in Prüfening

Eine dieser Exilgruppen auf Zeit könnte nach Prüfening gelangt sein. Denn dort wird auf dem Klostergelände am 24. November 1129 eine Kirche mit durchaus überraschendem Patrozinium geweiht: Sankt Arbogast.⁵¹

Der heilige Arbogast, Hauptmissionar des Elsass, der in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts Bischof von Straßburg war und seit dem 17. Jahrhundert als Patron der Diözese verehrt wird, hat außerhalb des Bistums Straßburg kaum Beachtung gefunden. Bis zum Hochmittelalter sind selbst innerhalb des Bistums Straßburg nur wenige Altäre bekannt, deren Hauptheiliger er war oder die auch nur Reliquien von ihm enthielten; die ihm geweihten Kirchen sind an einer Hand abzuzählen.⁵² Hauptorte seiner Verehrung waren neben Straßburg selbst die von ihm in der Nähe von Hagenau im heiligen Forst begründete Abtei Surburg (Surbourg), die seine Gebeine hütete – und das Kloster Schuttern. Denn Gegenstand von dessen ältester – allerdings nicht echter, sondern im frühen 12. Jahrhundert

gefälschter – Urkunde ist die auf Bitten Bischof Arbogasts von König Dagobert vorgenommene Schenkung eines Hofes bei Herrlisheim an Schuttern am 5. November 705.⁵³ Immerhin beweist die Fälschungszeit den hohen Stellenwert Arbogasts in Schuttern zum uns interessierenden Zeitpunkt; dass es anhielt, zeigt eine Bemerkung Jakob Wimpfelings 1508: „Daher wird Arbogast unter den im Einzelnen genannten Wohltätern des Klosters geführt; er wurde in der Vergangenheit und erst kürzlich von den Schutterner Mönchen in Bildern gemalt.“⁵⁴

Arbogast stand im Bistum Regensburg, wo Prüfening liegt, nicht einmal im Kalender. Dass man ihm dort überhaupt etwas weihen konnte, liegt an Prüfenigs rechtlicher Zugehörigkeit zum Bistum Bamberg und daran, dass das Vorbild- und Schwesterkloster Michelsberg in seinem Kalender Arbogast verzeichnete – ein Import aus Bambergs Ortenauklöstern in den frühen 1070er Jahren.⁵⁵ Da aus Michelsberg und Gengenbach keine besondere Affinität zu Arbogast überliefert ist, aus Schuttern aber sehr wohl, kann man die Weihe gleich einer ganzen Kirche auf Arbogast in Prüfening 1129 durchaus mit Kontakten zu Schuttern oder eben einem längeren Aufenthalt von Schutterner Mönchen in Prüfening in Verbindung bringen. Da Kirchen Geld kosten, kann man auch an eine Spende zugunsten dieses neuen Verehrungsortes des Arbogast denken: Bischof Bruno konnte im Sommer 1129 als Nachfolger Arbogasts auf seinen Bischofssitz in Straßburg zurückkehren, das mag ihm und seinen Bamberger Unterstützern ein Dankopfer wert gewesen sein.

Mosaiken in Italien

Damit sind wir wieder beim Regensburger Kirchenreformer-Zirkel angelangt, der ja auch Mönche aus Prüfening einbezog. Die Propaganda alter und neuer Heiliger, die im Sinne der Reform gewirkt hatten, die Erstellung und der Austausch ihrer Viten war unter den Reformern weit verbreitet. Paul von Bernied beispielsweise erfragte in Mailand immer wieder Details zu den dortigen Heiligen, die bei seiner geplanten Einführung der ambrosianischen Liturgie in deutschen Klöstern wichtig waren, und teilte seinen Mailänder Freunden mit, dass er eine Festliturgie für Ulrich von Zell († 1093), den Jugendgefährten Wilhelms von Hirsau, entworfen und auch schon zelebriert habe.⁵⁶

Eben weil Paul in Sachen Liturgie auf die präzise Übernahme von Kleinigkeiten Wert legte, muss man annehmen, dass er auch andere althergebrachte Elemente des „Gottesdienstes“ an seinen Vorbildorten Rom und Mailand zu adaptie-

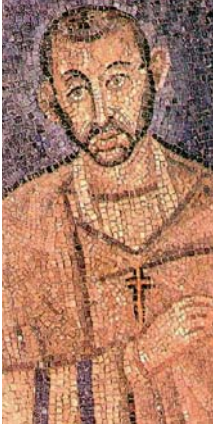


Abb. 10: Ausschnitt aus dem um 400 gefertigten Bildmosaik des Mailänder Bischofs Ambrosius († 397), Mailand, Sant'Ambrogio, Kapelle San Vittore in Ciel d'oro.

ren versuchte. Zu diesen Elementen gehörten auch die Bauten und ihre künstlerische Ausstattung. Dass Paul später bei der Errichtung seines Stiftes Sankt Mang italienische Bautrupps beschäftigte, ist dokumentiert,⁵⁷ er wird bei ihnen Arbeiten bestellt haben, die er in Italien gesehen hatte.

In Italien sah man aber in den 1120er Jahren, als Paul dort war, auch viele Mosaiken – alte und neue. In San Vittore in Ciel d'oro, der Seitenkapelle von Sant'Ambrogio in Mailand, hat Paul sicher viele Stunden zugebracht vor jenem Wandmosaik, das seinen Helden, den heiligen Ambrosius, vielleicht noch zu dessen Lebzeiten im Bild festhielt.

In der Apsis von Sant'Ambrogio selbst wurde während Pauls Anwesenheit ein großes Wandmosaik entweder gerade gefertigt oder war soeben vollendet worden. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurden in Italien und Frankreich nach einer langen Pause seit der Spätantike wieder zahlreiche Mosaiken auf den Wänden und Fußböden der Kirchen angebracht; leider sind gerade von den Bodenmosaik die wenigsten erhalten.⁵⁸ Bernhard von Clairvaux, als Zisterzienser eher einer nüchternen Kirchengestaltung zugetan, kritisiert 1125 in einem Brief an Wilhelm von Saint Thierry schmallippig die Kirchenböden der cluniazensischen Benediktiner, denen im weiteren Sinne ja auch die Hirsauer zuzurechnen sind:

„Warum haben wir nicht wenigstens vor den Bildern der Heiligen Ehrfurcht? Ist doch sogar der Boden, der mit Füßen getreten wird, voll davon! Oft spuckt man auf das Antlitz eines Engels, oft werden Züge irgendeines Heiligen von den Tritten der Vorübergehenden zerstampft. Und wenn man schon nicht die heiligen Bilder schont, warum nicht wenigstens die schönen Farben? Warum schmückst du, was mit Füßen getreten werden muß? Was sollen dort die lieblichen Bilder, wo sie ständig mit Staub beschmutzt werden?“⁵⁹

Mosaiken konnten also jene, die sich im frühen 12. Jahrhundert auf den Weg nach Italien machten, zu Genüge sehen, und nach Rom gingen nicht wenige. Aus dem uns bekanntgewordenen Kreis waren Rupert von Deutz, Gerhoch von Reichersberg (dieser sogar mehrfach) sowie Paul und Gebhard von Bernried vor 1126 schon dort gewesen; Bischof Bruno von Straßburg machte sich 1136 mit dem König auf die Reise dorthin; Pauls Freund Walther, ehemals Regensburger Domherr, war sogar von 1118 bis 1141 Erzbischof des reichlich mosaikgeschmückten Ravenna. Die spätantiken Mosaiken in den Kirchen der Märtyrer, der frühen Päpste, der alten Kirchenlehrer mögen für

manche Reformer neben den alten Gebeten und den traditionellen Gesängen ein weiteres Element des guten Alten gewesen sein, dem sie in der Kirche wieder zu Gewicht verhelfen wollten.

Zu dieser betonten Vorliebe der Reformer für das gute Alte, das aus dem Rom der Urkirche kam, passen übrigens auch die beiden anderen Altarpatrone, denen neben Laurentius der Schutterner Märtyreraltar noch geweiht war: Linus und Cletus, die beiden ersten Nachfolger des heiligen Petrus auf dem Bischofsstuhl von Rom. Laurentiusaltäre und -reliquien sind im mittelalterlichen Deutschland keine Seltenheit. Linus und Cletus als Altarpatrone habe ich außer in Schuttern in den Quellen zum deutschen Mittelalter noch nirgends gefunden. Zusammen mit dem Hauptmartyrer Roms, Laurentius, und mit dem Petrusaltar im Chor der Schutterner Klosterkirche ergibt sich das Bild einer zum Zeitpunkt dieser Patrozinienwahl extrem romorientierten und konservativen Gemeinschaft.

Ziehen wir eine Bilanz! Die in unmittelbarer Nähe zu einem Laurentiusaltar liegenden erhaltenen Randfragmente des Schutterner Mosaiks zeigen mit Abel und einem Zitat aus dem Laurentiusoffertorium eine Kombination, die nur in Schriften Ruperts von Deutz vorkommt, dort aber mehrfach. Wenn hier eine Rezeption vorliegt, kann sie frühestens nach 1111 erfolgt sein, realistisch ist nicht vor 1120 damit zu rechnen. Die Frage, ob man in Schuttern überhaupt von Ruperts Schriften wissen konnte, lässt sich bejahen mit Blick auf die intensive Rezeption von Ruperts Werk in Schutterns Schwesterkloster Prüfening. Von einem zeitweiligen Lehraufenthalt einiger Schutterner Mönche in einem Bamberger Eigenkloster mit schon besser eingewurzelter Hirsauer Praxis ist auszugehen, und angesichts des traditionellen Austauschs zwischen Michelsberg und Gengenbach lag Prüfening, wo vielleicht nicht ohne Grund 1129 dem heiligen Arbogast eine Kirche geweiht wurde, als Partner für Schuttern nahe.

Es bräuchte also die ganzen übrigen Indizien nicht, um erklären zu können, wie man in Schuttern aus Prüfening die Idee für das Mosaik oder vielleicht sogar einen dort nicht zum Zuge gekommenen Entwurf nebst einem gerade frei gewordenen italienischen Mosaiklegertrupp bezogen haben könnte. Die übrigen Beobachtungen kommen hinzu, wie in Schuttern einzelne Fragmente aus dem verlorenen Mosaik: die auffallende Laurentius-Verehrung vieler Beteiligten, die Wirren um den Straßburger Bischofssitz zwischen 1125 und 1131, die den Austausch zwischen den Bamberger Klöstern in der Ortenau und in Bayern intensiviert haben könnten, und das besondere Inte-

resse des um Paul von Bernried zentrierten Reformkreises für das „reine Opfer“ und für Leitlinien setzende Gestalten der Kirche: die ersten Päpste, die Protomärtyrer der Bibel und Roms, den Kirchenvater Ambrosius mit seiner eigenständigen Liturgie. Gemeinsam ist dem Kreis die intensive Auseinandersetzung mit den tiefgründigen Ideen Ruperts von Deutz, die nicht nur in der Prüfeninger Ecclesia oder auf dem Schutterner Mosaik, sondern auch in anderen Kirchen und Kunstwerken des 12. Jahrhunderts Gestalt gefunden haben,⁶⁰ etwa um 1150 in den nach Ruperts Ezechielkommentar gestalteten Wandfresken von Schwarzrheindorf.⁶¹

Anfänge der romanischen Kirche von Schuttern

Mit dem sich aus alledem ergebenden Zeitansatz des Schutterner Mosaiks auf die Jahre kurz vor 1130 erhebt sich aber eine andere Frage: War damals nicht schon der Bau der romanischen Kirche von Schuttern in Gang, deren Boden das Mosaik ja schließlich überdeckte? Zumindest in Planung müsste sie doch schon gewesen sein. Wer lässt ein solch aufwendiges Kunstwerk in eine Kirche setzen, die doch absehbarerweise demnächst abgebrochen wird?

Nun ist es schwierig, die für den barocken Neubau 1767 vollständig abgetragene romanische Kirche von Schuttern zu datieren. Jean-Philippe Meyer setzt in der neuesten Publikation zu dieser Frage den Baubeginn gegen 1140 an.⁶² Das harmoniert mit der expliziten Bezeichnung von Abt Conrad von Schuttern (1134–1162) als Neuerbauer im Totenbuch des Klosters (*pius atque sollicitus restaurator istius ecclesie*)⁶³. Es mag also sein, dass sein Vorgänger (noch) nicht bauen, aber doch ein neues Schmuckelement für seinen alten Bau haben wollte, oder dass es Pläne gab, denenzufolge das Mosaik auch in einem Neubau und schon zuvor während der Bauphase⁶⁴ eine Funktion gehabt hätte. Es fällt auf, dass das Mosaik als Solitär im Raum stand, gegen den hellen Kalkmörtelboden der Umgebung lediglich abgegrenzt durch einen 10–15 cm breiten Streifen rötlichen Kalkmörtels,⁶⁵ der ihn zwar „sehr dekorativ von seiner Umgebung abgehoben“⁶⁶ haben mag, als jahrzehnte- oder jahrhundertalte Fassung aber merkwürdig improvisiert erscheint. Denn die anderen aufgefundenen romanischen Rundmosaiken besitzen einen Schmuckrand oder eine quadratische Rahmung oder sind Teil einer ganzen Mosaikfußbodenzone. Dem Empfinden des Ausgräbers List nach trat das Schutterner Mosaik „unter dem aufgeschütteten grüngelben Letten „frisch wie am ersten Tag ans Licht“⁶⁷, der Erhaltungszustand ist bis heute „er-

staunlich gut“⁶⁸. Es mag also sein, dass es in offen sichtbarer Lage die Betrachter nicht lange erfreuen konnte.

Wann genau man es überdeckte, ist ungewiss. Der Bau der romanischen Kirche von Schuttern, unter der das Mosaik schließlich verschwand, war von Rückschlägen geprägt. Laut Chronik von Schuttern wurden 1155 Chor und Querhaus der romanischen Kirche geweiht „bis hin zu der Wand, die das Kirchenschiff vom Chor trennt“⁶⁹; die bei dieser Gelegenheit eingemauerte, vom Schutterner Mönch Marquard Bender überlieferte Weihe­notiz zu 1155 spricht von einer zweiten Weihe nach einem zweiten Brand und einer richtiggehenden Abmauerung des Chors gegenüber dem westlichen Baukörper.⁷⁰ Möglicherweise hatte man den Westteil der Kirche mit dem Mosaik während des Chor­neubaus noch in der alten karolingisch-ottonischen Gestalt als Gottesdienstraum stehen lassen – ähnlich, wie es für die elsässische Abteikirche St. Peter und Paul in Neuweiler (Neuwiller-lès-Saverne) diskutiert wird⁷¹ – und wollte ihn nun erst entwidmen und für den Neubau niederlegen. Während dieser Bauphase verwüstete dann 1169 ein Überfall Graf Bertholds von Nimburg die Bauten erneut,⁷² sodass es nicht verwunderlich ist, dass die in den Fundamenten der Barockkirche gefundenen Spolien der romanischen Kirche teils „noch aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts“, mehrheitlich aber aus „Bauvorgänge[n] im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts“ stammen.⁷³

Noch nicht in der Rekonstruktion verbaute Mosaiktrümmer

Leider hat nicht einmal die darübergebaute romanische Kirche das Mosaik unversehrt bewahren können. Der romanische Boden ist später aufgebrochen und das Mosaik größtenteils zerstört worden – unter Umständen, die hier nicht näher erörtert werden können.⁷⁴ Die in der Störungsgrube gefundenen Mosaiktrümmer wurden in die rekonstruierte Fassung im zugänglichen Ausgrabungskeller in Schuttern verlegt. Aus ungeklärten Gründen wurden dabei zwei Kisten mit Trümmern nicht berücksichtigt; sie lagerten am Freiburger Dienstsitz des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg. Im März 2017 habe ich sie mit Studierenden aus meinem Hauptseminar verzeichnet und fotografisch dokumentiert.

Es handelt sich um unregelmäßige Brocken teils von einer Größe, die ein DIN-A4-Blatt überschreitet, bis hin zu Doppel- und Einzelsteinchen, meist wohl Elemente aus figürlichen Darstellungen.⁷⁵ Aber auch fünf Brocken mit Buchstabenfragmenten befinden sich darunter und jenes Trümmerstück mit



Abb. 11: Einige der im März 2017 verzeichneten Trümmer des Mosaiks von Schuttern.

der Buchstabenabfolge *TIO*, das bei der Erschließung der Innenumschrift durch Renate Neumüllers-Klauser offenbar eine Rolle spielte, dann aber aus unbekanntem Gründen bei der Rekonstruktion im Ausgrabungskeller nicht verlegt wurde. Wenn die exakt maßstäbliche Fotografie vorliegt, die im Zuge der gegenwärtig laufenden Neugestaltung des Museums in Schuttern gefertigt werden soll, kann (auf dem Papier) eine neue Zusammensetzung der Fragmente und einer weitere Rekonstruktion des rechten inneren Umschriftbandes versucht werden; dabei werden auch einige bei der Rekonstruktion im Ausgrabungskeller offenkundig falsch platzierten Elemente zu verschieben sein.

Die Bemühungen um eine Rekonstruktion und Einordnung des Schutterner Mosaiks sind also noch nicht abgeschlossen, werden es vielleicht auch angesichts der im wahrsten Sinne des Wortes fragmentarischen Überlieferung nie sein können. Immerhin scheint sich ein Konsens abzuzeichnen hinsichtlich der Hauptthese des vorliegenden Beitrags, dass nämlich das Mosaik in Bezug steht zum heiligen Laurentius. Die Herkunft der linken inneren Mosaikumschrift *LOCUS VOCI N(ost)RE IN CELO* aus dem zweiten Offertorium der Abendmesse am Fest *Vigilia Sancti Laurentii* (9. August) ist offenkundig. Von Wörtern aus dem Anfangssatz des Offertoriums – *Oratio mea munda est* – sind der erwähnte *TIO*-Brocken und ein weiterer, in der Ausgrabungskeller-Rekonstruktion nachträglich mit einem nicht zugehörigen Teil falsch zusammenmontierter Brocken mit einem *M+V*-Ansatz, also *MV = MU* übriggeblieben.

Sollten die Entwerfer der Umschrift aber einen ähnlich kryptischen, nur für Eingeweihte zugänglichen Text konzipiert haben, wie er die *Ecclesia* im Deckenfresko von Prüfening um-



gibt, lässt sich der Wortlaut vielleicht auch gar nicht wieder herstellen.

Immerhin wird nun die in der Ortenau einmalige Konstellation⁷⁶ erklärbarer, dass die beiden Nachbarorte Schutterns im Westen und Osten, Kürzell und Friesenheim, deren Kirchen ausweislich einer Papsturkunde von 1136⁷⁷ damals schon zum Kloster gehörten, beide das Patrozinium St. Laurentius tragen. Zusammen mit dem Mosaik und dem Laurentiusaltar in der Klosterkirche Schuttern ergibt sich ein Raum konzentrierter Laurentius-Verehrung, die ihre Anfänge sicher schon lange vor dem Entwurf des Mosaiks 1129/30 genommen hatte, dieser Verehrung im Mosaik aber augenfälligen Ausdruck verlieh.

Abb. 12: Die Wortfragmente TIO und MV (M plus V-Ansatz) unter den Trümmerteilen des Schutterner Mosaiks.

Literatur

- Anonymus Mellicensis = Anonymus Mellicensis Saeculo XII clarus De Scriptoribus ecclesiasticis. In: Migne, Patrologia Latina 213, Paris 1855, Sp. 959–988.
- Barth = Barth, Médard: Der heilige Arbogast, Bischof von Strassburg. Seine Persönlichkeit und sein Kult. In: Archiv für elsässische Kirchengeschichte 14, 1939/40, S. 1–248.
- Beitz = Beitz, Egid, Rupert von Deutz. Seine Werke und die bildende Kunst (Veröffentlichungen des Kölner Geschichtsvereins 4), Köln 1930.
- Bernhard von Clairvaux = Bernardus Claravallensis: Apologia ad Guilielmum Abbatem/Apologie an den Abt Wilhelm. In: Bernhard von Clairvaux, Sämtliche Werke, lateinisch/deutsch, 2, hrsg. von Winkler, Gerhard B., Innsbruck 1992, S. 137–204.
- Beuckerts = Beuckers, Klaus Gereon (Hrsg.): Das Rituale des frühen 13. Jahrhunderts aus der Abtei Neuweiler (Die Kirchen von Neuweiler im Elsass 2), Köln 2010.
- Bibliotheca rerum Germanicarum 5 = Bibliotheca rerum Germanicarum 5: Monumenta Bambergensia, hrsg. von Jaffé, Philipp, Berlin 1869, S. 1–469.
- Bodinek = Bodinek, Claudia: Das Schutterner Mosaik. In: Galioto, Luisa – Huth, Volkhard – Krohn, Niklot (Hrsg.): Kloster Schuttern. Archäologie – Baugeschichte – Historische Kontexte. Eine Bestandsaufnahme, Lindenberg i. A. 2017, S. 66–76.

- Bornschlegel = Bornschlegel, Franz-Albrecht: Die Beschriftung des Tegernseer Mosaiks. In: Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst in München und Berichte zur kirchlichen Denkmalpflege in München und Freising 21, 1999, S. 186–192.
- Brandmüller = Brandmüller, Walter, Studien zur Frühgeschichte der Abtei Michelsberg. Mit Abdruck der Kalendare aus den Handschriften Bamberg Lit. 1 und Karlsruhe 504. In: Bericht des Historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg 100, 1964, S. 95–135.
- Brekle = Brekle, Herbert E.: Die Prüfeninger Weiheinschrift von 1119. Eine paläographisch-typographische Untersuchung, Regensburg 2005.
- Chronik von Schuttern = Chronik von Schuttern, bearb. von Mone, Fridemar. In: Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte 3, hrsg. von Mone, Franz Joseph, Karlsruhe 1863, S. 41–132 und 666–680.
- Dendler = Dendler, Regine: Ganz nah dran – das Schutterner Mosaik unter Beobachtung. In: Die Ortenau 97, 2017, S. 13–26.
- Die Urkunden der Merowinger = Die Urkunden der Merowinger. Erster Teil, hrsg. von Kölzer, Theo unter Mitarbeit vom Hartmann, Martina – Stieldorf, Andrea (MGH *Diplomata regum Francorum e stirpe Merovingica* 1), Hannover 2001.
- Ebo von Michelsberg = Ebo von Michelsberg, Das Leben des Bischofs und Bekennters Otto. In: Heiligenleben zur deutsch-slavischer Geschichte. Adalbert von Prag und Otto von Bamberg, hrsg. von Weinrich, Lorenz (Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe 23), Darmstadt 2005, S. 192–271.
- Fuchs = Fuchs, Franz, Zum Anonymus Mellicensis. In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 42, 1986, S. 213–226.
- Galioto = Galioto, Luisa: Das Kloster Schuttern von der Gründung bis zur Romanik – Ergebnisse der Auswertungen der Ausgrabungen von 1972–1975. In: Dies. – Huth, Volkhard – Krohn, Niklot Krohn (Hrsg.): Kloster Schuttern. Archäologie – Baugeschichte – Historische Kontexte. Eine Bestandsaufnahme, Lindenberg i. A. 2017, S. 14–30.
- Gerhoch von Reichersberg, De aedificio Dei = Gerhoch von Reichersberg: *Opusculum de aedificio Dei*. In: Migne, *Patrologia Latina* 194, Paris 1855, Sp. 1187–1336.
- Gerhoch von Reichersberg, De gloria et honore filii hominis = Gerhoch von Reichersberg: *Ex opusculo de gloria et honore filii hominis*, hrsg. von Sackur, Emil. In: *Monumenta Germaniae Historica. Libelli de lite imperatorum et pontificum saeculis XI. et XII.*, 3, Hannover 1897, S. 396–399.
- Germania Benedictina 5 = Kaller, Gerhard, Art. „Schuttern“. In: *Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg*, bearb. von Quarthal, Franz in Zusammenarbeit mit Schwarzmaier, Hansmartin – Schreiner, Klaus (*Germania Benedictina* 5: Baden-Württemberg) Augsburg 1975, S. 562–572.
- Grundmann = Grundmann, Herbert: Der Brand von Deutz 1128 in der Darstellung Abt Ruperts von Deutz. Interpretation und Text-Ausgabe. In: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 22, 1966, S. 441–471.
- Kalbaum = Kalbaum, Ulrike: Anmerkungen zur romanischen Bauskulptur des Klosters Schuttern. In: Galioto, Luisa – Huth, Volkhard – Kloth, Niklot (Hrsg.): *Kloster Schuttern. Archäologie – Baugeschichte – Historische Kontexte. Eine Bestandsaufnahme*, Lindenberg i. A. 2017, S. 47–54.
- Kaller = Kaller, Gerhard: Kloster Schuttern. In: *Die Ortenau* 58, 1978, S. 116–149. [= Sonderband „Die Klöster der Ortenau“, hrsg. von Müller, Wolfgang].
- Kauf = Kauf, Dieter: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts 29), Freiburg im Breisgau 1970.
- Kier 2009 Nr. 109 = Kier, Hiltrud: Nr. 109 „Stiftmosaikboden [Köln, St. Gereon]“. In: Susanne Wittekind (Hrsg.): *Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland. 2: Romanik*, München u. a. 2009, S. 330f.
- Kier 2009, Nr. 108 = Kier, Hiltrud: Nr. 108 „Stiftmosaikboden [Schuttern, ehem. Abteikirche St. Mariae Himmelfahrt]“. In: Susanne Wittekind (Hrsg.): *Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland. 2: Romanik*, München u. a. 2009, S. 329.
- List 1972 = List, Karl: Ergebnisse einer Sondierungsgrabung in der Klosterkirche Schuttern bei Lahr. In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 1.3, 1972, S. 37f.
- List 1976 = List, Karl: Ein deutsches Bildmosaik aus ottonischer Zeit in der Alten Reichsabtei Schuttern. In: *Die Ortenau* 56, 1976, S. 146–157.

- List 1978 = List, Karl, Die frühe Geschichte des Reichsklosters Schuttern. Ergebnisse der Grabungen 1972–1975. In: Die Ortenau 58, 1978, S. 97–115. [= Sonderband „Die Klöster der Ortenau“, hrsg. von Müller, Wolfgang].
- List 1983 = List, Karl: Das Heiligengrab in der ehemaligen Reichsabtei Schuttern. In: Archäologisches Korrespondenzblatt 13, 1983, S. 391–394.
- List 1988 = List, Karl: Offonis Cella. Die Reichsabtei Schuttern 603–1806. Dokumentation der archäologischen Befunde mit 37 Plänen und 60 Abbildungen, Lahr 1988.
- Manuale Ambrosianum = Manuale Ambrosianum ex codice saec. XI olim in usum canonicae Vallis Travaliae. 2: Officia totius anni et alii ordines, hrsg. von Magistretti, Marco, Mailand 1905.
- May = May, Joseph: Zur Kritik der Annalen von Schuttern. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 47, 1893, S. 256–288
- Meyer, André = Meyer, André: Mosaik. In: Reclams Handbuch der künstlerischen Techniken 2: Wandmalerei. Mosaik, Stuttgart 1997, S. 397–497.
- Meyer, Jean-Philippe = Meyer, Jean-Philippe: L'église abbatiale de Schuttern du XIIe siècle et l'architecture romane de l'Alsace. In: Galioto, Luisa – Huth, Volkhard – Krohn, Niklot (Hrsg.): Kloster Schuttern. Archäologie – Baugeschichte – Historische Kontexte. Eine Bestandsaufnahme, Lindenberg i. A. 2017, S. 77–86.
- Monumenta historico-chronologica monastica = Monumenta historico-chronologica monastica collecta a P. Gallo Mezler, monacho S. Galli, hrsg. von Mayer, J. G. 2: Die Äbte der Klöster Ettenheimmünster und Schuttern. In: Freiburger Diözesan-Archiv 14, 1881, S. 141–167.
- Necrolog Michelsberg = Das Necrolog des Klosters Michelsberg in Bamberg, hrsg. von Nospickel, Johannes (MGH Libri Memoriales et Necrologia N.S. 6), Hannover 2004.
- Neumüllers-Klauser = Neumüllers-Klauser, Renate – Scholkmann, Barbara: Das Mosaik von Schuttern. In: Petersohn, Jürgen (Hrsg.): Überlieferung, Frömmigkeit, Bildung als Leitthemen der Geschichtsforschung. Vorträge beim wissenschaftlichen Kolloquium aus Anlass des achtzigsten Geburtstages von Otto Meyer, Würzburg, 25. Oktober 1986, Wiesbaden 1987, S. 3–40.
- Neuß = Neuß, Wilhelm: Das Buch Ezechiel in Theologie und Kunst bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Mit besonderer Berücksichtigung der Gemälde in der Kirche zu Schwarzheld. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Typologie der christlichen Kunst, vornehmlich in den Benediktinerklöstern, Münster 1912.
- Notae Pruveningenses = Notae Pruveningenses a. 1119–1273, hrsg. von Wattenbach, Wilhelm. In: Monumenta Germaniae Historica. Scriptores 17, Hannover 1861, S. 610–612.
- Ortsakten Friesenheim-Schuttern (unpubliziert). Einsehbar beim Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Dienstsitz Freiburg, Referat 84.2 (Denkmalpflege, Archäologie des Mittelalters). Enthält die Grabungsdokumentation (1972–77) von Karl List mit umfangreicher Plan- und Fotosammlung.
- Parlow, Zähringerregesten = Parlow, Ulrich, Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe A: Quellen, 50), Stuttgart 1999.
- Perckmayr = Perckmayr, Reginbald: Geschicht- und Predig-Buch. I. Von denen Heyligen Gottes, welche das ganze Jahr hindurch hoch-eyerlich begangen werden [...] verfasst durch Reginbaldum Berckmar. Anderer Theil, Augsburg 1738.
- Ramisch = Ramisch, Hans: Ein kosmologisches Fußbodenmosaik aus der Zeit um 1073 in der ehemaligen Benediktinerkirche St. Quirin in Tegernsee. In: Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst in München und Berichte zur kirchlichen Denkmalpflege in München und Freising 21, 1999, S. 193–213.
- Regesta Imperii IV,2,1 = Böhmer, Johann Friedrich, Regesta Imperii IV: Lothar III. und ältere Staufer 1125–1197. 1. Abteilung: Die Regesten des Kaiserreichs unter Lothar III. und Konrad III. 1125–1152. Teil 2: Konrad III. 1138 (1093/94)–1152, bearb. von Niederkorn, Jan Paul unter Mitarbeit von Hruza, Karel (Regesta Imperii IV,1,2), Wien – Köln – Weimer 2008.
- Regesten der Bischöfe von Straßburg I = Regesten der Bischöfe von Strassburg 1, bearb. von Paul Wentzcke, Innsbruck 1908.

- Rupert von Deutz, *De sancta Trinitate = Rupertus Tuitensis: De sancta Trinitate et operibus eius. Libri XXXIV-XLII De operibus spiritus sancti*, hrsg. von Haacke, Hrabanus (*Corpus Christianorum. Continuatio mediaevalis* 24), Tournhout 1972.
- Rupert von Deutz, *Gedichte = Monachi cuiusdam exulis S. Laurentii de calamitatibus ecclesiae Leodiensis opusculum*, hrsg. von Böhmer, Heinrich. In: *Monumenta Germaniae Historica. Libelli de Lite* 3, Hannover 1897, S. 624–641.
- Rupert von Deutz, *Liber de divinis officiis = Rupert von Deutz, Liber de divinis officiis / Der Gottesdienst der Kirche, neu hrsg., übers. und eingel. von Deutz, Helmut und Ilse. Vierter Teilband (Fontes Christiani 33.4)*, Freiburg im Breisgau 1999.
- Sächsisches Formelwerk = *Summa prosarum dictaminis*. In: *Briefsteller und formelbücher des elften bis vierzehnten Jahrhunderts* 1, hrsg. von Rockinger, Ludwig (*Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte* 9.1), München 1863, S. 203–346.
- Schwarzmaier = Schwarzmaier, Hansmartin: *Die politischen Kräfte in der Ortenau im Hochmittelalter*. In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 121 NF 82, 1973, S. 1–33.
- Schwenk = Schwenk, Peter: *Die Ausgrabungen in der ehemaligen Klosterkirche St. Quirin in Tegernsee und St. Ägidius in Gmund*. In: *Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst in München und Berichte zur kirchlichen Denkmalpflege in München und Freising* 21, 1999, S. 167–185.
- Sepp = Sepp, Bernhard: *Paul und Gebhard, die Gründer von St. Mang in Stadtamhof in Regensburg*. In: *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg* 46, 1894, S. 263–298.
- Stein = Stein, Heidrun: *Die romanischen Wandmalereien in der Klosterkirche Prüfening (Studien und Quellen zur Kunstgeschichte Regensburgs 1)*, Regensburg 1987.
- Stein-Kecks = Stein-Kecks, Heidrun: *Die Klosterkirche Prüfening und ihre Wand- und Deckenmalereien*. In: *Mönche, Künstler und Fürsten. 900 Jahre Gründung Kloster Prüfening*. [Ausstellung 17. Oktober bis 22. November 2009, Museum Obermünster]. (*Kataloge und Schriften. Kunstsammlungen des Bistums Regensburg, Diözesanmuseum Regensburg* 38) Regensburg 2009, S. 53–60.
- Tegernseer Briefsammlung = *Die Tegernseer Briefsammlung des 12. Jahrhunderts*, hrsg. von Plechl, Helmut – Bergmann, Werner (*MGH Epistolae. Die Briefe der deutschen Kaiserzeit* 8), Hannover 2002.
- van den Bosch = van den Bosch, Jan Walter Maria: *De liturgie van St. Laurentius martelaar en diaken in het Romeins Misaal*, Breda 1963.
- Vita Aldegundis = *Vita sexta S. Aldegundis*. In: *Acta Sanctorum Januarii II*, Antwerpen 1643, S. 1047–1050.
- Vita Herlucae = *Vita B. Herlucae Auctore Paulo Bernriedensi Presbytere, teste oculato*. In: *Acta Sanctorum, April II*, Antwerpen 1675, S. 552–557.
- Vita Theogeri = *Vita Theogeri abbatis S. Georgii et episcopi Mettensis*, hrsg. von Jaffé, Philipp. In: *Monumenta Germaniae Historica. Scriptores* 12, hrsg. von Pertz, Georg Heinrich, Hannover 1856, S. 449–479.
- Weinrich = Weinrich, Lorenz: *Laurentius-Verehrung in ottonischer Zeit*. In: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 21, 1972, S. 45–66.
- Wimpfeling = *Jacobi Wimpfelingi Catalogus Episcoporum Argentinensium ad sesquiseculum desideratus*, neu herausgegeben von Johannes Michael Moscherosch, Straßburg 1651. [Erstdruck 1508]
- Zähringerkatalog = Schadek, Hans – Schmid, Karl (Hrsg.): *Die Zähringer. Anstoß und Wirkung. Katalog zur Ausstellung der Stadt und der Universität Freiburg i. Br. vom 31. Mai bis 31. August 1986 (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung 2)*, Sigmaringen 1986.
- Zotz = Zotz, Thomas: *Die Zähringer. Dynastie und Herrschaft*, Stuttgart 2018.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Ortsakten Friesenheim-Schuttertn. Foto Nr. 305 aus der Grabungsdokumentation von Karl List.

Abb. 2: Galioto, S. 22 und 27.

Abb. 3: Neumüllers-Klauser Abb. 9 auf S. 33.

- Abb. 4: List 1983, Abb. 3 auf S. 393. Orange Färbungen von Marita Blattmann.
 Abb. 5: Bayerische Staatsbibliothek München, Handschrift clm 14355, fol. 1r.
 Abb. 6: Ausschnitt aus Karte Nr. 95 S. 121 im Zähringerkatalog.
 Abb. 7: Susanne Wittekind (Hrsg.): Romanik (Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland 2). München u. a. 2009, Taf. S. 67.
 Abb. 8: Stein, Abb. 14 S. 172.
 Abb. 9: Foto: Marita Blattmann.
 Abb. 10: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:AmbroseOfMilan.jpg#/media/File:AmbroseOfMilan.jpg>
 Abb. 11: Foto: Marita Blattmann.
 Abb. 12: Nachweis: Foto links: Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Dienstsitz Freiburg. Foto rechts: Marita Blattmann.

Anmerkungen

- 1 Erster Bericht über die Auffindung des Mosaiks während der Bodenuntersuchungen zwischen April und Anfang Juli 1972 in List 1972; ausführlichere Darstellung in List 1976; abschließende Einordnung in den Ausgrabungsbefund in List 1988. Vgl. zum heutigen Zustand Dendler.
- 2 Karl List hielt das Mosaik für die Abdeckung eines Reliquiengraves des legendären Königs Offo, der Schuttern 603 gegründet haben soll, gestiftet um 1016 von Kaiser Heinrich II. († 1024) und entworfen von Bischof Bernward von Hildesheim († 1022). Renate Neumüllers-Klauser 1987, S. 22f., ordnet 1986 das Mosaik einer vor 1155, am ehesten 1120/30 entstandenen Taufanlage im Westen der romanischen Kirche zu. Hildrud Kier Nr. 108, S. 329 setzt es aus stilistischen Gründen in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. Bodinek 2017 datiert das Mosaik in ihrer umfassenden Bestandsaufnahme S. 73 in das zweite Viertel des 12. Jahrhunderts und bringt auf S. 74 erstmals den Gedanken ins Spiel, es könnte zu einer Altaranlage gehört haben. Demhingegen sieht PD Dr. Tino Licht (Universität Heidelberg) eine starke Ähnlichkeit zwischen den in den Mosaikumschriften verwendeten Buchstabenformen und den Reichenauer Buchschriften um die Jahrtausendwende und hält einen Entwurf unter Mitwirkung des Straßburger Bischofs Erkanbald (965–991) für möglich (freundliche mündliche Mitteilung vom 03.03.2018).
- 3 Vorstellung des Befunds durch Schwenk, bes. S. 173f.; Borschlegel vergleicht die Buchstabenformen des Fundes mit dem Schutterner Mosaik; Ramisch ordnet ihn stilistisch ein.
- 4 Die figürlichen Partien der wohl in der Zeit Erzbischof Arnolds von Wied (1151–1156) für den Hochchor von St. Gereon gefertigten Fußbodenmosaiken wurden im 17. Jahrhundert in die Krypta der Kirche übertragen und dort im 19. Jahrhundert weiter umgestaltet, dazu kurz mit weiteren Hinweisen Kier Nr. 109, S. 330f.
- 5 Chronik von Schuttern, Kapitel II.32, S. 92.
- 6 Rekonstruktion des Textes in Neumüllers-Klauser, S. 17–21 und Abb. 9 auf S. 33.
- 7 Neumüllers-Klauser, S. 21.
- 8 Bodinek, Anm. 66 auf S. 76.
- 9 Text und deutsche Übersetzung nach der Datenbank der Académie de chant gregorien, hier <http://gregorien.info/chant/id/6032/5/de> (zuletzt abgerufen am 01.02.2018)
- 10 Bis ins hohe Mittelalter waren die heute in einem Messbuch vereinten Texte für alle an der Messe Mitwirkenden auf verschiedene Bücher aufgeteilt. Unser Text stand im Graduale, das Texte und Gesänge enthielt, die nicht der Priester selbst ausführen musste.
- 11 Näheres dazu bei van den Bosch, S. 174.
- 12 Quellenbelege und Erläuterungen bei Weinrich.
- 13 Weinrich, S. 65.
- 14 Chronik von Schuttern, Kapitel II.24, S. 89f.: *Hanc primam exustionem restauravit ac dedicavit iterum Erkenbaldus, Argentinensis episcopus, qui, ut Wimphelingus ait, cum multas ecclesias et aras dedicaret, coenobium Schutteranum (in quo hodie Christi religio colitur et s. Benedicti instituta ad amussim observantur) legimus eundem quoque dedicasse, forsitan post incendium uti et Maurimonasterium.* Angespielt wird hier auf Wimpfeling, S. 34f.

- 15 Chronik von Schuttern, Kapitel II.45, S. 96. Meines Erachtens belegt die Stelle nur die unmittelbare Nähe des Altars zu der Stelle, unter der das Mosaik lag, nicht eine Position direkt über dem Medaillon selbst.
- 16 Chronik von Schuttern, Kapitel II.51, S. 99: *Anno itaque 1283, idibus augusti, Hermannus abbas et conventus novum hoc opus consecrandum dederunt cum sex altaribus ... Quintum in honorem s. Laurentii, Lini, Cleti et omnium ss. martyrum.*
- 17 Tegernseer Briefsammlung, Anm. c-c auf S. 126 zu Nr. 95; Sächsisches Formelwerk, Nr. 94 S. 336; Vita Aldegundis, Kapitel 16 S. 1050.
- 18 Rupert von Deutz, Gedichte, Nr. XI S. 937–939.
- 19 Grundmann, Kapitel 21. S. 467 f.
- 20 Rupert von Deutz, Liber de divinis officiis, Kapitel 4.6 S. 512–521, und Rupert von Deutz, De sancta Trinitate, Kapitel 39.19 S. 2034.
- 21 Perckmayr, S. 694–727.
- 22 Anonymus Mellicensis, Kapitel 117 Sp. 984.
- 23 Ebo von Michelsberg, Kapitel I.21 S. 206–209.
- 24 Vita Theogeri, Kapitel 1.28 S. 463.
- 25 Necrolog Michelsberg, S. 293 und S. 348.
- 26 Germania Benedictina 5, S. 569. Eine Quelle für ein Abbatatsende Eberhards 1127 gibt Kaller nicht an.
- 27 Der Werdegang des Irrtums lässt sich nicht in einer kurzen Fußnote aufzeigen; hier nur soviel: Ausgangspunkt war die Nachricht über Eberhard, „Er lebte 1120“, gewonnen aus seiner Nennung im Rundbrief Bischof Ottos, den man damals in diesem Jahr ansetzte. Einem Abschreiber unterlief der Zahlendreher „Er lebte 1102“; daraus machte der nächste dann „Er begann 1102“. – Dem Abt Conrad schreibt die Chronik von Schuttern in Kapitel II.29, S. 90, in einer verstümmelten Passage 28 Amtsjahre zu, die angebrochenen Monate und Tage fehlen. Da er im Juli 1162 starb, muss er in den Monaten vor Juli 1134 angetreten sein.
- 28 Stein, hier S. 41, auch zur Umwandlung der Jungfrauen in die heute sichtbaren Männer im Zuge einer Restaurierung. Kurze Zusammenfassung in: Stein-Kecks.
- 29 Übersetzung aus Stein-Kecks, S. 56.
- 30 Stein, S. 50.
- 31 Festzuhalten ist allerdings, dass auch der wohl aus Irland stammende Benediktinermönch Honorius Augustodunensis († ca. 1150), der seit ca. 1110 in Regensburg lebte – ab 1126 wohl als Inkluse des dortigen Schottenklosters –, parallel und zum Teil wohl auch vor Rupert ähnliche Gedanken geäußert hat, vgl. dazu Stein, S. 50–52 und 66 f. Honorius kannte und verarbeitete auch das Werk Ruperts von Deutz. Eine genauer Abgleich der Werke beider Autoren mit Details der Prüfeninger Fresken unter Beachtung der Entstehungszeiten steht noch aus.
- 32 Brekle.
- 33 Stein, S. 148.
- 34 Manuale Ambrosianum, S. 333.
- 35 Sepp.
- 36 Fuchs, S. 220–224.
- 37 Vita Herlucae.
- 38 Gerhoch von Reichersberg, De aedificio Dei, Kapitel 13 Sp. 1231–1233.
- 39 Gerhoch von Reichersberg, De gloria et honore filii hominis, S. 367 f.
- 40 Bibliotheca rerum Germanicarum 5, Nr. 250 S. 432 f. – Zu Bischof Bruno von Straßburg gibt es keine spezielle Publikation; Hinweise zu den Umständen seiner Amtszeit bieten die Regesta Imperii IV,2,1 und die Regesten der Bischöfe von Straßburg I.
- 41 Germania Benedictina 5, S. 569.
- 42 Generallandesarchiv Karlsruhe, Handschrift 65/587 = Schutterana miscella, fol. 91r. Auch Schwarzmaier, S. 26, führt diesen Ulrich zum 14.1. in dem von ihm rekonstruierten Schutterner Necrolog.
- 43 Gallus Mezler, Historia foundationis monasterii B. V. Mariae de Schuttera, Generallandesarchiv Karlsruhe, Handschrift. 65/1027, f. 13r-17v, hier fol. 14r. Vgl. den Druck: Monumenta historico-chronologica monastica, S. 158. Bei dem hier gedruckten Einschub zwischen den oben zitierten

- Aussagen zu Abt Ulrich von Schuttern handelte es sich um eine von Mezler unglücklich platzierte Randbemerkung in seiner Vorlage.
- 44 Necrologium Monasterii Gengenbacensis Ord. S. Ben., a prima sua, ut videtur, origine saeculo XVI collectum, Et usque ad annum 1590 continuatum. Abschrift von Gregor Baumeister in seiner zweibändigen „Collectio septemdecim ... necrologiorum variorum monasteriorum et ecclesiarum“, vollendet 1767, Erzbischöfliches Archiv Freiburg i. Br., Handschrift 571, S. 2–76, hier S. 5.
- 45 Das Necrolog von Gengenbach kennt bis 1590 vier Gengenbacher Konventsmitglieder namens „Ulrich“ – drei davon unter der latinisierten Namenform *Ulricus*; nur der Verstorbene vom 14. Januar führt wie der angebliche Schutterner Abt die ältere Namensform *Udalricus*. Im (von mir noch nicht vollständig erfassten) Schutterner Necrologbestand ist *Udalricus abbas* bisher der einzige Namensträger.
- 46 Mönche, die auswärts Karriere machten, wurden zwar im Totenbuch des Herkunftsklosters mitunter auch festgehalten, aber dann immer mit dem erworbenen auswärtigen Titel und nie mit dem *huius-loci*-Zusatz.
- 47 Regesten der Bischöfe von Straßburg I, Nr. 430 S. 311.
- 48 Regesta Imperii IV,1,2, Nr. 21–28.
- 49 Zotz, S. 69.
- 50 Parlow, Zähringerregesten, Nr. 249 und 250 S. 170–173.
- 51 Die Weihenotiz ist erhalten: Notae Pruveningenses, S. 611.
- 52 Barth, bes.S. 40–56.
- 53 Die Urkunden der Merowinger, Nr. 165 S. 409–412, vgl. zum Forschungsstand die Einleitung zur Edition ebd.
- 54 Barth, Nr. 60 S. 183f.: „Bei Wimpheling, Argentinensium episcoporum Cathalogus, Strassburg. Joh. Grieninger, 1508, Bl. VII^r liest man: *Arbogastus etiam Dagoberto francorum germanicorum regi gloriosissimo persuasit, ut monasterio Schutterano curtem seu curiam aut predium in pago Herlisheim Basileen. diocesis dono daret. Unde et inter singulares monasterii illius benefactores et apud veteres et apud recentiores Schutteranos monachos imaginibus depictus est.*“
- 55 Brandmüller, bes.S. 110–115: Der Michelsberger Abt Ekkebert (1071–75), der zeitweise auch Abt von Gegenbach war, ließ für sein Kloster ein neues Kalendar erstellen und nahm darin erstmals auch speziell in den Bamberger Ortenauklöstern verehrte Heilige auf, darunter Arbogast und Pirmin.
- 56 Sepp, Brief Nr. X S. 284.
- 57 Sepp, Brief Nr. X S. 282–284.
- 58 Meyer, André, S. 486–488.
- 59 Bernhard von Clairvaux, § 28 S. 106f.
- 60 Vgl. zu Einzelheiten Beitz.
- 61 Neuß.
- 62 Meyer, Jean-Philippe, S. 79. Er rückt den Baubeginn also um etwa ein Jahrzehnt vor gegenüber der in der Literatur gängigen, auf nicht ganz klaren Quellenangaben beruhenden Annahme, ein Brand im Jahr 1153 habe den Neubau nötig gemacht. List 1988, S. 41 hatte den Baubeginn der romanischen Kirche „nach den großen Bränden der Jahre 1153 und 1166 [!]“ angesetzt.
- 63 Wien, Österreichisches Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Handschrift Weiß 221, fol. 120r, vgl. May, S. 271.
- 64 Laut Bodinek, S. 73, „könnte beim Bau der romanischen Kirche der Hochaltar zeitweise hierher versetzt worden sein, knapp vor das Fundament des westlichen Querhaus-Abschlusses. Hierfür spräche die nur in Resten erhaltene rechteckige Aufmauerung am Ostrand des Tondos, die nach der Stratigrafie erst später auf den Rand der Mörtelunterlage des Mosaiks gesetzt wurde“ und die List als Altarsockel gedeutet hat.
- 65 Dendler, S. 16.
- 66 Dendler, S. 16.
- 67 List 1976, S. 146.
- 68 Dendler, S. 16.
- 69 Chronik von Schuttern, Kapitel II.32 S. 92: ... *consecratum est altare summum in templo Schutterano cum praecipua eius ecclesiae parte usque ad parietem, qui ecclesiae corpus a choro disterminat.*

- 70 Marquard Bender: *Annales monasterii beatae Mariae Virginis ad Schutteram ordinis sancti Benedicti in Brisgoja, 603–1751*. Generallandesarchiv Karlsruhe, Handschrift 65/586, S. 47.
- 71 Beuckerts, S. 117f.
- 72 Chronik von Schuttern, Kapitel II.31, S. 90f.: *Vastatio Schutterana. Anno ab incarnatione domini 1169. Bertholdus, comes de Nuenberg, militari manu in praedia nostra impressionem fecit et fundos igne devastans, monasterium quoque ipsum succedere tentavit tempore Friderici imperatoris, sub papa Alexandro tertio, qui contra Fridericum arma gessit*. Vgl. *Germania Benedictina* 5, S. 563, und Kaller, S. 119.
- 73 Kalbaum, S. 54.
- 74 List 1978, S. 102 und 104, für den das Mosaik die Abdeckung des Reliquiengrabes des legendären Schutterner Klostergründers Offo war, plädiert für eine erste Zerstörung bei einem Reliquienraubversuch 1169 und eine weitere bei einem Überfall der Endinger und Kenzinger Bürger 1303, bei dem das im 13. Jahrhundert genau über dem im Boden liegenden Mosaik errichtete „Offomausoleum“ zerstört wurde (Chronik von Schuttern, Kapitel II.50 S. 98). Skizzen der so interpretierten Störungsgruben finden sich u. a. bei List 1988, Plan 23 und Plan 26, oder bei Bodinek, Abb. 3 und 4 auf S. 68f. Möglich ist aber auch eine Störung im Zuge von Bau- oder Reparaturmaßnahmen an der romanischen Kirche (Bodinek S. 69) oder sogar eine eigene Sondierungsgrabung zum Beweis der Grablege Offos durch Schutterner Mönche, etwa im Umfeld der durch die Zerstörungen des Jahres 1303 ohnehin nötig gewordenen umfangreichen Reparaturmaßnahmen in diesem Kirchenbereich.
- 75 Insgesamt wurden bei der Verzeichnung 72 Nummern vergeben. 34 gehören zu größeren Trümmerstücken (eines davon nur Kalkmörtelunterbau ohne Steine), die übrigen zu Kleinfragmenten bis hin zu Zweiersteinchen. Die zahlreichen Einzelsteine, darunter auch eine zuvor bei der Restauratorin Regine Dendler verwahrte Sammlung, wurden zusätzlich in unnummerierten Tüten farblich getrennt gesammelt.
- 76 Vgl. zu den Patrozinien in der Ortenau Kauß.
- 77 Die Urkunde ist nicht im Original erhalten, aber in einem Vidimus des Straßburger Richters von 1391, Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 29 Nr. 173.

Weibliche Wohngemeinschaften im spätmittelalterlichen Offenburg und ihr langer Weg in den Alltag

Eugen Hillenbrand

Mit dem Begriff „Wohngemeinschaften“ verbindet sich üblicherweise die moderne Vorstellung einer Studenten-WG oder einer Senioren-WG: Die Jüngeren teilen sich eine Wohnung, die Älteren ein Haus, mit Einzelzimmern und Gemeinschaftsräumen. Dieser Beitrag will die Aufmerksamkeit auf eine ganz andere Gruppe lenken – eine Gruppe, die nicht durch das Alter definiert ist, sondern durch das Geschlecht. Es sind alleinstehende Frauen in Offenburg, die diese neue Lebensform des gemeinschaftlichen Wohnens schon vor über 700 Jahren gesucht und gestaltet haben. Sie nannten sich „Beginen“. Mindestens zehn ihrer Hausgemeinschaften sind uns aus dem 14. und 15. Jahrhundert bekannt. Leider ist die Quellenlage zu ihrer Geschichte sehr spärlich. Von keinem einzigen Haus kennen wir den genauen Gründungsvorgang. Und nur wenige Urkunden gewähren uns einen konkreten Einblick in das Leben dieser neuartigen Wohngemeinschaften. Sie bilden die Grundlage der folgenden Untersuchung.¹

Anfang Juni 1326 reiste Heinrich Schelme, Chorherr des Sankt Gangolfstifts in Toul, in seine Heimatstadt Offenburg, um seine Schwester Katharina zu besuchen. Mit ihr zusammen wollte er testamentarische Verfügungen treffen über ihren gemeinsamen Besitz in Ebersweier und Nesselried. Das einschlägige Schriftstück vom 12. Juni 1326 ist heute nicht mehr vorhanden. Aber 15 Jahre später ließen der damals amtierende Verwalter des Offenburger Spitals und seine beiden Stellvertreter eine genaue Abschrift anfertigen, die noch heute im Erzbischöflichen Archiv Freiburg aufbewahrt wird und auf den 2. Mai 1341 datiert ist.² Offensichtlich war die Urkunde für das noch recht junge Andreas-Spital von großem Wert, schließlich gehörte es zu den Hauptnutznießern des Vermächtnisses.

Die namentlich genannten Spitalverwalter sind noch dieselben, die schon 1335 durch Bischof Berthold von Straßburg in dieses Amt berufen worden waren: Sigelinus, Sohn des Nikolaus Sigebot, Nikolaus Keller und Johannes Schönemann von Appenweier.³ Alle drei nennen sich Bürger von Offenburg. Zur Beglaubigung ihres Rechtsaktes von 1341 hingen sie das Siegel

des *hospitale pauperum in Offenburg* der Urkunde an. Es fehlt zwar heute, aber ein Teil des Pergament-Streifens, woran es befestigt war, ist noch erhalten. An der Originalurkunde von 1326 war das Siegel der Stadt Straßburg angebracht, da sie vom Hofrichter der bischöflichen Kurie ausgestellt worden war. An ihn hatten sich Bruder und Schwester gewandt, um ihren Nachlass zu regeln. Er war für sie der richtige Ansprechpartner. Wie das Straßburger Urkundenbuch belegt, war die notarielle Beglaubigung für den bischöflichen Kanzleibeamten eine Routine-Angelegenheit. Allein an Stiftungsurkunden zugunsten der Beginen zählt Sigrid Schmitt für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts 94 Urkunden auf.⁴

Das Testament der Geschwister Schelme beginnt mit einem Standardmotiv: Sie schenkten die Gülten und Zinsen, die ihre Güter jährlich abwarfen, für ihr, ihrer Eltern Rulin und Irmengard und ihrer Schwester Gepa Seelenheil *ad pios usus* – zur frommen Nutzung. Dazu wählten sie mehrere Adressaten aus, denen sie eine Wohltat erweisen wollten, und reihten diese nacheinander auf:

1. Der Konvent der Franziskaner in Offenburg.⁵ Die Brüder sollten fortan jedes Jahr am Tag nach St. Martin im Gedenken an die Eltern der Stifter eine Jahrtagsmesse abhalten. Dafür sicherten sie ihnen die jährliche Abgabe von vier Viertel Weizen zu. Das waren nach damaligem Straßburger Maß ca. 4,5 Hektoliter.
2. Katharina, Tochter des Offenburger Bürgers Hevelin. Sie wird ausdrücklich Begine genannt und sollte zeitlebens *pro suis necessitatibus* – für ihren Unterhalt jährlich zwei Viertel Weizen erhalten. Nach ihrem Tode waren die Franziskaner als Nachfolger in dieser Zuwendung vorgesehen.
3. Die Pfarrkirche von Offenburg sollte jedes Jahr zu St. Martin ein Viertel Weizen erhalten *propter deum* – für Gott.
4. Das *Collegium beginarum* – die Beginengemeinschaft, die in dem Hause lebt, „das der Rickendem hus in Offenburg genannt wird“, sollte fortan jährlich zu St. Martin *pro eiusdem collegii communibus usibus* – zur gemeinsamen Nutzung zwei Viertel Weizen erhalten.
5. Gepa und Gernica, Töchter des verstorbenen Offenburger Bürgers Gumpost, und ihre Cousine Gepa, die alle drei in dieser Beginengemeinschaft lebten, wurden mit zwei Viertel Weizen zeitlebens bedacht. Nach deren Tode sollte die Unterstützung an das Spital von Offenburg übergehen.

Die Stifter Heinrich und Katharina Schelme übertrugen die Abwicklung des Verfahrens dem Leiter des Offenburger Spitals.

Falls sich bei der Schlussabrechnung ein Überschuss ergeben sollte, stehe dieser dem Spital zu, *ad usum pauperum hospitalis* – zum Nutzen der Armen des Spitals. Falls aber in einem Jahr wegen Überschwemmung, Hagel oder Krieg oder einem sonstigen Grund die Erträge (*redditus et obventiones*) der genannten Güter nicht ausreichten, könnten solche im Einvernehmen mit allen Beteiligten gekürzt werden.

Nun folgt die Beschreibung der belasteten Güter:

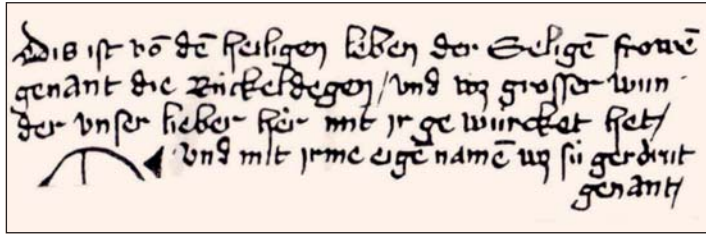
Ein Hof mit den dazugehörigen Gütern in Ebersweier, aus deren Erträgen Liborius Rant jährlich zehn Viertel Weizen abzugeben hat, zusammen mit einem Kapaun. Darüber hinaus sollte er der Pfarrkirche der Stadt „ein Sechster Münzen“ für Kerzen auszahlen.

In Nesselried schuldet Walther Hevelin aus Offenburg von vier Juchart fruchtbaren Ackerlands zwei Viertel Weizen jährlich. Nach dem Tode der Stifter sollten diese Güter samt allen damit verbundenen Rechte in das Eigentum des Spitals übergehen.

Die Testamentsurkunde von 1326 bietet einen aufschlussreichen Blick in das Leben der spätmittelalterlichen Stadt Offenburg. Sie zählt vier kirchliche Institutionen auf, die allen Einwohnern vertraut waren: Pfarrkirche, Franziskanerkirche, Armenspital und Beginengemeinschaft. In der Pfarrkirche im Zentrum der Stadt und in der Klosterkirche in deren Nord-Ost-Ecke, neben dem Straßburger Tor, feierten die Bürger ihren Gottesdienst. (1280 hatten Schultheiß und Bürgerschaft den Minoriten, wie sich die Brüder des heiligen Franz nannten, den Platz angeboten, der bis zur endgültigen Aufhebung des Klosters 1816 ein religiös und geistig prägender Kraftort der Stadt blieb.) Das Armenspital am Fischmarkt, anfangs des 14. Jahrhunderts von den Bürgern selbst gegründet, wurde 1306 vom zuständigen Straßburger Bischof kirchlich anerkannt und unterstützt, indem er alle Gläubigen zum Almosenspenden aufrief.⁶ Für die Wohngemeinschaft der Beginen, die von Anfang an im Spital den Krankendienst versahen, ist das Testament der Schelme-Geschwister das erste archivalisch eindeutig dokumentierte Zeugnis.

Die Bezeichnung des Beginenhauses als *domus dicta der Ricken-dem hus in Offenburg sita* weist uns zu einem literarischen Werk, das folgendermaßen beginnt: *Dis ist von dem heiligen leben der Seligen frowen genant die Rickeldegen und wz grosser wunder unser lieber her mit ir gewürcket het. Und mit irme eigen namen wz sü*

Abb. 1: Beginn der Vita Gertruds von Ortenberg. Brüssel. Kpl. Ms 8507-09, 15. Jh., fol. 133r



*Gerdrut genant.*⁷ Diese ausführliche Lebensbeschreibung der Gertrud von Ortenberg wurde bald nach deren Tode 1335 verfasst, wohl von einer Mitschwester ihrer Gemeinschaft. Das Haus, in dem sie zusammenlebten, lag in der Nähe des Franziskanerklosters. Es wird in der Vita häufig erwähnt. Hier hatte Gertrud als Witwe nach ihrer Flucht aus den familiären Bindungen 1304/5 Unterkunft bei einer armen Schwester gefunden und Beginnenkleidung angelegt. Ein schwarzer Mantel aus grobem Leinen sollte ihre Entscheidung zu einem neuen Lebensentwurf auch den Mitmenschen vermitteln. Es war eine kühne Entscheidung, die diese etwa fünfundzwanzigjährige Frau gegen ihre niederadlige Familie getroffen hat.

Welche Lebensform hatte sie gewählt? Sie wollte *arme Schwester* sein. Das war der offizielle Name derjenigen Frauen, die ein religiöses Leben führten, ohne sich einem Orden im strengen Sinne anzuschließen, ohne feste Regel und Gelübde. Sie wollte nicht in einem von der Welt abgeschlossenen Kloster leben, sondern in der Welt tätig sein und ihren Unterhalt durch Einkünfte aus dem ererbten Besitz und durch eigene Arbeit bestreiten, sei es im Hause mit Textiltätigkeiten oder in der Stadt mit Krankenpflege und Totendienst. Schon die Zeitgenossen hatten für diese neue gesellschaftliche Gruppe nur den „artificialen Sammelbegriff Beginnen“ gefunden.⁸ Die Herkunft des Namens ist bis heute umstritten, ebenso die genaue Stellung dieser Gemeinschaft gleichgesinnter Frauen innerhalb der kirchlichen Ordnung. Ihr Projekt war das einzige von Frauen für Frauen geschaffene Modell vor der Moderne, das sich in der mittelalterlichen Gesellschaft durchsetzen konnte. Es gründete im Ideal der freiwilligen Armut und des Daseins für andere in der Welt.

Wie konnte Gertrud ihre Utopie einer bisher nicht erprobten weiblichen Gemeinschaft in der kleinen Reichsstadt Offenburg realisieren? Wie die spätere Biografin berichtet, wurde ihr Haus rasch zu einem Anziehungspunkt für alleinstehende Frauen der Stadt: *Sie nam arme swestern in ir hus, dz sü in gütlich möhte getuon, und hette ir etlich jor und tag bi ir.* Auch Heilke von Staufenberg floh von der Burg bei Durbach zu ihr und blieb

zeitlebens ihre wichtigste Gesprächspartnerin. Wie groß diese Frauengemeinschaft war, wissen wir nicht, obwohl ihr Zusammenleben in aller Breite geschildert wird.

Gertrud hatte schon nach einigen Monaten für sich selbst eine neue Entscheidung getroffen, indem sie ihr schwarzes Beginengewand ablegte und fortan das graue Habit des Dritten Ordens der Franziskaner trug: *Do hette diese frowe geistlich gewant angeleit, grown berwer, und hette die dritte Regel sancte Franciscus empfangen und wz in grossem ernste und in grosser andaht und in vil übung des geistes.* Es war ein Schritt in die franziskanische Spiritualität der Armut, aber ohne Verzicht auf die selbstgewählte Lebensform in ihrer Gemeinschaft. Sie schien streng darauf zu achten, nicht aus der Gruppe herausgehoben zu sein: *Ir waz leid, daz man ir in dem huse ere bot;* „Meisterin“ wollte sie niemals sein, nur Dienerin. Allerdings hielt Gertrud auch durchaus Knechte und Mägde, die ihr dienten und mit ihr zur Feldarbeit gingen. Auch scheute sie sich nicht, mit Pächtern und Verwaltern ihrer Güter zu verhandeln, ja sie konnte sogar gerichtlich gegen sie vorgehen. Ihre Lebensmaxime blieb gleichwohl das Leben in Armut, das Angebot an die Ärmsten ihrer Gesellschaft, sich mit ihnen zu solidarisieren. Dieses soziale Engagement der Frauengemeinschaft wird in der Vita in vielen konkreten Details geschildert. Auch die gehässigen Reaktionen der gehobenen Bürgerschicht der Stadt werden nicht verschwiegen.

Die Spannung zwischen dem erstrebtem Ideal und dem erlebten Alltag war sehr groß. Das könnte der eigentliche Grund dafür gewesen sein, dass Gertrud und Heilke sich nach einigen Jahren entschlossen, nach Straßburg zu ziehen. Sie verließen 1317 ihr Offenburger Haus, um in der großen Nachbarstadt einen Neuanfang zu versuchen. Das war allerdings ein denkbar schlechter Zeitpunkt: Denn während sie ihr Häuschen in der Nähe des Straßburger Franziskanerklosters bezogen, wandte sich der dortige Bischof an den gesamten Klerus, um ihn aufmerksam zu machen auf Irrlehren, „in die einige Ordensleute und Kleriker, auch Eheleute und andere, die eine alternative Lebensform suchten, verstrickt waren“.⁹ Im Januar 1319 verbot er den status beginagium grundsätzlich und drohte den Frauen, die sich widersetzten, mit dem Kirchenbann. Ein halbes Jahr später nahm er seine Maßnahme teilweise wieder zurück, indem er diejenigen Be-



Abb. 2: Graue Schwester des hl. Franziskus (13. Jh.)

ginen von der Strafaktion ausnahm, die sich der geistlichen Führung der Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner anvertraut hatten.¹⁰ Um jeden Zweifel an der neuen Rechtsform auszuschließen, mussten die Brüder allen Frauen, die dazu bereit waren, die Regel ihres Dritten Ordens Wort für Wort auslegen.

Seit diesem Datum 1319 ersetzte der Richter am bischöflichen Hof in Stiftungsurkunden zugunsten der Beginen deren Namen konsequent durch die Bezeichnung „arme Frauen,“ „arme Schwestern“ oder „Frauen des Dritten Ordens des heiligen Franziskus/Dominikus“, selbst wenn er Textteile aus früheren Beginen-Urkunden wörtlich übernahm. Mit anderen Worten: Auch er musste in seinem Formular die Gemeinschaft der Beginen kirchenrechtlich neu einordnen, als Teil der Bettelorden.

Doch gerade in diesen Jahren war in der franziskanischen Gemeinschaft wieder einmal der Streit um die richtige Interpretation des Armutsideals ausgebrochen.¹¹ In seiner Ordensregel beschwor Franziskus nicht nur die Brüder, sondern auch die Schwestern: „Nichts sollen sie sich aneignen, weder ein Haus noch ein Grundstück noch sonst eine Sache. Als Pilger und Fremdlinge in dieser Welt sollen sie in Armut und Demut dem Herrn dienen und vertrauensvoll um Almosen ausziehen, und sie sollen sich nicht schämen, weil sich der Herr für uns in dieser Welt arm gemacht hat.“¹²

Offensichtlich zwangen bald die Notwendigkeiten des Alltags, das Ideal der besitzlosen Armut zu modifizieren. Schon 1245 erklärte der Papst allen Besitz der Franziskaner zum Eigentum der römischen Kirche und setzte wenig später Prokuratoren ein, die die Rechtsgeschäfte der Brüder abwickeln sollten. Der Vorwurf, die proklamierte Armut sei eine juristische Fiktion, war nicht von der Hand zu weisen und führte gerade in der Gemeinschaft selbst immer wieder zu Spannungen. Die einen wollten die franziskanische Armut ohne alle Kompromisse leben, die andern beanspruchten für sich eine Form der Besitzlosigkeit, die sich den Umständen und Veränderungen im Orden anpasste. Diese Spaltung in strenge Observanten und Konventualen blieb ein zentrales Thema des Minoritenordens, bis Papst Leo X. 1517 die beiden Zweige des Ordens endgültig trennte. In unserem Zusammenhang ist bedeutungsvoll, dass sich der Offenburger Konvent immer den Konventualen verbunden fühlte.

1261 bemühte sich der hochangesehene Ordensgeneral Bonaventura noch um eine Versöhnung, indem er seinen Mitbrüdern eine neue *Legenda Sancti Francisci* vorlegte, die den Or-

densgründer als Wegbereiter zur gemäßigten Armutsauffassung darstellte. Eine päpstliche Konstitution von 1279 suchte einen Ausweg durch die Unterscheidung von Eigentum und Nießbrauch bei gleichzeitiger Pflicht zu mäßigem Gebrauch der Güter.¹³ Die strengere Richtung der Bettelbrüder sah darin gleichwohl einen Verrat am Ideal ihres Gründers. Sie ging sogar noch einen Schritt weiter: Nicht erst Franziskus war ihr Gewährsmann, schon Christus und seine Apostel lebten in absoluter Besitzlosigkeit.

Just in der Zeit, als Gertrud und Heilke ihre Haltung zum franziskanischen Ideal noch einmal klären wollten, definierte das Generalkapitel des Ordens, das 1322 in Peruggia tagte, unmissverständlich: „Es ist gesunde, katholische und rechtläubige Lehre, dass Christus und die Apostel nichts zu eigen besessen haben.“ Diese Aussage wiederum erklärte Papst Johannes XXII. im darauffolgenden Jahr für häretisch.

Gertruds Reaktion war nach dem Zeugnis ihrer Chronistin eindeutig, zumal ihr Beichtvater Heinrich von Talheim auf dem Generalkapitel von Peruggia einer der maßgeblichen Wortführer der strengen Richtung war.¹⁴ Ihm vertraute Gertrud rückhaltlos, denn: *Sü hette ein hitzige begerung der armuot und des ellendes. Und: Der Herr wollte sie haben in gantzer lidiger armuot alles zitlichen guotes.*¹⁵ Durch ihren Verzicht auf allen Besitz wollte sie als Bettlerin unter den Armen leben, besitz- und bedürfnislos. Die Gespräche zwischen den beiden Frauen über Gertruds radikale Entscheidung müssen sehr grundsätzlich und offen gewesen sein, sie spiegeln gewissermaßen die unlösbaren Probleme franziskanischen Selbstverständnisses wider. In diesen Jahren lebten Gertrud und Heilke noch in Straßburg. Erst als ihr Haus 1327 einem verheerenden Stadtbrand zum Opfer fiel, zogen sie wieder in ihre Heimatstadt zurück, wenn auch nicht in das Haus, in dem sie früher lebten und das ein Jahr zuvor durch die oben behandelten Stiftungen unterstützt worden war.

Sie fanden, wohl nach langem Zögern Gertruds, endlich eine Unterkunft in einem *hüslin, das an dem allerbesten und heimlichsten ende der stat lag*, wie Gertruds Biografin andeutungsweise beschreibt. Aber davon erfahren wir in der Vita überhaupt nichts mehr. Nur ein Gedenkstein auf dem Klosterfriedhof der Franziskaner erinnerte noch an ihr Todesjahr 1335 – auch er inzwischen längst weggeräumt, vermutlich nach dem Stadtbrand von 1689. Aber im dritten Februarband der *Acta Sanctorum* von 1668 hielt der damalige Mitarbeiter Johannes Gamans (1606–1684) das genaue Sterbedatum fest: *Anno MCCCXXXV, VII Kalendas Martii, 23. Februar 1335*).

Gertruds Flucht von Offenburg nach Straßburg 1317 hatte keineswegs das Ende ihrer Gemeinschaft bedeutet. *Der Rickelden hus* diente auch weiterhin den Beginen als Bleibe. Das oben angeführte Straßburger Testament von 1326 spricht ganz selbstverständlich vom *collegium beginarum*, obgleich die Wortwahl nach 1319 völlig aus dem bischöflichen Kanzleigebrauch getilgt worden war. Das kann allein durch den ausdrücklichen Wunsch der Stifter erklärt werden, welche die bisherige Form der Offenburger Frauengemeinschaft beibehalten wollten. Zwar werden die Franziskaner in der Stiftungsurkunde an erster Stelle erwähnt, allerdings nur, weil ihnen das Totengedächtnis der Stifterfamilie anvertraut wurde, jedoch nicht die geistliche Führung der Frauen, wie sie in Straßburger Urkunden schon seit 1295 sporadisch und nach 1319 regelmäßig festgehalten wurde: *Guardianus (fratrum minorum) habebit regimen et correctionem dictarum beginarum* – Der Guardian (der Minderbrüder) wird die Leitung und geistliche Führung der Beginen übernehmen.¹⁶ Erstmals spricht eine Stiftungsurkunde vom 14. September 1323 auch von einer *Magistra* – Meisterin, der durch eine Wahl der Frauen selbst die offizielle Aufsicht des Hauses übertragen werden soll. Die Stiftungsurkunde von 1326 zugunsten der Offenburger Beginen kennt eine solche Bestimmung nicht. Sie spricht weder von einer Meisterin der Gruppe noch von einer regulären Leitung durch den Franziskanerorden. Es scheint, dass Gertruds Anliegen einer Gemeinschaft ohne Hierarchie selbst zehn Jahre nach ihrem Ausscheiden noch wirksam blieb.

Die zeitlich nächste Urkunde, die zur Geschichte der Offenburger Beginen erhalten ist, wirft freilich die Frage auf, ob sich in der Stadt neben der Gemeinschaft im Rickelden-Haus noch andere Wohngruppen herausgebildet haben. Zwei namentlich genannte Beginen ließen sich am 28. November 1336 von Schultheiss und Rat der Stadt (!) mit deren Siegel ein Tauschgeschäft bestätigen, das eine Summe von fünfzehn Pfund Pfennige umfasste und mit zinspflichtigem Gut aus Äckern und Matten in Windschlag und Bohlsbach abgesichert war. Ob die beiden wirtschaftlich selbstständig handelnden Beginen zum Richelden-Haus gehörten, geht aus der Urkunde nicht hervor.¹⁷

Nach diesem Datum erfahren wir drei Jahrzehnte lang überhaupt nichts mehr zur Geschichte der Beginen in Offenburg. Erst 1367 bestätigt wieder eine Urkunde, ausgestellt von Schultzeiß, Meister und Rat der Stadt, den Beginen einen Kauf von jährlichen Zinseinnahmen aus einem Haus in Offenburg und

einem Acker in Griesheim. Einen gleichen Vorgang dokumentiert 1378 eine zweite Urkunde, die jährliche Abgaben von einem Haus, Hof und Feld zu Griesheim absicherte und mit städtischem Siegel bekräftigte.¹⁸

In beiden Geschäftsurkunden erscheint nun aufseiten der Beginen zum ersten Mal eine „Meisterin“. Sie wickelte zusammen mit ihren „*Schwestern in der von Schuttertal Gotzhaus*“ den Rechtsvorgang ab. Das lässt den Schluss zu, dass sich mittlerweile auch die Offenburger Beginen dem Straßburger Modell von 1319 gebeugt und die Regel des Dritten Ordens der Franziskaner angenommen haben. Ihre Gemeinschaft präsentierte sich nun hierarchisch geordnet. Die inneren Strukturen der Wohngemeinschaft, wie sie Gertrud von Ortenberg ins Leben gerufen hatte, scheinen sich deutlich verändert zu haben. In beiden Zeugnissen weht nicht mehr der Geist einer hochgestimmten religiösen Gemeinschaft, deren Selbstverständnis allein in frei gewählter Armut und Barmherzigkeit gründete, sondern der Geist einer kirchenrechtlichen definierten Ordnung.

Auch die äußeren Strukturen des Offenburger Beginenlebens geben beredtes Zeugnis von einem grundlegenden Wandel. Denn in den Urkunden von 1367 und 1378 taucht zum ersten Mal der Name eines neuen Beginenhauses auf: *der von Schuttertal gotzhus*. Schon wenige Jahre später werden in einer Seelgerätstiftung von 1395 sogar fünf Beginenhäuser aufgezählt:¹⁹

der von Rickeldere gotzhus,
der von Schuttertal gotzhus,
der von Ortenberg gotzhus,
der von Schuburg gotzhus,
der Mutzerin gotzhus.

Wiederum sechs Jahre später, 1401, listet eine Urkunde die Erträge von Gütern auf, die vier weiteren Beginenhäusern zustanden,²⁰ nämlich

dem Großen gotzhus,
dem gotzhus by dem Schinthus,
dem Kener gotzhus
der Bortschöbin gotzhus.

Sie lagen, soweit sie sich heute lokalisieren lassen, in dem Stadtviertel zwischen Franziskanerkloster und Lindenplatz. *Der von Rickeldere gotzhus* lag unmittelbar neben der Klosterkirche, denn Gertrud konnte von ihrem Bette aus hören, *daz die brueder messe sungent*. In direkter Nachbarschaft wohnten die

Schwestern des *Schuttertal gotzhus* in der Clostergasse; sie mündete in die Schuttergasse mit dem Schlachthof, nach dem sich *das Schinthus gotzhus* benannte; und beim heutigen Lindenplatz siedelten sich die Schwestern *des Kener gotzhus* an zwischen zwei Armen des Kenerbachs, *by dem kener zu beiden syten*. Die anderen in den zwei Urkunden angeführten Häuser sind nicht lokalisierbar, zumal sie auch sonst nicht mehr erwähnt sind.

Vermutlich waren einzelne dieser Gemeinschaften im Laufe der Jahre zusammengelegt worden, zweifellos unter dem Einfluss der Franziskaner, die ganz offensichtlich wichtigste Gesprächspartner der Frauen geworden waren. 1432 agierten die Meisterin *der von Rickeldere gotzhus* und der Guardian des Minoritenklosters gemeinsam beim Verkauf von Gefällen in Ebersweier an das Offenburger Spital, übrigens wieder vor dem bischöflichen Hofrichter in Straßburg.²¹ In diesem Kaufvertrag wird *der von Rickeldere gotzhus* zum letzten Mal als selbstständiges Haus erwähnt, Es ist bald danach dem *Großen gotzhus* inkorporiert worden. Ein bisher kaum beachtetes Zinsregister von 1460/70²² kennt es nur noch als Bestandteil des *Großen Gotzhus*. Denn diesem schuldete der Spitalmeister eine jährliche Zahlung von zwei Schilling von *der Rickelden gotzhus* wegen.

Das Zinsregister von 1460/70 trägt den Titel:

Dis ist das Register der Zinsen und Gülten der Gotzhusere Anno 1470.

*Item des kener gotzhus
des großen gotzhus
des Schinthus gotzhus
des Schuttertal gotzhus
der guoten lüt Huß
der ellenden herberg*

Auf 108 Seiten werden hier die Einnahmen von sechs sozialen Einrichtungen der Stadt aufgelistet, darunter zuerst die vier übrig gebliebenen *gotzhüser* der Stadt, unter denen eben *der Rickeldegen gotzhus* nicht mehr aufgeführt ist. Dafür aber wird der Besitz der noch existierenden umso penibler festgehalten. Er sicherte ihnen die regelmäßigen Einnahmen in Form von Geld, Korn und Kapaunen.

Die Übersicht beginnt mit dem *Kener gotzhus*: *Dis sint jerlich zins und gülten dem kener gotzhus in Offenburg zugehörig und ernüwert in der ersten vastwochen in gegenwertigkeit der zinlüten und des Mittag*²³ *von Ortenberg Anno 1460.*

Es folgen auf acht Seiten 26 Einträge zu Gütern in Ortenberg, Offenburg und Rammersweier. Der erste sei hier als Beispiel im Wortlaut wiedergegeben:

Item Costentz Jacob von Ortenberg git von sinem hus und mit allen angehorden, gelegen im dorff zu Ortenberg, einsit neben Swabhausen andersit nebet dem Wernher, obnan an Blochclins Jecklin, unden uff den weg, der in das Loch gat, jerlich uff Martini II Schilling ewigs gelts. Disen zins und güter enpfahrt man mit I maß wins weder des besten noch des ärgesten.



Abb. 3: Straßburger Pfennig (ab 1340/50)

Am Rande ist beigefügt: *Ist den swestren zugeteilt*. Bei den übrigen Einträgen steht nicht *swestren*, sondern *Beginen*, einige Male aber auch *Münch*; die Erträge sind folglich übergegangen an das Franziskanerkloster.

Am Ende zählt der Schreiber die Gesamteinnahmen des Hauses zusammen: *Summa sint des kener gotzhus zins in gelt V lb., XVII β*. (Das sind umgerechnet in reales Münzgeld 1404 Pfennige.²⁴) Eine zweite Einnahmequelle waren die Korngülten. Allerdings ist die Liste mit nur vier Einträgen unvollständig. Die nächsten fünf Seiten blieben leer.

In der Liste der *gotzhusere* folgt das mit Abstand wichtigste Beginenhaus in Offenburg. Es wird mit folgenden Worten eingeführt: *Die hernach geschriben zins sint us dem alten buch abgeschriben, in korn und gelt gehörig den Swöstern im Grossen gotzhus in Offenburg, und erneuert in anno 1477 [!] in gegenwertikeit der Regelmeisterin und auch der Husmeisterin, und sint alle [zinsen] zu setzen und zu entsetzen mit eime maß win, weder des besten noch des ärgesten, als die alten bucher das ouch wysent.*

Es folgen Rentenansprüche von Häusern, Gärten, Äckern, Reben, Matten in Offenburg und den benachbarten Gemeinden, insgesamt 111 Titel, die meist an Martini einzulösen waren. Wie zu erwarten liegt die Mehrzahl der Liegenschaften auf Offenburger Gemarkung; die Rede ist dabei immer nur von Kinzigdorf. Insgesamt werden fünfzehn Häuser aufgezählt, außerdem fünfzehn Matten, zwölf Äcker, sechs Gärten, aber auch sechs Rebstücke und vier weitere Güter. Die übrigen Liegenschaften verteilen sich auf die folgenden Orte: Appenweier (14), Ortenberg (7), Bühl (6), Bohlsbach (5), Griesheim (4), Weier (3), Rammersweier (3), Windschlag, Zell-Riedle, Weierbach, Fessenbach (je 2), Zunsweier, Niederschopfheim, Schutterwald, Dundenheim (je 1).

Die Zinseinnahmen je Objekt lagen zwischen 2 und 15 Schilling, meist jedoch bei 4 Schilling (= 48 Pfennige realen Geldes), nur wenige in Ortenberg und Appenweier rechneten

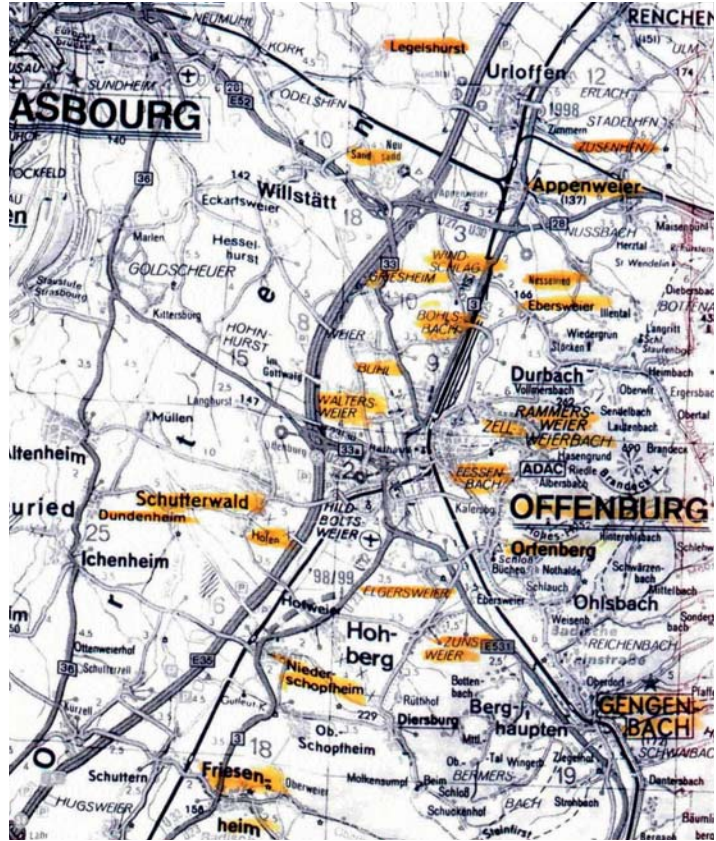


Abb. 4: Orte, in denen die Offenburger Beginen 1460/70 abgabepflichtige Güter besaßen.

in Gulden ab (1 Gulden = seit Beginn des 15. Jahrhunderts 126 Pfennige).

Wiederum fasst der Schreiber den Ertrag zusammen: *Summa des großen gotzhus in gelt 24 lb., 14 ß.* (umgerechnet in Münzgeld: 5928 Pfennige.) Zum Vergleich: Der Jahresverdienst eines Bauhandwerksmeisters in Straßburg betrug im Jahr 1487 5988 Pfennige; der jährliche Gesindelohn im Straßburger Spital lag bei ca. 856 Pfennigen. Als Schultheiß, Rat und Gemeinde von Gengenbach sich 1525 dem Protestantismus angeschlossen haben, boten sie dem Abt als Jahresrente zweihundert rheinische Gulden (= 25 200 Pfennige) an.

Der zweite größere Posten, mit dem die Frauen des Großen Gotteshauses rechnen konnten, war die Natural-Abgabe der Korngülte: sechzehn Titel insgesamt, *Summa 29 fiertel, 2 Sester, 1 fierling.* Das Verhältnis von Geldabgaben und Naturalabgaben (111:16 Einträgen) wirft ein bezeichnendes Licht auf die Veränderungen, die sich in der Zwischenzeit im wirtschaftli-

chen Bereich vollzogen haben. Während das Testament von 1326 nur Naturalabgaben kannte, sind diese 150 Jahre später von den Geldabgaben praktisch abgelöst. Eine ähnliche Relation gilt in etwa auch für die anderen drei Häuser.

Und den dritten Einnahmeposten bildeten die Kapaunen, von denen jährlich 25 abgegeben werden mussten.

Das dritte Beginenhaus, das in der Liste aufgeführt wird, das *Schinthus gotzhus*, erhält Zins und Gülten von 17 Liegenschaften in sechs Orten: Gengenbach (4), Nesselried (3), Niederschopfheim, Fessenbach, Weierbach, Höfen und Sand (je 1). Von den Korngülten blieben ihm noch fünf Posten.

Wesentlich besser stellte sich das vierte Beginenhaus, das *Schuttertal gotzhus*, das aus fünfzehn Orten 44 unterschiedliche Einnahmen bezog: Ortenberg (6), Rammersweier (3), Appenweier (3), Offenburg (2), Weierbach, Fessenbach, Friesenheim, Waltersweier, Schutterwald, Zell, Legelshurst, Zusenhofen, Griesheim, Sand (je 1). Korngülten blieben noch sechs übrig. Für Kapaunen war wohl noch das leere Blatt vorgesehen.

Das Netz der Orte, in denen die Offenburger Beginenhäuser abgabepflichtige Liegenschaften besaßen, ist bemerkenswert weit und hebt die gesellschaftliche Randgruppe dieser Frauen in eine bisher kaum beachtete Position. Allein in Offenburg besaßen sie elf Häuser und drei Fleischbänke. In Ortenberg und benachbarten Reblandgemeinden bezogen sie von mehreren Winzern eine jährliche Pacht, die bisweilen mit dem Zusatz versehen wurden: *Ist empfehig mit einem maß wins*. Auch das Spital schuldete der *meisterin des großen gotzhus* jährlich fünfzehn Schilling, *davon soll sy opfren sechs schilling zu der lütkirchen, sechs schilling zu den Barfuößen, drei bliben bei der meisterin*. Zu einer derartigen Weitergabe von Teilbeträgen der Einnahmen verpflichteten sich die Frauen mindestens ein dutzendmal. Davon profitierten vor allem die Franziskaner, aber auch das Schuttertal- und Schinthus-gotzhus, die Pfarrkirche (für Jahrtagsmessen), einmal auch die Stadt Offenburg selbst und das Dorf Weier.

Alle Abgabetermine waren genau festgelegt und verteilten sich über das ganze Jahr, wobei natürlich das Martinifest am 11. November am häufigsten genannt ist.

Aus der Gemeinschaft der armen Schwestern war ein, wenn auch bescheidenes Versorgungsinstitut für alleinstehende Frauen geworden, das sein Vermögen umsichtig verwaltete. Davon allein aber konnten sie nicht leben. Sie waren weiterhin gezwungen, den Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Es ist anzunehmen, dass sie gerade im Spitaldienst maßgeblich tätig blieben, wie einst Gertrud und ihre Mitschwestern. Die Er-

werbsarbeit im Hause am Spinnrocken und Webrahmen gehörte auch weiterhin zu ihren Pflichten. Gertrud verstand sie einst als geistliche Übung mit den Händen: *Und etwenn sas jungfrow Heilke hinder ir und sach ir zuo und nam grosse andaht dar ab.* Sie selbst gab den Mitschwestern ein Beispiel strengster Askese und erwartete die gleiche Bereitschaft auch von ihnen.

Selbst im Bildungswesen der Stadt gab die Protagonistin eine Leitlinie vor. Ihre Vita berichtet von dem Religionsunterricht, den sie den Kindern der Stadt und der umliegenden Dörfer erteilte: *nit allein richer lüte kint, me [sondern] arm und rich zoch sú zuo geistlichem leben als vil sú mochte.* Überraschenderweise belegt auch ein Eintrag im Zinsregister die Arbeit der Beginen im Bildungsbereich. Das Große gotzhus zählte nämlich ein Haus in Offenburg am Kirchhof zu seinem Besitz, mit dem ausdrücklichen Vermerk: *kompt von Adelheit schuolmeisterin.*

Was hätte wohl Gertrud von Ortenberg ihren lieben Mitschwestern dazu gesagt? Und wie hätten diese darauf geantwortet? Wir erfahren darüber nichts mehr. Wir können nur feststellen: Gertruds Vermächtnis ist schwächer geworden. Ihre soziale Utopie der besitz- und bedürfnislosen Frauen im gemeinsamen Wirken blieb eine fromme Utopie. In Straßburg und Basel, den beiden größten Zentren der Beginen am Oberrhein, wurde bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Kritik laut an den Einnahmen aus Rentengeschäften der Beginen, die von arbeitslosem Einkommen lebten.²⁵ Die Vorwürfe kamen vor allem aus Kreisen der franziskanischen Observanten, nicht aus der städtischen Bürgerschaft, die ja bereitwillig den Frauen Stiftungen zukommen ließ.

In Offenburg dokumentiert eine Urkunde von 1531 das Ende der weiblichen Gemeinschaften in der Stadt:²⁶ *Noch todtlichem abgang wilent der Ersamenn Geistlichenn Schwester Katharinenn, der letztern abgestorbenn Schwesternn imm grossenn gotzhuß zu Offenburg,* stritten sich zwei *parthyen* um die Nachfolge im Erbe der Frauen, die Bettelbrüder und die Stadtverwaltung.

Während die Franziskaner schriftliche Nachweise für ihre Forderungen an *desselbenn grossenn gotzhuß hab und gütter* vorlegten, lehnten *Schultes, Meister und Rath der Statt Offenburg* dieses Ansinnen ab. Und zum letzten Mal hören wir in dieser Urkunde von der Frauengemeinschaft, die Gertrud einst gegründet hatte. *Es hett nit die gestalt, dass solich hab unnd gütttere zins unnd gultenn gar [vollständig] der Rickeldeginn gotzhuß zuherten, sunder werenn vor etlichenn verschieenenn [abgelaufenen] ziten unnd Joren etlicher mer gotzhüser güter dahin kommenn und zu diesem gotzhuß gestossenn, die sie als oberkeyt innenn mit Rentenn*

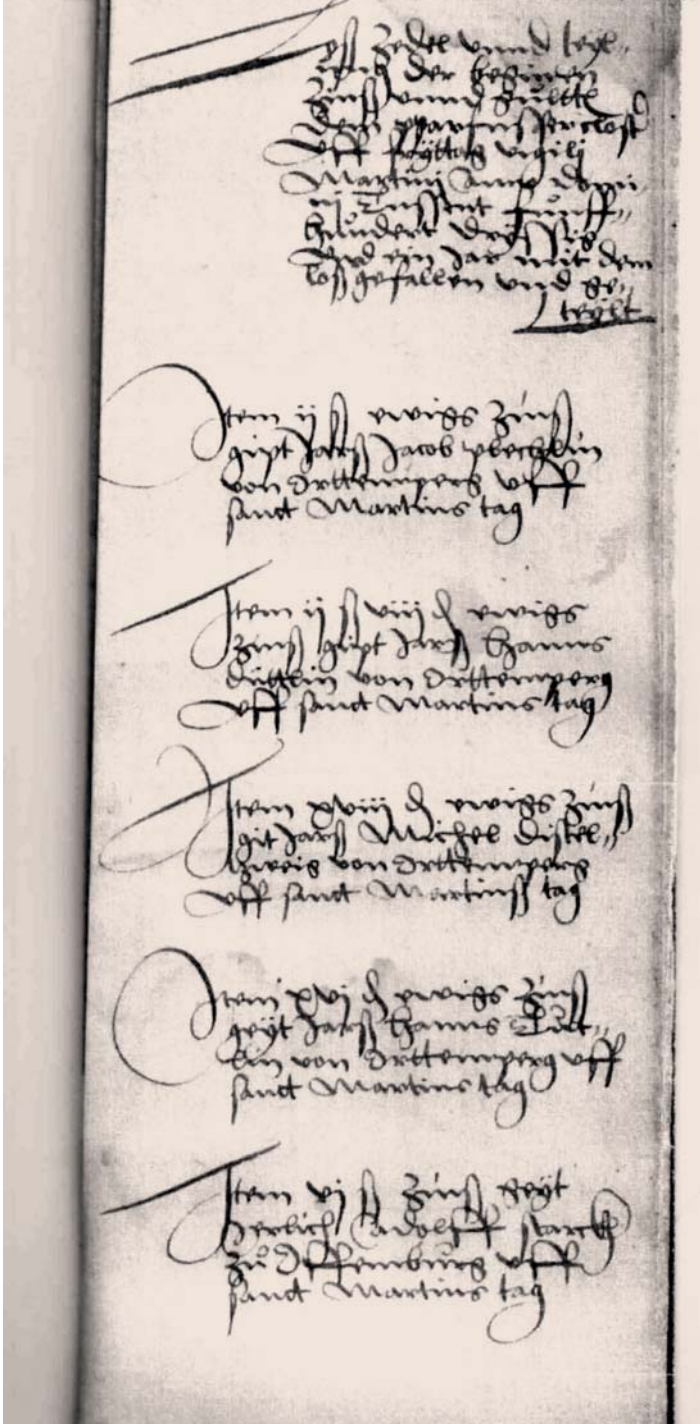


Abb. 5: Loß zedel und
 teylung der beginnen
 zins und gültten dem
 paruser closter uff
 fryttag vigili Martini
 ao. d. 1531 mit dem
 loß gefallen und
 geteylt (GLH
 Karlsruhe 30/131
 Nr. 1971)

lassenn volgenn, sunder sie schuldig werenn, dieselbenn zu gottes lob unnd dem gemeinenn nutz zu gut wider anzulegenn unnd zu andernn gotzdienst oder zu dem gemeinenn nutz zu ordnenn oder zu bewennenn. Das ist eine klare Aussage zur gesellschaftlichen Funktion der Beginenhäuser, wie sie schon immer von der Bürgerschaft der Stadt erwartet worden war.

Man einigte sich *gütlich, früntlich, vridentlich*, die liegende und fahrende Habe des Großen Gotteshauses gleichmäßig aufzuteilen und in entsprechenden Listen festzuhalten. Darin wurden auch einige Ausnahmen präzisiert. So sollen den Barfüßern der Wein und die Reben am Kalbsbrunnen zustehen, dem Stadtrat *das hus, darin die schwestern ir wonung gehept, damit noch irem willen und gefallen zu handelnn.*

Beide Parteien verpflichteten sich, den ausgehandelten Vertrag anzuerkennen und auch in Zukunft nicht anzufechten. Sie bestätigten die Rechtskraft der Verabredung durch das Konventssiegel der Franziskanerbrüder und durch das Offenburger Stadtsiegel. Ein drittes Amtssiegel konnte die Bedeutung der Urkunde noch steigern. Es stammte vom Provinzialmagister der oberdeutschen Franziskanerprovinz, Bartholomaeus Hermann, der sein erstes Kapitel während seiner Amtsführung 1531 nach Offenburg einberufen hatte. Diese Tatsache unterstreicht die Stellung der Offenburger Franziskaner im sogenannten Armutstreit ihres Ordens. Sie zählten sich zu den Konventualen im Gegensatz zu den strengen Observanten, die sich 1517 von der Ordensfamilie offiziell gelöst hatten und niemals einen Rechtsstreit um Besitzrechte durchgefochten hätten.

Die Offenburger Minderbrüder aber legten schon nach weniger als einem Monat eine genaue Liste der ihnen zugefallenen Erbstücke an: *Loß zedel und teylung der beginen zins und gültten dem barfußser closter uff frytag vigili Martini anno domini 1531 mit dem loß gefallen und geteylt.*²⁷ Während die Barfüßer zur Sicherheit gleich noch eine Kopie anlegten, fehlt die dazu korrespondierende Liste der Stadt völlig. Ob sie verloren ging oder gar nicht angefertigt wurde, wissen wir nicht.

Damit endet die Geschichte der Frauen, die über zweihundert Jahre lang in Offenburg ein selbstbestimmtes Leben führten und gleichwohl von den Bürgern als eine Gemeinschaft *zu gottes lob und dem gemein nutz zu gut* wahrgenommen wurde. Zuletzt hatte der Rat der Stadt nicht nur einen guten Teil der Beginengüter beansprucht, sondern auch die Deutungshoheit über ihre Lebensform.

Anmerkungen

- 1 Eine knappe Übersicht über die Beginen in Offenburg bieten B. Jenisch und A. Gutmann, Offenburg, (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 33), 2007, S. 128f.; Sie verweisen auch auf weitere Literatur. Davon sei hier nur erwähnt: W. Müller, Beginen und Inklusen, in: Ders., Die Klöster der Ortenau, in: Die Ortenau 58, 1978, 470–475. – Die älteste Nachricht von einer begina de Offenburg stammt aus einer Urkunde von 1307 April 15; da sie darin nur als Einzelperson fassbar wird, ist sie für unser Thema „Frauengemeinschaften“ nicht relevant.
- 2 Erzbischöfl. Archiv Freiburg UH 197, Offenburg 1341 Mai 2 = Vidimus der Urkunde von 1326 Juni 12. Der Informationswert der Urkunde ist bisher unterschätzt worden, da der Inhalt nur durch ein Regest bekannt war in der bis heute noch grundlegenden Untersuchung von Haid, Über den kirchlichen Charakter der Spitäler besonders in der Erzdiözese Freiburg. In: Freiburger Diözesan-Archiv 2, 1866, S. 279–341, hier S. 308, Nr. 9. Haid teilt lediglich mit: „Da die Urkunde nur teilweise den Spital betrifft, so geben wir davon bloß ein Regest.“ Und darin ist auch nur allgemein von „Beguinen-Schwestern, Spital und Kirchenfabrik“ die Rede.
- 3 Haid (wie Anm.2) S. 308, Nr. 10
- 4 S. Schmitt, Verfolgung, Schutz und Vereinnahmung. Die Straßburger Beginen im 14. Jahrhundert. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 27, 2008, S. 111–136, hier S. 127–135.
- 5 Die Minoriten waren 1280 von Schultheiß und ganzer Bürgerschaft nach Offenburg gerufen worden, weil man von ihnen einen starken Impuls in der Seelsorge erhoffte pro communi omnium utilitate pariter et salute E. Batzer, Die Berufungsurkunde der Minoriten nach Offenburg, in: Freiburger Diözesanarchiv 64, 1936, S. 358–363, hier 361. – Die Umfassungsmauern ihres gotischen Chores und die schlanken Maßwerkfenster am Chorhaupt sind bis heute noch erhalten.
- 6 Haid (wie Anm. 2), S. 293f., Nr. 2: 1306, 17. September.
- 7 H. Derkits, Die Lebensbeschreibung der Gertrud von Ortenberg. Diss.phil. (Masch.) Wien 1990. – S. Ringler, Gertrud von Ortenberg. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 11, 2004, Sp. 522–525. – E. Hillenbrand, Heiligenleben und Alltag. Offenburger Stadtgeschichte im Spiegel eines spätmittelalterlichen Beginenlebens. In: Die Ortenau 90, 2010, S. 157–176. – Ders., Adlige, Begine, Bettlerin. Gertrud von Ortenberg (+1335) in der Nachfolge Elisabeths von Thüringen († 1231). In: Freiburger Diözesan-Archiv 133, 2013, S. 85–110. -
- 8 Starke Schreibschwankungen bei mittelalterlichen Eigennamen sind bekannt; am Beispiel Gertruds finden wir in den Quellen: Urk. 1326/41: Rickendem; Vita 1340/50: Rickeldeggen, Rickeldey; Urk.1395: Rickeldere; Urk. 1432: Richkalden; Zinsregister 1470; Rickeltey; Acta Sanctorum 1658: Rickgeldeigin.
B. Degler-Spengler, Die Beginen im Rahmen der religiösen Frauenbewegung des 13. Jahrhunderts in der Schweiz. In: Helvetia Sacra IX, 2, 1995, S. 32. – M. Wehrli/ C. Opitz (Hg.), Fromme Frauen oder Ketzerinnen? Leben und Verfolgung der Beginen im Mittelalter. (Herder Spektrum 4692), 1998. – H. Unger, Die Beginen. Eine Geschichte von Aufbruch und Unterdrückung der Frauen. (Herder Spectrum 5643) 2005. – F.-M. Reichstein, Das Beginenwesen in Deutschland. Studien und Katalog. (wissenschaftl. Schriftenreihe Geschichte, Bd. 9) 2001. – E.Clementz, Die Beginen im Elsaß – Ein Überblick. In: Das Beginenwesen im Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg.v. J. Voigt, 2015, S. 89–115.
- 9 A. Patschovsky, Straßburger Beginenverfolgungen im 14. Jahrhundert. In: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 30, 1974, S. 56–198, hier S. 127–142: Publikationsschreiben des Straßburger Bischofs, 1317, August 13. – Am 18. Januar 1319 folgte das grundsätzliche Verbot, ediert eBd. 153–155.
- 10 Ebd., S. 160f.
- 11 E. Iserloh, Die Spiritualenbewegung und der Armutsstreit, in: Handbuch der Kirchengeschichte Bd. 3: Die mittelalterliche Kirche, 1968, S. 453–460.
- 12 Regula bullata, Caput 6, In: K.Esser (Hg.), Die Opuscula des heiligen Franziskus von Assisi, 1989, S. 368f.
- 13 „Exiit qui seminat“, 1279 August 14, ed. Bullarium Franciscanum III, S. 404–416; *Ex quibus omnibus satis claret ex Regula, ad victum, vestitum, divinum cultum et sapientiale studium necessarium*

usum esse concessum – Nach all dem geht aus der Regel klar hervor, dass den Brüdern der Gebrauch der notwendigen Dinge an Lebensmitteln, Kleidung, für die Liturgie und das Studium erlaubt ist.

- 14 K. Ruh, Heinrich von Talheim, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, Bd. 3, Sp. 882–884.
- 15 Lebensbeschreibung der Gertrud (wie Anm. 6), fol. 169 v und 216 r.
- 16 Urkundenbuch der Stadt Straßburg, Bd. 3, Nr. 340, S. 108.
- 17 Archiv der Freiherren von Schauenburg Oberkirch, Urkundenregesten 1188–1803, bearb. von M. Fischer (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg, Bd. 33), 2007, S. 81, Nr. 42: 1336 November 28.
- 18 1367 August 28, GLA Karlsruhe, 30/1892. – 1378 Januar 12, GLA 30/1538..
- 19 1395 August 22, GLA Karlsruhe 30/1659.
- 20 1401 September 1, GLA Karlsruhe 30/2544.
- 21 Haid (wie Anm. 2), S. 331 Nr. 29, 30, 31: 1432, Mai 19 und Juli 6.
- 22 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, UH (Urkundensammlung Haid) 193.
- 23 In der Liste der Ortenberger Familiennamen um 1550 erscheint der Name „Mittag“ mit zwei Vertretern: Fr. X. Vollmer, Ortenberg. Schritte zurück in die Vergangenheit eines Ortenaudorfes, 1986, S. 722.
- 24 B. Kluge, Numismatik des Mittelalters, Bd. 1: Handbuch und Thesaurus Nummorum Medii Aevi. (Sitzungsberichte d. Österreich. Akademie der Wissenschaften, Phil.-histor. Kl., Bd. 769), 2007. – A. Hanauer, Études économiques sur l'Alsace ancienne et moderne Bd. 2, 1878; – U. Dirlmeier, Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters (Abhandl. der Heidelberger Akad. Der Wissenschaften, Phil.-histor. Kl., Jahrgang 1978), 1978.
- 25 S. von Heusinger, Beginnen am Mittel- und Oberrhein zu Beginn des 15. Jahrhunderts, in: ZGO 148, 2000, S. 67–96, hier S. 86 ff.
- 26 1531 Oktober 13, GLA Karlsruhe 30/1970.
- 27 1531 November 10, GLA Karlsruhe 30/1971.

Die Pfarrkirche Ebersweier und ihre Ausstattung in Vergangenheit und Gegenwart

Margot Hauth

800 Jahre Ebersweier

Die Ortschaft Ebersweier, im Herzen der Ortenau gelegen, feierte im Jahr 2015 die Ersterwähnung des Ortsnamens, der 800 Jahre zuvor als „Ebirswilre“ dokumentiert wurde. Im Zuge der Gemeindereform vereinigte sich Ebersweier zum 1. Januar 1973 mit der Gemeinde Durbach. Damit erlosch zwar die Gemeinde Ebersweier als selbstständige Gebietskörperschaft, doch die Ebersweierer blieben auch weiterhin eine lebendige Dorfgemeinschaft. „*Die halten zusammen*, so werden die Ebersweierer charakterisiert“,¹ konstatierte unlängst Bürgermeister Andreas König. Der besondere Gemeinschaftssinn ist geradezu bezeichnend für den Ort Ebersweier.² Dieser Zusammenhalt bewirkte auch, dass das Jubiläumsjahr mit den verschiedenartigsten Veranstaltungen einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Vom großen Festwochenende im Juli 2015 waren auch viele auswärtige Besucher begeistert.³

Zum Abschluss der Jubiläumsereignisse gestaltete die Geschichtswerkstatt Ebersweier⁴ mit Unterstützung einiger Mitglieder des Ebersweierer Festausschusses und des Museumsvereins Durbach die Sonderausstellung „800 Jahre Ebersweier“. Der Verein Wein- und Heimatmuseum Durbach e.V. stellte dazu für die Dauer eines Jahres einen Raum zur Verfügung. Zusätzlich zu den ausgestellten Exponaten aus dem Leben und Schaffen der Ebersweierer Einwohner bot die Ausstellung Text- und Bildtafeln, Fotopräsentationen unterschiedlichster Art, wie auch den neuen Dorffilm. Die Besucher hatten somit vielfältige Möglichkeiten, das Jubiläumsjahr 2015 nochmals aufleben zu lassen und sich eingehend mit der Geschichte von Ebersweier zu befassen. Die Sonderausstellung ergänzte zudem die von der Geschichtswerkstatt erarbeitete Ortschronik „Ebersweier und seine Geschichte – 1215 bis 2015“, die im Jubiläumsjahr herausgegeben wurde.⁵ Am Großbildschirm konnten sich die Besucher über kuriose, traurige und bewegende Ereignisse aus dem Leben der Vorfahren informieren, die nicht in die 600 Seiten umfassende „Chronik“ aufgenommen werden konnten.

Kleinode sind zurückgekehrt

Glanzstücke dieser Sonderschau waren drei gemalte Glasbilder, unterschiedlich große Fensterfragmente aus der Pfarrkirche Ebersweier. 1964 wurden die bleigefassten und teilweise bemalten Fenster ausgebaut. Einige Teilstücke ruhten rund 50 Jahre auf einem Dachboden und kehrten 2015 nach Ebersweier zurück. Neben der Freude über die Rückkehr dieser Kostbarkeiten löste der Anblick der Glasbilder bei etlichen Besuchern Wehmut aus. Viele ältere Mitbürger bedauern noch heute den Umbau ihrer Pfarrkirche vor rund 50 Jahren und die damit verbundene „Teilausräumung“ der Kirche. Nachvollziehbar werden diese Reaktionen durch Kenntnis der Geschichte des Kirchenbaus, der Ausstattung der Pfarrkirche verbunden mit dem Geschehen der 1960er Jahre.

Geschichte des Kirchenbaus in Ebersweier

Die Pfarrkirche Heilig Kreuz Ebersweier erhebt sich malerisch auf einer kleinen Anhöhe über die Häuser von Ebersweier. Weithin sichtbar prägt sie neben dem historischen Pfarrhaus das Ortsbild. Als schlichte Landkirche im klassizistischen Stil⁶ wurde sie 1827 erbaut und in den Jahren 1964 bis 1968 erweitert.

Der Kirchenneubau in Ebersweier in den 1820er Jahren ersetzte eine kleine Vorgängerkirche, von der im Pfarrarchiv vermerkt ist: „[...] es sei das alte Kirchlein ein Heidentempel gewesen, Heiden hätten das Gebäude hergestellt.“⁷ Der Chronist hielt diese Aussage anscheinend für beachtenswert, obwohl sie nur auf mündlicher Überlieferung beruhte. Die Entstehung dieses Gebäudes liegt weitgehend im Dunkeln. 1824 wurde die Vorgängerkirche bruchstückhaft dokumentiert und in dem „Riss“ für die neue Kirche auch zeichnerisch dargestellt.

Die Ebersweierer Kirche war keine Chorturmkirche

Den Plan für die neue Kirche in Ebersweier fertigte der damalige großherzogliche Bauinspektor in Offenburg Hans Voß.⁸ Als Sohn des berühmten Dichters und Philologen Johann Heinrich Voß und dessen Ehefrau Ernestine, geb. Boie 1783 geboren, studierte Hans Voß von 1804 bis 1807 Architektur an der Bauerschule in Karlsruhe bei Friedrich Weinbrenner. Nach kurzer Lehrtätigkeit trat er 1814 in die Bauverwaltung ein. Er wurde 1820 Bauinspektor in Offenburg und 1832 Bezirksbaumeister in Freiburg. Hans Voß plante viele Kirchen in der Ortenau und im

Breisgau im Stil der Weinbrennerschule, dem Klassizismus, unter anderem in Ichenheim (1816), Dundenheim (1819), Ortenberg (1821), Kürzell (1826), Münchweier (1828) und Urloffen (1828). Bekannt wurde Hans Voß aber auch als Architekt der Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern (1839–1842).⁹

Der Grundriss von Hans Voß¹⁰ für den Neubau der Kirche in Ebersweier belegt, dass das alte Kirchlein keine Chorturmkirche war, wie 1965 unrichtigerweise festgeschrieben und seither überliefert wurde. Eine Abbildung der 1827/28 erbauten Kirche mit dem Osteingangsturm diente dem Historiker Wolfgang Müller¹¹ als Nachweis, die Vorgängerkirche in Ebersweier dem Typus „Chorturmkirche“ zuzuordnen.¹² Bei seinen Forschungen zu den Chorturmkirchen in der Ortenau ging Müller unter anderem von der Ansicht aus; dass neu erbaute Kirchen „im Allgemeinen [...] immer auf dem Platz der früheren [Kirche] errichtet“ wurden. Unter Zugrundelegung dieser These und ohne Kenntnis der Aufzeichnung von Hans Voß zum „Kirchen-Baupla[t]z zu Ebersweier“ aus dem Jahr 1826 war die Folgerung von Wolfgang Müller schlüssig.¹³ Der Ebersweierer Kirchenbau ist dahingegen eine Ausnahme, die neue Kirche wurde 1827/1828 westlich an die bestehende Kirche angebaut.

Wie der Plan von Hans Voß auch zeigt, war zwar der Chor der Vorgängerkirche nach Osten ausgerichtet. Der Turm mit einem gotischen Gewölbe in der Basis wie auch der Eingang zur Kirche befanden sich jedoch am Westgiebel der Kirche. Die Kirche war ohne Turm circa 18 Meter lang und 7,60 Meter breit, mit einem seitlichen Anbau auf der Nordseite. Als einzige noch vorhandene Relikte aus der alten Kirche dürfen zwei Tauf- bzw. Weihwassersteine von 1631 und 1732 angesehen werden, auch wenn deren Herkunft nicht schriftlich belegt ist.¹⁴ Turm, Sakristei und Kirchenschiff der alten Kirche waren zuletzt 1775 unter dem Heimbürger¹⁵ Bartholomäus Deis aus Mitteln der Gemeinde Ebersweier restauriert worden. Die Kosten für den Chor trugen die „Kanoniker von Allerheiligen“.¹⁶

Anfang des 19. Jahrhunderts war die Kirche für die auf rund 500 Seelen angewachsene Schar der Katholiken viel zu klein.¹⁷ Kaum ein Viertel der Ebersweierer Gläubigen fand darin Platz. Pfarrer Ries gab eindringlich zu bedenken, dass die Andacht bei den vorhandenen ungeordneten Verhältnissen zu kurz käme.

„Es finden sich nämlich nicht mehr als 18 Betstühle in der Kirche, deren jeder vier Personen fasst. Da nur die verheirateten Bürgersleute nach dem Rang des bürgerlichen Alters in diesen wenigen Stühlen einen angewiesenen Platz haben, so ist es nichts Seltenes, dass jüngere verheiratete Bürgersleute 12 – auch 16 Jahre auf den Tod der älteren Männer und Weiber warten müssen, um in der



Abb. 1 a: Weihwasserstein von 1631



Abb. 1 b: Taufstein von 1732

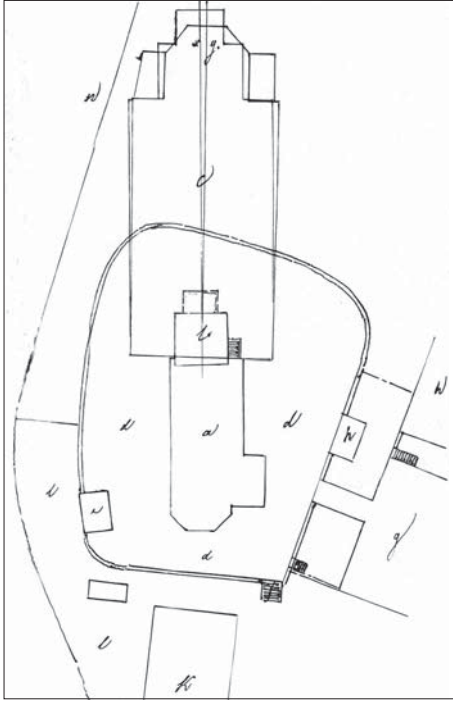


Abb. 2 a: Plan von Hans Voß zum Kirchenneubau 1824/1826, „Kirchenbauplatz zu Ebersweier“ © GLA 422/1571

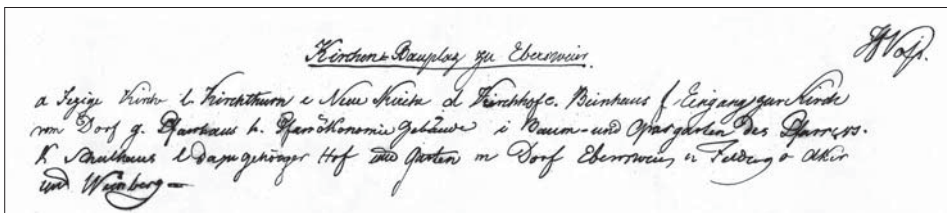
Auszug aus der Legende:

- a) Je[t]zige Kirche [Vorgängerkirche, Bestand 1824]
- b) Kirchturm
- c) Neue Kirche
- d) Kirchhof
- e) Beinhaus
- f) Eingang zur Kirche vom Dorf

Abb. 2 b: Die Original-Legende zum Plan für den Kirchenneubau 1824/1826 mit der Unterschrift von Hans Voß. © GLA 422/1571

Kirche während des Gottesdienstes in einem Betstuhl knien oder sitzen zu können. [...] Wie Heringe zusammengepfertcht steht die Pfarrgemeinde gewöhnlich in dem nur 18 Schuh hohen [rd. 5,90 m] Kirchenraum und ist des Öfteren dem Verschmachten nahe. [...] Das Heraustreten aus der Kirche [...] mit allen sich hieraus ergebenden Unordnungen kann unter diesen Umständen nicht verhindert oder behoben werden. Wie sehr bei diesen benannten Dingen die anständige Feierlichkeit des Gottesdienstes gehemmt, die Andacht und Erbauung der betenden Gemeinde verringert und gestört werden müsse, lässt sich leicht erachten.“¹⁸

Das Gebäude befand sich zudem in einem desolaten Zustand, die Kirche galt als einsturzgefährdet. Bereits im Jahr 1819 war ein Neubau der Kirche erwogen worden. Maurermeister Hacker¹⁹ fertigte einen Plan²⁰ und berechnete die voraussichtlichen Kosten. Die Gemeinde war jedoch zum damaligen Zeitpunkt hoch verschuldet, eine Kriegsschuldenlast von 4000 Gulden musste abgetragen werden. Die Bürger beschlossen, den Kirchenbau zu verschieben. 1823 hatten sich die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde Ebersweier wieder gebessert. Die Kriegsschulden waren zum Teil bezahlt, teilweise erlassen worden. Außerdem hatte die Verteilung eines „Gemeinde-Waldbodens“ an die Bürgerschaft eine Einnahme in die Gemeindekasse von etwa 2000 Gulden erbracht.²¹



Nach Beratung durch den „Großherzoglichen Landbaumeister“ Hans Voß hatte die Gemeinde inzwischen die Erkenntnis gewonnen, dass der Hackersche Riss von 1819 nicht verwendbar war.²² Hans Voß legte einen neuen Entwurf vor, der wesentliche Änderungen vorsah. Er verlegte den Haupteingang an die Ostseite der Kirche, Hacker hatte ihn „entgegen gesetzt vom Ort und gegen das Feld“ d.h. an der Westseite des Gebäudes vorgesehen. Um eine harmonische Raumaufteilung zu erreichen, verlängerte Voß die Kirche um 10 auf 70 Schuh²³. Der Chor, zuvor in der vollen Breite des Langhauses geplant, wurde eingezogen, wodurch Kosten eingespart werden konnten. Der im Januar 1824 von Voss vorgelegte Entwurf sah 454 Sitzplätze vor.²⁴

Der Turm der alten Kirche mit dem gotischen Gewölbe blieb erhalten. Er wurde um 25 Schuh auf insgesamt 46 Schuh [circa 15 m] erhöht und die neue Kirche in westlicher Richtung angebaut. Wie sich rund 120 Jahre später herausstellte, war der Turm für diese Erhöhung jedoch ungenügend fundamementiert.²⁵ Voß berechnete die Kosten für Chor und Sakristei mit 1630 Gulden 30 Kreuzer und für die Kirche [Langhaus] und den Turm mit 9083 Gulden und 30 Kreuzer.²⁶ Die Kosten für Chor und Sakristei sollten von der Herrschaft getragen werden, die Kosten für das Langhaus und den Turm trug die Gemeinde. Es dauerte nochmals zwei Jahre, bis der Kirchenbau nach dem Plan von Hans Voß genehmigt wurde. Im Juli 1826 wurden die Arbeiten an den Maurermeister Alois Meisburger von Offenburg für die Summe von 12 350 Gulden vergeben.²⁷

Am 27. April 1827 erfolgte mit einem feierlichen Ritual die Grundsteinlegung:

„Pro memoriam

Heute den siebenundzwanzigsten April im Jahr nach Christ Geburt Eintausend acht hundert sieben und zwanzig wurde von den hiesigen Schulkindern und noch jüngeren Kindern, welche fest gehen konnten, der erste Stein in das Fundament unserer neu zu erbauenden Kirche gelegt. Die Handlung war folgende:

Morgens früh um halb sechs Uhr versammelten sich die Kinder in dem Schulhause, alle mit den besten Kleidern angetan und mit Blumen, wie sie das günstige Frühjahr reichlich spendete, geziert und bekränzt. Um sechs Uhr reihten sich 28 der kleineren Knaben vor ein eigens dazu eingerichtetes Wägelein und zogen es auf den Vorratsplatz der Baumaterialien, begleitet von allen übrigen in schöne Ordnung gebrachten Schulkindern und angeführt von dem Pfarrer und dem Lehrer Simon Basler. Die meisten Einwohner des Dorfes, so wie die zur Arbeit bereiteten Handwerksleute waren



Abb. 3: Pfarrkirche Heilig Kreuz, Ansicht von Süden [vor 1964]
© EBAF Kirchenbaulichkeiten Ebersweier

zugegen, als ein großer Stein auf das Wägelin gelegt und unter Begleitung des Pfarrers und der sämtlichen Kinder, die während des feierlich langsamen Zuges heilige, auf die feierliche Handlung passende Lieder sangen, von 28 Knaben [...] auf den Bauplatz gezogen wurde.

Bei der östlichen Ecke wurde Halt gemacht und der Stein in die sechs Schuh tiefe Fundamentgrube als unterster [...] Eckstein hineingetan.

Eine ungekünstelte aber vom warmen Herzen gesprochene Rede über das Glück und [die] Freude, dem Gekreuzigten Heiland einen Tempel bauen zu dürfen, teilte den Anwesenden die heiligen Gefühle und die fromme Rührung, wovon das selig bewegte Herz des Sprechers überströmte, in sichtbarer Fülle mit und gab so der festlichen Kinderhandlung die höhere Weihe.²⁸

Ausstattung der Kirche

Im August 1828, vor nunmehr 190 Jahren, war die Kirche fertiggestellt. Das Kirchenportal trug die Inschrift: „Dem erhabenen Kreuze wird das neue Gebäude geweiht.“ Das in lateinischer Sprache gestaltete Chronogramm wies die Jahreszahl 1827 aus, das Jahr der Grundsteinlegung für die Kirche.²⁹ Pfarrer und Gemeinde bestätigten, dass „die neue Kirche nicht nur gut und meistermäßig, sondern auch zierlich und schön hergestellt sei“.³⁰ Bereits im März 1826 hatte die Gemeinde vom ehemaligen Kapuzinerkloster in Oberkirch verschiedene Einrichtungsgegenstände ersteigert:³¹

Kanzel	2 Gulden 24 Kreuzer
Drei Altäre	100 Gulden
Kruzifix [Kreuzigungsgruppe]	8 Gulden
14 [Kreuzweg]Stationen	3 Gulden 24 Kreuzer
Das große [Vortrags]Kreuz	7 Gulden 18 Kreuzer
35 Kirchenstühle[-Bänke]	106 Gulden 42 Kreuzer
Paramente	11 Gulden 30 Kreuzer
Und noch sonstige kleinere Sachen. ³²	

Eine Neuanfertigung der Einrichtung hätte ein Vielfaches gekostet. Dennoch musste die Gemeinde inständig darum bitten, dass ein Teil der Kosten aus dem Heiligenfonds getragen werden durfte.³³

Der Wert der barocken Holzaltäre wurde erst in späteren Jahren erkannt. Über den Kastenaltären erheben sich geglie-



Abb. 4: Pfarrkirche Heilig Kreuz Innenansicht [Aufnahme vor 1964]

derte Aufbauten. Diese werden dominiert von großen Altarblättern. Die flankierenden Säulen tragen korinthische Kapitelle. Auf verkröpftem Gebälk liegt der Altarabschluss mit einem kleineren Tafelbild, das bei den Seitenaltären ebenfalls von Pilastern gesäumt wird. Zu beiden Seiten laufen die Altäre in Rocailleschnitzwerk aus.³⁴

Auf dem Hochaltarbild sind die beiden Ordensgründer Franziskus (links) und Norbert (rechts) abgebildet, darüber die hl. Familie. Das kleine Gemälde zeigt die hl. Katharina von Alexandrien. Der linke Seitenaltar ist den 14 Nothelfern gewidmet. Die Heiligen, mit ihren Attributen dargestellt, sind überhöht von Maria mit dem Jesuskind, auf dem Miniaturbild der hl. Maternus, Bischof von Köln.³⁵ Der rechte Altar zeigt den hl. Antonius von Padua bei der Anbetung des Jesuskindes. Auf dem kleinen Bild darüber ist der hl. Norbert von Xanten, Gründer des Ordens der Prämonstratenser, zu sehen.

Der untere Teil der Altäre war ursprünglich „vollflächig mit auf Hochglanz poliertem Nußbaumfurnier [...] veredelt.“ Der zugehörige Retabelteil (Altaraufbau) war in Furnier-Simulations-Technik (trompe l’oil) bemalt. Die Verzierungen bestanden aus weiß poliertem Schnitzwerk. Beim Ausbau und dem Transport von Oberkirch nach Ebersweier „wurden die Altäre jedoch in roher Weise auseinander gerissen. [...] Die dabei durch wüste Behandlung verursachten Wunden und Verstümmelungen wurden in oberflächlicher Weise kaschiert durch eine grobschlächtige Übermaserung aller Teile.“³⁶

Im Mai 1866 beschloss die Stiftungskommission Ebersweier für die 1826 erworbene Kanzel die Anschaffung eines Kanzel-Deckels, „nicht nur zur Zierde, sondern dieser ist auch wichtig für die Aussprache des Pfarrers“.³⁷ „Anno 1874 wurde die hiesige Kirche frisch getüncht und die Altäre neu gefasst.“ Die

„Tüncherarbeit“ von Maler Flick aus Bühl kostete 557 Gulden 46 Kreuzer, die Schreinerarbeit führte Josef Hauth von Ebersweier für 208 Gulden aus. Die steinerne Kommunionbank kostete 280 Gulden 1 Kreuzer. Die Kosten für die Vergolderarbeit an den Altären beliefen sich auf 567 Gulden 16 Kreuzer. Von den Gesamtkosten der Kirchenrestauration übernahm Pfarrer Kaspar Obert 200 Gulden.³⁸

Werke der Gebrüder Moroder

In den Jahren 1908 bis 1919 wirkten auch die Gebrüder Moroder in der Pfarrkirche Ebersweier. Die „Moroder“ sind ein altladinisches Geschlecht aus Gröden in den Dolomiten. Franz Moroder (1847–1920) übernahm 1904 die Werkstatt von Franz Simmler in Offenburg.³⁹ Unter dem Namen „Kirchliche Kunstwerkstätte Gebrüder Moroder Franz Jos. Simmlers Nachf.“ wurde der Betrieb erfolgreich weitergeführt. Die Gebrüder Moroder schufen danach im süddeutschen Raum und insbesondere in Offenburg unzählige Sakralwerke. Davon seien hier erwähnt der St.-Georgsaltar, die Beichtstühle, die Kreuzwegreliefs und Skulpturen in der Dreifaltigkeitskirche Offenburg.⁴⁰ Für die Heilig-Kreuz-Kirche Offenburg gestalteten die Gebrüder Moroder 1911 eine Kommunionbank⁴¹ und im Jahr 1919 Beichtstühle.⁴² Der geschnitzte Hochaltaaraufsatz in der Kirche St. Ulrich in Nordrach entstand ebenfalls in der Werkstatt der Gebrüder Moroder.⁴³

Für die Kirche Ebersweier fertigten die Gebrüder Moroder im Auftrag von Pfarrer Johann Baptist Nahm einen „geschnittenen reich vergoldeten Altaaraufsatz über dem Tabernakel“.⁴⁴ 1913 erhielt die Statue der Immaculata (Die unbefleckt Empfangene)⁴⁵ einen Strahlenkranz wie auch einen neuen Kopf.⁴⁶ Diese Madonnenfigur entwendeten Diebe in den 1960er Jahren. Sie blieb bis heute unauffindbar. Für eine vorhandene Pieta-Gruppe⁴⁷ schuf die Werkstatt der Gebrüder Moroder im Jahr 1917 einen „Altaaraufsatz und Unterbau“. Der Altar, als „Kriegsaltar komponiert“, kostete 1200 Mark.⁴⁸ Eine Gedenktafel mit den Namen der Gefallenen und Vermissten erinnerte an die einheimischen Opfer des Ersten Weltkrieges.⁴⁹ Der Altar erhielt seinen Platz in der Nische des südlich gelegenen Seitenportals. Die Tür wurde vermauert, weil sie „das ganze Jahr nie benützt“ wurde.⁵⁰

Die chronologische Abfolge außer Acht lassend sei hier erwähnt, dass die barocken Altäre in den 1990er Jahren in ihrer Substanz gefährdet und vom Holzwurm befallen waren. Die statische Konstruktion war desolat, Intarsien und Furniere lös-

ten sich ab, die Leuchterbänke waren teilweise verfault. Die dringend notwendige Restaurierung wurde von der Werkstätte für Denkmalpflege, Alfred Panowsky, in Gernsbach ausgeführt. Die Gesamtkosten für die umfangreiche Restaurierung des Hochaltars, der beiden Seitenaltäre sowie der Kanzel beliefen sich einschließlich einiger Nebenkosten auf rund 481 902 DM.⁵¹

Die aufwändige Restaurierung ließ nicht nur die barocken Altäre in nahezu ursprünglichem Glanz erstrahlen. Eine Signatur am Tafelbild des Hauptaltars offenbarte auch den Namen des Künstlers: Johann Friedrich Sichelbein malte 1701 dieses Altarbild.⁵²

Johann Friedrich Sichelbein wurde 1648 in Memmingen in eine Malerfamilie hineingeboren. Er führte die Tradition seines Vaters Johann Sichelbein (1589–1670) beziehungsweise seines Großvaters Caspar Sichelbein der Ältere (um 1555–1605) fort. Die Malerfamilie Sichelbein umfasst zudem weitere Verwandte, die in diesem Metier mehr oder weniger erfolgreich wirkten.⁵³ Dabei ist zu berücksichtigen, dass „die Grenze zwischen Künstler und Handwerker, zwischen Flachmaler und Anstreicher“ in dem Betätigungsbereich der Malerfamilie Sichelbein im 17. Jahrhundert fließend war.⁵⁴

Als herausragende Künstlerpersönlichkeit der Familie ist jedoch Johann Friedrich Sichelbein (1648–1709) überliefert.⁵⁵ Dessen umfangreiches Lebenswerk, verbunden mit Fehldeutungen, Verwechslungen und der gutgläubigen Weitergabe ungeprüfter Überlieferungen, ließen mehrere Träger dieses Namens entstehen.⁵⁶ Durch genealogische, archivalische und kunsthistorische Forschungen hat Günther Bayer, Memmingen, den Maler „Johann Friedrich Sichelbein“, zuvor auch als der II. und der III. in der Literatur genannt, zu einer Person vereint.⁵⁷

Johann Friedrich Sichelbeins Schaffen bewegte sich fast ausschließlich im sakralen Spektrum. Insbesondere die Auftragsarbeiten der Klöster sicherten seine Existenz als Kunstmaler.⁵⁸ Seine Werke sind überwiegend im Oberschwäbischen Raum zu finden.⁵⁹ Das schöne Gemälde am Hauptaltar der Ebersweierer Pfarrkirche fügt sich unzweifelhaft in das Œuvre Johann Friedrich Sichelbeins ein. Eine Autorenschaft Sichelbeins an den Seitenaltarbildern ist jedoch nach Meinung des Sichelbein-Kenners Günther Bayer „rundweg abzulehnen“.⁶⁰

Auch der Nischenaltar mit der Pieta war in den 1960er Jahren mit brauner Dispersionsfarbe überstrichen worden. 2006 stellte man an dem Altar Holzwurmbefall fest. Mit der Schädlingsbekämpfung erfolgte gleichzeitig die Restaurierung des Altars. Johannes Berger, Restaurator von Bad Krozingen, brachte die ursprüngliche Fassung des „Moroder-Altars“ zu-



Abb. 5: Altaraufsatz von den „Gebrüder Moroder“, [vor der Restaurierung 1990] © EBAF Kirchenbaulichkeiten Ebersweier



Abb. 6 a: Nischenalter vor der Restaurierung, [Aufnahme von 1990] © EBAF Kirchenbau-lichkeiten Ebersweier



Abb. 6 b: Nischenalter nach der Restaurierung

rück: die farbige Fassung und teilweise Vergoldung der Füllungen und Profile, die in Blau und Gold gefassten Embleme wie z.B. die Dornenkrone. Der Altar ist seit dieser Restaurierung wieder ein Schmuckstück in der Kirche. Gleichzeitig wurde auch die barocke Kreuzigungsgruppe, die 1826 aus dem Bestand des aufgelösten Kapuzinerklosters Oberkirch erworben wurde, von Johannes Berger restauriert.⁶¹

Eigentümerwechsel

Das Grundstück mit der neu erbauten Kirche gehörte der politischen Gemeinde.

Im Jahr 1905 erfolgte die Übertragung dieses Grundstücks an die Katholische Kirchengemeinde. Das Eigentumsrecht an der Kirchturmuhrruhr behielt sich die weltliche Gemeinde jedoch vor. Dieses Recht und die damit verbundene Verpflichtung zur Unterhaltung der Kirchengemeinde bestehen auch heute noch. Außerdem wurde bei der Schenkung vereinbart, dass die politische Gemeinde die Kirchenglocken als Jubelgeläut an Ehrentagen der Herrschaft, aber auch bei „Feuer-, Wasser-, Kriegsnot und bei sonstigen Notfällen“ als Signalgeläut nutzen darf.⁶²

Renovierung der Pfarrkirche

Fünf Jahre nach dem Eigentumswechsel erfolgte eine umfangreiche Restaurierung und Verschönerung der Kirche Ebersweier. Fidelis Henselmann (1857–1931)⁶³ aus Offenburg wurde mit der Ausmalung des Kirchenraumes betraut. Bevor Fidelis Henselmann als selbstständiger Kirchenmaler und Kirchengestalter wirkte, leitete er in Offenburg die Werkstätte der Firma Simmler & Venator.⁶⁴ „Chor, Schiff und Emporedecke

werden weiß eingestrichen mit einem grauen Fries ringsum laufend“, so lautete die Vorgabe für den Maler. Weiterhin waren die Fensterleibungen, Kämpferfrieschen und der Sockel farbig zu gestalten und mittig in der Decke des Kirchenschiffs ein Barockkreuz aufzutragen. „Alle Farben sind zurückhaltend anzuordnen, damit der schöne Inbau zur Geltung kommt.“⁶⁵ Die Kosten für die Kirchengemälde beliefen sich auf rund 2265 Mark. Die Vergoldung des Chorbogens durch Fidelis Henselmann wurde „aus gesammelten milden Gaben“ finanziert.⁶⁶

Bis zu diesem Zeitpunkt bestanden die zehn Fenster im Kirchenschiff aus einfachem Fensterglas in Holzrahmen. 1910 sollten auf jeder Langhausseite die drei vorderen gegen den Chorraum gelegenen Fenster mit bleigefasstem Glas versehen werden. Auf Empfehlung des Erzbischöflichen Bauamts Karlsruhe wurde dieser Auftrag an den Offenburger Glasmaler Eugen Börner vergeben.⁶⁷

Eugen Börner und seine Glaskunst

Eugen Börner (1855–1942)⁶⁸ begann seine künstlerische Laufbahn auf der Kunstgewerbeschule in München. Von 1878 bis 1879 lernte er bei der Firma Geck und Vittali in Offenburg den Beruf des Glasmalers. Die Firma hatte in dieser Zeit große Aufträge auszuführen. Dazu gehörte die Herstellung der Oberlichter des „Neubaus der Frankfurter Börse“⁶⁹ wie auch die Kirchenfenster der Wallfahrtskirche „Maria Hilf“ in Nesselried⁷⁰ und die Chorfenster der Kirche in Durbach.⁷¹

Danach wirkte Eugen Börner als Teilhaber der Firma Helmle und Merzweiler in Freiburg. 1883 kehrte er nach Offenburg zurück, trat als Mitarbeiter in die Firma Adolf Schell ein, was sich als Glücksfall für diese Firma erwies. Die Aufträge häuften sich, vor allem für badische Kirchen. Eugen Börners Arbeiten waren inzwischen so bekannt, dass er 1888 den Schritt in die Selbstständigkeit wagte. Viele Kirchen stattete er danach mit seinen Glasmalereifenstern aus. 1888/1889 gestaltete Eugen Börner sechs Fenster für die Friedhofskapelle in Sandweier. Diese Fenster erfuhren eine ähnliche Odyssee wie die Ebersweierer Fensterfragmente, bevor sie 1990 von Mechtild und Andreas Linnenschmidt aus Steinbach bei Baden-Baden „vorzüglich“ restauriert wurden.⁷² Die Restauratoren Linnenschmidt, welche auch den „Börner-Fenstern“ der Kirche St. Johannes der Täufer in Bühl-Vimbuch zu neuem Glanz verhalfen, sind von der Glaskunst Eugen Börners begeistert. Sie charakterisieren ihn als „einen äußerst innovativen Künstler, der mit viel Liebe zum Detail und vielen raffinierten Maßnahmen arbeitete“.⁷³

Um die Jahrhundertwende bis etwa zum Ersten Weltkrieg gab es in Offenburg auch in vielen Privathäusern geätzte und bemalte Glasfenster.⁷⁴ Dies deutet daraufhin, dass die Glasveredelung und Glasmalerei in Offenburg zur damaligen Zeit eine bedeutende Stellung innehatte. Erkennbar ist dies auch durch die Deutsche Glasmalereiausstellung 1901 in Karlsruhe geworden. Dreißig der insgesamt 151 Aussteller wurden für hervorragende Arbeiten mit Goldmedaillen ausgezeichnet. Zehn der prämierten Glaskünstler kamen aus dem badischen Raum. Darunter waren fünf aus Offenburg: Eugen Börner, C[arl] Geck/A[dolf] Schell, Inh. Föhrenbach, W[ilhelm] Schell, E. Stritt und O[tto] Vittali.⁷⁵

Die von Eugen Börner in der Deutschen Glasmalereiausstellung präsentierten und mit der Goldmedaille ausgezeichneten Glasbilder schuf er für Kirchen unserer Region: Wagshurst bei Renchen, heute Stadtteil von Achern, (eine romanische Achtpassrose, das Jüngste Gericht darstellend),⁷⁶ Sinzheim (zwei Fenster „Kreuztragung“ und „Die heilige Familie“)⁷⁷ und Sasbach bei Achern (Barockstilfenster, „Christi Geburt“).⁷⁸ Zudem stellte er 71 Entwürfe, Handzeichnungen und Fotografien aus.⁷⁹

Als weitere Kirchen mit Fenstern von Eugen Börner seien erwähnt: Haslach,⁸⁰ Hofstetten,⁸¹ Kappelrodeck,⁸² Nordrach,⁸³ Großweier,⁸⁴ Kirche St. Antonius in Griesbach,⁸⁵ Gengenbach⁸⁶ und Renchen⁸⁷. Auch in Karlsruhe, Koblenz, Mainz, Frankfurt, sogar in St. Louis in den Vereinigten Staaten befanden sich Werke aus Eugen Börners Schaffenszeit.⁸⁸ Im südlichen Seitenschiff der Dreifaltigkeitskirche Offenburg sind auch heute noch Fenster dieses Glaskünstlers zu sehen.⁸⁹ Das Museum im Ritterhaus in Offenburg präsentiert aktuell ein Glasgemälde von Eugen Börner in seiner Ausstellung. Das signierte Glasbild zeigt eine romantische Szene und trägt den Titel „Romeo und Julia“. Es zierte ursprünglich eine Villa in der Schwarzwaldstraße in Offenburg⁹⁰ und wurde 1999 vom Förderverein für das Museum erworben.⁹¹

Schlichte Fenster für die Ebersweierer Kirche

Den Vorgaben des Erzbischöflichen Bauamts entsprechend sollten die Fenster für die Kirche Ebersweier aus hellem Kathedralglas beschaffen sein. In die Fensterbogen durften Brustbilder von je zwei Aposteln eingefügt werden.⁹²

Eugen Börner fertigte ein Musterfenster, das dem Katholischen Stiftungsrat anscheinend nicht bunt genug. Das Erzbischöfliche Bauamt wies jedoch dessen Ansinnen nach mehr Farbe in den Fenstern streng zurück:

„Wie durch den hellen Wandanstrich auffällig klar geworden ist, Welch hohen Kunstwert die 3 dort befindlichen Altäre haben, so steht fest, dass diesem Stil entsprechend für die Fenster überhaupt keine Farbe passend gewesen wäre. Kirchenfenster im Barockstil sollen nur in blanken Gläsern (...) ausgeführt werden. Man ist dem dortigen Wunsch durch Einsetzen der farbigen Medaillons und der Glassteine im Fond in allerweitgehendster Art entgegengekommen. Die Bewohner in Ebersweier möchten den Ausführenden etwas mehr Zutrauen schenken und zuwarten, bis die beachtete Gesamtstimmung stilistisch korrekt durchgeführt sein wird.“⁹³

Dieser Entscheidung mussten sich Stiftungsrat und Gemeinde fügen. Die Kosten für die Fenster beliefen sich auf 1545 Mark.⁹⁴

Um dem Wunsch der Bewohner nach mehr Farbe in der Kirche entgegenzukommen, schlug das Erzbischöfliche Bauamt vor, die Decke des Kirchenschiffs mit einem Gemälde zu versehen.⁹⁵ Die Ausführung des Deckengemäldes übernahm der noch junge Kirchenmaler Albert Henselmann⁹⁶ für 1000 Mark.⁹⁷ Die Kirche Ebersweier ist seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert dem „Heiligen Kreuz“ gewidmet. Die Kirchengemeinde Ebersweier feiert seither jährlich im September das Titularfest „Kreuzerhöhung“.⁹⁸ Als Motiv für das Deckengemälde wurde deshalb das erhöhte Kreuz gewählt. Zu der etwas eigentümlichen Motivdarstellung und Komposition dieses Frühwerks von Albert Henselmann standen Ebersweierer Bürger Modell.

Albert E. Henselmann (1890–1974), Sohn des Kirchenmalers Fidilius (Fidelis) Henselmann, begann seine Ausbildung in der Werkstatt seines Vaters. Beim Bau der 1908 geweihten Dreifaltigkeitskirche Offenburg arbeitete Albert Henselmann als Lehrbub mit.⁹⁹ Danach folgte das Studium an der städtischen Kunstschule Straßburg sowie an den Kunstakademien in Karlsruhe und München. In seinem mehr als sieben Jahrzehnte umfassenden künstlerischen Schaffen schuf Albert E. Henselmann circa 2400 Arbeiten, die sich in die Gattungen Malerei, Zeichnung und Bildhauerei einteilen lassen. In der Zeit des Nationalsozialismus emigrierte er mit seiner Familie in die

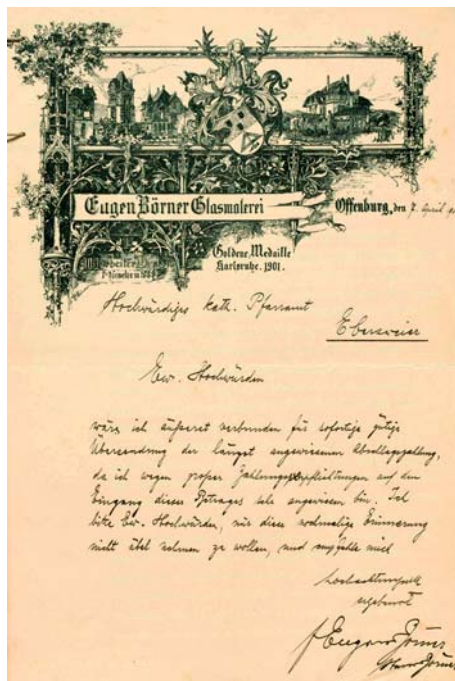


Abb. 7: Schreiben von Eugen Börner vom 7. April 1911
© EAF, PFAE, 016/277



Abb. 8: Deckengemälde von Albert Henselmann

Schweiz und wanderte 1950 mit seiner Ehefrau und dem Sohn Caspar¹⁰⁰ in die USA aus. Albert E. Henselmann verstarb 1974 in Lahr. Er wurde im Familiengrab auf dem Offenburger Waldbachfriedhof bestattet.¹⁰¹

Pfarrer Lorenz Oechsler ersetzte 1917 den vom Kapuzinerkloster 1826 erworbenen Kreuzweg durch neue Kreuzwegtafeln. Franz Repple, Kirchliche Kunst-Anstalt in Düsseldorf, fertigte einen „Kreuzweg in Relief aus Terracotta, hochfein polychromiert“ mit echter Vergoldung und einem Barockrahmen aus Eichenholz. Die Kreuzwegtafeln wurden im September 1918 über die Bahnstation Windschlag geliefert. Die Rechnungssumme belief sich auf 3112 Mark. Pfarrer Lorenz Oechsler erhielt vom Erzbischof von Freiburg und Metropolit der ober-rheinischen Kirchenprovinz „Thomas“ die Ermächtigung, diesen Kreuzweg in der Pfarrkirche zu Ebersweier einzu-segnen.¹⁰²

1922, nur elf Jahre nach dem Einbau der von Eugen Börner geschaffenen „Apostelfenster“, gestatteten sich die Ebersweierer Gläubigen unter Pfarrer Lorenz Oechsler, diese Fenster farbiger zu gestalten. In die vier vorderen, gegen den Chor gelegenen großen Fenster im Langhaus ließen sie überlebensgroße Abbildungen von Heiligen einsetzen. Die Firma Adolf Schell & Otto Vittali von Offenburg¹⁰³ ergänzte die Fenster mit Figuren der heiligen Elisabeth von Thüringen, der heiligen Theresia vom Kinde Jesu und des heiligen Wendelinus. Auf Weihnachten 1922 wurde ein weiteres Fenster mit der Abbildung des heiligen Aloysius versehen.¹⁰⁴ Die Heiligenfiguren wurden zum Teil von Familien bezahlt, andere „Zur Ehre Gottes gest[iftet] von der Pfarrgemeinde“ wie auf dem Foto vom Wendelinusfenster zu lesen ist.

Kriegsereignisse bringen Zerstörung

Der Zweite Weltkrieg hinterließ auch in Ebersweier Spuren der Verwüstung. Das größte Unglück ereignete sich am 27. November 1944. Bomben, die für den Bahnhof Offenburg bestimmt waren, fielen auf Ebersweier, beschädigten und zerstörten etli-

che Gebäude. Dabei verloren zwölf Menschen ihr Leben.¹⁰⁵ Auch die Ebersweierer Kirche wurde an diesem Tag schwer in Mitleidenschaft gezogen. Neben etlichen Schäden an Dach und Mauerwerk waren vier der gemalten Fenster ganz „eingedrückt“, alle anderen erheblich beschädigt. Die Firma Schell & Vittali wurde mit der Restaurierung der Fenster beauftragt.¹⁰⁶ Großteiliges Glas, Blei und Zinn waren jedoch Mangelware, kleine Glascherben dagegen reichlich vorhanden. Mit vielen Glasteilchen und erheblichem Zeitaufwand konnten die schadhaften Stellen ausgebessert werden. Die Kosten wurden teilweise durch Naturalien beglichen, die man bei den Dorfbewohnern sammelte. Die Inhaber von Schell & Vittali bedankten sich im September 1947 für die gelieferten Kartoffeln und das Obst. Gleichzeitig baten sie um ein weiteres Quantum von circa acht bis zehn Zentner Kartoffeln.¹⁰⁷

Erweiterung und Umgestaltung der Kirche in den Jahren 1964 bis 1968

Im März 1961, wenige Wochen nach dem Einbau einer Läuteanlage, zeigten sich Schäden am Kirchturm. Ein 1944 durch den Bombeneinschlag vor der Kirche entstandener Mauerriss¹⁰⁸ schien sich zu vergrößern. Der Turm „schwankt[e] beim Läuten der Glocken ganz bedenklich“.¹⁰⁹ Die statische Untersuchung ergab, dass der Turm ungenügend fundamentiert war. Er hatte zwar der 1827 erfolgten Aufstockung rund 130 Jahre lang standgehalten. Doch das elektrische Läutewerk verursachte beim Läuten der drei vorhandenen Glocken „untragbare Resonanzerscheinungen“. Ab sofort wurde das Läuten der Glocken reduziert, zuletzt durfte nur noch die kleinste Glocke geläutet werden.¹¹⁰

Es vergingen jedoch fast zwei Jahre, bis sich die Verantwortlichen zu einer Entscheidung durchgerungen hatten. Die Sicherung des alten Glockenturms hätte Kosten von 40000 bis 50000 DM verursacht. Da die Kirche Ebersweier mit 400 Sitzplätzen für die „740 Seelen“ zu klein war, entschied man sich, nicht nur einen neuen Turm zu



Abb. 9: „Wendelinusfenster“, im Medaillon; die Apostel Matthäus und Jakobus der Ältere; Grundkomposition von Eugen Börner 1911, Figur des Hl. Wendelin von Schell & Vittali 1922



Abb. 10: Fensterfragment „Heilige Theresia von Lisieux“



Abb. 11: Abbruch des Kirchturms 1964

erbauen, sondern gleichzeitig auch die Kirche um etwa 8 Meter in östlicher Richtung zu erweitern. Maßgeblich beeinflusst wurde diese Entscheidung von der Erwartung einer anwachsenden Gemeinde „als künftiger Wohnbezirk der Industriestadt Offenburg“.¹¹¹ Die Gesamtkosten waren auf rund 320000 DM veranschlagt. Angesichts der „bescheidenen künstlerischen Qualität des Objektes“ und der Knappheit der Denkmalpflegemittel gewährte das Landesdenkmalamt einen Zuschuss von nur 10000 DM.¹¹²

Dem Abriss des Turmes im Jahr 1964 fiel das gotische Gewölbe in der Turmbasis zum Opfer, dessen Erbauung in unbekannter Vorzeit liegt. Einhergehend mit dem Umbau erfolgte auch die Umgestaltung des Kirchenraums. Dabei erlag die Ebersweierer Pfarrkirche nur partiell der

allgemeinen „Ausräumungswelle“, die in dieser Zeit die Kirchen erfasste. Dieses Phänomen beschrieb Bernd Mathias Kremer als „Unduldsamkeit gegenüber dem kulturellen Erbe, das die vorausgegangenen Generationen hinterlassen haben [...]“.¹¹³

Glücklicherweise blieben die Barockaltäre wie auch die Kanzel und die Kreuzigungsgruppe aus dem ehemaligen Kapuzinerkloster Oberkirch erhalten.

Dennoch verschwanden mit diesem Kirchenumbau etliche Kunstwerke. Das Deckenbild von Albert Henselmann wurde mitsamt dem Putz abgeschlagen. Die Ausmalung von Fidelis Henselmann verschwand. Die farbigen Fassungen der Kreuzwegtafeln erhielten eine „Steinbeton-Behandlung“, die geschnitzten Eichenholzrahmen um die Stationstafeln wurden entfernt. Die Kommunionbank, der wertvolle holzgeschnittene Beichtstuhl wie auch Motivtafeln und Heiligenstatuen wurden beseitigt. Nur die Statuen des hl. Wendelin,¹¹⁴ des hl. Antonius und des hl. Konrad erhielten später wieder einen Platz in der Kirche. Die von Eugen Börner geschaffenen und von Schell & Vittali umgestalteten Bleiglasfenster ließ man ausbauen und häufte sie als „Abfall“ auf dem Kirchenvorplatz auf. Die Katholische Jugend Ebersweier konnte Glas und Blei trennen, letzteres verkaufen und ihre Gemeinschaftskasse auffüllen. Gleiches geschah mit den beiden Chorfenstern.



Abb. 12 a: Kreuzwegstationen vor 1964



Abb. 12 b: Kreuzwegstation(en) seit 1964

Neue Kirchenfenster

Die Firma Karl Isele, Freiburg, St. Georgen, lieferte 1965 neue bleiverglaste Fenster in Antikglas mit 15 cm × 25 cm großen Rechteckscheiben. Das Kirchenschiff ist mit sechs Fenstern auf jeder Längsseite gut ausgeleuchtet. Die Fenster sind knapp 500 cm hoch und rund 150 cm breit, über dem nördlichen Kircheneingang sowie dem gegenüberliegenden ehemaligen Portal nur 225 cm hoch. Im Chorraum befinden sich ebenfalls zwei hohe Fenster gleicher Komposition. Die hellen Fenster in zehn verschiedenen Farbtönen schaffen im Kirchenraum eine stimmungsvoll ruhige Atmosphäre.¹¹⁵

Viele Kirchen wurden ab den 1960er Jahren mit bleiverglasten Fenstern aus der Werkstätte der Firma Isele ausgestattet. Der Vorbesitzer der Kunstglaserei Isele, Franz Frey, fertigte schon 1959 nach dem Entwurf von Edzard Seeger die sieben Chorfenster der Dreifaltigkeitskirche Offenburg.¹¹⁶ 1972 schuf Karl Isele für die neue Kapelle des Kinder- und Altenheims St. Vinzenz in Sinzheim bei Bühl sieben Blei-Antikglasfenster in abstrakter Komposition.¹¹⁷ Aus dem süddeutschen Raum seien hier noch einige weitere Arbeiten von der Werkstätte Karl Isele aufgeführt: nach Entwürfen von Emil Wachter entstanden 1978 die Chorfenster und 1982/83 die Langhausfenster der Kirche St. Gordian und Epimachus in Rickenbach im Landkreis Waldshut¹¹⁸ sowie 1978 die Fenster der Katholischen Kirche St.

Peter und Paul in Weil am Rhein.¹¹⁹ 1968 fertigte die Glaswerkstatt Isele neue Fenster für die Katholische Kirche St. Josef in Lörrach-Brombach. Entworfen hatte sie Rainer Dorwarth aus Freiburg-Littenweiler.¹²⁰ Darüber hinaus sind Kirchenfenster aus der Glaswerkstatt Karl Isele auch in Nordrhein-Westfalen sowie im schweizerischen Jura zu finden.¹²¹

Kirchturm mit Taufraum

Der im Jahr 1965 neu errichtete Turm ist an der Südseite der Kirche Ebersweier angebaut. Mit dem Kreuz hat er eine Gesamthöhe von 31,5 Meter. Die Turmbasis wurde als Taufkapelle konzipiert, mit Zugang vom Kirchenraum. Eine besondere Atmosphäre erhielt dieser Raum durch das große Beton-Glasfenster des Glasmalers Karl Vollmer von Offenburg.

Karl Vollmer (1903–1975) erlernte den Beruf des Glasmalers bei Eugen Börner. Es folgte ein Studium an der Kunstakademie Karlsruhe. Anschließend arbeitete er in der Mosaikwerkstätte seines Vater Ludwig Vollmer in Offenburg. Nach dessen Tod im Jahr 1934 übernahm Karl Vollmer die väterliche Werkstatt. Vollmers Talent war über die Stadtgrenzen hinaus bekannt. Werke von ihm sind heute in Frankreich, Luxemburg, der Schweiz, den USA und sogar in Brasilien zu finden.

Auch die Region ist reich an Kunstschätzen von Karl Vollmer. Seine größten Arbeiten in Offenburg befinden sich in der Dreifaltigkeitskirche.¹²² „1949 hat er die durch Luftminen zerstörten ‚Börnerfenster‘ im nördlichen Seitenschiff meisterhaft kopiert.“¹²³ 1951 schuf Karl Vollmer die Fenster für die Taufkapelle. 1959 gestaltete er die Nord- und Südrose mit Darstellungen des Jüngsten Gerichts und der Erschaffung der Welt in Mosaikverglasung in der Dreifaltigkeitskirche Offenburg.¹²⁴ Außerdem stammen auch die Fenster im „Josefs-Chörlein“ der Heilig-Kreuz-Kirche und das Mosaik am Kloster Unserer Lieben Frau in Offenburg von der Hand dieses Künstlers.¹²⁵ Auch für das Gasthaus Ritter, heute Hotel Ritter, in Durbach hat Karl Vollmer Fenster geschaffen.¹²⁶ Die Pausenhalle der Schule Durbach ist mit einem Glasband von Karl Vollmer geschmückt. Dargestellt sind heimatgeschichtliche Szenen und Ansichten von Durbach.¹²⁷

„Er malt nicht auf, sondern mit Glas“ hieß es immer wieder über Karl Vollmer.¹²⁸ Das Betonglasfenster in der Basis des Ebersweierer Kirchturms bestätigt eindrucksvoll diese Aussage. Eine weiße Taube, Sinnbild des Heiligen Geistes, schwebt inmitten kreisförmiger, orangefarbener und rubinroter Bogen, welche die feurige Herabkunft des Heiligen Geistes symbolisie-

ren. Tropfenförmig perlt Gnadenkraft in das Taufwasser, in dem nach alter christlicher Vorstellung Fische die Täuflinge versinnbildlichen. Für die Verglasung verwendete Karl Vollmer französisches Dickglas von der Loire.¹²⁹

Eingangsportal auf der Ostseite der Kirche

Neben dem Turm mit Taufraum zeichnet sich auch das Eingangsportal der Kirche Ebersweier durch den Architekturstil der Moderne aus. Dessen strenge Sachlichkeit wird durch die Reliefs auf den Bronzetüren gemildert. Die als durchgehender Mittelfries gestalteten Reliefs¹³⁰ zeigen von links nach rechts: Adam und Eva im Paradies, Die eherne Schlange, Erhöhter Christus mit Weltkugel und Kreuzigung Christi mit Ecclesia.¹³¹ Die beiden zweiflügeligen Eingangstüren hat der Freiburger Metallbildhauer Karl Rißler in Bronze und Tombak 1967 geschaffen.¹³² Die Türen sind mittig und seitlich flankiert von 42 cm breiten Betonglasbändern, mit handgeschlagenen weißen Dallgläsern. Gefertigt wurden sie von Robert Sperlich, Glasmalerei und Mosaik in Freiburg-Stühlingen, nach einem Entwurf von Rainer Dorwarth, Freiburg-Littenweiler.¹³³

Karl Rißler schuf auch den bronzenen Deckel für den Taufstein in der Kirche Ebersweier, den eine moderne Darstellung der Taufe Jesus durch Johannes zierte.¹³⁴ Den Taufstein aus poliertem, rötlichem Auberg-Marmor lieferte die Karlsruher Steinwerke GmbH.¹³⁵

Karl Rißler (1917–1992)¹³⁶ absolvierte zuerst eine Metallhandwerkerlehre. 1947 machte er sich als Bildhauer selbstständig. Seine ersten Arbeiten entstanden in den 1950er Jahren.¹³⁷ Eine Laudatio zu Karl Rißlers 75. Geburtstag gibt einen kurz gefassten Einblick in Karl Rißlers künstlerischen Werdegang, seine Intention, sein Wirken: „Wie von selbst wurde Rißler zu einer wichtigen Gestalt beim Neuaufbau einer modernen Kunstszene im Südwesten. [...] Bei den Beuroner Künstlertagen wie auch später auf der Reichenau und in der ‚Gemeinschaft Bildender Künstler im Erzbistum Freiburg‘ kämpfte Rißler für eine Öffnung der Kirche zur modernen Kunst. [...] In seinen zahlreichen Werken vor allem in Metall spricht Karl Rißler eine



Abb. 13: Betonglasfenster im Taufraum von Karl Vollmer

Abb. 14 a: Kirchenportal, Eingang rechts, Abb. v. l.: Erhöhter Christus mit Weltkugel und Kreuzigung Christi mit Ecclesia



Abb. 14 b: Kirchenportal, Eingang links, Relief auf der linken Tür: Adam und Eva im Paradies



Abb. 14 c: Kirchenportal, Eingang links, Relief auf der rechten Tür: Die eiserne Schlange



herbe, karge, auf das Wesentliche reduzierte Sprache. [...] Zahlreiche Werke im öffentlichen und kirchlichen Raum zeugen vom Schaffen Karl Rißlers.¹³⁸

Beispielhaft sind einige kirchliche Gebäude aus unserer Region aufgeführt, die Karl Rißler mit Kultgegenständen wie Tabernakel, Kreuzen, Kreuzwege-Stationen, Leuchtern und Ähnlichem in Bronze oder Bronze-Gelbguß ausgestattet hat:

- 1964 Pfarrkirche in Sulz bei Lahr,¹³⁹
- 1967 Pfarrkirche Heiligenzell bei Lahr,
- 1968¹⁴⁰ und 1970 Krankenhauskapelle in Gengenbach,
- 1969 Mutterhaus der Franziskanerinnen, Gengenbach,
- 1971 Kapelle, Haus Laverna, Gengenbach,¹⁴¹
- 1973 Haus Bethanien, Gengenbach.

Für die Einsegnungshalle des Friedhofs in Lauf schuf Karl Rißler 1975 ein Wandkreuz (175 × 175 cm) sowie Lesepult und Standleuchter in Aluguß.¹⁴²

Aus dem profanen Bereich sei beispielhaft erwähnt die 1963 geschaffene Gedenktafel an die ehemalige Synagoge in Freiburg¹⁴³ und die 1979 erstellte Bronzeskulptur „Weinstöcke“ im Freiburger Stadtteil Weingarten.¹⁴⁴ Karl Rißler arbeitete auch mit Holz. Er schnitzte Madonnenfiguren und schuf die erste Maske der „Freiburger Westhansele“.¹⁴⁵

Im Zuge der Umbaumaßnahmen der Kirche Ebersweier wurde der Altarraum im Sinne des Zweiten Vaticanums umgestaltet. Der Zelebrationsaltar, ein schlichter Altartisch aus Holz, fand seinem Platz inmitten des Chores. Nach der oben erwähn-

ten Restaurierung der drei barocken Altäre in den 1990er Jahren ermöglichte eine großzügige Spende eine nochmalige Umgestaltung des Altarraums.¹⁴⁶ Tobias Eder schuf einen Bronzealtar, nebst Ambo, Sedilien, Kerzen- und Blumenständer. Der „lichtdurchflutete“ Altartisch passt sich harmonisch in den Raum ein, ohne die vorhandenen Barockaltäre zu stören. Der damals noch junge Künstler schuf damit das erste große Werk dieser Art.¹⁴⁷

Tobias Eder, geboren 1966 in Rheinfeldern in Baden, ging bei seinem Vater Leonhard Eder von 1983 bis 1986 in die Lehre als Steinbildhauer. Ab 1989 studierte er an der Kunstakademie Karlsruhe Bildhauerei bei Professor Michael Sandle. 1990 wechselte er an die Kunstakademie München, wo er bei Professor Hans Ladner weiterstudierte und 1995 dessen Meisterschüler wurde. 2002 erhielt Eder den Förderpreis der Darmstädter Sezession für Bildhauerei. Tobias Eder war von 2004 bis 2009 Mitglied der Kommission für Kunst und Kultur der Erzdiözese Freiburg und von 2002 bis 2008 Vorsitzender der „Gemeinschaft Christlicher Künstler Erzdiözese Freiburg“ (GCK).¹⁴⁸ Er lebt und arbeitet in Freiburg im Breisgau. Ein besonderes Anliegen von Tobias Eder ist die Gestaltung von Kirchenräumen. Seine Intention beschreibt er folgendermaßen: „Zeitgenössische Kunst und Raumgestaltung sollen helfen, den Glauben modern zu vermitteln, und es ist schön, wenn dabei auch eine andere Dimension spürbar wird.“¹⁴⁹

Nicht unerwähnt sollen die beteiligten Handwerker bleiben, die beim Umbau der Pfarrkirche Heilig Kreuz Ebersweier solide und schöne Handwerkskunst lieferten. Stellvertretend seien erwähnt Zimmerei Karl Friedrich Eckenfels junior und Schrei-



Abb. 15
Der neue Taufstein
von 1967



Abb. 16: Die Barockaltäre strahlen nach der Restaurierung in den 1990er Jahren in neuem Glanz

nerer Hermann Eckert, beide von Ebersweier, deren Arbeiten im Kirchenraum sichtbar sind und somit unmittelbar zum Gesamteindruck beitragen. Neben der eigentlichen Zimmererarbeit lieferte Karl Fr. Eckenfels junior das Kirchengestühl. Hermann Eckert fertigte die Emporebrüstung und zwei Beichtstühle.¹⁵⁰

Glasbilder kehrten nach 50 Jahren zurück

Wie eingangs erwähnt konnten wir von den 1964 ausgebauten Kirchenfenstern wieder drei unterschiedlich große Teile entgegennehmen. Die Rückkehr der Glasbilder warf anfangs jedoch einige Fragen auf. Sind diese Glasbilder wirklich Fensterfragmente aus der Kirche Ebersweier? Die Fakten schließen jeglichen Zweifel aus. 1964 hatte ein Lehrling des Bauhandwerks einige Teilstücke der zur Entsorgung auf dem Kirchenvorplatz gelagerten Bleiglasfenster mitgenommen. Die Glasbilder sollten in ferner Zukunft sein damals noch nicht vorhandenes Eigenheim zieren. Die Fensterteile lagen jedoch jahrzehntelang unberührt auf einem Speicher. Um 2010 erfuhren Ebersweierer Bürger durch einen glücklichen Zufall vom Vorhandensein der Fensterteile.¹⁵¹ Erst einige Jahre später, anlässlich der Vorbereitung der Ausstellung „800 Jahre Ebersweier“, wurde erwogen, die Fenster wieder zurückzuholen. Die Witwe des inzwischen verstorbenen Handwerkmeisters gab die Fensterteile dankenswerterweise spontan zurück.

Schwieriger gestaltete sich die Beantwortung der Fragen nach den Glaskünstlern und der Entstehungszeit der Fenster. Die Glasmalereien waren stilistisch unterschiedlich und ließen vermuten, dass es sich um Werke verschiedener Glasmaler handelte. Eine intensive Recherche brachte die bereits beschriebenen Fakten und Daten zu Tage. 1964, bei Beginn der Umbaumaßnahme, befanden sich im Kirchenschiff sechs gemalte Bleiglasfenster. Neben den ursprünglichen Medaillons mit jeweils zwei Aposteln zeigten vier große Fenster die Heiligen: Elisabeth von Thüringen, Theresia vom Kinde Jesu, Wendelinus, Aloysius. Deren Bildnisse wurden 1922 in die Börner Fenster eingefügt.¹⁵² Außerdem war noch ein „Antoniusfenster“ vorhanden.¹⁵³

Das kleinste der zurückgekehrten Glasgemälde war signiert als „Jakobus der Ältere“. Dieses kleine Glasbild konnte somit mühelos als Bestandteil eines Medaillons in den von Eugen Börner 1911 gestalteten Fenstern ausgewiesen werden. Der hl. Jakobus der Ältere wird der Legende nach mit dem vielbesuchten Wallfahrtsort Santiago de Compostela in Verbindung ge-

bracht. Der weniger bekannte Jakobus der Jüngere ist zusammen mit dem hl. Mathäus im Medaillon des Wendelinusfensters abgebildet.

Das Brustbild einer Nonne im Habit der Karmelitinnen stellt die hl. Theresia von Lisieux dar.¹⁵⁴ Es ist nur noch als 60 cm × 70 cm großes Fragment erhalten. Diese Heilige, auch Theresia vom Kinde Jesu genannt, wird oft mit einem Kreuz mit Rosen dargestellt, gemäß ihrer geheimnisvollen Worte: „Nach meinem Tod will ich es Rosen regnen lassen“.¹⁵⁵ Das Glasgemälde der hl. Theresia wurde, wie auch die anderen überlebensgroßen Figuren, von der Werkstätte Schell & Vitalli in ein „Börnerfenster“ eingefügt.

Das 90 cm × 120 cm große Glasgemälde, Christus in einer Mandorla „Majestas Domini“ darstellend,¹⁵⁶ befand sich bis 1964 im Fenster der südlichen Chorwand.¹⁵⁷ Das Glasfenster auf der gegenüberliegenden Seite des Chorraums zeigte die Heilige Helena.¹⁵⁸ Mehr als zwölf Monate schien die Suche nach dem Künstler der Chorfenster vergeblich zu sein.¹⁵⁹ Vergleiche mit anderen Kirchenfenstern von Eugen Börner verdichteten die Annahme, dass die Christusdarstellung möglicherweise diesem Künstler zugeschrieben werden kann. Erst Anfang März 2017 gaben Inventarlisten die Namen des Künstlers sowie des Stifters preis: Eugen Börner schuf diese Chorfenster im Jahr 1889, gestiftet wurden sie von Pfarrer Franz Xaver Pfürsig.¹⁶⁰ Das große Christusfenster-Fragment ist somit ein „Frühwerk“ von Eugen Börner als selbstständiger Glasmaler.

Das Christusbild zeigt deutliche Alterungsspuren. Einige größere Glasteile sind von feinen Rissen durchzogen. Ausbesserungen mit andersfarbigem Glas weisen frühere Restaurierungen aus. Das Glasgemälde von Eugen Börner ist jedoch eine künstlerisch wertvolle Arbeit. Deutlich wird dies insbesondere am zarten Pinselstrich der Kopf- und Barthaare, den fein gegliederten Händen und dem reichen Faltenwurf des Untergewandes. Letzteres ist nur noch an den Ärmeln original erhalten, das Brustteil wurde ersetzt.¹⁶¹ Trotz der alterungsbedingten Schäden ist das Kunstwerk von Eugen Börner erhaltungswürdig.

Wie die vorstehende Geschichte des Kirchenbaus und der Ausstattung des Kirchenraums zeigt, haben namhafte Künstler



Abb. 17: Das Fensterfragment, das Christus in einer Mandorla darstellt, war Bestandteil des 1889 von Eugen Börner geschaffenen Chorfensters.



Abb. 18 a: Pfarrhaus und Kirche vor dem Umbau (Die Aufnahme entstand zwischen 1954 und 1964)



Abb. 18 b: Pfarrhaus und Kirche nach der Erweiterung der Kirche 1964–1968 (Aufnahme von 1979)

an und in der Kirche Ebersweier gewirkt. Etliche Zeugnisse ihres künstlerischen Schaffens gingen unwiederbringlich verloren. Die meisten davon fielen dem Zeitgeist zum Opfer. Viele Ebersweierer hegen auch heute noch emotionale Bindungen zu den verlorengegangenen Werken. Denn Bürger von Ebersweier waren auf dem Deckengemälde abgebildet. Großeltern, Eltern und auch heute noch Lebende hatten von dem Wenigen, was sie besaßen, sehr viel für die Kirchengestaltung gespendet.

Daraus lässt sich wohl das Bedauern über den Verlust der Kunstwerke wie auch die Freude über die „zurückgekehrten“ Fensterfragmente erklären. Glasmalereien sind nicht nur Kunstwerke, sondern dokumentieren auch Kultur und Geschichte.¹⁶² Diese Aspekte rechtfertigen den Wunsch der Ebersweierer, das Christusbild als Glaubenszeugnis der Vorfahren wieder in ein Kirchenfenster zu integrieren.¹⁶³

Abkürzungen

BZ	Badische Zeitung
EAF	Erzbischöfliches Archiv Freiburg
EAF/PfAE	Erzbischöfliches Archiv Freiburg/Pfarrarchiv Ebersweier Aktenbestand des ehemaligen Pfarrarchivs Ebersweier
EBAF	Erzbischöfliches Bauamt Freiburg; Aktenbestand von der Pfarrkirche Heilig Kreuz Ebersweier, derzeit unverzeichnet beim Erzb. Archiv Freiburg (Stand: August 2017)
GAE	Gemeindearchiv Ebersweier
GLA	Generallandesarchiv Karlsruhe
HStAS	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
OT	Offenburger Tageblatt
PA	Privatarchiv
PfAE	Pfarrarchiv Ebersweier (aufgelöst), die Tauf-, Ehe- und Totenbücher befinden sich jetzt im Pfarrarchiv Durbach
StAF	Staatsarchiv Freiburg
StAK	Stadtarchiv Karlsruhe

Bildnachweise

- Abb. 2a und 2b: GLA 422/1571
Abb. 3: EBAF Kirchenbaulichkeiten Ebersweier
Abb. 4: Rupert Glatt, Windschläg/GAE
Abb. 5: EBAF Kirchenbaulichkeiten Ebersweier
Abb. 6a: EBAF Kirchenbaulichkeiten Ebersweier
Abb. 7: EAF/PfAE 016/277
Abb. 8, 11: GAE
Abb. 9: Helmut Kuderer/GAE
Abb. 12a: PA Andreas/Hermann Noll
Abb. 18a: Hermann Schottmüller/GAE
Abb. 18b: Gottfried Kuderer/GAE
Alle anderen Abb.: Verfasserin

Anmerkungen

- 1 König, Andreas, Bürgermeister der Gemeinde Durbach, in: Ebersweier und seine Geschichte, 1215–2015, Vorwort des Bürgermeisters.
- 2 Siehe dazu: Zentner, Horst, Ortsvorsteher von Ebersweier, in: Ebersweier und seine Geschichte, 1215–2015, Vorwort des Ortsvorstehers.
- 3 Vorbereitet und organisiert wurde das Jubiläumsjahr von einem eigens gegründeten Ausschuss, geleitet von Richard Horn, unterstützt durch Ortsvorsteher Horst Zentner.
- 4 Offene Gruppe ortsgeschichtlich interessierter Ebersweierer Bürger ohne Vereinsstatus, bestehend seit 2008.
- 5 Siehe dazu: Ebersweier und seine Geschichte, 1215–2015, Autorengemeinschaft der Geschichtswerkstatt Ebersweier: Heinz G. Huber, Nußbach (Mentor), Margot Hauth (Leiterin), Hans L. Haffner, Egon Morgenthaler, Gerhard Kirn, Christel Huber und Helmut Kuderer; Mitwirkende: Sigi Schwarz, Hermann Glatt und Werner Zentner, Hrsg. Gemeinde Durbach/Ortsverwaltung Ebersweier, 2015.
- 6 Zu Weinbrenner und Klassizismus siehe Kewitz, Hubert: Der Weinbrenner-Schüler Johann (Hans) Voß, in: Geroldsecker Land, Jahrbuch einer Landschaft, Heft 16, 1974, S. 91/92 und 97–99.
- 7 EAF/PfAE 017/63, Gesammelte Bemerkungen, lfd. Nr. 90.
- 8 Zu Hans Voß siehe Kewitz, Hubert: Der Weinbrenner-Schüler Johann (Hans) Voß, in: Geroldsecker Land, Heft 16, 1974, S. 89–103.
- 9 Weitere Bauten von Hans Voß siehe bei: Kewitz, Hubert: Der Weinbrenner-Schüler Johann (Hans) Voß, S. 102.
- 10 GLA 422, Nr. 1571.
- 11 Zu Wolfgang Müller siehe Frank, Karl Suso: Wolfgang Müller zum Gedenken, in: Freiburger Diözesan-Archiv, 103. Band (Dritte Folge · Fünfunddreißigster Band), 1983, Schadek, Hans: Wolfgang Müller (1905–1983), in: Zeitschrift des Breisgauer Geschichtsvereins („Schau-ins-Land“) – 102. Jahreshaft 1983, S. 229, sowie Sonntag, Konrad: Entsprechung und Begrenzung; Zur Erinnerung an den Geschichtstheoretiker Wolfgang Müller, beide in: Zeitschrift des Breisgauer Geschichtsvereins („Schau-ins-Land“) – 102. Jahreshaft 1983, ab S. 229.
- 12 Müller, Wolfgang: Die Ortenau als Chorturmlandschaft, Bühl, 1965, S. 9, 94, 100 und 102.
- 13 Wie Anmerkung 12. Wolfgang Müller nahm außerdem Bezug auf die Abhandlung von Alfons Staedele: Aus der Vergangenheit des Dorfes Ebersweier in: Die Ortenau, Bd. 39/1959, S. 147; Alfons Staedele schrieb als Vermutung: „der Turm ... bildete wohl den Chor der Kirche“.
- 14 Im Jahr 1912 sind diese Tauf- und Weihwassersteine als Inventar des Kirchenfonds aufgeführt, EAF/PfE 016/163.
- 15 Der Heimbürger war im 18. bis Anfang 19. Jahrhundert als Mitglied des Gemeindevorstandes für die wirtschaftlichen und finanziellen Belange der Gemeinde zuständig.
- 16 PfAE Taufbuch II, Seite 46. Den lateinischen Text übersetzte freundlicherweise Heinz G. Huber, Nußbach, 2011.

- 17 Ebersweier hatte 1813 noch 418 Einwohner/Katholiken (GAE, Einleitung zum „Inventar Badischer Gemeinden“, Maier, Kurt, 1958), 1825 waren es 510 Einwohner/Katholiken (Heizmann, Ludwig: Der Amtsbezirk Offenburg in der Geschichte, Offenburg, 1934).
- 18 EAF/PfAE 009/26, Schreiben des Pfarramts und der Gemeinde Ebersweier an das Großherzogliche Oberamt, die Erbauung einer neuen Kirche betreffend, vom 3. September 1823.
- 19 Josef Hacker stammte aus Schenkenzell und erwarb 1806 das Bürgerrecht in Offenburg. Vergl. Scheuerer Werner: Pfarrkirche Hl. Kreuz Renchen, Kirchenführer, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberger, 1998, S. 8.
- 20 StAF B 728/1, Nr. 627, Protokoll vom 27.5.1819.
- 21 StAF B 728/1, Nr. 627, Schreiben des Pfarrorts Ebersweier an das Großherzogliche Oberamt vom 28.8.1823.
- 22 StAF B 728/1, Nr. 627, wie Anmerkung 21.
- 23 StAF B 550/1, Nr. 242. Schreiben von Hans Voß vom 21.1.1824. Laut diesem Schreiben wollte Hans Voß die Kirche um 10 auf 70 Schuh verlängern. Diese Planung wurde vermutlich um weitere 10 Schuh verändert, denn die Kirche war vor dem Umbau in den 1960er Jahren etwa 26,5 m (80 Schuh) lang und 15,20 m (rd. 46 Schuh). breit. Zwischen 1828 und 1964 erfolgte keine Vergrößerung des Kirchenraums. Siehe dazu auch GLA 422, Nr. 1571; die Pläne in dieser Akte und die späteren Bauausführung sind etwas abweichend.
- 24 StAF B 550/1, Nr. 242. Schreiben von Hans Voß vom 21.1.1824.
- 25 Die Erhöhung des Turmes, verbunden mit der ungenügenden Fundamentierung, führte in den 1960er Jahren zum Abbruch des Turmes und zur Erweiterung der Pfarrkirche Ebersweier.
- 26 StAF B 728/1, Nr. 627, Bericht von Hans Voß an das Großherzogliche Oberamt vom 21.1.1824.
- 27 StAF E 550/1, Nr. 242, Versteigerungsprotokoll vom 7.7.1826.
- 28 EAF/PfAE 017/63, Gesammelte Bemerkungen, lfd. Nr. 109.
- 29 EAF/PfAE 017/63, Gesammelte Bemerkungen, lfd. Nr. 3.
- 30 Sauer, Joseph: Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden, Freiburg, 1933, S. 90.
- 31 StAF B 1121/1, Nr. 792, Bitte der Gemeinde Ebersweier vom 1.1.1828 um Übernahme anteiliger Kosten für den Bauplatz und die Altäre durch die Großherzogliche Domänenverwaltung.
- 32 EAF/PfAE 017/63, Gesammelte Bemerkungen, lfd. Nr. 32.
- 33 StAF B728/1, Nr. 627, Bitte der Gemeinde um einen Beitrag aus dem Heiligenfonds.
- 34 Siehe dazu: Wingenroth, Max: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, Tübingen, 1908, S. 334, Siebenter Band von: Die Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden, Hrsg.: Durm/Oechelhaeuser/Wagner.
- 35 In einigen Quellen ist Maternus, Bischof von Köln, auch als Bischof von Trier und Togern genannt; siehe dazu: Schaubert, Vera/Schindler, Hanns Michael: Heilige und Namenspatrone im Jahreslauf, Augsburg, 1993, S. 478, sowie Ökumenisches Heiligenlexikon; https://www.heiligenlexikon.de/BiographienM/Maternus_von_Koeln.html.
- 36 EBAF Kirchenbaulichkeiten Heilig Kreuz Ebersweier, Schreiben der Werkstätte für Denkmalpflege, Alfred Panowsky, Gernsbach, vom 4.11.1993.
- 37 EAF B 22/4698, Beschluss der Stiftungskommission Ebersweier vom 10.5.1866.
- 38 EAF/PfAE 017/63, Gesammelte Bemerkungen, lfd. Nr. 74.
- 39 Franz Moroder hatte in seiner Heimat gemeinsam mit seinem Bruder Alois Moroder (1844–1896) einen Handelsbetrieb zuerst für Holzspielzeug und später zudem für kirchliche Einrichtungen betrieben. Bereits in dieser Zeit hat er mit Franz Simmler, Offenburg, zusammengearbeitet. Bis 1913 wurde die Werkstatt in Offenburg von Franz Moroders Sohn, Eduard Moroder (1876–1913) geführt. Nach dessen Tod übernahm sein Bruder Rudolf Moroder (1877–1914) die Geschäftsführung, nachdem er sich bereits 1903 in Offenburg aufgehalten hatte und seit 1912 künstlerischer Leiter der Werkstatt gewesen war.
- 40 Wiedemer, Gottfried: Dreifaltigkeitskirche Offenburg, Kirchenführer, zweite Auflage, Offenburg/Lindenberger, 1999, S. 12, 18, 21, 22 u. 28.
- 41 Schnell, Hugo/Hugle, Hermann: 550 Jahre Stadtpfarrkirche Hl. Kreuz Offenburg in Baden, Schnell, Kleiner Kunstführer Nr. 112, München, 2. Auflage, 1965.

- 42 Scheurer, Werner: Stadtpfarrkirche Heilig Kreuz Offenburg, Kirchenführer, Offenburg/Lindenberg, 2004, Seite 5.
- 43 Diesen Hinweis verdanke ich Herbert Vollmer, Bürgermeister a. D., Nordrach.
- 44 Strazza-Buch A Gebrüder Moroder, Offenburg, S. 91, Rechnung vom 27.6.1908. Diesen und die nachfolgenden Auszüge aus dem Strazza-Buch der Gebrüder Moroder erhielt ich freundlicherweise von Werner Scheurer im Januar 2016. Der Altaraufsatz wurde später entfernt und auf dem Speicher der Kirche gelagert. Erst in den 1990er Jahren wurde er restauriert und wieder am Hauptaltar über dem Tabernakel angebracht.
- 45 Seit 1854 ein Dogma der römisch-katholischen Kirche. Siehe hierzu: http://erzbistum-freiburg.de/html/hochfest_unbefleckte_emphaengnis.html?t=k5bfffv4a112ouognd6rbgju41&tto=734c44d1.
- 46 Strazza-Buch A Gebrüder Moroder, Offenburg, S. 234, Rechnung vom 29.10.1913.
- 47 URL: http://www.beyars.com/kunstlexikon/lexikon_6996.html: Bezeichnung für die in der Bildenden Kunst seit dem 14. Jh. aus der vielfigurigen „Beweinungsszene“ herausgelöste Gruppe der schmerz erfüllten Gottesmutter, die den Leichnam ihres Sohns Jesus Christus auf dem Schoß hält.
- 48 Strazza-Buch A Gebrüder Moroder, Offenburg, S. 356, Abschlagszahlung vom 29.8.1917.
- 49 1925 ließ die Gemeinde zusammen mit dem damaligen Kriegerverein in der Dorfmitte ein Ehrenmal erstellen, mit den Namen der Gefallenen und Vermissten des Ersten Weltkrieges. Dadurch hatte sich vermutlich die Gedenktafel in der Kirche erübrigt, die Namen wurden in den 1960er Jahren entfernt.
- 50 EAF/PfAE 012/169, Pfarrgemeinderat, Grafische Darstellung der Kosten und der Finanzierung der Restaurierung der Barockaltäre.
- 51 EBAF Kirchenbaulichkeiten Ebersweier, Kostennachtrag für die Restaurierung der Altäre vom 18.5.1993.
- 52 LAD, Freiburg, Freundliche Mitteilung von Frau Heinemann am 3.11.2017.
- 53 Günther Bayer, Die Malerfamilie Sichelbein, 1580–1758 Lebensbilder und Werke, 2003, Lindenberg, S. 9–53.
Zu dieser Malerfamilie gehörten auch Johann Friedrich Sichelbeins Onkel: Hans Conrad Sichelbein (1581–1669, sowie Caspar Sichelbein d.J. (1591–1627), des Weiteren Johann Christoph S. (* 1625), Bruder von J.F. S., wie auch die Cousins Tobias S. (1607–1651), David S. (1609–1658) und Johann Jakob S. (* 1611).
- 54 Günther Bayer, Die Malerfamilie Sichelbein, 1580–1758 Lebensbilder und Werke, S. 28.
- 55 Günther Bayer, Die Malerfamilie Sichelbein, 1580–1758 Lebensbilder und Werke, S. 61.
- 56 Zur irrümlichen Entstehung der „Johann-Friedrich-Legende“ siehe die Spurensuche und Analyse von Günther Bayer in: Die Malerfamilie Sichelbein, 1580–1758 Lebensbilder und Werke, S. 61.
- 57 Siehe hierzu: Gode Krämer, Anmerkungen zum Künstler Johann Friedrich Sichelbein, in: Günther Bayer, Die Malerfamilie Sichelbein, 1580–1758 Lebensbilder und Werke, S. 63.
- 58 Günther Bayer, Die Malerfamilie Sichelbein, 1580–1758 Lebensbilder und Werke, S. 35.
- 59 Siehe dazu das Werksverzeichnis von Günther Bayer, Die Malerfamilie Sichelbein, 1580–1758 Lebensbilder und Werke, S. 169–204.
- 60 Günther Bayer, Schriftwechsel mit Verfasserin, Schreiben vom 11. November 2017.
- 61 EBAF Kirchenbaulichkeiten Ebersweier, Kostenvoranschlag vom 5.3.2007.
- 62 GAE VI, 1/4, Vereinbarung zwischen der römisch-katholischen Kirchengemeinde Ebersweier und der politischen Gemeinde Ebersweier vom 8.1.1905.
- 63 Vgl. auch Kollmer, Wolfgang: Bild biedermeierlicher Bürgerruhe, Bilder damals und heute, in: Mittelbadische Presse, 24.4.2003; www.bo.de/lokales/offenburg/bild-biedermeierlicher-buergerruhe; abgerufen am 3.2.2017.
- 64 Franz Joseph Simmler ließ sich 1881 in Offenburg nieder und eröffnete eine eigene Werkstatt für kirchliche Kunst, die hauptsächlich Altäre für Kirchen in Baden herstellte. Etwa ab 1893 war Franz Joseph Simmler mit Paul Venator Mitinhaber von „Simmler & Venator“, die neben Kircheneinrichtungen auch Möbel produzierten.
- 65 EAF/PfAE016/277, Auszug aus dem Vorbericht über die Instandsetzung der Pfarrkirche Ebersweier vom Dezember 1910.

- 66 EAF/PfAE 009/23, Handschriftlicher Vermerk von Pfarrer Nahm vom 22.7.1911. Die Vergoldung kostete 193,69 Mark.
- 67 EAF/PfAE 009/23, Schreiben vom 12.12.1910.
- 68 Wetzel, Wolfgang: Glas aus Offenburg, Hrsg. Stadt Offenburg, 1986, S. 62 und 70/71.
- Vgl. Börner, Wilhelm: Glasmalerei und Glasindustrie, IV, in: Ortenauer Rundschau, Illustrierte Heimschrift für Wissen, Kunst und Unterhaltung, Offenburg, 13.1.1934.
- 69 Vergl. Börner, Wilhelm: Glasmalerei in Offenburg, I, in: Ortenauer Rundschau, 9.12.1933. Diese Fenster sind vermutlich durch Kriegseignisse zerstört.
- 70 Ob die beiden seitlichen Fenster im Chorraum der Wallfahrtskirche „Maria Hilf“ in Nesselried von Eugen Börner geschaffen wurden, ließ sich nicht ermitteln. Die anderen Fenster sind aus einer späteren Entstehungsphase. Für freundliche Hinweise danke ich Karl-Rolf Gissler, Nesselried.
- 71 Börner, Wilhelm: Die Glasmalerei in Offenburg, I, in: Ortenauer Rundschau, 9.12.1933. Die Fenster der Kirche St. Heinrich in Durbach fielen einer Renovierung im Jahr 1956 zum Opfer, freundliche Mitteilung von Josef Werner, Durbach.
- 72 Bruckner, Karl: Die alten Glasmalerei-Fenster der Marienkapelle am Friedhof in Sandweier. URL: <http://heimatverein.sandweier.de/die-alten-glasmalerei-fenster-der-marienkapelle-am-friedhof-in-sandweier>; abgerufen am 26.11.2015. Abweichend von dem Bericht von Karl Bruckner sind jedoch derzeit zwei der Glasfenster im sakralen Bereich des Sandweierer Heimatmuseums ausgestellt. Die anderen Fenster schmücken verschiedene Räume im Pfarrzentrum St. Katharina in Sandweier, freundliche Mitteilung von Herrn Florian Gantner, Vorsitzender des Heimatvereins Sandweier e. V., im Januar 2017.
- 73 Feuerer, Judith: Bericht über die Restauration der Chorfenster in der Kirche St. Johannes, Bühl-Vimbuch; URL: www.vimbuch.com/restauration-der-kirchenfenster; abgerufen am 29.1.2017.
- 74 Wetzel, Wolfgang: Glas aus Offenburg, Katalog, S. 73–115.
- 75 Vgl.: Chronik der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe für das Jahr 1901, XVII. Jahrgang, S. 70–72; URL: <https://www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte>*, abgerufen am 28.03.2017. Wolfgang Wetzel schrieb in Glas aus Offenburg, S. 71, zu Börner: Fenster der Kath. Kirche Sasbach mit einer Goldenen Medaille ausgezeichnet. Wetzel verweist dazu auf Ortenauer Rundschau vom 13.01.1934; dort heißt es jedoch: „(...) 1901 wurden die Arbeiten Eugen Börners (...) mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet“.
- 76 Eugen Börner hatte drei Rundfenster für die Kirche St. Johannes in Wagshurst geschaffen. Die Fenster kosteten 1200 Mark. Das Fenster auf der Westseite ist noch vorhanden, es stellt die Hl. Cäcilia dar. Die anderen Fenster wurden während des Zweiten Weltkriegs zerstört. Freundliche Mitteilung von Frau Huber, Mesnerin, Wagshurst, mit Verweis auf Franz Ell: Aus der Geschichte von Wagshurst und vom Maiwald, Bühl, 1929. Vgl. Heß Hadrian, OFMCap: Die hohe Mystik unserer Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Wagshurst, 2017, S. 84 und 85.
- 77 Alle Glasfenster von Eugen Börner in der Pfarrkirche Sinzheim beschreibt Coenen Ulrich: Die Sinzheimer Pfarrkirche als Gesamtkunstwerk – Zur Ausstattung des Gotteshauses, S. 109/110 und 136ff., in: Pfarrkirche St. Martin, von Ulrich Coenen und Wilfried Lienhard, Sinzheim, 2000; für die freundliche Hilfe danke ich Frau Ulrike Seifermann. Siehe auch: Kleiner Kirchenführer; URL: <http://www.sankt-martin-sinzheim.de>.
- 78 Das von Eugen Börner gestaltete Fenster „Geburt Christi“ für die Katholische Kirche in Sasbach ist nicht mehr erhalten. Der Kirchenführer von Manfred Hermann, Kunstverlag Josef Fink, 1998, enthält keine Hinweise auf die früheren Kirchenfenster von Eugen Börner.
- 79 StAK 10/Do5 Merk, Katalog der Deutschen Glasmalerei-Ausstellung in Karlsruhe 1901, S. 2 und 31. Für die freundliche Hilfe danke ich den Mitarbeitern des Kulturamts bzw. des Stadtarchivs Karlsruhe.
- 80 Die beim Erweiterungsbau der Kirche St. Arbogast in Haslach (1901–1907) von Eugen Börner in Grisaillemalerei (Grau in Grau) gestalteten Bleiglasfenster zeigen Szenen aus dem Leidensweg Jesus. Die Fenster befinden sich im Chorraum, rechts und links vom Hochalter. Für diese Hinweise danke ich Frau Oberfell, Mesnerin in Haslach. Siehe auch Brommer, Hermann: Haslach im Kinzigtal, Schnell Kunstführer, Nr. 1144, 1978.
- 81 Scheurer, Werner: Hofstetten, St. Erhard, Schnell Kunstführer Nr. 1794, S. 15, 1989.

- 82 Die von Eugen Börner gestalteten Fenster der St.-Nikolauskirche in Kappelrodeck sind noch alle erhalten. Drei große Fensterzyklen zeigen die „Geheimnisse des Rosenkranzes“. Freundliche Mitteilung von Frau Schmäzle, Pfarrbüro Kappelrodeck, 3.3.2017.
- 83 Die „Börner-Fenster“ in Nordrach sind noch erhalten. Diesen Hinweis verdanke ich Herbert Vollmer, Bürgermeister a.D., Nordrach.
- 84 Die Fenster von Eugen Börner, bei Erbauung der Pfarrkirche St. Martin, Großweier, Stadtteil von Achern 1901–1902 geschaffen, sind erhalten; freundliche Mitteilung von Herrn Bildstein, Mesner in Großweier.
- 85 Nach Werner Scheurer hat Eugen Börner nur ein Fenster für die Pfarrkirche in Bad Griesbach geschaffen. Das Fenster wurde in den 1960er Jahren entfernt. Vgl. Scheurer, Werner: Pfarrkirche St. Antonius, Bad Griesbach, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg, 2002, S. 6 u. 20.
- 86 Börner, Wilhelm: Glasmalerei und Glasindustrie (IV), in: Ortenauer Rundschau, 13.1.1934. Vgl. Gengenbach Kirchen und Bergkapelle, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg, 1999, S. 15; der Kirchenführer weist auf „Glasgemälde der Firmen Helmle & Merzweiler (Frbg.) sowie O. Vittali und A. Schell (Offenburg)“ hin“.
- 87 Wetzel, Wolfgang: Glas aus Offenburg, S. 71. Die von Eugen Börner geschaffenen Fenster für die Kirche Heilig Kreuz, Renchen sind nicht mehr erhalten. Sie fielen vermutlich einer Umbaumaßnahme in den 1960er Jahren zum Opfer; freundlicher Hinweis von Frau Guske, Pfarrbüro Renchen.
- 88 Siehe hierzu Wetzel, Wolfgang: Glas aus Offenburg, S. 71.
- 89 Vgl. Wiedemer, Gottfried: Dreifaltigkeitskirche Offenburg, S. 18 u. 23.
- 90 Wetzel, Wolfgang: Glas aus Offenburg, S. 16/17.
- 91 Faltprospekt des Fördervereins für das Museum im Ritterhaus, Offenburg, (2016/2017).
- 92 EAF/PfAE 016/277, Angebot von Eugen Börner.
- 93 EAF/PfAE 009/23, Schreiben vom 20.5.1911.
- 94 EAF B 22/ 4698, Schreiben des Katholischen Stiftungsrates Ebersweier, an den Katholischen Oberstiftungsrat vom 20.8.1911.
- 95 EAF/PfAE 009/23, Schreiben vom 20.5.1911.
- 96 EAF/PfAE 009/23, Zusammenstellung der Kosten für die Herstellung des Inneren der Kirche Ebersweier vom 18.7.1911.
- 97 EAF B 4/2128, Schreiben vom 12.8.1911.
- 98 Dem Fest „Kreuzerhöhung“ liegen der christlichen Überlieferung nach zwei Ereignisse zugrunde. Die Kreuzfindung durch Kaiserin Helena um das Jahr 325 sowie die Rückführung des Kreuzes um das Jahr 630 durch Heraklius, Kaiser von Byzanz, nach Jerusalem. Zuvor hatte der Perserkönig Chosroes/Chosrau II im Jahr 614 den Grabestempel in Jerusalem zerstört und das Kreuz erobert. Das Fest Kreuzerhöhung wird traditionell am 14. September gefeiert. Vgl. <https://www.heiligenlexikon.de/BiographienK/Kreuzerhoehung.html>.
- 99 URL: <http://www.bo.de/lokales/offenburg/zu-besuch-in-der-heimatstadt-der-eltern>, Bericht vom 21.6.2012; abgerufen am 26.10.2016.
- 100 Caspar Henselmann, der Sohn von Albert Henselmann wurde ebenfalls Künstler und ist in Sammlungen von Bremen (Kunsthalle) bis in die Schweiz und auch in den USA vertreten. Beiden, Vater Albert und Sohn Caspar Henselmann, widmete die Stadt Offenburg 1994 eine große Ausstellung mit Katalog. Siehe Burgmaier, Ralf: Sein Denkmalsentwurf geht an die Stadt, Caspar Henselmann, dessen Vater als „entarteter“ Künstler fliehen musste, besucht Offenburg, in: Badische Zeitung, Ausgabe vom 21.6.2012. Vgl. auch Brandenburger-Eisele, Gerlinde/Fliedner, Hans-Joachim: Albert Henselmann, Caspar Henselmann, Offenburg, Kulturamt der Stadt Offenburg, 1994.
- 101 Maier, Michaela: Albert E. Henselmann (1890–1974), Der Weg zur Form? Inauguraldissertation an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, (archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/3549/1/Band_1_Text.pdf).
- 102 EAF/PfAE 013/48a, Schreiben der Firma Repple an Pfarrer Oechsler vom 3.12.1917, desgl. Rechnung vom 6.9.1918, sowie Erzbischöfliches Schreiben vom 22.10.1918.
- 103 Zur Firmengeschichte siehe: Wetzel, Wolfgang: Glas aus Offenburg, S. 61/62 u. 67. Das Unternehmen wurde komplett umstrukturiert. Der Schwerpunkt liegt heute auf der Herstellung von gebo-

- genem Einscheiben-Sicherheitsglas; vgl. dazu: <http://www.vittali.net/index.php?id=47>; abgerufen am 7.2.2017.
- 104 EBAF Kirchenbaulichkeiten Ebersweier, Rechnung der Firma Adolf Schell & Otto Vittali vom 19.12.1922. Die Finanzsituation der 1920er Jahre wird an der Herstellung dieser drei Fenster deutlich. Während die im September gelieferten Kirchenfenster noch 8500 Mark pro Fenster kosteten, belief sich die Rechnung für das Fenster mit dem hl. Aloysius bereits auf 40000 Mark. Das Fenster zeigte eine Abbildung des Hl. Aloysius (Luigi) von Gonzaga, mit einem Chorhemd dargestellt. Vgl. <http://www.kath-gernsbach.de/html/heilige/heiliger.html?t=&tt=fef7a5b8&&sid=612>, mit Verweis auf Albert Urban: Lexikon der Heiligen und Namenstage, Freiburg, 2010; abgerufen am 7.2.2017.
- 105 Im vermeintlich sicheren Keller des Gasthauses „zum Kreuz“ hatten neun Menschen Zuflucht gesucht. Das Gebäude wurde total zerstört. In diesem Keller sowie in einem Wohnhaus fanden insgesamt elf Menschen den Tod. Ein Jahr später erlag eine weitere Person den Verletzungen infolge dieser Bombardierung.
- 106 EAF/PfAE 009/23, Schreiben des Kath. Stiftungsrates Ebersweier an das Landratsamt Offenburg vom 15.8.1946.
- 107 EAF/PfAE 009/23, Schreiben von Firma Schell & Vittali an das Katholische Pfarramt Ebersweier vom 29.9.1947.
- 108 EAF/PfAE 009/24, Mitteilung von Pfarrer Christof Eichenlaub über die Kriegsergebnisse.
- 109 EBAF Pfarrei Ebersweier, Specialia, Schreiben von Pfarrer Nägele an das Erzbischöfliche Bauamt Freiburg, vom 6.2.1962.
- 110 EBAF Specialia, Pfarrei Ebersweier, Mitteilung des Erzbischöflichen Bauamts Freiburg an das Erzbischöfliche Ordinariat vom 30.6.1962.
- 111 EBAF Pfarrei Ebersweier, Specialia.
- 112 EAF Nachlass Ginter II, Bewilligungsbescheid des Landesdenkmalamtes vom 27.7.1965.
- 113 Vgl. Scheurer, Werner: Rezension der Publikation: Bernd Mathias Kremer (Hrsg.), Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein; Festschrift für Hermann Brommer zum 70. Geburtstag; Lindenberg 1996, in: Die Ortenau, 76/1996, S. 677/679.
- 114 Der hl. Wendelin, Patron der Hirten, Schäfer, Bauern und des Viehs wird in Ebersweier seit Mitte des 18. Jahrhunderts besonders verehrt. Mit einer Fußwallfahrt zur St. Wendelinskapelle in Nußbach wird seither alljährlich das Gelöbnis erneuert, dem Heiligen für die Bewahrung vor der damals grassierenden Viehseuche zu danken.
- 115 EBAF, Pfarrei Ebersweier, BA/326, Rechnung vom 23.11.1965. Die neuen Fenster kosteten 10843,25 DM.
- 116 Vgl. Wiedemer, Gottfried: Dreifaltigkeitskirche Offenburg, Abb. Seite 5, Text S. 10.
- 117 Aus unserem Schaffen, hrsg. von den Mitgliedern der Gemeinschaft christlicher Künstler, Erzdiözese Freiburg, Bd. 8/1973, S. 48 (mit Karl Rißler). Das Gebäude ist jetzt Eigentum der Gemeinde Sinzheim und wurde 2017 umgebaut. Die Fenster der ehemaligen Kapelle wurden Anfang 2017 ausgebaut und entsorgt. Nur im Innenbereich sind noch einige bleiverglaste Oberlichter von Karl Isele vorhanden. Freundliche Mitteilung von Herrn Deubel, Gemeinde Sinzheim, am 1.3.2017.
- 118 Rickenbach ist eine Gemeinde im Landkreis Waldshut. „Die Fenster zählen zu den wertvollsten und aufwendigsten Arbeiten des Karlsruher Kunstprofessors und Glaskünstlers Emil Wachter;“ vergl. <http://www.murg-wehra-weg.de/text/59/de/st.-gordian-und-epimach:-ein-kunst-juwel-im-hotzenwald>; abgerufen am 8.2.2017.
- 119 URL, http://www.emil-wachter-stiftung.de/Öffentliche_Arbeiten?id=79576KatholischeKircheStP eterundPaul; abgerufen am 8.2.2017.
- 120 URL, http://www.kath-kirche-loerrach.de/html/*; abgerufen am 8.2.2017. Zu Leben und Werk von Rainer Dorwarth (1924–2015) siehe: <http://www.dorwarth.com>.
- 121 Als Beispiele seien hier genannt: Fenster für die Kapelle des St. Marienkrankenhauses in Ahaus, in Nordrhein-Westfalen (<http://www.glasmalerei-ev.net/pages/b4360/b4360.shtml>) (Forschungsstelle Glasmalerei des 20. Jahrhunderts); abgerufen am 8.2.2017 und Fenster für die Kath. Kirche St. Helena, Bocholt-Barlo, in Nordwestfalen. (<http://www.glasmalerei-ev.de/pages/b3707/b3707.shtml>). Die Kirchenfenster der beiden letztgenannten Kirchen entwarf Jochem Poensgen, Düsseldorf. 2003 erhielt die Kirche Maria Magdalena in Les Genevez im schweizerischen Jura 13 Fenster

- in Glasmalerei mit Bleifassung aus der Werkstatt Karl Isele. (<http://www.juravitraux.ch/d/artiste/s/?cat=1&cid=133&show=eglis>; abgerufen am 8.2.2017).
- 122 Wetzels, Wolfgang: Glas aus Offenburg, S. 72.
- 123 Wiedemer, Gottfried: Dreifaltigkeitskirche Offenburg, S. 26.
- 124 Vergl. Wiedemer, Gottfried: Dreifaltigkeitskirche Offenburg, S. 26; und Wetzels, Wolfgang: Glas aus Offenburg, S. 72.
- 125 URL: www.museum-offenburg.de, Das Atelierhaus des Glasmalers Karl Vollmer; abgerufen am 1.03.2017.
- 126 Freundlicher Hinweis von Frau Albecker-Gänsler: das Arbeitsbuch im ehemaligen Atelier von Franz Vollmer in Offenburg weist für dieses Fenstermotiv eine Szene aus der Melusinsage aus.
- 127 OT Ausgabe vom 19.12.2003: „Er setzte viele Mosaiksteinchen und einen dicken Meilenstein. Glaskünstler Karl Vollmer, der Vater der Offenburger Hexe, wäre heute 100 Jahre alt geworden“. Autor: Pascal Cames.
- 128 OT 19.12.2003.
- 129 OT 13.05.1967, Pfingstsymbol Geisttaube in einer Taufkapelle, Redaktion (is).
- 130 EAF/PfAE 016/ 202, Rechnung vom 16.8.1967, Rechnungsbetrag: 12 000 DM.
- 131 Sprauer, Hermann, in: Kirchliche Kunst in der Ortenau aus einem Jahrtausend, Bildkatalog anlässlich der gleichnamigen Sonderschau auf der Oberrheinmesse 1969 in Offenburg, Hrsg. Stadt Offenburg, Kultur und Messeamt, 1969, S. 62.
- 132 Aus unserem Schaffen, Bd. 7/1970, Karlsruhe, S. 50. Für Hinweise auf diese Publikationen und zum Wirken von Karl Rißler sowie für die freundliche und hilfreiche Unterstützung bei der Recherche zu den Kirchenfenster-Fragmenten bedanke ich mich herzlich bei Frau Uramowicz, M.A. vom Erzbischöflichen Ordinariat, Abteilung VI, Fachbereich Erfassung, Dokumentation und Pflege des kirchlichen Kunstgutes, Freiburg.
- 133 EAF/PfAE 016/ 202, Rechnung vom 11.8.1967. Die dreiteilige Betonverglasung kostete 935 DM. Die Kosten für den Entwurf von Rainer Dorwarth beliefen sich auf 450 DM; Rechnung vom 14.9.1967. Die Metallkonstruktion für das Portal kostete zusätzlich 9354 DM. Sie wurde gefertigt von der Firma Karl Schuler, Freiburg; Rechnung vom 8.8.1967.
- 134 EAF/PfAE 016/ 201, Rechnung vom 9.3.1967. Der Taufsteindeckel aus Bronze Gießguss kostete 1680 DM.
- 135 EAF/PfAE 016/ 201, Rechnung vom 2.1.1967. Der Taufstein, mit 95 cm Durchmesser und 104 cm Höhe kostete 4480 DM.
- 136 Karl Rißler, geboren in Oberprechtal, verstorben in Freiburg.
- 137 Siehe dazu: Aus unserem Schaffen, Bände 1–3, Heft 3/1957, S. 48; 4/1960, S. 12/13 sowie 5/1963, S. 42.
- 138 HStAS J 191, Rißler Karl, Pressebericht, Georg Kügler in: BZ, Nr. 16, vom 21.1.1992.
- 139 Aus unserem Schaffen, Bd. 6/1966.
- 140 Aus unserem Schaffen, Bd. 7/1970, Karlsruhe, S. 50.
- 141 Aus unserem Schaffen, Bd. 8/1973, Waldsassen, S. 48.
- 142 Aus unserem Schaffen, Bd. 9/1976, Regensburg.
- 143 Amtsblatt der Stadt Freiburg, vom Februar 2015, S. 24 „Ringfrei für den Rotteckring“, Denkmale und Kunstwerke zur deutschen Geschichte.
- 144 Klant, Michael: Skulptur in Freiburg, Band 3, Neue Kunst in öffentlichen Räumen, Freiburg, 2010, S. 129.
- 145 URL: <http://www.freiburger-westhansale.de/index.php/wir-ueber-uns/test>; abgerufen am 24.10.2016.
- 146 Pfarrer Elmar Krotz, von 1990 bis 1998 als Pensionär in Ebersweier und Durbach tätig, vermittelte die Spende im Wert von rund 70 000 DM. Die Spenderin wurde namentlich nicht genannt. Für diese und weitere Hinweise zur Umgestaltung des Altarraums danke ich Helene Hauth, Offenburg, Sigurd Lienert, ehemaliger Pfarrgemeinderatsvorsitzender und Angela Kuderer, Mesnerin von Ebersweier.
- 147 Siehe dazu: Harmuth, Rosa, Eine schmucke Oase der Ruhe, in: OT vom 14./15.8.1999.
- 148 Siehe dazu: http://www.gck-freiburg.de/Mitglieder/Kuenstler/Eder_Tobias/T_Eder.htm.

- 149 URL: [http://www.mk-stm.de/fix/files/303/doc/Interview mit Tobias Eder Homepage.2.pdf](http://www.mk-stm.de/fix/files/303/doc/Interview%20mit%20Tobias%20Eder%20Homepage.2.pdf); abgerufen am 4.3.2017.
- 150 EBAF BA/326, Rechnungen vom 3.1.1967 und 25.3.1967.
- 151 Als Rentner besuchte der ehemalige Handwerksmeister aus dem Renchtal das „Offene Singen“ in Ebersweier. Diese Veranstaltung, initiiert und auch heute noch geleitet von Egon Morgenthaler, dient neben dem Singen auch dem geselligen Beisammensein. Zufällig kamen dabei der in den 1960er Jahren erfolgte Umbau der Pfarrkirche Ebersweier und somit auch die Kirchenfenster zur Sprache. Es vergingen jedoch noch einige Jahre, bis die Fensterfragmente nach Ebersweier zurückkehrten.
- 152 EBAF Kirchenbaulichkeiten Ebersweier, Rechnung der Firma Adolf Schell & Otto Vittali vom 19.12.1922.
- 153 Wann die Figur des hl. Antonius in ein „Börner-Fenster“ eingefügt wurde, konnte bis dato ebenso wenig ermittelt werden wie die Ausgestaltung des sechsten Bleiglasfensters.
- 154 EAF/PfAE 013/162, Zur Kirche gehörende Fahrnisse (Auflistung). Akte eingesehen am 2.3.2017. Erste Hinweise auf „Theresia von Lisieux“ erhielt ich bereits im Februar 2016 von Frau Uramowicz vom Erzbischöflichen Ordinariat, Abteilung VI.
- 155 URL: https://www.heiligenlexikon.de/BiographienT/Therese_von_Lisieux.htm.
- 156 Bezeichnet die endzeitliche Darstellung des thronenden Christus in der Mandorla, häufig umgeben von Evangelistensymbolen, anbetenden Aposteln oder Engeln.
- 157 Freundliche Mitteilung von Gerhard Kirn, ehemaliger Ortsvorsteher von Ebersweier.
- 158 EAF/PfAE 026/351 Handschriftliches Skript, undatiert und ohne Verfasserangabe.
- 159 Die Akten des ehemaligen Pfarrarchivs Ebersweier wie auch die Akten des Erzbischöflichen Bauamts befanden sich zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Berichts unverzeichnet im Erzbischöflichen Archiv, was die Recherche erschwerte. Dank des Entgegenkommens der MitarbeiterInnen konnte ich zwar einige Akten des Pfarrarchivs sowie im Januar 2017 die unverzeichneten Akten des Bauamts einsehen, wofür ich mich herzlich bedanke. Eine gezielte Bearbeitung der Akten des ehemaligen Pfarrarchivs war jedoch erst nach Erstellung des Repertoriums Anfang März 2017 möglich.
- 160 EAF/PfAE 013/162, Zur Kirche gehörende Fahrnisse (Auflistung); sowie 016/163 Inventar des Kirchenfonds auf das Jahr 1912, hier ein nachträglich eingefügter Vermerk und EAF/PfAE 013/48a, Verzeichnis der Stiftungen für Kirchenbedürfnisse. Die neu verzeichneten Akten konnten am 2.3.2017 eingesehen werden. Pfarrer Franz Xaver Pfrsig (1810–1894) versah den priesterlichen Dienst in Ebersweier von 1876 bis zu seinem Tod 1894. Vergl. EAF I/2127, Visitationsprotokolle von 1888 bis 1945 und Freiburger Diözesan-Archiv, Band 24, 1895, S. XXIV.
- 161 Diese und auch weiterführende Hinweise für die vergleichende Suche nach dem Glasmaler verdanke ich Frau Constanze Albecker-Gänsler, M.A., Offenburg.
- 162 Vgl. 2010–2016 Forschungsstelle-Glasmalerei des 20. Jahrhunderts e.V., Mönchengladbach.; URL: http://www.glasmalerei-ev.de/pages/de_de.shtml; abgerufen am 1.3.2017.
- 163 Das Christusbild soll in das Fenster über dem nördlichen Seitenportal der Pfarrkirche Heilig Kreuz Ebersweier eingefügt werden.

„Von drey Straßburger Pfaffen und den geüßerten Kirchen güttern“ – und was dieses Ereignis von 1524/25 mit Offenburg zu tun hat

Regina Brischle

Die Ratsprotokolle im Offenburger Stadtarchiv beginnen 1595, oder sollte man sagen, sie enden hier? Möchte man etwas über die Ereignisse in der Stadt aus früherer Zeit erfahren, muss man auf verstreut vorhandene Quellen zurückgreifen. Die meisten befinden sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe und in den Archives de la ville et de l'Eurométropole de Strasbourg. Bis heute sind längst nicht alle Archivalien erschlossen. Ein in Straßburg vorliegender Schriftwechsel,¹ der von Wissenschaftlern der Universität Toronto in den Jahren 2005 bis 2015 transkribiert, ins Englische übersetzt und veröffentlicht wurde, erlaubt uns einen Einblick in Ereignisse während der Zeit der Reformation, die auch Offenburg betreffen.² Es geht um einen Kirchenraub, durchgeführt von Chorherren des Stifts St. Thomas in Straßburg.³

Wolfgang Capito

Der Autor der Briefe Wolfgang Capito⁴ war einer der führenden Köpfe der Reformation in Straßburg. Er stand früh mit den wichtigsten Humanisten und Reformatoren in Kontakt und versuchte zwischen den unterschiedlichen Positionen in Glaubensfragen zu vermitteln. Er verfasste mit Martin Bucer die Confessio Tetrapolitana, ein eigenes Glaubensbekenntnis, das sie 1530 auf dem Reichstag in Augsburg vorlegten.

Capito wurde 1478 im elsässischen Hagenau als Sohn des Schmiedemeisters und Ratsmitglieds Hans Köpfel und seiner Frau Agnes geboren. Wie es sich für einen Akademiker seiner Zeit gehörte, latinisierte er seinen Namen später zu Wolfgang Fabricius Capito, wobei er mit Fabricius auf den Beruf seines Vaters Bezug nahm.

Nach dem Besuch der Lateinschule in Pforzheim studierte er ab 1501 an der Universität Ingolstadt Theologie, ab 1504 war er an der Universität Heidelberg eingeschrieben und dann in Freiburg, wo er sein Studium zunächst 1507 mit dem Magister Artium und 1512 mit dem Licentiat, also der Lehrerlaubnis, abschloss. Während seines Studiums lernte er bereits die späteren Straßburger Weggefährten Matthias Zell und Jakob Sturm kennen. Zwischen 1512 und 1515 war Capito als Prediger am



Abb. 1: Wolfgang Capito

Kanonikerstift Bruchsal tätig. Er begegnete dort dem Hebräisten Konrad Pellikan und begann mit dem Studium der hebräischen Sprache. 1515, nach seiner in Freiburg abgelegten Promotion, wurde er als Münsterprediger nach Basel berufen. An der dortigen Universität lehrte er nebenbei Theologie und Hebräisch und gehörte zum Kreis um den Humanisten Erasmus von Rotterdam. Er machte Bekanntschaft mit Johannes Oekolampad,⁵ den Gebrüdern Amerbach⁶ und Beatus Rhenanus.⁷ Ab 1518 stand Capito mit Martin Luther in Briefkontakt und überzeugte den renommierten Basler Drucker und Verleger Johannes Froben, noch im selben Jahr Luthers gesammelte Schriften zu veröffentlichen, zu denen er ein Vorwort und Glossar verfasste. Froben vertrieb den Druck nach Frankreich, Spanien, Brabant und England und teilte Luther mit, dass er mit keinem anderen Buch je ein besseres Geschäft gemacht habe.⁸

1520 begab sich Capito nach Mainz, wohin er von Erzbischof und Kurfürst Albrecht von Brandenburg als Domprediger berufen worden war. Er fungierte außerdem als Berater Albrechts von Brandenburg, der als Erzkanzler des Heiligen Römischen Reiches der „mächtigste Mann nach dem Kaiser“ war. Obwohl er eine Erneuerung der Kirche nicht ablehnte, stand der Erzbischof als Förderer des Ablasshandels im starken Gegensatz zu Luther. Capito versuchte nach beiden Seiten zu vermitteln und über den Erzkanzler zu erreichen, dass die 1521 im Wormser Edikt erlassene Reichsacht von Luther genommen werde. Gleichzeitig bat er Luther und seine Anhänger, sich zu mäßigen. Da das Wohlwollen Albrechts von Brandenburg gegenüber Luther und seinen Anhängern abnahm, fühlte sich Capito als Sympathisant der lutherischen Bewegung am Mainzer Hof bald in Bedrängnis. Um, wie er selbst in einem Brief an Erasmus erklärte, „Unruhe und Zank“ zu entgehen,⁹ begab er sich nach Straßburg. Dort hatte er zwei Jahre zuvor die Pfründe als Probst des St.-Thomas-Stifts erhalten.

In Straßburg kam die reformatorische Bewegung gerade richtig in Schwung. Der Weg war durch Johann Geiler von Kaysersberg geebnet, der schon um 1500 mit seinen Predigten eine Reform der Kirche anmahnte. Viele seiner populären Predigten wurden in den Jahren nach seinem Tod 1510 veröffentlicht. Ab 1519 wurden in Straßburg Schriften Martin Luthers gedruckt. Der Münsterprediger Matthäus Zell hatte bereits 1521 Luthers Lehren öffentlich verteidigt und begonnen, das „reine Evangelium“ zu predigen. Er wurde deshalb vom Bischof Wilhelm von Honstein als Ketzler verklagt, aber vom Rat der

Stadt geschützt. Zeitgleich mit Capito war Martin Bucer nach Straßburg gekommen. Auch er war Anhänger Luthers, hatte sich von seinem dominikanischen Gelübde entbinden lassen und 1522 geheiratet.

Capito erwarb am 9. Juli 1523 das Bürgerrecht und bekannte sich öffentlich zu seiner reformatorischen Gesinnung, indem er lutherisch predigte. Durch die Eheschließung mit Agnes Roettel, der Tochter eines Straßburger Ratsmitglieds, am 1. August 1524 setzte Capito ein weiteres Zeichen. Und das obwohl auch ihm der Straßburger Bischof mit der Exkommunikation drohte.

1524 war Jakob Sturm von Sturmeck¹⁰ Ratsmitglied geworden. Er galt nicht nur als starke Persönlichkeit im Stadtrat, sondern auch als guter politischer Stratege und erfahrener Diplomat. Er verteidigte früh die Ideen der Reformation und ließ sich von deren führenden Köpfen theologisch beraten.¹¹ Dank der Unterstützung des Rats nahm die Reformation in Straßburg einen erfolgreichen Verlauf. Den Reformatoren gewährte er Schutz gegenüber den Sanktionen des Bischofs. Als sie forderten, dass die Kleriker ihre Privilegien aufgeben und die mit dem Bürgerrecht verbundenen Pflichten der Laien teilen sollten, bestärkte der Straßburger Rat dies am 3. Januar 1525 durch die Verabschiedung eines entsprechenden Gesetzes.

Der Raub der Kirchengüter von St. Thomas

Von den beim alten Glauben verharrenden Klerikern wurde die Einmischung durch den Rat in kirchliche Angelegenheiten und die damit verbundenen Verordnungen als Unrecht empfunden. Dass die Kleriker ihre Privilegien aufgeben sollten und gezwungen wurden, das Bürgerrecht anzunehmen, führte zu großer Empörung und Verunsicherung und veranlasste einige der Kanoniker des St.-Thomas-Stifts unter Führung des Dekans Nikolaus Wurmser¹² die Stadt heimlich zu verlassen. Die Gruppe begab sich nach Molsheim, um dort das Kapitel anzusiedeln und die in Straßburg verbliebenen Stiftsmitglieder als Ketzer zu brandmarken. Da sie sich im Recht fühlten und Pacht und Abgaben des Kapitels einstreichen wollten, hatten die Geflüchteten Siegel, Brief, rechtliche Dokumente und Wertgegenstände aus dem Tresorraum von St. Thomas entwendet. Aus ihrer Sicht handelten sie legitim und brachten die Gegenstände in Sicherheit. Um die Geschäfte in der Zwischenzeit weiterführen zu können, waren die in Straßburg verbliebenen Stiftsherren gezwungen, ein neues Siegel schlagen zu lassen. Außerdem mussten alle, die dem Stift gegenüber abgabepflichtig waren,



Abb. 2: Thomaskirche (Straßburg)

über den Vorfall informiert werden, damit die Zahlungen nicht in die falschen Hände gelangten.¹³

Die Flüchtigen verfolgten ihre Zwecke mit rechtlichen Mitteln, indem sie formal beim Reichsregiment protestierten. Um ihr Handeln zu rechtfertigen, beklagten sie, dass die Ereignisse in Straßburg sie ins Exil gedrängt hätten. Unterstützung erhielt die Gruppe von Bischof Wilhelm von Honstein, der sie in ihrem Handeln bestärkte. Er hatte ebenfalls einen Protest eingereicht, in dem er sich gegen den Druck, dem der Klerus in Straßburg durch die reformfreundlichen Ratsbeschlüsse ausgesetzt war, wehrte.

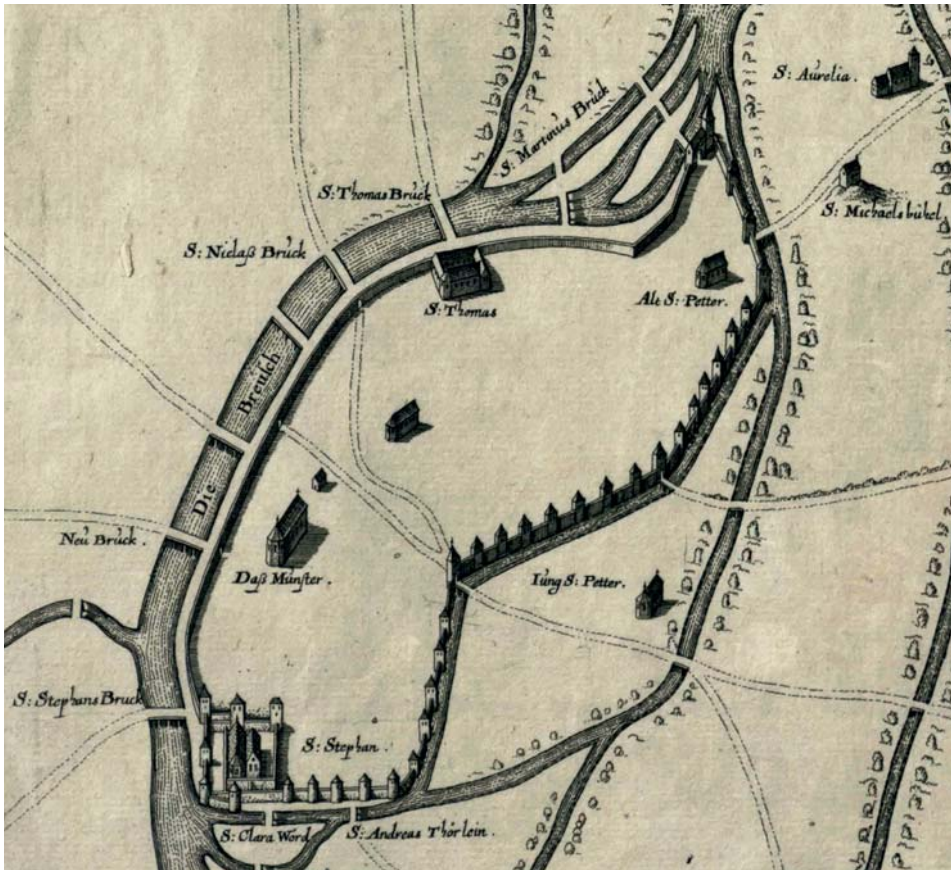
Auf die Eingabe vom 1. Februar 1525 reagierte das Reichsregiment, indem es die Beschwerde an den Rat von Straßburg schickte und eine Rechtfertigung verlangte. Unter Federführung von Martin Bucer verfassten die Prediger des neuen Glaubens eine Verteidigungsschrift.¹⁴ Unabhängig davon formulierte Capito im Namen des St.-Thomas-Stifts ein Schreiben unter dem Titel „Der Stiff von sanct Thoman zu Straßburg ußschryben und protestation wider ettliche ungüttliche handlung jüngst vor Keyserlicher Maiestatt Regiment zu Eßlingen fürgenommen“, um die Sicht der Splittergruppe zu widerlegen.¹⁵ Das Reichsregiment, das sich von 1524 bis 1527 in Esslingen befand, führte während der Abwesenheit Kaiser Karls V. die Regierungsgeschäfte unter Vorsitz dessen Bruders Ferdinand.¹⁶ Abgesehen von der Anweisung, der Straßburger Rat solle keine weiteren Gesetze im Sinne der Reformatoren verabschieden, unternahm das Reichsregiment keine ernstzunehmenden Schritte.

Der Streit zwischen den im Exil und in Straßburg lebenden Gruppen schaukelte sich weiter hoch. Auf den Protest vom 10. Februar 1525 folgte die „Warhaftige verantwort dreyer Summissarien zu Sant Thoman auf doctor Wolfgang Capito jüngst unwarhaftige, nichtige ußgangene protestation“.¹⁷ Verfasser waren die Kläger vor dem Reichsregiment Hermann *Sixt*,¹⁸ *Diebold Balthener*¹⁹ und *Jakob Schultheiss*.²⁰ Die Schrift kam Anfang August in Straßburg zum Aushang. Capito antwortete darauf am 8. August 1525 mit einem offenen Brief unter dem Titel „Von drey Straßburger Pfaffen, und den geüsserten Kirchen güttern“.²¹ Der Streit hatte sich nun in die Öffentlichkeit verlagert. Die „Warhaftige verantwort“ wurde im großen Umkreis von Straßburg angeschlagen. Von Freiburg weiß man, dass der Aushang von Capitos Antwort verweigert wurde, denn er hatte sich Seitenhiebe auf die „Hochgelehrten in Freiburg“, die zum Teil seine Lehrmeister waren, nicht verkneifen können. Seine Schrift wurde sogar öffentlich verbrannt.²²

Diese Streitschriften geben uns im Detail Auskunft, was sich zugetragen hatte. Die Flucht von Nicolaus Wurmser und seinem Gefolge fand am 6. Dezember 1524 statt. Durch einen Eintrag in Wurmser's privatem Protokollbuch²³ wissen wir, dass bereits am 14. September 1524 einige wichtige Dokumente der Stiftskirchen St. Thomas und auch von Jung und Alt St. Peter weggeschafft und in die Obhut von Personen in Offenburg gegeben worden waren.²⁴

Als nach dem Bekanntwerden der Flucht am 8. Dezember im Beisein eines Ratsmitglieds der Tresorraum von St. Thomas geöffnet und leer vorgefunden worden war, richtete der Rat von Straßburg eine Anfrage an Schultheiss, Meister und Rat von Offenburg, denn das Gerücht ging um, dass die Güter von Conrad Boler,²⁵ genannt Bapst, dem Altstettmeister und Kirchenpfleger, in der dortigen Pfarrkirche aufbewahrt werden. Die Offenburger antworteten, dass sie davon nichts wüssten.

Abb. 3: Stiftskirchen in Straßburg



Capito versuchte währenddessen die Geflüchteten zur Rückkehr und Rückgabe zu bewegen, – ohne Erfolg. Einzelne Stiftsmitglieder wechselten jedoch im Laufe der Zeit die Seiten.

Am 4. Januar 1525 gelang es, einen Brief abzufangen, der von Bonaventura Ersam,²⁶ Kanoniker in Jung St. Peter, befördert wurde. Durch ihn wurde zweifelsfrei festgestellt, dass sich die Stiftsgüter in Offenburg befanden. Am 17. Januar sandte der Straßburger Rat erneut ein Schreiben in die nahegelegene Reichsstadt, um die Rückgabe bis zum 23. Januar zu fordern. Als am 22. Januar ein weiterer der Flüchtigen, Jakob Munthart, zu einem nächtlichen Stelldichein mit seiner Köchin in die Stadt zurückkehrte, wurde er gefangengenommen.²⁷ Er sagte aus, dass die Kostbarkeiten Jakob Kantengieser,²⁸ Bürger von Offenburg, in einer Lade übergeben worden seien.

Nun wurden Bevollmächtigte nach Offenburg gesandt. Der städtische Notar Wendel von St. Johan,²⁹ Wolfgang Capito vom Stift St. Thomas, dessen Schaffner Gervasius Sopher,³⁰ zehn Jahre zuvor Rektor der Lateinschule in Offenburg, Jacob Munthart,³¹ der zu der Zeit unter Arrest der Stadt Straßburg stand, und Caspar Nebelin,³² Kürschner, allesamt Bürger von Straßburg, sollten die Güter von Jacob Kantengiesser und, wenn nötig, vom Rat der Stadt Offenburg einfordern und nach Straßburg zurückbringen.

Bereits am Sonntag hatte Caspar Nebelin bei Jakob Kantengiesser nach den Gütern gefragt. Dieser antwortete, er habe sie nicht in seinem Besitz und wolle auch nicht sagen, wem er sie übergeben habe. Daraufhin wandten sich Wendelin von St. Johan, Gervasius Sopher und Caspar Nebelin am Montag an den Rat von Offenburg, zeigten ihre Vollmachten und appellierten eindringlich, sie schadlos zu halten. Zur Not würden sie ausharren und auf weitere schriftliche Anweisung durch den Rat von Straßburg warten. Da gab Conrad Boler zu, dass er die Güter am Abend zuvor noch in seiner Obhut hatte, sie aber abgegeben und nicht mehr bei sich habe. Der Rat beordnete den Stettmeister vor die Delegierten, welcher mit ihnen dann zum Bruderschaftshaus ging und zu dessen Bewohner sagte: „Herr Bartholome,³³ ihr werdet mir sagen, ob ihr die Stiftsgüter von St. Thomas habt oder nicht.“ Dieser verneinte. Als der Sekretär die Befragung unter Folter verlangte, antworteten die drei Summissarien: „Wir haben die Güter erhalten, aber sie befinden sich nicht mehr in der Stadt oder in unserer Gewalt.“

Beide Parteien baten um eine Anhörung vor dem Rat. Nach Capitos Schilderung dauerte die Verhandlung fast den ganzen Tag und die drei beharrten darauf, dass sie die Güter aufgrund eines mündlichen und schriftlichen Befehls empfangen haben,

sie seien jetzt aber nicht mehr in ihrer Obhut und in der Stadt. Das sagten sie bei ihrem Eid und ihrer priesterlichen Würde aus. Die Anhänger der Verschwörung taten so, als ob sie aus Sorge und im Namen des ganzen Kapitels gehandelt hätten, als ob Leib und Besitz der Mitglieder des Stifts in der ehrbaren freien Reichsstadt Straßburg nicht sicher genug wären und als ob sie von ihren Stiftsherren und dem Probst die Verantwortung übertragen bekommen hätten.

Da die Stadttore geschlossen waren, als sie, wie sie aussagten, die Güter in der vorangegangenen Sonntagnacht erhalten hatten, wurden am Montagmorgen an allen Stadttoren Erkundigungen eingeholt. Man stellte dabei fest, dass die Güter nicht hinausgebracht worden waren. Aufgrund dieser Aussage argwöhnten die Straßburger Gesandten, dass sie dann wohl bei Nacht über die Stadtmauer gereicht und unter den Fischern verkauft worden seien.

Schließlich verlangten die Straßburger Repräsentanten, Balthener, Sixt und Schultheiss zu inhaftieren. Der Offenburger Rat lehnte solch ein Vorgehen gegen Kleriker ab und antwortete mündlich auf die schriftliche Eingabe der Anwälte. Die Antwort lautete sinngemäß: Da der ehrbare Rat, auf die drängende Nachfrage der Straßburger Anwälte und obwohl sie den ganzen Tag damit verbrachten, bei den drei Priestern nichts erreichen konnte und auch kein Recht hatte, gegen sie vorzugehen, da sie Mitglieder des Klerus sind, verlangte er deren Zusage, dass sie sich selbst und ihre Güter und Eigentum nicht von Offenburg entfernen, bis die Sache ausgetragen sei. Der priesterliche Eid genügte dem Rat als Sicherheit.

Darauf antwortete Wendel von St. Johan, dass es gefährlich sei, in einer so wichtigen Angelegenheit auf das Gelübde solcher Personen zu vertrauen, aber er konnte nichts weiter erreichen und musste das als letztendlichen Bescheid annehmen. So lautete Capitos Version.

Ein Bericht wurde verfasst und ging an den Rat von Straßburg. Danach stellte dieser Vollmachten für den Herrn Egenolff Redern von Tiernsperg,³⁴ Altstettmeister, und Martin Herlin,³⁵ Ammannmeister,³⁶ zusammen mit ihrem Sekretär aus und erteilte den Auftrag, mit der Stadt Offenburg wegen der Güter weiterhin in Verhandlung zu treten.

Die Streitpunkte

Capito wiederholt sich in der Schilderung der Ereignisse mehrfach. Dies und seine Ausdrucksweise lassen große Empörung und emotionale Betroffenheit ahnen.

Aus den gegensätzlichen Darstellungen der beiden Parteien lassen sich die Hauptstreitpunkte herauslesen. Diese waren die Fragen nach dem Anlass und der Berechtigung. Die Exilanten reklamierten für sich, dass sie aufgrund der unsicheren Lage zum Wohle des Stifts gehandelt hätten. Die wichtigen Unterlagen und Wertgegenstände hätten sie nicht gestohlen, sondern außerhalb Straßburgs in Sicherheit gebracht. Capito wiederum bestritt, dass es dazu eine Notwendigkeit gab. Nach seiner Auffassung waren die Gegenstände in Straßburg, wo alles in Ruhe und Besonnenheit unter der Kontrolle und mit Unterstützung des Rats ablief, sicherer als in Freiburg, Molsheim oder Saverne. Man hätte auch den Rat der Stadt Straßburg um Unterstützung bitten können, dann wären die Wertsachen nie in fremde Hände gelangt. Sie dem Rat in Offenburg anzuvertrauen, wäre eine weitere Alternative gewesen. Während er berichtet, dass die Schlösser des Tresorraums aufgebrochen worden waren, behauptete die Gegenseite, dass die Schlüsselhalter die Schlüssel freiwillig ausgehändigt hätten. Über Wurmsers Weggang schreibt Capito, dass dieser „eilends, als ob er gejagt werde mit anderen zu Fuß“ die Stadt verlassen habe. Es habe dafür keinen Anlass gegeben und es gab keinen Grund zur Angst. Diese hätten sie sich selbst gemacht oder von „Ohrenbläsern“ einreden lassen. Außerdem fehlte ihnen die Berechtigung, die sie nur durch einen Mehrheitsbeschluss der Kanoniker erreichen konnten. Von denen, die dem Vorgehen zugestimmt hatten, sollen einige zudem mit List dazu gebracht worden sein, und Personen, von denen man annahm, dass sie nicht zustimmen würden, wurden übergangen. Ohne den Mehrheitsbeschluss hatten die Exilanten laut Capito auch kein Recht, beim Reichsregiment gegen das Handeln des Rats von Straßburg zu klagen. Er schließt mit den Worten: „Dennoch meinen sie nützlich und recht gehandelt zu haben.“

Zwei weitere Streitpunkte zwischen den beiden Parteien waren das vor dem Offenburger Rat vereinbarte weitere Vorgehen und die Zusagen der drei Beschuldigten. Während Capito wiederholt behauptete, dass sie sich verpflichtet hätten, weder sich noch die Güter aus der Stadt zu entfernen, bestritten die anderen dies. Sie argumentierten, dass sie in Offenburg weder inhaftiert waren und sich frei bewegen konnten, noch dass sie die Güter bei sich hatten. Als die drei die Stadt verließen, um nach Esslingen und später nach Freiburg zu gehen, unterrichteten sie den Offenburger Rat über ihren Weggang und den neuen Aufenthaltsort und erhielten dessen Zustimmung. Den Widerspruch, sie hätten geschworen, dass sie die Güter nicht

aus Offenburg entfernen, obwohl sie behaupteten, dass sie nicht mehr in ihrem Besitz und in der Stadt seien, legte Capito als weitere Lüge aus.

Selbst um Details, wer wem was wann genau übergeben hatte, wurde gestritten.

Die beiden Parteien bezichtigten sich gegenseitig der Lüge und scheuten auch vor Beleidigungen nicht zurück. Zwar beklagte Capito, dass seine Kontrahenten über andere Personen aufs Übelste herziehen, z. B. über Jakob Munthart, der nun verheiratet sei, schimpfte dann aber selbst, dass die anderen Hurerei betrieben, Waisen um ihr Erbe brächten, noch lebenden Männern die Frauen wegnähmen und einiges mehr.

Wer zu dieser Zeit auf welcher Seite stand, lässt sich an der Unterzeichnerliste erkennen. Die Rechtfertigungsschrift gegenüber dem Reichsregiment unterschrieben am 10. Februar 1525 der Probst Dr. Wolfgang Capito, der Stiftsherr Jakob Munthart, der Kustos Maternus Reichshofen,³⁷ der Vize-Dekan Martin von Baden,³⁸ der Stiftsherr Beatus Felix Pfeffinger, der Kantor Lorenz Schenckbecher, der Summissarius Daniel Messinger,³⁹ die Vikare Adam Held, Theobaldus Lehmann, Joachim Fuchs, Petrus Rabinolt, Jakob Reichshofen, Adam Neger, Florian Betschlin, Walter Kapf (Kapß), Balthasar Bock, Johannes Frentzlin, Johannes Klotz, Johannes Summer, Ludwig Öler, und der Organist Wolfgang Dachstein⁴⁰.

Folgende Personen werden in der „Warhafftigen verantwortt“, die auf März 1525 datiert ist, aber erst im August veröffentlicht wurde, als Unterstützer genannt: Nikolaus Wurmser, Jakob Munthart, Maternus Reichshofen,⁴¹ Hieronymus Betschlin, Lorenz Schenkbecher, Bernhard Wölfflin, Jacobus Bopp und Sebastian Wurmser. Sie hatten dafür gestimmt, die Stiftsgüter aus der Stadt zu schaffen. Dass es so wenige sind, lag daran, dass sich zu diesem Zeitpunkt schon einige Stiftsherren außerhalb Straßburgs befanden. Die doppelt aufgeführten Personen hatten innerhalb kurzer Zeit die Seiten gewechselt.

Der Ausgang/Der Offenburger Vertrag von 1528

Wie sich später herausstellte und aus den Schriftwechseln hervorgeht, hatten die Gegenstände innerhalb Offenburgs mehrfach ihren Standort gewechselt. Zunächst wurden die Kirchengüter von Conrad Boler in der Schatzkammer der Pfarrkirche verwahrt, dann entfernte Kantengiesser sie auf schriftliche Anweisung Wurmsers von dort. Er versteckte sie, brachte sie aber aus Furcht vor Beschädigung oder Verlust wieder zurück



Abb. 4: Stadtansicht
Offenburg 1643

zu Boler, der sie den drei Priestern im Bruderschaftshaus gab. Diese gaben sie weiter in andere Hände.

Tatsächlich wurden die Wertgegenstände später bei Hausdurchsuchungen im „Botzheim Haus“⁴², in dem der Dekan von Jung St. Peter damals wohnte,⁴³ in einem Versteck gefunden. Capito schreibt, dass die Hausdurchsuchungen, veranlasst durch den Offenburger Rat, nicht nötig gewesen wären, wenn sie auch nicht nutzlos waren, denn einige Güter von St. Peter wurden hinter einem Holzhaufen⁴⁴ gefunden und die Güter von St. Thomas in einer Nische unter dem Dach. Ironisch fügt er hinzu, dass das wohl die Art der selbsternannten Bevollmächtigten sei, die Stiftungsgüter vor Feuer und Unfall zu bewahren, Güter, die beim Rat von Straßburg oder Offenburg nicht sicher gewesen sein sollten.

Als sich die Gegenstände in der Obhut des Offenburger Rats befanden, wandte sich der Schultheiss Nicolaus Wencker⁴⁵ am 29. April 1525 mit einem offiziellen Schreiben an die Stifte St. Thomas und Alt St. Peter mit der Bitte, die Streitigkeiten bald beizulegen.⁴⁶ Grund für seine Nachfrage war die Bedrohung durch die Bauernunruhen, die wenige Tage zuvor, vom 19. bis 25. April 1525, sehr nah an Offenburg herangerückt waren.⁴⁷ Wencker bat die Adressaten freundlich, zu einer Einigung oder einem Vergleich mit ihren Gegnern zu kommen, damit die Güter zurückgegeben oder in andere geeignete Obhut gegeben werden können. Schultheiss, Meister und Rat der Stadt Offenburg würden dadurch von großer Sorge und Angst befreit werden. Aufgrund der Bauernaufstände wisse niemand, was als nächstes passiere, Kirchengüter seien in besonderer Gefahr. Schließlich kündigte Wencker an, dass für eine Beschädigung der Güter keine Verantwortung übernommen und auch kein Schadensersatz geleistet werde.

Wann genau die Wertgegenstände und Dokumente nach Straßburg zurückgelangten und ob sie vollständig waren, geht aus den Quellen nicht hervor. Die Verhandlungen der Stadt

Straßburg mit den katholischen Exilanten dauerten noch einige Jahre an, bis eine Grundsatzvereinbarung am 27. März 1528 erreicht wurde. Der „Offenburgische Vertrag“ regelte die finanziellen Zuwendungen, die den Stiftsherren, die nicht nach Straßburg zurückkehren wollten, zuteil werden sollten. Als Vermittler und Unterhändler werden Hans Bock Ritter,⁴⁸ Jakob Sturm, Niclaus Wencker, Schultheiss zu Offenburg und Claus Meiger⁴⁹ genannt. Damit wurde nach drei Jahren ein Schlusstrich unter die Sache gezogen.⁵⁰

Fazit

Offenburg war nicht wie Straßburg vom „Sturmwind der Reformation“ erfasst. Das verdeutlicht dieses Ereignis. Die Stiftsherren, die Straßburg verließen, hätten die Kirchengüter sonst nicht in Offenburg „in Sicherheit gebracht“. Die Gegenstände waren in die Obhut von bischofstreuen Klerikern gegeben worden, die von der Rechtmäßigkeit ihres Handelns in unruhiger Zeit überzeugt waren. Der Offenburger Rat verhielt sich neutral, wie es von ihm als politischer und rechtlicher Instanz zu erwarten war. Er war aber auch nicht geneigt, gegenüber den drei Beschuldigten strengere Maßnahmen zu ergreifen, wie es von den Straßburger Vertretern gefordert wurde. Als Sixt, Balthener und Schultheiss ihren Protest beim Reichsregiment in Esslingen einreichten, verließen sie die Stadt mit dem Einverständnis des Offenburger Rats.

Nach dem Auffinden der Wertgegenstände nahm die Offenburger Obrigkeit sie in ihre Obhut, wie es das Recht erforderte. Schultheiss und Rat drängten die beiden Parteien jedoch, den Streit beizulegen, um die Verantwortung für die Stiftsgüter sobald wie möglich wieder loszuwerden.

Ein weiterer Schriftwechsel dokumentiert einen Vorfall, der sich zur gleichen Zeit in nächster Nähe Offenburgs ereignete.⁵¹ Am 7. März 1525 schrieb Caspar vom Mundt,⁵² Kirchherr von Offenburg, an Bischof Wilhelm von Honstein in Straßburg, dass 1524/25 die Besetzung der zur Landvogtei Ortenau gehörenden Pfarrstelle in der Liebfrauenkirche zu Weingarten durch den Landvogt Graf Wilhelm von Fürstenberg mit einem lutherischen Priester erfolgt sei.⁵³ Von Mundt beschwerte sich, dass dieser am Sonntag predige und die Gläubigen aus Offenburg abwerbe. Beschwerden hätten nichts genützt, durch seine Predigten würde er nicht nur die bösen Sünder, sondern auch die recht christgläubigen Menschen, von denen es noch viele in der Offenburger Pfarrei gebe, zum Ungehorsam führen. Er ergänzte, dass es noch viele Christgläubige in Offenburg gebe

und der ehrsame Rat fleißig dafür Sorge, diese zur Ordnung anzuhalten.

Am 9. März wurde dem Offenburger Kirchherrn der Eingang seines Beschwerdebriefes bestätigt und eine Abschrift des Briefes an Graf Wilhelm von Fürstenberg beigelegt. Dieser wurde aufgefordert, den lutherischen Priester abzusetzen, da dieser nicht nur für den Pfarrherrn in Offenburg „unbequem“ sei, sondern auch das gemeine Volk verführe. Er solle durch den früheren Priester ersetzt werden. In seiner erst 1616 verfassten Beschreibung der Reformationszeit formulierte Lazarus Rapp bildlich, man habe die Offenburger Bürger an Sonn- und Feiertagen durch das Schließen der Stadttore davon abhalten müssen, dass sie nicht Gottesdienste „fremder“ Religion außerhalb der Stadt besuchten. Einen zeitgenössischen Beleg gibt es dafür nicht.

Während Straßburg zur Anlaufstelle für Vertreter aller möglichen, teils radikalen Ausprägungen reformatorischen Gedankenguts geworden war und es nicht nur zum offenen Streit mit den Altgläubigen, sondern auch im eigenen Lager über die richtige Auslegung des Evangeliums kam,⁵⁴ gab man sich in Offenburg zurückhaltend.

Die Annahme Kähnis,⁵⁵ Offenburg habe sich auf dem Augsburger Reichstag 1530 mit Straßburg zum neuen Glauben bekannt, ist falsch. Straßburg ging in Glaubensfragen mit seiner *Confessio tetrapolitana* einen eigenen Weg. Verfasser des Glaubensbekenntnisses waren Martin Bucer und Wolfgang Capito, Unterzeichner die oberdeutschen Reichsstädte Straßburg, Memmingen, Konstanz und Lindau. Bucer und Capito hatten das Bekenntnis in aller Eile auf dem Reichstag verfasst, da die Straßburger sich aufgrund der Abendmahlsfrage nicht zur, von Melanchthon verfassten, *Confessio Augustana* bekennen wollten. Damit wurde die Uneinigkeit des protestantischen Lagers für alle offenbar.⁵⁶ Eine Einigung in der Glaubensfrage war auch zwischen den altgläubigen und den evangelischen Ständen nicht zu erzielen. Die von Karl V. eingesetzte katholische Kommission mit den Theologen Johannes Eck und Johannes Fabri widerlegte das Augsburger Bekenntnis in der *Confutatio*. Eine Verteidigung der *Confessio Augustana* wurde nicht akzeptiert. Damit hatte der Kaiser sich mit der Mehrheit der altgläubigen Stände durchgesetzt.

Im Reichsabschied vom 19. November, der die Ergebnisse des Reichstags verbindlich zusammenfasste, wurde die *Confutatio* als rechtmäßig bezeichnet. Den Protestanten wurde eine Frist bis zum 15. April 1531 eingeräumt, innerhalb derer sie sich der Reichstagsmehrheit anschließen konnten. Im Ab-



*Abb. 5: Reichstag
Augsburg*

schied wurden der Druck und Verkauf von Schriften zur reformatorischen Glaubensthematik untersagt, die Bekehrung von Untertanen fremder Territorien zum neuen Glauben verboten und angeordnet, katholischen Untertanen in protestantischen Territorien ihre herkömmliche Religionsausübung zu gestatten. Außerdem wurden alle bisherigen Reichsabschiede, die in der Glaubensfrage dem neuesten entgegenstanden, sowie alle Eingaben und Appellationen für ungültig erklärt.⁵⁷ Zu den katholischen Unterzeichnern gehörten die Reichsstadt Offenburg sowie der Bischof von Straßburg, aber nicht die Stadt Straßburg.⁵⁸ Offenburg blieb dem alten Glauben und dem Kaiser treu.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Wolfgang Capito, Wikipedia 6.4.2018

Abb. 2: Thomaskirche (Straßburg) Wikipedia 6.4.2018 Ansicht um 1450 (aus einem Gemälde des Meisters der Karlsruher Passion) und 2015

Abb. 3: Stiftskirchen in Straßburg von Matthäus Merian 1643 StaOG 26/18/51

Abb. 4: Stadtansicht Offenburg von Merian 1643 StaOG 26/1/244

Abb. 5: Reichstag Augsburg StaOG 1/551

Literatur:

- Ernst Batzer, Neues über die Reformationszeit in der Landvogtei Ortenau sowie in den Städten Genenbach und Offenburg, ZGO Band 39, 1926 S. 73 ff.
- Freig, Johannes Thomas; Zasius, Ulrich (Hrsg.), Neüwe Practica Iuris und Formulen oder Concepten allerley: in zwen theil abgetheilet; Auß welchen der erst in sich begreiff Die Practick, so im Rechten gebrüchlich vnnd üblich [...] vnd nach den Lateinischen Partitionibus iuris [...] angeordnet; Der Ander Theil Halt inn sich etliche fürtreffliche Teutsche Consilia vnnd Rhatschläg des [...] Vlrici Zasij [...] (Teil 2) Basel, 1574
- Martin Heimbucher, Prophetische Auslegung, Das reformatorische Profil des Wolfgang Fabricius Capito ausgehend von seinen Kommentaren zu Habakuk und Hosea, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main 2008
- Erika Rummel mit Unterstützung von Milton Kooistra, The correspondence of Wolfgang Capito Volume 2, 1524–1531, Toronto, 2009
- Erika Rummel und Milton Kooistra, Reformation Sources: The Letters of Wolfgang Capito and His Fellow Reformers in Alsace and Switzerland, Essays and Studies 2007, S. 204
- Hans-Georg Rott, Probleme der Straßburger Historiographie des 16. Jahrhunderts: Dr. Nikolaus Wurmser, Dekan des St. Thomaskapitels, und sein Protokoll (1513–1524) in: Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, hrsg. Von Kurt Andermann, Sigmaringen 1988
- Christopher Spehr, Luther und das Konzil, Zur Entwicklung eines zentralen Themas in der Reformationszeit, Tübingen 2010
- Des Heyligen Römischen Reichs Ordnungen. Die Gulden Bulla, sampt aller gehaltner Reichßtäg Abschieden Besonders auch die Artickel vnd Ordnungen, so je zún zeiten auffgericht, das Keyserlich Regiment, Chammergericht, vnd den Landtfriden belangend, etc. Jetzt auffß new [...] alle zúnsamen getruckt, vnd an tag geben [...] Erklärung des Landtfridens, so zún Nürnberg, im[m] jar 1522. auffgericht durch Juonem Schöffner, 1545
- Bucer, Martin ; Stupperich, Robert [Hrsg.], Martin Bucers Deutsche Schriften (Band 2): Schriften der Jahre 1524–1528 – Gütersloh, 1962 <http://digi.hadw-bw.de/view/bds2/0437>
- Madeleine Zeller unter Mitwirkung von Beat Föllmi und Christian Herrmann, Der Sturmwind der Reformation: Luther 1517, Katalog zur Ausstellung in der Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg 2017

Anmerkungen

- 1 Die Briefe und Manuskripte von Wolfgang Capito gehören zum Bestand AST 22 (Archiv des Stifts St. Thomas) in den Archives de la ville et de l'Eurométropole de Strasbourg.
- 2 Erika Rummel mit Unterstützung von Milton Kooistra, The correspondence of Wolfgang Capito Volume 2, 1524–1531, Toronto, 2009.
Transkriptionen der lateinischen oder deutschen Originaltexte sind auf folgender Homepage zu finden: <https://capito.itergateway.org/> (2.3.2018).
- 3 Bei der Schilderung der historischen Ereignisse wird die Schreibweise „Straßburg“ benutzt.
- 4 Der Lebenslauf folgt den Angaben der neueren Publikationen von Erika Rummel, ebda., Biografie im Anhang und Martin Heimbucher, Prophetische Auslegung, Das reformatorische Profil des Wolfgang Fabricius Capito ausgehend von seinen Kommentaren zu Habakuk und Hosea, Frankfurt am Main 2008, S. 31 ff.
Ab 1524 setzte Capito in Straßburg mit Martin Bucer Neuerungen im Kirchen- und Schulwesen um. Er nahm an der Berner Disputation 1528, am Augsburger Reichstag 1530 als Verfasser der Confessio Tetrapolitana, an der Wittenberger Konkordie 1536 und an den Religionsgesprächen von Worms 1540 und Regensburg 1541 teil. Am 4.11.1541 starb er in Straßburg an der Pest.
- 5 Johannes Oekolampad, auch Ökolampad oder Oekolampadius, geb. 1482 in Weinsberg gest. 24. November 1531 in Basel, war ein lutherischer Theologe, dann Zwinglianer, Humanist und

- Reformator von Basel. 1531 starben Capitos Ehefrau Agnes und in Basel Johannes Oekolampad. Wenige Monate später heiratete Capito dessen Witwe Wibrandis Rosenblatt.
- 6 Johann und Bonifacius Amerbach gehörten zu einer Familie humanistisch gebildeter Basler Drucker und Juristen.
 - 7 Beatus Rhenanus, eigentlich Beat Bild, geb. 22. August 1485 in Schlettstadt, gest. 20. Juli 1547 in Straßburg, war ein deutscher Humanist und Philologe. Nach dem Besuch der Lateinschule in Schlettstadt studierte er von 1503 bis 1507 in Paris und begann danach eine Buchdruckerlehre.
 - 8 http://www.altbasel.ch/fussnoten/johannes_froben.html 2.3.2018
 - 9 Vgl. Heimbucher S. 32 Fußnote 6, Capito an Erasmus 6.7.1523
 - 10 Jakob Sturm, 1489–1553, Jurist, Bürgermeister von Straßburg, 1524 wurde er Mitglied des für die Verfassung und Verwaltung zuständigen Fünfeznerkollegiums, übte aber auch Einfluss auf die Politik der Stadt im Deutschen Bauernkrieg aus, der sich 1525 auch auf das Elsass ausgedehnt hatte. 1526 wurde er Mitglied des die Außenpolitik bestimmenden Dreizehnerkollegiums und nahm als Gesandter seiner Stadt am Reichstag in Speyer teil.
 - 11 Madeleine Zeller unter Mitwirkung von Beat Föllmi und Christian Herrmann, *Der Sturmwind der Reformation: Luther 1517*, Katalog zur Ausstellung in der Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg 2017, S. 90.
 - 12 Nikolaus Wurmser (Wurmbser, Wurmbßer) geb. 22.3.1473, gest. 30.3.1536, stammte aus einer Patrizierfamilie, die in Straßburg vom 15. bis zum 18. Jh. eine große Rolle spielte. Er studierte in Bologna und Siena Jura, wo er 1503 promovierte. Das Dekanat am St.-Thomaskapitel bildete den Höhepunkt seiner Karriere. Vgl. Hans-Georg Rott, *Probleme der Straßburger Historiographie des 16. Jahrhunderts: Dr. Nikolaus Wurmser, Dekan des St. Thomaskapitels, und sein Protokoll (1513–1524)*, in: *Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit* hrsg. Von Kurt Andermann, Sigmaringen 1988, S. 195.
 - 13 Vgl. Rummel, S. 99 f., Brief 235a vom 6. Februar 1525, Capito und das Kapitel St. Thomas an Jakob Bapst von Bolsenheim in Offenburg.
 - 14 Martin Bucer, Robert Stupperich (Hrsg.), *Martin Bucers Deutsche Schriften (Band 2): Schriften der Jahre 1524–1528, Gütersloh, 1962, S. 432*, <http://digi.hadw-bw.de/view/bds2/0437> (11.5.2018)
 - 15 Rummel, S. 102 ff., Brief 237: 10. Februar 1525, Straßburg, Capito, Martin von Baden und das Kapitel von St. Thomas an das Reichsregiment. Das Manuskript dieser Eingabe befindet sich in Wien, Staatsarchiv, Kleinere Reichsstädte, Strassburg. Die Vorlage wurde 1525 in Straßburg gedruckt.
 - 16 Unterstützt wurde Ferdinand von seinen Statthaltern, Frederick Graf der Pfalz und Herzog Philipp von Baden.
 - 17 Vgl. Rummel, S. 140, Fußnote 55. Eine handschriftliche Notiz auf der in Straßburg archivierten Druckschrift (AST 22–3) datiert sie auf den 2. März 1525 zurück.
 - 18 Vgl. Rummel, S. 103: Sixt Hermann (verst. 1527). Er immatrikulierte 1493 an der Universität Heidelberg und dann 1512 in Freiburg, wo er mit Magister abschloss. Er hielt zahlreiche Pfründe. 1517 ist er als Kaplan/Geistlicher des Altars von St. Peter in Heiligenstein und 1519 als Rektor der Kirche in Sessenheim dokumentiert. Am 20. August 1517 wurde er Summisarius in St. Thomas in Straßburg nach dem Abgang von Balthener und 1521 Kanoniker in Alt St. Peter.
 - 19 Vgl. Rummel, S. 18: Theobaldus (Diebold) Balthener von Straßburg (verst. 1530) war Halb-Summisarius von St. Thomas von 1501 bis zu seinem Rücktritt 1517, dann Summisarius. Er war einer der Stiftsherren, der Katholik blieb und 1525 aus der Stadt floh. 1528 garantierte ihm die Stadt eine jährliche Pension von 100 florin für den Verlust seiner Position.
 - 20 Vgl. Rummel, S. 103: Jakob Schultheiss (Scultetus, verst. 1529) war Domherr von St. Thomas seit 1516. Am 21. Juni immatrikulierte er an der Universität von Tübingen. 1524 versuchte der Stadtrat sich sein Einkommen anzueignen, um eine Schule zu finanzieren. Sie begründeten das damit, dass er seinen Lebensunterhalt in Konstanz habe. Nach ausführlichen Verhandlungen garantierte ihm die Stadt 1528 eine jährliche Pension von 100 florin.
 - 21 Rummel, S. 123 ff., Brief 246a 8. August 1525, Straßburg, Capito, Martin von Baden und das Kapitel von St. Thomas an den Leser.
 - 22 Erika Rummel und Milton Kooistra, *Reformation Sources: The Letters of Wolfgang Capito and His Fellow Reformers in Alsace and Switzerland, Essays and Studies 2007, S. 204.*

- 23 Sturmwind: Tagebuch des Dekans des Sankt-Thomas-Kapitels, Nikolaus Wurmser, AVES (Archives de la ville et de l'Eurométropole: 1 AST (Archiv St. Thomas) 192, 1513–1524 bildet ein Gegenstück zu der zahlreichen protestantisch orientierten Überlieferung.
- 24 Wurmser schreibt, dass Konrad Bapst von Jakob Munthart mehrere Unterlagen in einer Lade übergeben worden sind und von Jakobum (Kannengiesser) aufbewahrt werden.
- 25 Vgl. Johannes Thomas Freig; Ulrich Zasius (Hrsg.), *Neüwe Practica Iuris und Formulen oder Concepten allerley: in zwen theil abgetheilet; ... Der Ander Theil Halt inn sich etliche fürtreffliche Teutsche Consilia vnnd Rhatschläg des ... Vlrici Zasij ...* (Teil 2) Basel, 1574 <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/drwfreigius1574B2> (18.3. 2018). Conrad Boler wird hier in mehreren Verträgen von 1500 als Bürger erwähnt, 1516 als Zwölfer des alten Rats zu Offenburg und 1526 als Stettmeister zu Offenburg.
Vgl. Stadtarchiv Offenburg, Pfarrarchiv Heiligkreuz (A) Kopial- und Zinsbuch A 19 (1519): Erwerb eines Hauses mit Hofstatt in Offenburg in der Nähe des Friedhofs durch den Kirchenpfleger Konrad Böler. Hierbei handelt es sich wohl um die gleiche Person. www.museum-offenburg.de/html/media/dl.html?i=11210 (18.3.2018)
- 26 Vgl. <http://www.neuweltundalteswissen.de/gruendung.htm> (10.3.2018): Der gebürtige Straßburger Bonaventura Ersam, wahrscheinlich 1492 geboren, studierte ab 1508 in Freiburg. Nach 1540 war er an der Offenburger Hl.-Kreuz-Kirche Pfarrrektor. Er begründete u. a. eine Stiftung, die begabten jungen Offenburgern eine gründliche universitäre Theologieausbildung ermöglichte. Ferner vermachte er 1551 bei seiner Rückkehr nach Straßburg seine wertvolle Bibliothek mit rund 70 Inkunabeln und Globen testamentarisch der Offenburger Prädikatur zu Bildungszwecken.
- 27 Rummel, S. 105, Fußnote 14
- 28 Kannengiesser, Kantengiesser konnte nicht identifiziert werden, in der „Warhaftigen verantwort“ wird er lediglich als „radts freünd“ bezeichnet.
- 29 Wendelin von St. Johan (verst. 1554) war einer der Ratsnotare. Seine Transaktionen sind von 1517 bis 1548 dokumentiert. Er war auf dem Reichstag von Speyer 1526 und Augsburg 1530. Nachdem die städtischen Abgesandten den Reichstag von Augsburg verließen, weil sie um ihre Sicherheit fürchteten, repräsentierte St. Johan Straßburg dort.
- 30 Gervasius Sopher oder Safer, verst. 1556, von Breisach studierte in Freiburg und Basel (BA 1509, MA 1510). Ab 1508 arbeitete er als Korrektor in der Druckerei von Johannes Grüninger in Straßburg und unterrichtete später in Freiburg. 1512 Rektor der Lateinschule in Offenburg, 1523 wurde er Rechner des Bischofs von Straßburg und im September zum Prokurator des Kapitels von St. Thomas ernannt. 1525 war er dessen Schaffner. Er erhielt das Bürgerrecht am 5. Januar 1524, 1528 zog er in Betracht, die Probststelle von Capito zu übernehmen. Vgl. zu Sopher: Eugen Hiltenbrand, *Das Bildungsangebot in der Schulstadt Offenburg – vor 500 Jahren*. In: *Die Ortenau* 94, 2014, 465–486.
- 31 Rummel, S. 107: Jakob Munthart (verst.1534), einheimischer Offenburger, Stiftsherr von St. Thomas bis 1511, Vize-Dekan von St. Thomas bis 1522 und wieder ab 1529, begleitete zunächst die Flüchtigen, kam zurück und wurde unter Arrest gestellt. Er blieb in Straßburg, wurde am 6. Februar 1525 Bürger und Unterstützer der Reformation.
- 32 Über Caspar Nebel(in) ist nur bekannt, dass er am 12. Mai 1512 das Bürgerrecht erhielt. Er stammte von Mittenwald und hatte die Witwe des Kürschners Paulus Monhart geheiratet.
- 33 Nicht identifiziert
- 34 Vgl. http://monasterium.net/mom/DE-GLAK/GLAK_34/fond?block=25 (18.3.2018), Eine Urkunde des Klosters Allerheiligen im GLKA (Generallandesarchiv Karlsruhe), Bestand 34, Nr. 329 vom 6. November 1488 nennt Egenolf Roeder von Diersburg (verst. 1550) als Vogt der Pflege Ortenberg. Er war 1515 Mitglied des Straßburger Rats, wiederholt Stettmeister und Mitglied des Dreizehnerkollegiums. Er unterstützte die Reformation.
- 35 Martin Herlin (1471–1547) war ein Kaufmann und prominentes Mitglied des Straßburger Stadtrats. Am 31. Dezember 1524 erwähnte Capito in einem Brief an Ulrich Zwingli, dass Herlin den Reformern freundlich gesinnt sei.
- 36 Vgl. *Deutsches Rechtswörterbuch*: <http://www.rzuser.uni-heidelberg.de/~cd2/drw/e/am/mann/meis/ammannmeister.htm> (10.3.2018) Ein Ammannmeister ist ein aus dem Handwerkerstand gewählter Schöffenmeister, zugleich Oberzunftmeister.

- 37 Maternus Fabri (Schmidt) von Reichshofen (verst. 1527) war ein Kanoniker von St. Thomas und ab 1522 Magister granarii (Kornmeister?). 1525 nahm er das Bürgerrecht an und trat dem protestantischen Lager bei.
- 38 Martin von Baden (verst. 1532) studierte an der Universität Basel, wo er 1495 seinen Abschluss machte. Er wurde Kanoniker am Kapitel von St. Thomas 1500, stieg 1509 zum Vizedekan auf. Nach Wurmsers Flucht 1524 kümmerte er sich um die Geschäfte des Dekans. Am 11. Januar 1525 wurde er Bürger. Rummel, S. 103
- 39 Daniel Messinger von Offenburg (verst. 1527) studierte in Freiburg (BA 1490) und wurde 1499 Summissarius
- 40 Wikipedia 14.3.2018: Wolfgang Dachstein (geb. um 1487 in Offenburg, gest. 7. März 1553 in Straßburg) studierte ab 1503 mit Martin Luther in Erfurt Musik und Theologie. Er trat in den Konvent der Dominikaner in Straßburg ein und wurde 1521 Organist an der Straßburger Thomaskirche. Im Frühjahr 1523 verließ er das Kloster und schloss sich der Reformation an. 1524 heiratete er. 1541 wurde Dachstein Organist am Straßburger Münster und zugleich Musiklehrer am dortigen Gymnasium. Er fügte sich dem Augsburger Interim und blieb dadurch in seinem Amt. Er war der erste bedeutende Organist der Reformation. Dachstein war an der Ausarbeitung der Gottesdienstordnung beteiligt und lieferte die deutschen Psalmen sowie die Melodien zum „Teutschen Kirchenampt 1525“, einem frühen Gesangbuch.
- 41 Andere Schreibweise: Ryßhoffen
- 42 Da der Name offensichtlich jedem bekannt war, handelt es sich möglicherweise um einen – bis jetzt nicht nachweisbaren – Besitz der Familie von Botzheim, von denen Vater Hans und Sohn Michael bischöflich-straßburgische Amtsmänner, der Ältere Vogt zu Ortenberg waren. Eine Urkunde des Klosters Allerheiligen (GLA 34 Nr. 329) vom 6. November 1488 nennt Michael Botzheim als Schaffner der Pflege zu Ortenberg. Sein Sohn Johannes von Botzheim, geb. um 1480 in Achern, gest. 29. März 1535 in Überlingen, studierte an den Universitäten Heidelberg (ab 1496) sowie Bologna (seit 1500). Nachdem er 1504 zum Doktor des Kirchenrechts promoviert wurde, war er Vikar am Straßburger Münster. Im Jahr 1510 erhielt er in Konstanz die Pfründe eines Domherren. Er freundete sich mit Erasmus von Rotterdam und weiteren Humanisten an. Zunächst war er Sympathisant Luthers, distanzierte sich jedoch später von ihm. 1526 wurde er im Zuge der Reformation aus Konstanz verbannt und starb 1535 während einer Epidemie.
- 43 Der Dekan von Jung St. Peter war seit 1511 Lorenz Hell von Kirchberg, verst. 1529.
- 44 „hinder eim scheiter huffen“
- 45 Nikolaus Wencker verst. 1545
- 46 Rummel, S. 119, Brief 243a. Die deutsche Transkription ist unveröffentlicht und wurde dankenswerterweise von Milton Kooistra zur Verfügung gestellt.
- 47 Vgl. <https://www.historicum.net/themen/bauernkrieg/zeitleiste/> (29.3.2018)
- 48 Johann Bock von Gerstheim, gest. 1542, studierte an der Universität Freiburg, war Mitglied des Straßburger Rats und Schwiegervater von Jakob Sturm.
- 49 Nicht identifiziert
- 50 Rummel, S. 102, Das Manuskript des Vertrags befindet sich in AST 22, 5–6 (Archiv von Sankt Thomas)
- 51 Ernst Batzer, Neues über die Reformationszeit in der Landvogtei Ortenau sowie in den Städten Gengenbach und Offenburg, ZGO Band 39, 1926 S. 73ff.
- 52 Batzer, ebd. S. 73, Fussnote 12 „Herr Caspar von Mont (Mundt), ob er gleichwohl bei 30 Jahren Kirchherr war, hat ... niemals die Kanzel bestiegen, wodurch in Lehr und Leben nicht wenig Mängel einrissen.“
- 53 Die Kirche lag in der Landvogtei, gehörte aber zum Offenburger Kirchspiel. In: Die Ortenau 57, 1977, S. 203
- 54 Heimbucher S. 378
- 55 Otto Kähni, Offenburg und die Ortenau, Die Geschichte einer Stadt und ihrer Landschaft, Offenburg 1976, S. 98. Der Autor nennt keine Quelle.
- 56 Heimbucher, S. 384
- 57 Christopher Spehr, Luther und das Konzil, Zur Entwicklung eines zentralen Themas in der Reformationszeit, Tübingen 2010, S. 422

- 58 Juonem Schöffers, Des Heyligen Römischen Reichs Ordnungen. Die Gulden Bulla, sampt aller gehaltner Reichßtäg Abschieden Besonderlich auch die Artickel vnd Ordnungen, so je zů zeiten auffgericht, das Keyserlich Regiment, Chammergericht, vnd den Landtfriden belangend, etc. Jetzt auffß new ... alle zůsamen getruckt, vnd an tag geben ... Erklärung des Landtfridens, so zů Nürnberg, im[m] jar 1522. 1545... S. ccxxiiii

Einiges über den Klerus von Schutterwald in früheren Zeiten

Louis Schlaefli

In den Jahresbänden 2015 und 2016¹ der Ortenau haben wir schon über unsere Nachforschungen, den Klerus der Diözese Straßburg und natürlich auch der Ortenau betreffend, gesprochen, sodass wir ohne weitere Angaben die chronologische Folge der Priester darstellen können. Die meisten waren schon bekannt; andere wieder erscheinen hier zum ersten Mal.

Schutterwald war der Pfarrei Hofweier bis zur Gründung einer eigenen Pfarrei, mit dem H. Jakobus als Kirchenpatron, unterstellt.

... 1372 ...: HOESELIN (HOERWELIN) Nicolaus, *viceplebanus* (KAUSS, Ortenau, 250)

Vielleicht handelte es sich um Nicolaus Hoerwelin. Dieser war der Sohn von Heinrich Hoerwelin, Bürger in Straßburg, und der Bruder von Nesa, Witwe des Heinricus Baldwin (AMS AH-C 177 n° 2546/3) und von Agnes (AMS AH-C 177 n° 2546/1). Mit Nesa hat er im Jahr 1373 eine Rente verkauft (AMS AH-C 177 n° 2546/3).

... – ca 1415 †: Henselin N., *plebanus seu rector*

Nach seinem Ableben um das Jahr 1415 hat sich der geldgierige Bischof Wilhelm von Diest seiner Verlassenschaft ohne Recht bemächtigt (KAISER, Diest, 454).

... 1471–1472 ...: SULTZBACH Stephanus, *plebanus*

Er bediente die Pfarrei als Leutpriester (AMS 1 AH 11372, f. 23 vo, 36).

... 1504 ...: WENGER Jacobus

Er ist nur für das Jahr 1504 als Pfarrer bekannt, ob Rektor oder Leutpriester, weiß man nicht (RÖDER, Archiv, II, 234 ; ZGOR 48 (1894), m 86; KAUSS, Ortenau, 250)

... 1559 ...: ENDEN Jacobus

Er ist auch als Pfarrer nur für das Jahr 1559 angegeben (RÖDER, Archiv, II, 234).

vor 1575: FALCK (KALCK) Jacobus

Falck war Pfarrer in Schutterwald vor 1575. In diesem Jahr wurde er wegen Schulden vor das Kaiserliche Hofgericht geladen und seine Güter unter Arrest gestellt; im Jahr 1576 hatte er seine Schulden immer noch nicht bezahlt (ABR H 1637, 34 vo). Gewiss wurde er ins Elsass strafversetzt und waltete in Osthouse in den selben Jahren, bevor er, wegen Einführung der Reformation, mit Köchin und Kind ausgewiesen wurde (ABR H 1497; H 1636, p. 155; H 1637, 34 vo, 45 vo, 59 vo, 60 vo, 75 vo, 80 vo-83, 84 vo-88, 94, 96, 99, 103 vo, 108 vo-110; 1 G 178/6; ADAM, Territ., 509, der ihn Kalck nennt; HAHN, Reformbestrebungen, 67). Wir wissen nicht, was aus ihm wurde.

... – ca. 1578: NUOS Joannes

Dieser sonderbare Pfarrer von Schutterwald wurde vor dem Jahr 1578 seines Amtes enthoben „*ein Jar oder zwey ... von wegen seines unfalls und Wendlin Schmidts entleibung*“. Mehr erfahren wir durch die Akten nicht. Da er inzwischen eine Abolutionsbulle vom Papst erhalten hat, wünscht er in seine Diözese wieder aufgenommen zu werden, „*mit gnediger absolution in utroque foro*“ (ABR 1 G 186/1b, f. 10). Kam es so weit?

1583 – ...: BARSCH (BARS, BARSS) Adolphus, Johanniter

Dieser Mönch stammte wahrscheinlich aus der Diözese Basel, da er zuerst im Oberelsass wirkte. War er Vikar – was in dieser Gegend Leutpriester bedeutet – in Morschwiller-le-Bas (bei Mulhouse) oder in Obermorschwiller (bei Thann)? Das kann nicht entschieden werden: beide Orte werden ab dem Jahr 1557 angegeben (NEHR, 336 u. 362). Wenigstens in den Jahren 1558–1559 wirkte er (dazu?) als Kaplan der Altäre des Hl. Nikolaus und der Hl. Katharina in Gildwiller; man weiß es, weil er im Jahr 1558 ein *ferto*² erwarb und dann im Jahr 1559 auf der bischöflichen Strafliste figurierte (NEHR, 173). Dies wird wohl der Grund sein, dass er im Jahr 1583 nach Schutterwald versetzt wurde (RÖDER, Archiv, II, 234).

1594 – ...: HOLZ Martinus (RÖDER, Archiv, II, 234)**(1599?) ... 1605–1608: SCHMIDT (SCHMID) Martinus**

Gebürtig aus Saint-Pierre bei Barr im Elsass, war Martin Schmidt zuerst Pfarrer in Stotzheim (1598–1599) (ABR G 6301, f. 1 et 24). Wir wissen nicht, wo er wirkte, als er im Jahr 1604 ein *indultum testandi* erwarb (ABR G 6301, f. 156). Wurde er

schon im Jahr 1599 oder erst später, wahrscheinlich durch Strafversetzung, Pfarrer in Schutterwald? (RÖDER, Archiv, II, S. 234)?

Am 18. Februar 1605 ließ er sein Testament aufsetzen. Seine Güter vermachte er seiner Mutter Apollonia und seinem Schwiegervater, Peter Reis, in Zellwiller. Sollten sie gestorben sein, so würde sein Sohn Matthaëus alles erben. Als Vollstrecker seines Testaments ernannt er:

- Johann Miller, „*Erzpriester deß rural capitulß Ettenheim und Pfarrer daselbst*“,
- Johann Hüblin, „*Pfarrer zu Niederschopfheim*“ (ABR G 6301, 154–155).

Er waltete hier spätestens bis 1608. Er ging nach Niederschopfheim, wo er bis 1616 blieb (ABR G 6304, 151 vo; STAUDENMAIER, S. 278; SCHLAEFLI, Ortenau 2, 269–270).

1608–1613: REICH (REISCH, RISCH) Joachim, O.S.B.

Gebürtig „*ex Münster Lucernensis territorii*“ (ABR 3 E 481/1, f. 3), wurde Reisch Mönch in Ettenheimmünster (*coenobiae Ettonensis Monasterii O.S.B.*) (KAMMERER N° 4067). Er ist als Pfarrer von Schutterwald von 1608 bis 1613 bezeugt (RÖDER, Archiv, II, 234). Er wird am 27.11.1613 Pfarrer in Stotzheim (Elsass) (ABR G 6303, 78 vo). Er wirkt immer noch am selben Ort während den schlimmen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, von 1631 bis 1649 (KAMMERER N° 4067). Spätestens ab 1625 (ABR H 2386/4, 53 vo) wirkt er auch als *camerarius*³, dann als Erzpriester des Ruralkapitels Andlau (schon im Jahr 1631) (ABR 3 E 481/1, f. 3; 3 E 281/1, photo 102), also im ganzen während 30 Jahren (3 E 481/1, f. 3). Er ist am 26.02.1651 unter dem Namen Risch in Marckolsheim gestorben, „*parochus olim in Stotzheim et archipr. cap. Andlau*“ (ABR 3 E 281/1, photo 102; KAMMERER n° 4067; SCHLAEFLI, Ortenau, 2, 253).

1613–1614: RAUCH Joannes Jacobus

Johann Jakob Rauch, Priester des Bistums Konstanz (BGS A 652), gibt sich als aus Oberwingen in derselben Diözese gebürtig an: die Bibliothek des Grand Séminaire de Strasbourg verwahrt nämlich mehrere alte Bücher mit dem Vermerk: „*Ex bibliotheca et libraria supellectili Joannis Jacobi Rauch O'wingensis*“ und mit seinem Wahlspruch: „*Ardua virtutem*“ und dem jeweiligen Erwerbsdatum (zwischen 1599 und 1612). Ein anderes Werk befindet sich auch in der „*Bibliothèque humaniste de Sélestat*“⁴.

Vor seiner Strafversetzung in die Ortenau war er im Elsass tätig, und zwar in Saint-Hippolyte und Orschwihr von 1605 bis 1613 (ABR G 6302, f. 6 et 6 vo; G 6303, 53, 64). Am 4. September 1613 wird er in Dachstein wegen Ehebruch und anderen Excessen eingekerkert und dazu sein Vermögen beschlagnahmt, um seine Gläubiger zu befriedigen (G 6303, 64). Offenbar überquerte er – reumütig? – den Rhein und am 27.11.1613 wird er durch Franz Sebastian Röder von Diersburg für die Pfarrei Schutterwald präsentiert; er erhält einstweilen nur eine „*commissio regendi ad annum*“ (ABR G 6303, 78 vo). Am 30.07.1614 wird er ersetzt (ABR G 6303, 117). Am 17. September desselben Jahres wird er vom Abt von Gengenbach für Nordrach vorgeschlagen (ABR G 6303, 127). Erst am 14. Januar 1615 erhält er die Investitur (ABR G 6303, 153) und am 22.06.1616 eine andere „*investitura in forma solita*“ für die Pfarrei Schutterwald, für welche er wieder von Friedrich Sebastian Röder von Diersburg präsentiert worden war (Ebd., 245 vo; ABR G 6304, 156). So konnte er der Kirchenvisitation, welche am 21. Juni stattfand, noch nicht beiwohnen (STAUDENMAIER, 277). Im März 1618 scheint er Probleme mit der zivilen Obrigkeit zu haben (ABR G 6303, 380). Im Mai wird der Erzpriester beauftragt, an Ort und Stelle zu inquirieren; es handelt sich, unter anderem, um die Reparatur des Pfarrhauses (Ebd., 397).

Scheinbar hatte sich seine finanzielle Lage verbessert, so dass er, wie andere bessere Leute, es sich leisten konnte, eine Kabinettscheibe zu bestellen. In der Staatlichen Kunsthalle von Karlsruhe wird nämlich eine Zeichnung für ein Glasgemälde mit seinem Namen aufbewahrt: „*Ioannes Iacobus Rauch. O'Wingensis Parochus in Schutterwald Dioecesis Argentinensis Anno Domini MDCXIX*“. Das Mittelbild stellt das Abendmahl dar. Links und rechts waren die Bildnisse seiner Taufpatronen vorgesehen, jene des Johannes des Täufers und des heiligen Iacobus des Älteren. Offenbar sollte der kniende Priester, der unten links wie ein Stifter auf den alten Gemälden erscheint, den Pfarrer Rauch darstellen.⁵ Die Zeichnung wird dem Friedrich Brentel zugeschrieben.⁶ Rechts das Monogramm des Erlösers und der Mutter Gottes in einem Medaillon.⁷ Ob diese Kabinettscheibe noch irgendwo zu finden ist?

Er ist vor dem 28.01.1620 gestorben (G 6305, 201; SCHLAEF-LI, Ortenau, 2, 252–253; SCHLAEF-LI, Nordrach, 392–394).

1614–1615: KUHN (KHUN, CHUN) Joannes Iacobus

Als „*presb. Constant. dioc.*“ amtierte er zuerst (?) in Griesheim und wurde im Jahr 1608 nach Nordrach versetzt (ABR G 6302, 180). Er wird brieflich, am 27.07.1614, durch Franz Rö-



derer von Diersburg als Pfarrer von Schutterwald präsentiert und am 30. angenommen. Vor dem 7. Januar 1615 hat er die Pfarrei schon verlassen (ABR G 6303, 148 vo; G 6304, 91 vo). Erst am 18. Mai 1616 ist wieder die Rede von ihm: er wird dann zur Pfarrei Niederschopfheim präsentiert und am 22. investiert (ABR G 6303, 239 vo; G 6304, 151 vo und 156). Am 31. Mai muss er zugeben, dass er Schuld daran ist, dass vier

Zeichnung eines
Glasgemäldes für den
Pfarrer Rauch, links
unten Pfarrer Rauch
als Stifter. Staatliche
Kunsthalle Karlsruhe.

Priester im Ruralkapitel Ettenheim nicht mehr erscheinen: er hatte sie als „Dhalbutzen“ gescholten, hat sich aber inzwischen purgirt (ABR G 6305, 16). Er wohnt am 22. Juni der Kirchenvisitation bei, „*diligentiam in omnibus promittens*“ (STAUDENMEYER, 278).

Im Jahr 1620 wird er als *definitor* seines Ruralkapitels angegeben (GLAK 27a/9). Am 16 März desselben Jahres erkauft er sich ein „*indultum testandi*“, in welchem klar steht, dass ein Viertel seines Erbes dem „*Seminario Leopoldiano*“ in Molsheim zufallen muss (Ebd., 224; G 1453). Am 09.08.1628 ist er *camerarius* des Ruralkapitels Ettenheim und klagt gegen den Pfarrer von Hofweier, der ihn beschimpft hat (ABR G 6307, 239 vo). Auffallenderweise bezahlt er nochmals 3 livres „*pro indulto libero testandi*“ am 29.04.1627 (ABR G 1434/13). Am 22.08.1629 erging an ihn der Befehl, seine Magd fortzuschicken (G 6308, 43). Er ist vor dem 08.04.1632 gestorben; sein Testament wird angenommen, mit Ausnahme eines Vermächtnisses an seine Magd (Ebd., 159; SCHLAEFLI, Ortenau, 1, 367–360; SCHLAEFLI, Nordrach, S. 391–392)

Offenbar wäre sein Bruder Johannes, der auch Priester war, in Molsheim geboren (KEWITZ, Ettenheim, 176). Als Leutpriester in Gengenbach waltete er spätestens von 1600 bis 1615 (ABR G 6303, 148 vo), dann in Griesheim bis 1620 (ABR G 6303, 148 vo; G 6304, 91), endlich in Ettenheim, wo er am 5. Januar 1626 verstarb (GLA 27a/2; KEWITZ, Ettenheim, 176). Schon am 14. desselben Monats liegen Testament, „*Indultum testandi*“ und Inventar in Molsheim vor. Abt Caspar von Ettenheimmünster und der Magistrat von Kinzingen erscheinen als „*executores testamenti*“. Nach Bezahlung aller Legaten sollen sie den Rest seinem Bruder Jacob, Pfarrer in Niederschopfheim (Vide supra), und seiner Schwester Elisabeth überliefern (ABR G 6306, 203; SCHLAEFLI, Ortenau, 1, 368).

1616–1620 †: RAUCH Joannes Jacobus (Vide supra: 1613–1614)

1620–1621 †: HIRT (HÜRT, HIRSCH, HÜRSCH) Jacobus

Aus Durch(h)ausen gebürtig, „*presb. Constant. dioc.*“, wird er vom Abt von Schuttern zur Pfarrei Zunsweier präsentiert und am 14.10.1615 investiert (G 6303, 199 vo). Zur Zeit der Kirchenvisitation von 1616 wohnen seine Eltern bei ihm (STAUDENMAIER, 276). Am 28. Januar 1620 erhält er die Investitur für die Pfarrei Schutterwald (ABR G 6305, 201), welche am 8. April 1621 „*vacierend (ist) per obitum Jacobi Hürten*“ (Ebd., 341; RÖDER, Archiv, II, 234; SCHLAEFLI, Ortenau, 1, 349).

1621–1628: MEYER Joannes Jacobus

Johann Jakob Meyer, „*presb. Constant. dioc.*“, hat vor dem 20.09.1607 die Pfarrei Kappel (Ruralkapitel Ettenheim), resigniert (ABR G 6302, 104 vo). Am 25.02.1621 wird er als ehemaliger Pfarrer in *Stundwiler* („*Dioc. Spir.*“) angegeben und erhält eine „*commissio regendi*“ für die Pfarrei Schutterwald (ABR G 6305, 316) und erst am 8. April die Investitur (Ebd., 341). Er kandidierte schon am 17.03.1628 für die Pfarrstelle in Kappel, aber in Molsheim wollte man sie dem Pfarrer von Mackenheim, der schwere Probleme mit seinem Kollator hatte, übergeben, um Prozesse zu ersparen; dieser jedoch wollte nicht fortziehen (ABR G 6307, 220, 221 vo). Inzwischen kam eine Petition von Kappel nach Molsheim, in welcher er als Pfarrer verlangt wurde; nun, am 30. März, erhält er die Investitur (ABR G 6306, 237; G 6307, 222). Am 09.08.1628 soll er die Pfarrei Zell am Harmersbach erhalten haben (ABR G 6307, 239), was nicht wahr sein kann: am 22.08.1629 wird er, als Pfarrer von Kappel, nach Molsheim zitiert (ABR G 6308, 42). Acht Tage später befindet er sich dort und der Fiskal macht ihm den Vorwurf, seine fortgeschickte Magd wieder besucht zu haben (Ebd., 43). Viel später, am 27.06.1636, wird er wieder durch den Fiskal zitiert; scheinbar ist er rückfällig geworden: „*fatetur quod receperit allegatam personam, quamprimum tamen dimiserit*“ (Ebd., 166–167). (SCHLAEFLI, Ortenau, 2, 228–229). Sein weiteres Schicksal kennen wir nicht.

1628–1634 †: CUSTER (CUSTOR) Joannes Jacobus

Gebürtig aus Freiburg im Breisgau wurde Kuster in Konstanz am Sonntag *Sitientes* 1624 als Priester derselben Diözese geweiht (EAF, Ha 358, S. 683). Ob er gleich Kaplan in Ettenheim wurde, wissen wir nicht. Jedenfalls, „*antehac capellanus in Ettenheim*“, erhält er, am 27.05.1628, eine „*commissio regendi ad ecclesiam parochialem in Schutterwald*“ (ABR G 6306, 265 vo). Am folgenden 9. November erhält er die Investitur für die selbe Pfarrei (ABR G 6306, 241 vo), wo er im Jahr 1634 in großer Armut („*in summa egestate*“), in der schlimmen Zeit des Dreißigjährigen Krieges, verstarb (HENNIG, Lahr, 172) (G 6306, 265 vo et 241 vo; RÖDER, Archiv, II, 234; HENNIG, Lahr, 172; SCHLAEFLI, Ortenau 1, 303).

1635–1644: DÜRR (DHÖRR) Claudius

Obschon Priester der Diözese Straßburg, wurde Claudius Dürr im Jahr 1629 „*ad parochiam germanam*“ in Phalsbourg angenommen (ABR G 6308, 49). Aber schon am 27.02.1630 wurde

er durch den Rektor Fiacrius als Kaplan in Offenburg präsentiert (ABR G 6308, 70 vo); in Molsheim schien man nicht sehr einverstanden und hat ihn am 13. März doch angenommen, „*ne quid negligatur in Divinis usque ad festum S. Michaelis Archang*“ (Ebd., 74). Am 30.05.1635 wurde er Pfarrer von Schutterwald, obschon er sich nicht dem Examen „*pro cura*“ unterziehen konnte: er soll es in ruhigeren („*pacatioribus temporibus*“) Zeiten tun (Ebd., 204). Am 22.04.1644 wird er zur Pfarrei Ottersdorf präsentiert (ABR G 1420, 188). Am 3.11.1649 ist er dort noch Pfarrer und wird durch den Markgrafen von Baden zur Pfarrei *Beinheim* (Elsass) präsentiert und auch angenommen (ABR G 6308, 268). Noch am 17.12.1650 und im Dezember 1651 beschwehrt er sich über seine Kompetenz für Ottersdorf (Ebd., 301, 328). Später wird er Pfarrer in Osthouse (1650), Fegersheim und Dahlenheim (1662). Als er am 12.06.1662 durch Joannes Fiacrius zu dieser letzten Pfarrei präsentiert wurde, schreibt dieser in der Urkunde: „*ob merita tua erga pie defunctum cognatum nostrum ... Doctorem Andream Fiacrium, Rectorem Offenburgensem*“ (ABR G 1420, 294). Er ist in Dahlenheim vor dem 15.03.1668 gestorben (KAMMERER N° 1190 SCHLAEFLI, Ortenau 1, 308–309).

1649–1664: Franziskaner zu Offenburg

Aus Mangel an Weltpriestern, des Krieges wegen, wurde die Pfarrei für Jahre Ordensleuten anvertraut.

N. N., „*Guardianus Conventualium*“ in Offenburg wird auf Gesuch der Beamten in der Ortenau am 03.11.1650 zum Pfarrer von Schutterwald angenommen (ABR G 6308, 300). Noch im Jahr 1660 wird die Pfarrei von den Franziskanern in Offenburg verwaltet (ABR G 6310, 279 vo), sowie am 7.11.1663 (ABR G 6311, 264 vo), noch bis 1664 (RÖDER, Archiv, II, 234)

Die Beamten der Ortenau verlangen am 11.02.1650 einen Priester für die Pfarrei Schutterwald, welcher man diejenige von Müllen annexieren solle. Man gibt ihnen zur Antwort, man habe nicht genug Weltpriester und solle diese Pfarreien durch Mönche verwalten lassen (ABR G 6308, 278).

Der Guardian des Franziskanerklosters in Offenburg beklagt sich am 24.04.1660 wegen der Kompetenz in Schutterwald, welche nicht ausreicht, um den Pater, der dort als Pfarrer wirkt, zu ernähren. Der Brief wird an den Graf „*de Thalenberg*“, Zehntherr, weitergeleitet, welchem auch ans Herz gelegt wird, dort ein Pfarrhaus zu erbauen (ABR G 6310, 279 vo u. 297 vo). In einem Brief des Amptmannes der Dalenberg an den Erzpriester von Offenburg ist die Rede von einer Zusammenkunft mit den Franziskanern aus Offenburg, zwecks

Bedienung der Pfarrei Schutterwald. Die Pfarrkinder von dort und von Hofweier sollen den Zehntherrn – Röderer von Diersburg – bitten, die Pfarrhäuser zu reparieren (Ebd., 316). Derselbe Amtmann, Johann Ludwig Dornblueth, meldet am 16.02.1661, dass sein Herr einverstanden sei, die Pfarrhäuser zu reparieren, nicht aber die Kompetenz zu erhöhen; man hofft in Molsheim, dass die Pfarrhäuser „*ante festum Sti Joannis*“ in Stand gebracht werden (ABR G 6311, 23). Am 23.11.1661 werden die Einkünfte des Kollators bis zur Fertigstellung beider Pfarrhäuser unter Arrest gestellt (Ebd., 124). Die Sache wird zu einem Prozess führen (Ebd., 131 vo). Am 10.11.1666 ist sie immer noch nicht geregelt (ABR G 6312, 232) und dauert am 17.03. und am 25.05.1667 weiter (Ebd., 277 u. 295 vo).

Inzwischen wurde am 12.04.1664 Joannes Martinus Koch als Pfarrer vorgesehen, was jedoch nicht geschah.⁸

1664 †: BURCKEL (BUCKLE) Franciscus

Franziskus Burckel wird am 15.03.1664 zur Pfarrei präsentiert; er wird angenommen unter der Bedingung, dass er sich am 5. Juni einem neuen Examen unterwerfe (ABR G 6311, 307). Schon am 12. April, nachdem der Vogt (*Toparcha*) von Ortenberg wegen dessen Unfähigkeit nach Molsheim referiert hatte, wird in Molsheim der Beschluss gefasst, ihn zu ersetzen (Ebd., 310 vo). Doch waltete er immer noch hier, als er am 4. Juni zu einem neuen Examen am 19. September geladen wurde (Ebd., 319). Doch schon am 26.08.1664 hatte Werner eine Präsentation zur selben Pfarrei erhalten (ABR G 1420, 352). Offenbar war inzwischen Burckel gestorben (RÖDER, Archiv, II, 234)(SCHLAEFLI, Ortenau 1, 300).

1664–1666: WERNER (WENER, WENNER) (Joannes) Christophorus

Johann Christoph Werner, *Magister*, aus Offenburg gebürtig, wurde am 26.08.1664 zur Pfarrei Schutterwald präsentiert (ABR G 1420, 352)⁹. Am 17.11.1666 wurde er nach Grafenhausen versetzt (ABR G 6312, 237 vo; HENNIG, Lahr, 189). Am 2.03.1667 musste er in Molsheim vorsprechen, da er seine Magd immer noch nicht fortgeschickt hatte; es wird ihm eine Geldstrafe von 3 Livres aufgebürdet; wegen seiner Armut wird ihm ein Termin bis auf das Fest des Hl. Johannes gelassen; natürlich soll er die Magd binnen acht Tagen fortschicken und darüber ein Attest seines Erzpriesters nach Molsheim senden lassen (Ebd., 263 vo).

Am 30.08.1673 erscheint er als Kämmerer des Ruralkapitels Lahr; er wird von Michael Vogt, Bürger und Wirt in Ettenheim, wegen Schmähworten angeschuldigt; er solle sie zurücknehmen (ABR G 6313, 505). Nun beginnt ein Papierkrieg zwischen beiden Parteien (Ebd., 505; 522; 534; 610).

Am 28.09.1673 erheben auch Joannes Gerber und Christophorus Lang Klagen gegen ihn; der erste möchte seine Stelle als Lehrer behalten; der zweite, durch den Pfarrer in seiner Ehre gekränkt, möchte wieder einen guten Ruf haben (Ebd., 522). Am 27.02.1681 wird er ins Elsass als Pfarrer in Rhinau (G 6314, 85 vo) versetzt, wo er am 4.12.1695 sterben wird (RÖDER, Archiv, II, 234; KAMMERER N° 5442; SCHLAEFLI, Ortenau 2, 289–290).

Als Kandidat für Schutterwald sei zu vermerken Johann Christoph Ockers. Er wird als *Spirensis*¹⁰ angegeben, als er am 8.07.1665 um eine Pfarrstelle, „*quod sit titulo alumnatus nostri ordinatus*“, bittet: er wird Kaplan in Steinbach (ABR G 6312, 69 vo). Am 15.12.1666 bittet er um die Verleihung der Pfarrei Monswiller, die jedoch nicht frei ist; man rät, sich um diejenige von Schutterwald zu bewerben (Ebd., 243 vo); am 30. Juni verspricht man ihm die Pfarrei Neunkirch (Ebd., 303). Da nichts geschah, erschien er am 14. September in Molsheim, um nochmals um die Verleihung einer Pfarrei anzuhalten (Ebd., 322).

Am 7.10.1667 wird er Pfarrer in Bergbieten, wo er vor dem 3.10.1689 sterben wird. Inzwischen wurde er Erzpriester seines Ruralkapitels (KAMMERER N° 3730; SCHLAEFLI, Ortenau, 2, 245).

In Molsheim hat man erfahren, dass die Franziskaner von Offenburg die Pfarreien Sonzweiler (Zunsweiler) und Friesenheim, welche letzte der Abtei Schuttern zugehört, scheinbar ohne bischöfliche Erlaubnis verwalten; am 04.03.1665 wird der Erzpriester von Ettenheim aufgefordert, dies nachzuprüfen und forthin keinen Mönch mehr anzunehmen, ohne dass er ihm diese *commissio* vorgezeigt habe (ABR G 6312, 20). Am 20. Mai wird den Franziskanern mit der „*poena suspensionis*“ gedroht (Ebd., 49). Am 17. Juni befindet sich der Abt von Schuttern in Molsheim und erklärt dem Rat die Situation in diesen Ortschaften, wie auch in Schutterwald (Ebd., 58).

1667–1668: FABER Adamus

Adam Faber, aus Saverne,¹¹ wird am 13.10.1663 als Kaplan nach Offenburg geschickt, „*cum necessitas exigat ut pro cura animarum in Episcopatu in postremum administranda se qualificet*“ (ABR G 6311, 261 vo). Am 18.06.1664 kommt er nach

Molsheim mit einem guten Zeugnis seines Rektors (Haffner) und bittet um eine Pfarrstelle; er wird dem Kapitel in Neuwiler-les-Saverne empfohlen, um die dortige Pfarrei „*ad interim*“ zu versehen (Ebd., 320 vo). Am 30.10.1666 wird er Pfarrer in Maennolsheim (ABR G 6312, 233). Am 30.03.1667 muss er in Molsheim vorsprechen, weil er ohne Erlaubnis biniert hatte; er wird dann an den Herrn von Dahlberg verwiesen, um die Präsentation zur Pfarrei Schutterwald zu erlangen (Ebd., 281 vo; RÖDER, Archiv, II, 234). Diese Strafversetzung hat ihn gewiss nicht entzückt; am 6. April weiß man in Molsheim nicht, ob er sich dorthin begeben hat; deswegen wird ihm der Befehl gegeben, sich an Ostern dort einzufinden (Ebd., 281 vo). Am 27. April wird er aufgefordert, das Pfarrhaus in Maennolsheim zu räumen (Ebd., 288 vo). Am 11. Mai bittet die Gemeinde Schutterwald um einen Pfarrer, und auch um die Verbesserung seiner Kompetenz, da davon ein Pfarrer nicht leben könne; dies könnte die Zögerung Fabers erklären; nun soll ihm die Pfarrei nur *ad interim* bis zum Fest des Hl. Johannes anvertraut werden (Ebd., 292). Am 13. Juli ist die Frage der Kompetenz immer noch nicht geregelt und Faber nicht am Ort (Ebd., 304 vo). Später kam er doch, aber schon am 24. November meldet er, dass ein Lungenleiden ihm fast nicht erlaube zu predigen; er wünsche für ein halbes Jahr an einen Ort versetzt zu werden, wo er nicht predigen muss; darum wird er dem Rektor von Offenburg (wo ein offizieller Prediger existiert) empfohlen (Ebd., 339 vo). Am 1. Dezember erhält man in Molsheim das Einverständnis des Rektors Haffner (Ebd., 344 vo). Am 25.01.1668 wird er dort als *Coadiutor* angenommen (Ebd., 353).

Am 13. Juni sollte er in Molsheim vorsprechen, scheinbar weil er seine Rechte nicht bezahlt hat (Ebd., 381 vo). Am 05.12.1668 meldet Rektor Haffner, dass er ihn fortgeschickt hat (Ebd., 424 vo). Am 10.04.1669 bittet Faber um eine Stellung und um die Erlaubnis, einstweilen im Seminar ernährt zu werden; er solle sich beim Kollator von Schutterwald insinuieren, da die Pfarrei bald frei sein wird (Ebd., 459). Am 3. Juli möchte er nach Schutterwald zurückkehren (Ebd., 492 vo). Am 18.09.1669 wird er als Kaplan in Saverne präsentiert (Ebd., 515; KAMMERER N° 1347; SCHLAEFLI, Ortenau 1, 313–314).

1668–1679: HAMMERER Philippus Jacobus

Philipp Jakob Hammerer, *diaconus*, wird am 17.03.1666 „*ad mensam*“ durch den Erzpriester von Offenburg angenommen (ABR G 6312, 159 vo). Am 11.01.1668 bittet Rektor Haffner,

Hammerer möge als *coadiutor* weiter bleiben (Ebd., 349 vo); wahrscheinlich wurde er inzwischen zum Priester geweiht. Am 16. desselben Monats rügt man dessen Lebensweise: er trinke und gehe abends spazieren, statt seine Funktionen zu verrichten (Ebd., 352). Am 16.05.1668 ist er jedoch schon Pfarrer in Schutterwald und beklagt sich über seine Kompetenz (Ebd., 376 vo). Am 30.08 wird diese durch den Geistlichen Rat festgesetzt: er solle auf 20 Viertel Roggen, 20 Viertel Weizen, 20 Ohmen Wein und 15 Gulden Anrecht haben und könne die weltliche Gewalt anrufen, um sie zu beziehen (Ebd., 405). Am 21. November bittet er, man schreibe dem Grafen von Dahlberg, damit er den Kollator Röderer von Diersberg zwingt, ihm seine „*congrua competentia*“ zu liefern (Ebd., 415); am 19.12 wünscht er, den Heuzehnten einziehen zu können (Ebd., 432 vo). Scheinbar blieb er Pfarrer in Schutterwald bis 1679 (RÖDER, Archiv, II, 234) (SCHLAEFLI, Ortenau 1, 340–341).

1679: TRALLER Franz (?) (RÖDER, Archiv, II, 234)

1680: BRUDER Franciscus

Franciscus Bruder war im Jahr 1680 Pfarrer in Schutterwald und wurde am 25.10. desselben Jahres zur Pfarrei Niederschopfheim präsentiert (ABR G 1421, 164) und am 27.11. angenommen (ABR G 6314, 76). Er ist vor dem 10.08.1687 gestorben (ABR G 6315, 38; RÖDER, Archiv, II, 234).

Die Beamten der Edeln Röderer von Diersburg übersenden am 06.02.1681 nach Molsheim Akten, durch welche sie beweisen wollen, dass sie zur Reparatur des Glockenturms in Schutterwald nicht gezwungen seien und dass diese Kosten immer durch den dortigen Kirchenpfleger bestreitet wurden. Die Dokumente werden an den Grafen von Dahlberg weitergeleitet (ABR G 6314, 84) (SCHLAEFLI, Ortenau 1, 397).

1681–1683: FRANCK Joannes Balthasar

Joannes Balthasarus Franck wird als *ex-parochus* in Rhinau angegeben (was nicht stimmen kann), als er am 27.02.1681 zur Pfarrei **Schutterwald** präsentiert wird (ABR G 6314, 85 vo). Er waltete hier bis 1683 (RÖDER, Archiv, II, 234) (SCHLAEFLI, Ortenau 1, 324).

1683–1717 †: FISCHINGER Joannes Leonhardus

Leonhard Fischinger ist ab anno 1683 (RÖDER, Archiv, II,

234) und zur Zeit der Kirchenvisitationen von 1692 und 1699 als Pfarrer von Schutterwald bezeugt (REINFRIED, 1903, 286). Er ist dort vor dem 5.04.1717 gestorben (ABR G 1423, 184) SCHLAEFLI, Ortenau 1, 322).

Abkürzungen

ABR	Archives Départementales du Bas-Rhin
AES	Archives de l'Evêché de Strasbourg (jetzt Archevêché)
AMS	Archives Municipales de Strasbourg
BGS	Bibliothèque du Grand Séminaire de Strasbourg
BMS	Bibliothèque Municipale de Strasbourg (Médiathèque André Malraux)
EAF	Erzbischöfliches Archiv Freiburg
GLAK	Generallandesarchiv Karlsruhe
O.S.B.	Ordinis Sancti Benedicti (Benediktiner)
ZGOR	<i>Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins</i>

Bibliographie

- (ADAM, Territ., ...) ADAM Johann, *Evangelische Kirchengeschichte der elsässischen Territorien bis zur französischen Revolution*, Strassburg, Heitz, 1928.
- (GLOECKLER, Stotzheim, ...) GLÖCKLER Gabriel, *Notizen zur Geschichte des Dorfes Stotzheim*, Rixheim, 1902.
- (HAHN, Reformbestrebungen, ...) HAHN Karl, *Die kirchlichen Reformbestrebungen des Strassburger Bischofs Johann von Manderscheid (1569–1592)*, Strassburg, 1913.
- (HENNIG, Lahr, ...) HENNIG Michael, *Geschichte des Landkapitels Lahr*, Lahr, 1893.
- (KAISER, Diest, ...) KAISER Hans, Die Konstanzer Anklageschriften von 1416 und die Zustände im Bistum Strassburg unter Bischof Wilhelm von Diest, *Z.G.O.R.*, 61 (1907), S. 387–455.
- (KAMMERER N° ...) KAMMERER Louis, *Répertoire du clergé d'Alsace sous l'Ancien Régime (1648–1792)*, I.- Répertoire alphabétique, Strasbourg, 1983 (Ungedruckt)
- (KAUSS, Ortenau, ...) KAUSS Dieter, *Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau*, Bühl, 1970.
- (KEWITZ, Ettenheim, ...) KEWITZ Hubert, Die Pfarrer in Ettenheim. Die Kapläne der Liebfrauenpfründe. Geistliche Berufe aus Ettenheim, in: *St. Bartholomäus Ettenheim. Beiträge zur 200. Wiederkehr der Weihe der Ettenheimer Stadtpfarrkirche*, Hrsg. von Dieter Weis ..., München-Zürich, 1982, 175–185.
- (NEHR, ...) *Catalogus omnium parochiarum, sacelliarum, monasteriorum et aliorum beneficiorum omnium totius Basiliensis decanatum iuxta ordinem alphabeti, cum eorum possessionibus et collatoribus et numero communicantium*
- Ms en 3 volumes mis au net par Laurent Freyther d'après les notes prises par Philippe Nehr aux Archives de l'Ancien Evêché de Bâle à Porrentruy) (AES, sans cote).
- (REINFRIED, 1903, ...) REINFRIED K., Visitationsberichte aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über die Pfarreien der Landkapitel Ottersweier, Offenburg und Lahr, in: *Freiburger Diözesan-Archiv*, 1901–1903.
- (RÖDER, Archiv, ...) RÖDER VON DIERSBURG, Felix Freiherr, Mitteilungen aus dem Freiherrl. von Röder'schen Archive über die Pfarreien Diersburg, Hofweier, Schutterwald, Oberweier, *Freiburger Diözesan-Archiv*, XIII, 1880, S. 273–281 (RÖDER, Archiv, I, ...) XIV, 1881, S. 225–236 (RÖDER, Archiv, II, ...)

- (SCHLAEFLI, Ortenau, ...) SCHLAEFLI Louis, Nachforschungen über den Pfarrklerus der drei Rechtsrheinischen Ruralkapitel des ehemaligen Bistums Strassburg (14. bis 17. Jahrhundert)
 1. Teil. *Simpliciana* XXV (2003), S. 277–378. (SCHLAEFLI, Ortenau, I, ...)
 2. Teil. *Simpliciana* XXVII (2005), S. 213–308. (SCHLAEFLI, Ortenau, II, ...)
- (SCHLAEFLI, Nordrach, ...) SCHLAEFLI Louis, Der Klerus von Nordrach in früheren Zeiten, *Die Ortenau*, 2016, S. 389–402
- (STAUDENMAIER, ...) STAUDENMAIER P., Mittheilungen aus den Capitelsarchiven Offenburg und Lahr, *Freiburger Diöcesan-Archiv*, XIV, 1881, S. 268–279.

Anmerkungen

- 1 Einiges über den Klerus von Renchen in früheren Zeiten, *Die Ortenau*, 2015, S. 241–258; Der Klerus von Nordrach in früheren Zeiten, *Die Ortenau*, 2016, S. 389–402
- 2 Es handelt sich um ein Recht (*indultum testandi*), das ein Priester von seinem Bischof erkaufen musste, um über seine Verlassenschaft verfügen zu dürfen. Normalerweise sollte alles, was er durch seine Arbeit als Priester erworben hatte, zur Kirche zurückkehren. Im Bistum Basel konnte dieses Recht durch den Priester als *fero in vivis* oder durch die Erben als *fero post mortem* bis 1630 mit 2 Pfund 10 Sch., nach 1630 mit 20 Pfund erkaufte werden (*Dictionnaire Historique des Institutions de l'Alsace*, N° 7, S. 809–810).
- 3 Der *camerarius* oder Kämmerer war der Kassenverwalter einer Institution, hier des Ruralkapitals der Gegend um Andlau.
- 4 WALTER Joseph, *Sélestat. Catalogue général de la Bibliothèque Municipale. Première série: les livres imprimés. Troisième partie: Incunables et XVI^{me} siècle*, Colmar, 1929, S. 542 n° 2285.
- 5 Im Katalog wird er als „kniender Stifter“ angegeben. Hingegen wird das Mittelbild als „Mönche beim Tischgebet“ betitelt (MENSGER Ariane, *Die Scheibenrisse der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe*, Köln, Weimar, Wien, 2012, Band I, S. 64). Wir bleiben bei unserer Vermutung, es handelt sich um das Abendmahl: die erste Person rechts, mit dem Nimbus, kann nur Christus sein und die anderen die Apostel.
- 6 Friedrich Brentel, Miniaturist, Kalligraph, Radierer und Entwerfer, war der bedeutendste Straßburger Künstler in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Am 9. Juli 1580 in Lauingen an der Donau geboren, kam Brentel mit seiner Familie 1587 nach Straßburg, wo er am 17. Mai 1651 starb (MENSGER Ariane, *Leuchtende Beispiele. Zeichnungen für Glasgemälde aus Renaissance und Manierismus*, Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, 2009, S. 158–159).
- 7 „Feder in Dunkelgrau bis Schwartz, grau laviert, kleine Korrekturen mir Deckweiß, 26,4 × 20,5 cm“ (MENSGER Ariane, *Die Scheibenrisse der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe*, Köln, Weimar, Wien, 2012, Band I, S. 64).
- 8 KOCH (Joannes) Martinus, welcher um Kreuzerhöhung („*proxima hac angaria*“) zum Priester geweiht worden war, erhält am 13.10.1663 den Befehl, sich nach Kappel zu begeben, um den Pfarrer Kempe zu ersetzen (ABR G 6311, 261). Doch schon am folgendem 7. November wird ihm befohlen, nach Ostern (1664) sich als Kaplan nach Steinach zu begeben, um dem dortigen Pfarrer auszuhelfen (Ebd., 265 vo). Er war dort tätig, als er am 12.04.1664 als Pfarrer von Schutterwald vom Geistlichen Rat vorgesehen wurde (Ebd., 310 vo). Doch geschah dies nicht: er blieb in Steinach bis zum 30.05.1665 und wurde dann Pfarrer in Waldulm (G 6312, 53).
- 9 K. REINFRIED, op. et loc. cit., 1903, 285.
- 10 Er ist jedoch aus Landau gebürtig und hatte in Bamberg (1659) studiert (KAMMERER N° 3730).
- 11 Am 30.10.1656 hat er seine Rhetorik absolviert, ist 19 Jahre alt (also um 1637 geboren) und verlangt, ins Molsheimer Seminar eintreten zu können (ABR G 6310, 162; G 6311, 156 vo).

Die badischen Verfassungsfeiern 1843, 1844 und 1845 im Renchtal

Bürgerfeste, liberale Öffentlichkeit und Obrigkeitsstaat im Vormärz

Heinz G. Huber

Das Hambacher Fest, das am 27. Mai 1832 auf dem Hambacher Schlossberg bei Neustadt stattfand und bei dem sich 20000 Teilnehmer versammelten, galt lange als die größte politische Kundgebung des Vormärz.¹ Weniger bekannt ist das „badische Hambach“, die Feiern zum 25-jährigen Bestehen der badischen Verfassung am 22. August 1843. An der „Centralfeier“ in Bad Griesbach und an den zahlreichen in fast allen badischen Städten und Amtsbezirken abgehaltenen Festen beteiligten sich weit über 100000 Menschen.² Allein bei der Feier des Bezirks Ettenheim in Kappel am Rhein waren über 10000 Personen anwesend.³ In Schwetzingen folgten 3000 Personen der Rede des liberalen Abgeordneten und Publizisten Karl Mathy.⁴ Diese Zahl der Festteilnehmer wurde in Mannheim um ein Mehrfaches übertroffen. In Bad Griesbach fanden sich trotz der Entlegenheit des Badeortes „mehrere tausend Menschen“ ein, um den Worten des liberalen Führers in der zweiten Kammer, Johann Adam von Itzstein, zu folgen.⁵

Schon vorher hatte es Bestrebungen gegeben, den Jahrestag der Verfassungsgebung zu feiern. Der Offenburger Abgeordnete Josef Merk befand bei der Sitzung der 2. Kammer am 25. Juni 1833 im Karlsruhe Ständehaus, es sei traurig, „dass man einen Tag wie derjenige, der uns die Verfassung gab, nicht als einen Tag der Erinnerung durch die Veranlassung eines Volksfestes feiern kann“.⁶ Die Alten hätten es besser verstanden, die Tage großer Ereignisse durch Stiftung von Festen zu verewigen. „Jetzt, in einer Zeit der bloßen Vernunft und der kalten Berechnung, will man nicht mehr durch das Gefühl wirken, das Gesetz allein soll den strengen Maßstab geben. Das Gefühl soll tot bleiben und die Moral zu keiner Richtschnur dienen.“ Merk hatte 1831 eine Motion einbringen wollen, an dem Tag, an dem die (badische) Verfassung gegeben worden war, den Grund zu einem „großen Nationaldenkmal“ zu legen, hatte aber die Motion „aus besonderen Gründen“ nicht vorgetragen. Der Abgeordnete Gottlieb Bernhard Fecht hatte schon 1819 den Antrag auf eine Verfassungsfeier gestellt, ihn aber nicht weiterverfolgt, weil „leicht ein Missverständnis zwischen Regierung und Volk entstehen könnte“. Die Idee, das Verfassungs-

Abb. 1: Das von Friedrich Weinbrenner entworfene und 1827 fertiggestellte Denkmal am Karlsruher Rondellplatz wurde von der Bürgerschaft der Stadt Großherzog Karl als dem „Gründer der Verfassung“ gewidmet.



fest mit dem Geburtsfest des Regenten zu verbinden, hatte er 1819 wegen der „Zeitereignisse“ nicht ausgeführt – er spielte damit auf die Ermordung Kotzebues an. Am Geburtstagsfest des Großherzogs besuchten die Staatsdiener den Gottesdienst und speisten anschließend, das Volk nehme aber an diesem Tag keinen Anteil.⁷ Der Abgeordnete Johann Georg Duttlinger sprach sich nicht nur für ein jährliches Verfassungsfest aus, sondern plädierte auch dafür, dem Großherzog Karl in Bad Griesbach, wo er die Verfassungsurkunde unterschrieben hatte, ein Denkmal zu errichten.

Zum bevorstehenden 25. Jahrestag der Verfassung ergriffen die Bürgermeister des Renchtals Anfang Juni 1843 die Initiative, eine zentrale Verfassungsfeier in Bad Griesbach vorzubereiten. Nach der Reform des Gemeindewahlrechts auf dem Reformlandtag 1831 waren in 14 von 25 Gemeinden des Amtes Oberkirch neue Bürgermeister demokratisch gewählt worden. Sie sahen sich nicht mehr als Vertreter des Obrigkeitsstaats gegenüber den Untertanen, sondern als Repräsentanten der Bürgergemeinde gegenüber dem Staat. In Renchen gelang die Entmachtung des Vogtes Fischer. Er erhielt nur 34 Stimmen, auf den neuen Bürgermeister Karl Hund(t) entfielen 321 Stimmen.⁸ Der Kaufmann Karl Hund(t) repräsentierte in der Folgezeit nicht nur die liberale Ausrichtung seiner Heimatgemeinde, sondern wurde 1840 als Nachfolger von Franz Josef Buß für den Wahlkreis Oberkirch-Gengenbach in die zweite Kammer des Landtags gewählt.⁹ Er verfügte auch über die Kontakte zu den oppositionellen Kammerliberalen und hielt beim Verfassungsfest in Bad Griesbach die Begrüßungsansprache.¹⁰

Dem Aufruf der Ortsvorstände zu einem Vorbereitungstreffen in Oberkirch waren am 26. Juni 1843 zahlreiche Liberale,



Abb. 2: Oberkirch war in der Vormärzzeit ein Zentrum des Liberalismus. Oberkirch um 1825 nach einem Kupferstich von Nilson.

darunter der als unumstrittener Führer der badischen Kammerliberalen geltende Johann Adam von Itzstein gefolgt. Sie bildeten ein Komitee, dem 20 Persönlichkeiten aus dem Mittelrheinkreis und je zwei Personen aus den anderen drei Kreisen angehörten. Es wurde zwar daran festgehalten, eine zentrale Feier in Griesbach zu planen. Zugleich sollten aber flächendeckend in allen größeren Städten oder Amtsorten Feiern stattfinden. Am 9. Juli traf sich das Komitee zu einer weiteren Versammlung in Oberkirch.¹¹ Die Initiative stieß auf große Resonanz, es bildeten sich überall Bürgerkomitees, wo die Gemeindebehörden nicht selbst die Planung für die Gestaltung des Festes in die Hand nahmen. Durch die Presse, besonders die „Mannheimer Abendzeitung“ und die „Oberrheinische Zeitung“, wurde ausgiebig über die Vorbereitungen berichtet.

Der Oberkircher Oberamtmann Häfelin hatte sich schon Anfang Juni an die Rastatter Kreisregierung gewandt, wie er sich zu den Vorbereitungen bzw. zur Durchführung des Festes verhalten sollte. Er hatte in Erfahrung gebracht, dass in Griesbach im Gasthaus des Badwirts Monsch, in dem die Verfassung unterzeichnet wurde, ein Jubiläumsfest gefeiert werden sollte. Ihn hatte das Gerücht alarmiert, dass die Sache in die Hände des Rechtspraktikanten Friedrich Frech,¹² „eines bekannten Umtriebmakers“, übergeben sei.¹³ Das Innenministerium beschied am 17. Juli 1843, dass nicht beabsichtigt sei, das Verfassungsjubiläum „von Staatswegen oder als Landesfest“ zu feiern. Gegen eine „Privatfeier“ unter Beachtung polizeilicher Ordnung“ sei nichts einzuwenden. Der Zeitraum des Bestehens der Verfassung sei zu kurz, um den Jahrestag als „Landesfest“ zu feiern. Zugleich stellte das Ministerium es den Beamten frei, am Fest mitzuwirken, damit die Feiern nicht nur zu einem Fest der Opposition würden.¹⁴

Sichtlich konsterniert wandte sich der Oberkircher Amtsvorstand Anfang August 1843 noch einmal an das Innenministerium, um wenigstens polizeiliche Einschränkungen der geplanten Feiern zu erreichen. Er sprach sich dagegen aus, dass die Feierlichkeiten schon am Vorabend des Verfassungstages in Oberkirch beginnen sollten. „Eine gewisse Partei“ habe „mit Ausschluss der gemäßigt Gesinnten sich vorzugsweise der Festlichkeiten im Renchtal bemächtigt“. Mit den Feiern am Vorabend bezwecke sie eine „Auszeichnung derjenigen Fremden“, deren Ankunft man am 21. August in Oberkirch erwarte. Die Festlichkeit gelte nicht der „Ehre der Sache“ (der Verfassung, d. V.), sondern der „Ehre der Personen“ (den liberalen Oppositionspolitikern, d. V.).¹⁵ Offensichtlich hatte Häfelin davon erfahren, dass Johann Adam von Itzstein mit prominenten liberalen Gesinnungsgenossen nach Oberkirch und Griesbach kommen wollte.

Auch wandte sich Häfelin gegen die geplante „allgemeine Beleuchtung“ der Stadt Oberkirch. In der Aufforderung des Gemeinderats dazu sah er eine „moralische Nötigung“. Wenn mancher auch gern „wegen der Kosten oder anderer Ursachen sich davon zurückhalten“ wollte, so könne er es nicht, „wenn er sich etwa Unannehmlichkeiten eines Teils seiner Bürger aussetzen will“. Dazu komme, dass die Stadt Oberkirch „ein fast nur aus hölzernen Häusern unregelmäßig gebauter Ort ist, in dem durch eine Illumination leicht Brandursache entstehen könne“.¹⁶ Regierungsdirektor Baumgärtner, der die Eingabe des Oberkircher Amtsvorstehers weitergab, warnte davor, dass eine Versagung der Erlaubnis „Übertreibungen anderer Art zur Folge hätte“. Das Innenministerium, das unter Leitung von Franz Freiherr Rüdiger von Collenberg-Eberstadt¹⁷ stand, setzte sich über die engstirnigen polizeistaatlichen Einwände von Häfelin hinweg. Die Abschießung von Böllern am Vorabend des Festes unterliege keinem Anstand. Ebenso wenig sei der Errichtung einer Pyramide am großen städtischen Rohrbrunnen sowie der Beleuchtung des Rathauses in Oberkirch ein Hindernis in den Weg zu legen. Auch eine allgemeine Beleuchtung der Stadt sei nicht zu beanstanden, „wenn eine solche von den Bürgern freiwillig und ohne einen Zwang veranstaltet wird“.¹⁸

In einem Befehl zu den Verfassungsfeiern an die Polizei wurde angeordnet, „dass auch jeder einfache Schein einer nur öffentlichen oder confidentiellen Beobachtung des Publikums, welche die Feier dieses Festtages beengen könnte, gemieden und von der Mannschaft ein anständiges und würdiges Benehmen während der Feierlichkeiten eingehalten“ werden sollte.¹⁹ Nach den Fehlschlägen der Blittersdorff'schen Reaktionspolitik

(siehe unten) hätte es zu einer gefährlichen Eskalation kommen können, darum wollte man von Regierungsseite die Lage nicht weiter aufheizen. Die Resonanz auf das Verhalten der Regierung war trotz der demonstrativ geübten Zurückhaltung äußerst kritisch:

„Am 22. August feierte das badische Volk den 25-jährigen Bestand seiner Verfassung mit großer Begeisterung. Die Regierung benahm sich abgeschmackt. Sie hätte das Fest am liebsten gewehrt (sic!). Da die Scham dies nicht zuließ, hüllte sie sich in ein mürrisches Schweigen und überließ der Opposition fast allein das Feld, die Bürgermeister vorher warnend und nachher wegen unerlaubtem Gebrauch der Glocken mit Arrest bedrohend“.²⁰

Glockengeläute, Freudenfeuer und Wagenkolonnen – die Verfassungsfeier im Renchtal

In einer Adresse mit 160 Unterschriften war der Abgeordnete Itzstein, nach den Begrüßungsworten des Oberkircher Altbürgermeisters Kappler „hochachtbarer Nestor unserer wackeren Landesabgeordneten“,²¹ als Festredner und Repräsentant der 2. Kammer zur Feier eingeladen worden. Da die Eisenbahn bis Renchen erst im Frühjahr 1844 fertiggestellt war, musste Itzstein mit der Kutsche anreisen. Er kam nicht alleine – eine Deputation aus seinem Landtagswahlkreis Ettlingen begleitete ihn. In Renchen, wo sein Abgeordnetenkollege Karl Hund(t) Bürgermeister war, warteten das Festkomitee des Renchtals und zahlreiche Oberkircher Bürger auf ihn. Mit zur Stelle waren neben Hund(t) auch der Abgeordnete Jakob Dörr, der für die Ämter Rheinbischofsheim und Kork im Landtag saß, sowie die Landtagsveteranen Heribert Brandstetter und Johann Jakob Dörr.²² Die Abgeordneten verkörperten die praktischen Erfahrungen, die man in den 25 Jahren ihres Bestehens mit der Verfassung gemacht hatte.

In einer langen Wagenreihe fuhr man nach Oberkirch.²³ Der Zug traf unter Glockengeläute und Geschützdonner abends gegen sieben Uhr in der Stadt ein. Nach Einbruch der Dunkelheit loderten von allen Berggipfeln Freudenfeuer, die Hauptstraßen und selbst die Nebengassen waren hell beleuchtet. Auch Oppenau wurde illuminiert. Fast an jedem Haus in Oberkirch waren Transparente angebracht. Sie deuteten auf Artikel der Verfassung und signalisierten, dass die Bürger erkannten, in welchem Maß ihre Freiheiten und Rechte durch die Verfassung garantiert wurden. Zur Volksfeststimmung gehörte, dass an die Armen Brot und an die Schulkinder Wecken verteilt

wurden. Alle sollten in die Gemeinschaft der Feiernden einbezogen werden. Die Beteiligung war beeindruckend: „In dichten, undurchdringlichen Scharen wogte die Menge Straßen auf, Straßen ab.“ Auch aus der näheren und weiteren Umgebung hatten sich Menschen eingefunden. Obwohl Montag und Werktag war, trugen alle Sonntagskleidung.

Zu Ehren von Itzstein und seinen Kollegen veranstaltete die Oberkircher Bürgerschaft gegen 21 Uhr einen Fackelzug. Zum Zeremoniell gehörte auch die Musik: Eine türkische Musik und eine Blechmusik spielten abwechselnd, die Liedertafel ließ sich hören. Der Zug endete an der Post, wo im Namen der Oberkircher Deputation Altbürgermeister Kappler eine Ansprache hielt und Itzstein hochleben ließ. Dieser dankte gerührt und äußerte sich erfreut über den im Renchtal herrschenden verfassungstreuen Geist und die rege Teilnahme am öffentlichen Leben. Itzstein übernachtete bei Friedrich Frech. Noch zu später Stunde brachten einige Frauen und Männer Itzstein ein Ständchen.

Am nächsten Morgen wurden die Oberkircher und ihre Gäste durch Böllerschüsse und Trommler geweckt. Vom Kirchturm schallte Chormusik. Achtzig pferdebespannte Chaisen und Kutschen stellten sich auf. Die Wagen waren mit Fahnen der badischen Farben, mit Eichenlaubkränzen und Blumen geschmückt. Der Zug setzte sich renchtalaufwärts in Bewegung. In jedem Ort stießen weitere Fuhrwerke und Menschen zu Fuß zu dem Zug hinzu. Wer sich einreichte, demonstrierte auch für die Verfassung und die mit ihr verbundenen Werte. In Oppenau begrüßte der Gemeinderat Itzstein. Das Oppenauer Bürgermilitär hatte sich zusammen mit der Peterstaler Bürgerwehr vor dem Kurhaus Freiersbach aufgestellt, dem Betrachter bot sich ein malerisches Bild: Zeichnete sich das Oppenauer Bürgermilitär „durch seine schöne Haltung und glanzvolle Uniform“ aus, so beeindruckte die Bürgerwehr durch ihre Tracht, „dem aufgestülpten Dreispitz, Federbusch und der von Granat- und Silberborten glänzenden Kokarde, den Rock mit roten Schößen, den roten Westen, kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen“. Mehrere Triumphbögen waren errichtet worden, fast jedes Haus war mit Kränzen und Laubwerk geschmückt. Vor dem Peterstaler Rathaus hatte sich die übrige Bürgerschaft mit sämtlichen Schulkindern aufgestellt. Badegäste hatten sogar mitgeholfen, das Kurhaus Peterstal zu verzieren. Peterstals Bürgermeister übernahm zu Pferde die Führung. Der Demonstration des festlichen Einzugs, den Bewohnern des Kurorts beim Einzug des Landesherren bei Kuraufenthalten bekannt, galt dieses Mal den Abgeordneten. Der Kult um ihre Person galt auch der Verfassung.



Abb. 3: An dieser idyllischen Stelle bei Freyersbach hatten sich die Bürgerwehren von Oppenau und Bad Peterstal am 22. August 1843 zum Empfang des Festzugs aufgestellt.

Der Zug endete in Griesbach vor dem Badhaus Monsch. Dort war ein großes, mit Laubgewinden und Flaggen der badischen Hausfarben verziertes Festzelt aufgebaut. Auf einem mit Moos ausgeführten Wappenmantel ruhte das Bildnis des Großherzogs Karl, darunter war eine Tafel mit der Bezeichnung „Verfassungsurkunde“ aufgestellt, beides mit Eichenzweigen verbunden. Rechts und links zur Seite waren die Bilder des Großherzogs Leopold und seiner Frau Sophie zu sehen. Der dem Badhaus gegenüberliegende Flügel des Badgebäudes und insbesondere das Zimmer, wo Karl die Verfassungsurkunde unterzeichnet hatte, waren ebenfalls festlich geschmückt. Der mit Blumen und Fahnen dekorierte Balkon des Badhauses Monsch diente Itzstein als Rednertribüne. Zahlreiche Gäste aus dem Wolf- und Harmersbachtal sowie aus Freudenstadt hatten sich eingefunden. An der langen Festtafel im Zelt fanden 400 Personen Platz. An die Teilnehmer des Festes wurden hunderte von gedruckten Exemplaren der badischen Verfassung ausgegeben. Der Abgeordnete Hund(t) erklärte dazu:

„Die von dem Comité beschlossene Vertheilung der Verfassungsurkunde wird nun stattfinden. Sie hat den Zweck, der Jugend als Andenken an das heutige, für das ganze Land so wichtige Fest zu dienen, den jungen künftigen Bürgern eine Erinnerung zu sein, wie es ihren Eltern die heiligste Pflicht gewesen, treu und fest an der Verfassung zu halten, und wie sie hoffentlich diesem Vorbild folgen und sich mit der uns allen theuern Verfassung bekannt machen werden, um dem Staat einst nützliche, brave und in Zeiten der Gefahr starke Bürger zu sein.“⁴²⁴



Abb. 4: Zehntausende Exemplare der badischen Verfassungsurkunde wurden 1843 an die Bürger verteilt.

Die badische Verfassung von 1818

Die badische Verfassungsurkunde von 1818 bezeichnete Karl von Rotteck schon 1818 als „Geburtsurkunde des badischen Volkes“. Sie habe aus Breisgauern, Durlachern und Markgräflern eine neue höhere Einheit werden lassen und aus der Summe von Untertanen ein lebendiges Ganzes.²⁵ Das neue Großherzogtum war als rheinbündischer Satellitenstaat unter Napoleon entstanden. Sein Gebiet vom Main bis zum Bodensee, der sprichwörtlich gewordene „badische Stiefel“, setzte sich aus einem „bunten Flickenteppich“²⁶ mediatisierter und säkularisierter Gebiete zusammen, die sich um die altbadischen Gebiete um Karlsruhe, Pforzheim und Baden-Baden sowie das Markgräflerland

gruppierten. Das Großherzogtum umfasste das Vierfache der Fläche und das Sechsfache der Bevölkerung der alten Markgrafschaft. Die ehemaligen Reichsstädte, fürstbischöflichen Territorien, Klosterherrschaften, Fürstentümer und Grafschaften sowie Reichsritterschaften verkörperten ganz unterschiedliche Traditionen, Konfessionen und Kulturen. Die „Revolution von oben“ schuf ein „zufälliges Gebilde“, die Landesdynastie besaß keine festen Wurzeln.²⁷ Markgraf Karl Friedrich und seine Minister standen vor der Aufgabe, aus diesem Agglomerat einen bestandsfähigen Staat mit innerem Zusammenhalt zu formen. Um das Band zwischen Herrscher und Staatsbürger fester zu knüpfen, hatte Großherzog Karl Friedrich (1746–1811) schon 1808 erwogen, eine Landesrepräsentation einzuführen.²⁸ Aber erst unter seinem Nachfolger, Großherzog Karl (1811–1818), nahm der Plan Gestalt an. Als Referent für die Ausarbeitung der Verfassung setzte Großherzog Karl den Finanzrat Karl Friedrich Nebenius ein.²⁹

Am 22. August 1818 unterzeichnete Großherzog Karl die Verfassungsurkunde. Ohne weitere Proklamation wurde sie eine Woche später im Regierungsblatt veröffentlicht. Sie war damit „oktroiert“ und nicht vertraglich zwischen Volk und Herrscher ausgehandelt worden: „Wenn die Verfassung nur eine Selbstbeschränkung durch freien Entschluss der Krone war, der Monarch also Quelle und Inhaber aller Staatsgewalt blieb, dann konnte er auch wieder zurückziehen, was er ge-

währt hatte.³⁰ In der Präambel der Verfassung verspricht Großherzog Karl allerdings für sich und seine Nachfolger, diese „treulich und gewissenhaft zu halten und halten zu lassen“.³¹ Das Prinzip der Gewaltenteilung war noch nicht verwirklicht, sondern in Artikel 5 wird festgestellt, dass „der Großherzog [...] in Sich alle Rechte der StaatsGewalt“ vereinige und seine Person „heilig und unverletzlich“ sei. Heer, Bürokratie und Diplomatie waren unter der Kontrolle des Großherzogs, er berief und entließ die Minister. Das Recht der Gesetzesinitiative und die Möglichkeit zu Erlassung von Verordnungen eröffneten ihm fast unbegrenzte Möglichkeiten im legislativen Bereich. Der Monarch unterlag nur bei der Ausübung der Staatsgewalt konstitutionellen Beschränkungen.³² Mit der Feststellung der Unteilbarkeit des Landes (Art. 3) und der Aufnahme des Hausgesetzes der großherzoglichen Familie (Art. 4) waren territoriale Integrität und dynastischer Fortbestand Badens gesichert.

Das Großherzogtum Baden hatte wie alle süddeutschen Verfassungen das Zweikammersystem übernommen. Die erste Kammer bildete das „landständische“ Element. In ihr waren die Standesherren, der ehemals landsässige Adel, Prinzen und Notabeln des großherzoglichen Hauses, Universitäten und Kirchen vertreten. Das „Oberhaus“ sollte zu einem „Damm“ werden, „der die Gesellschaft vor demokratischer Überflutung“ schützen und den „Grundsatz der Stabilität“ verkörpern sollte.³³ Die zweite Kammer beruhte auf dem demokratischen Repräsentationsprinzip. Die 63 Abgeordneten wurden nach dem Wahlgesetz vom 23. Dezember 1818 indirekt, von Wahlmännern, gewählt.³⁴ Das aktive Wahlrecht besaßen alle männlichen



Abb. 5: Großherzog Karl unterzeichnete wenige Monate vor seinem Tod die Verfassungsurkunde.



Abb. 6: Karl Friedrich Nebenius (1784–1857) lieferte den Entwurf für die badische Verfassung.

Badener über 25 Jahre, die als Gemeindebürger oder Staatsdiener am Wohnort ansässig waren; ausgeschlossen waren Hinterlassen, Gewerbsgehilfen und Bediente. Zum Landtagsabgeordneten konnte allerdings nur gewählt werden, wer über 30 Jahre alt war und ein Vermögen von über 10000 fl. oder ein Jahreseinkommen von mindestens 1500 fl. nachweisen konnte. Die Zahl der wählbaren Bürger in Baden umfasste nur etwa 6000 Männer.³⁵ Die Abgeordneten wurden höchstens für acht Jahre gewählt; alle zwei Jahre wurde die Kammer um ein Viertel erneuert.

Die „Landstände“ mussten alle zwei Jahre einberufen werden. Sie bewilligten Steuern und prüften das Budget, wirkten bei Gesetzen mit, die in Freiheit und Eigentum der Staatsbürger eingriffen, genehmigten Anleihen und Domänenverkäufe, konnten sich über Minister beschweren und sie anklagen und mit einer Zweidrittelmehrheit die Verfassung ändern. Sie konnten jedoch keine Gesetzesvorschläge einbringen, sondern lediglich eine „Motion“, einen Antrag zu einem Gesetzesvorschlag, stellen. Jeder Badener hatte das Recht, Beschwerden und Wünsche in einer Petition vor die Kammer zu bringen. Der Großherzog konnte den Landtag einberufen und vertagen, auflösen und Neuwahlen anordnen.

Im zweiten Teil der Verfassung wurden den Badenern „staatsbürgerliche und politische Rechte“ gewährt. Sie gewährte jedem Landesbewohner Gewissens- und Religionsfreiheit, Schutz vor willkürlicher Verhaftung und bei Delinquenz das Recht auf einen Richter; Gerichte sollten unabhängig sein. Geschützt wurde das Eigentum; Leibeigenschaft und Feudallasten sollten nach gesetzlicher Regelung abgelöst werden können. Ausdrücklich wurde die Gleichberechtigung der drei christlichen Konfessionen bei der Besetzung von Staatsämtern und im Bereich der Politik betont. Ebenso wurde die Gleichheit aller staatsbürgerlichen Rechte und bei der Besteuerung festgeschrieben.³⁶ Fundamentale politische Grundrechte wie Vereins- und Versammlungsfreiheit wurden nicht gewährt; die Pressefreiheit unter den Vorbehalt der Bundesgesetzgebung gestellt.³⁷ Der Kampf um die freie Presse entwickelte sich in Baden zu einem der Hauptthemen des vormärzlichen Konstitutionalismus.

Das „Grundgesetz des badischen Landes“ löste nach seiner Verkündigung großen Jubel im ganzen Land aus.³⁸ Aus dem ganzen Land liefen in Bad Griesbach, wo sich Großherzog Karl immer noch in Kur befand, Adressen ein. Die Stadt- und Landgemeinden des Amtes Oberkirch gehörten zu den ersten, die eine untertänige Dankadresse an den in ihrem Tal weilenden Großherzog richteten:

„Ew. königl. Hoheit haben als erhabenster Landesvater durch die neue Konstitution die innigsten und zutraulichsten Bande geknüpft, welche die reinste Liebe, die treuste Anhänglichkeit der Untertanen sowohl an die heilige Person Ewr. königl. Hoheit, als an das Vaterland unerschütterlich machen, und dem Vaterlandsstolz, Untertan des Großherzogthums Baden zu seyn, auf die höchste Stufe erhöht, und auch für die nun gewisse glücklichste Zukunft gesichert. Alle Wünsche des Vaterlands sind erfüllt; möge der Herrscher aller Herrscher den besten Fürsten, den Vater einer Million guter Menschen, noch recht lange zum vollkommensten Glücke derselben erhalten.

*Oberkirch den 11. September 1818.*⁴³⁹

Zur Aneignung der Verfassung, zum Schritt vom Untertanen zum Bürger, zur Überwindung eines patrimonialen Staatsverständnisses bedurfte es langjähriger praktischer politischer Erfahrungen in Gemeinde und Staat. Sie wurden in den öffentlichen und parlamentarischen Auseinandersetzungen des Vormärz gemacht und fanden ihren vorläufigen Endpunkt in der Revolution von 1848/49.

Der Kampf um die Verfassung 1820–1843

Am 22. April 1819 war im Karlsruher Schloss der erste Landtag eröffnet worden. Viele Volksvertreter waren auf ihrer Fahrt in die Residenz mit Triumphbögen, Böllern und paradierenden Bürgerwehren empfangen worden.⁴⁰ Großherzog Ludwig (1763–1830) hielt vor den versammelten Kammerabgeordneten eine Rede und versicherte ihnen: „Ich werde Gerechtigkeit und Ordnung mit Kraft handhaben und die Constitution bis auf den letzten Buchstaben gewissenhaft erfüllen, darauf gebe ich Ihnen mein Fürstenwort.“⁴¹ Dieses „Fürstenwort“, sollte nicht viel wert sein, denn Ludwig war „kein constitutioneller Fürst, weil er naturgemäß keiner sein konnte“, schreibt selbst der konservative Historiker Schöchlin.⁴²

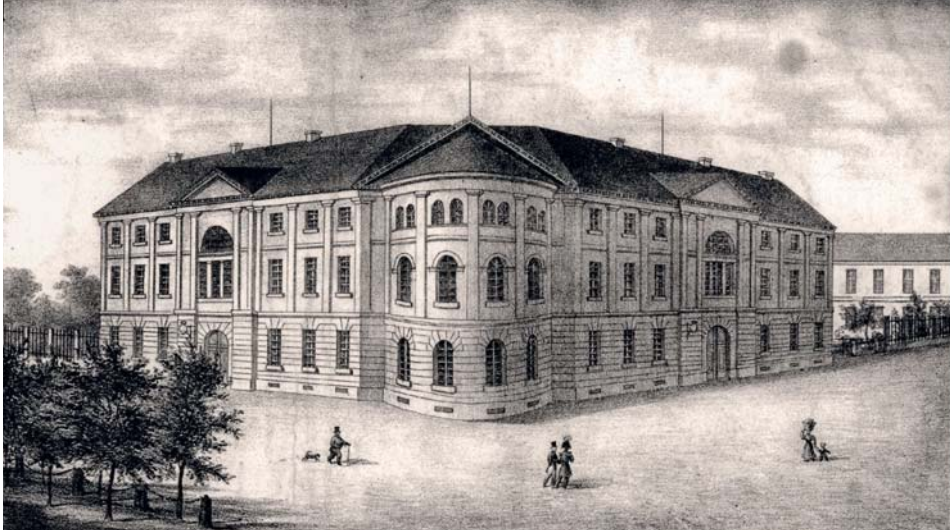
Gleich der erste Landtag begann mit einem Eklat. Der Appenweierer Abgeordnete Franz Michael Knapp stellte den Antrag, das Adelsedikikt vom 16. April 1819 zurückzunehmen. Die Regierung hatte damit ein Edikt vom 23. April 1818 ersetzt, gegen das die Standesherrn beim Bundestag protestiert hatten: Angeblich hatte es die den Mediatisierten zugesicherten bundesgesetzlichen Rechte, die in Artikel 14 der Bundesakte⁴³ festgeschrieben waren, verletzt. Das neue badische Edikt war am Bundestag gerade noch für „genügend“ erklärt worden.⁴⁴ Die Abgeordneten sahen in dem Edikt einen Verstoß gegen die

Verfassung. Die Privilegien des Adels bei der Besteuerung, im Militärwesen und bei der Gerichtsbarkeit verstießen gegen das Prinzip der staatsbürgerlichen Gleichheit bei Rechten, Pflichten und Lasten, das in der Verfassung festgelegt war. Außerdem wurde gerügt, dass die Bestimmungen auf außerparlamentarischem Weg am Landtag vorbei in Kraft gesetzt worden waren. Es erregte großes Aufsehen, dass Ludwig Winter, der zugleich Regierungskommissar war, als Abgeordneter des Wahlkreises Durlach vehement Stellung gegen das Adelsedikt bezog.

Mit 57 gegen eine Stimme verwarf die zweite Kammer das Adelsedikt, das dann schließlich von der Regierung zurückgezogen wurde. Das Fass zum Überlaufen für Ludwig und seine Regierung brachten die Budgetkürzungen bei den Apanagen und beim Militärhaushalt. Ludwig vertagte den Landtag am 28. Juli und schickte die Abgeordneten „in höchst ungnädigen Ausdrücken“ nach Hause.⁴⁵ An ihren Heimatorten wurden viele Deputierte „mit den lautesten und feierlichsten Bezeugungen des Beifalls und der Liebe empfangen“. Die Regierung schickte den Volksvertretern Anweisungen an die Behörden hinterher, Zusammenkünfte zwischen Deputierten und ihren Wahlmännern zu unterbinden, um sie „mit einer Art von Acht“ zu belegen.⁴⁶

Die Panik bei Hofe wuchs nach der Ermordung August von Kotzebues durch den Burschenschafter Karl Ludwig Sand. Bei den Konferenzen in Karlsbad (6.–31. August 1819) und in Wien (November 1819–Mai 1820) drang der badische Vertreter Berstett auch auf eine Revision und ein bundesrechtliches Verbot der süddeutschen Repräsentativverfassungen.⁴⁷ Der badische Finanzminister Karl Friedrich von Fischer (1756–1821), der sich besonderer Gunst des Großherzogs erfreute, entwarf den Plan für einen Staatsstreich. Die Krone sollte die Domänen wieder an sich ziehen. Nach dem zu erwartenden Widerstand der 2. Kammer sollte der Großherzog die Verfassung für gebrochen und null und nichtig erklären. Auf Vermittlung des Bundes sollte dann eine lediglich beratende Ständeversammlung eingeführt werden. Der Großherzog lehnte diesen Plan ab.⁴⁸ Da die Staatsgewalt vom Herrscher ausging, sollten die Regierungsrechte strenger als bisher wahrgenommen werden. Weitere liberale Neuerungen galt es zu verhindern, das Budget sollte ohne wesentliche Abstriche durchgesetzt werden, der Landtag sollte danach schnell geschlossen werden.⁴⁹

Auch Staatsrechtler wie der Heidelberger Professor Karl Salomon Zachariä empfahlen eine Verfassungsrevision. Er gab den Rat, über ein Bundesgesetz oder ein eigenmächtiges Vorgehen des Regenten die Verfassung aufzuheben. Der Großherzog sollte in einer Proklamation die Unvereinbarkeit der badischen Ver-



fassung mit den Bundesgesetzen erklären und die Konstitution aufheben. Eine neu zu schaffende Verfassung sollte kein Recht mehr auf Budgetbewilligung, Beratung von Petitionen, auf Motionen und Gesetzesbewilligungen enthalten.⁵⁰ Die Souveränitätsvorbehalte Bayerns, aber auch die Vorsicht Metternichs,⁵¹ dem die Erhaltung des Status quo über eine gewaltsame Restaurationspolitik mit unkalkulierbaren Folgen ging, verhinderten ein bundesgesetzliches Vorgehen. In Baden setzte man deshalb auf eine interne Lösung.⁵² Nach einer langen landtagslosen Zeit löste die Regierung erst im Dezember 1824 die zweite Kammer offiziell auf und setzte für 1825 Neuwahlen an. „Mit einem ans Unglaubliche steigenden Gewaltmissbrauch“, so Carl von Rotteck, wurden die Wahlen „nicht nur geleitet, sondern diktiert“.⁵³ Nur drei Oppositionelle standen 60 regierungstreuen Abgeordneten gegenüber. Jetzt konnte die Verfassung auf legalem Weg geändert werden.

Die Stände sollten nur noch alle drei Jahre statt zwei Jahre einberufen werden, die Haushaltsperiode wurde ebenfalls auf drei Jahre verlängert. An die Stelle der Partialerneuerung, der zweijährigen Neuwahl eines Viertels der Abgeordneten, trat eine Integralerneuerung: Alle sechs Jahre war der Landtag komplett neu zu wählen, wenn vorher das Parlament nicht aufgelöst wurde. Hinter diesen Veränderungen stand der Versuch, die badische Politik in ruhigeres Fahrwasser zu leiten, „überflüssige“ Debatten und Wahlen in kurzen Abständen zu vermeiden. Offiziell wurden als Begründung geringere Kosten und ähnliche Regelungen in den konstitutionellen Nachbar-

Abb. 7: Das Karlsruher Ständehaus, 1820–1822 in Nachbarschaft der St.-Stephanskirche errichtet, war der Tagungsort der 2. Kammer des badischen Landtags.



Abb. 8: Großherzog Leopold neigte nach liberalen Anfängen unter dem Einfluss von Österreich und Preußen bald einer konservativen Politik zu.

staaten genannt.⁵⁴ Der regierungsfremde Landtag winkte das Budget ohne grundsätzliche Debatten durch das Parlament: „Das Verfassungsleben war durch Ludwig bis zum kümmerlichen Vegetieren herabgedrückt worden.“⁵⁵

Zwei Ereignisse veränderten 1830 grundlegend die politischen Verhältnisse im Großherzogtum: der Tod Ludwigs und die Inthronisierung Leopolds sowie die Julirevolution im Nachbarland Frankreich, durch die der „Bürgerkönig“ Louis Philippe die Herrschaft übernahm. Mit dem neuen Großherzog verband man große Hoffnungen auf „Erneuerung des staatlichen Lebens aus freisinnigem Geist“.⁵⁶

Gleich zu Anfang stellte der Abgeordnete von Itzstein den Antrag, die Verfassung vollständig wiederherzustellen. Mit dreijährigen Landtagsperioden hätten „die heiligsten Rechte des Bürgers und seiner Abgeordneten“ wie Gesetzgebung, Petitionsrecht, Steuerbewilligung und das Recht zur Anklage oder Beschwerde gegen Minister auf drei Jahre geruht; auch sei die Anteilnahme der Bürger am politischen Leben geschwunden.⁵⁷ Schon im Mai 1831 legte die Regierung ein entsprechendes Gesetz vor, das fast einstimmig von beiden Kammern verabschiedet wurde. Mit einem „Hoch auf Leopold, den Wiederhersteller der Verfassung“ schien eine neue Zeit im Verhältnis von Landesherr und Landständen eingeläutet worden zu sein. Die Verfassungsfrage stieß auf ein überwältigendes Interesse der Öffentlichkeit.

Neben wichtigen Reformgesetzen wie der Ablösung von Straßen-, Militär- und Gerichtsfrohnden und anderer feudaler Abgaben und den Gesetzen zur Stärkung der kommunalen Selbstverwaltung wurde in Baden auch das Pressegesetz novelliert. In Artikel 17 der badischen Verfassung wurde festgelegt, dass die „Preßfreyheit“ nach den „künftigen Bestimmungen der Bundesversammlung“ geregelt werden sollte. Weder nahm der Deutsche Bund eine gesetzliche Regelung vor, noch wurde das Verfassungsversprechen auf Pressefreiheit erfüllt. Das mit den Karlsbader Beschlüssen am 20.9.1819 eingeführte Pressegesetz führte die Präventivzensur für alle Schriften unter 20 Druckbogen (ca. 320 Seiten) ein. Damit konnten Zeitungen, Zeitschriften, Flugblätter und Broschüren der Kontrolle unterworfen werden. Für Bücher galt die Nachzensur, Redakteure konnten mit fünfjährigem Berufsverbot belegt werden.⁵⁸ Zahlreiche Petitionen für Pressefreiheit aus Mannheim, Konstanz, Offenburg, Lahr und anderen Städten und Orten unterstützten die Bemühungen der Kammer, die Zensur aufzuheben.⁵⁹ Für den Abgeordneten Aschbach war die Pressefreiheit eine Frage des „Seins- oder Nichtseins des konstitutionellen Systems“.⁶⁰

Nur eine ungehinderte Presseberichterstattung garantierte Informiertheit, politische Meinungs- und Willensbildung und Mündigkeit des Bürgers. Gegen die Bedenken der Regierung wegen der bundesgesetzlichen Vorgaben wurde am 23. Dezember 1831 die Vorzensur für Zeitungen und Zeitschriften aufgehoben, sofern sie nicht Angelegenheiten des Bundes oder anderer deutscher Staaten betrafen.

Nie war die Identifikation der Bevölkerung mit ihren Abgeordneten größer als am Ende des langen Landtags von 1831. Unter den Stichworten „Preßfreiheit – Frohndfreiheit – Zehntfreiheit“ wurden die Errungenschaften der Volksvertretung gepriesen. Die Heimfahrt Rottecks von Karlsruhe nach Freiburg Anfang Januar 1832 gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Von Einwohnern Bühls wurde Rotteck in einem geschmückten Ehrenwagen nach Renchen geleitet:

„Zwischen Achern und Renchen empfing den Reisenden die Bürgerkavallerie der letztgenannten Stadt und geleitete ihn in dieselbe. Es war dort eine große Menschenmenge, jung und alt, versammelt und ein mächtiges Lebehoch erschallte durch die ganze Straße bis zum Gasthof, woselbst die Vorgesetzten und Wahlmänner der Stadt und mit ihnen jene von Oberkirch, von Oppenau, von Gengenbach, auch viele Bürger und Bauern aus der ganzen Gegend, zum Teil auch aus anderen Wahlbezirken ihn mit den wohlwollendsten Begrüßungen empfingen. Bei dem hier angeordneten Festmahl brachte der Abgeordnete von Rotteck selbst den ersten Toast auf den allgeliebten Großherzog aus [...] Alle Ehrenbezeugungen, welche weiter dem Abgeordneten Rotteck dargebracht wurden, als Gedichte, Zeichnungen, Blumen usw. stellten die Huldigung für den teuren Landesvater voran und ergaben ein erquickendes Bild von dem gleich loyalen und kindlichen als patriotischen Sinn der Einwohner dieses Bezirks. Von Renchen über Appenweier, woselbst eine Menge Chaisen aus Offenburg der Kommenden harnte [die Abgeordneten Welcker und Duttlinger hatten sich hier in Renchen angeschlossen] und sodann bis Offenburg und in dieser Stadt selbst wiederholten und verstärkten sich die Äußerungen der edelsten patriotischen Gefühle.“⁶¹

In Offenburg, wo er besonders viele Anhänger hatte, wurde Rotteck mit einem Fackelzug empfangen und verkündete zu später Stunde: „Von heute an bin ich ein Offenburger.“

Der Euphorie des Jahres 1831 folgten erneut Jahre der politischen Stagnation, an die sich 1840 bis 1843 eine neue Restaurationsperiode anschloss, verkörpert durch den in Mahlberg geborenen Friedrich Landolin Karl von Blittersdorff. Der langjährige



Abb. 9: Der badische Bundestagsgesandte und spätere Außenminister Friedrich Landolin Karl von Blittersdorff (1792–1861) betrieb eine antikconstitutionelle und hochkonservative Politik und war in weiten Kreisen der badischen Bevölkerung verhasst.

Gesandte auf dem Frankfurter Bundestag war 1835 Nachfolger von Johann von Türckheim als Außenminister geworden und bestimmte nach dem Tod des Innenministers Winter 1838 und der rücksichtslosen Verdrängung von dessen Nachfolger Nebelius 1839 die badische Politik. Hinter Blittersdorff standen allerdings der Deutsche Bund und der österreichische Staatskanzler Metternich, der mit Argwohn auf die Entwicklungen in den süddeutschen konstitutionellen Staaten blickte.

Am 28. Juli 1832 wurde in Baden durch eine Regierungsverordnung das Zensursystem wiederhergestellt. In Freiburg brachten Studenten und Bürger ihren Unwillen zum Ausdruck, indem sie auf der Straße lautstark protestierten und Freiheitslieder sangen. Am 29. August 1832 wurde die Universität für einige Wochen geschlossen und die beiden Professoren Rotteck und Welcker, die beide auch der badischen Landtagsopposition angehörten, entlassen.⁶² Rottecks „Freisinniger“ und der republikanische „Wächter am Rhein“ wurden verboten.

Der Kampf gegen die freie Presse war nur ein Bestandteil des Versuchs, das konstitutionelle Leben in Baden grundlegend einzuschränken. Der Berater Metternichs, Friedrich von Gentz, sah in Europa „den Kampf zweier entgegengesetzter Systeme“, das der „Volkssouveränität“ und jenes des „monarchischen Prinzips“.⁶³ Der gelehrige Schüler Metternichs in Baden, von Blittersdorff, griff 1833 in seinem „Memorandum über die deutschen Bundesverhältnisse“⁶⁴ diese Terminologie auf und warnte vor dem „Prinzip der Volkssouveränität“, das „in den Constitutionen eine das monarchische Prinzip bedrohende Sanction erhalten“ habe und „insbesondere seit der französischen Julirevolution große Fortschritte gemacht“ habe. Gegen diese Tendenz müsse die Gesetzgebung des Deutschen Bundes „ohne Rücksicht auf die Constitutionen [...] fortlaufend und streng“ vorgehen. Durch Veränderung des Geschäftsgangs, bessere Koordination, die Erlassung und Durchsetzung von Maßregeln sollte der Bund an Schlagkraft gewinnen. Die Regierungen sollten um Rücken- deckung gegen die Landstände beim Deutschen Bund ersuchen. Der versuchte Anschlag auf den Bundestag, der „Frankfurter Wachensturm“, führte in der ersten Jahreshälfte 1834 zu den Wiener Ministerialkonferenzen. Metternich beschwor in der Eröffnungsrede die Gefahr, dass die Parlamente in den konstitutionellen Staaten ihre Macht auf Kosten .des Staatsoberhauptes immer mehr ausdehnten: Am Ende werde die Staatsgewalt „in die Omnipotenz der ständischen Kammern verpflanzt“.⁶⁵

Die gewandelte Einstellung des Großherzogs wurde 1835 sichtbar, als er als Nachfolger des ausgeschiedenen Außenministers Türckheim den bisherigen Bundestagsgesandten Blit-

tersdorff ins Ministeramt berief. Amand Goegg nannte ihn „einen Vollblutreactionär und das Werkzeug des in Österreich allmächtigen und auch in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten seinen verderblichen Einfluss ausübenden Fürsten von Metternicht“.⁶⁶ Nachdem die Kammerwahlen 1839 und die darauf folgende Wahl der Präsidenten und der Sekretäre nicht in seinem Sinn ausgefallen waren, klagte Blittersdorff, dass die Opposition geschlossen „wie ein Mann“ handle, aber die Anhänger der Regierung vereinzelt daständen und sich nicht „disciplinieren“ ließen. Durch Polarisierung und radikale Konfrontationspolitik suchte Blittersdorff nicht nur eine geschlossene Regierungsfraktion hinter sich zu bringen, sondern auch den verfassungspolitischen Rollback einzuleiten: „Ich werde der Partei des Hr. von Itzstein mit aller Entschiedenheit entgegen treten und es so weit treiben, als ich es vermag. Kann ich es nicht durchführen, so mag es ein anderer statt meiner versuchen.“⁶⁷

Wie weit Blittersdorff es „treiben“ wollte, wurde nach der Landtagseröffnung am 17. April 1841 deutlich. Den beiden in den Landtag gewählten Richtern Josef Ignatz Peter und Gerhard Adolf Aschbach war der Urlaub zur Teilnahme an den Sitzungen der beiden Kammern verweigert worden. Zugleich hatte die Regierung in den von ihnen vertretenen Wahlkreisen Neuwahlen angesetzt. Blittersdorff hatte ein Exempel statuiert. Beamtete Staatsdiener, die es wagten, in der Kammer gegen die Regierung aufzutreten, wurden disziplinarisch belangt – auch durch Versetzungen,⁶⁸ Degradierungen, Zwangspensionierungen und notfalls auch Amtsenthebungen.⁶⁹ Da nach dem Urlaubsstreit sich fast nur noch willfährige oder zumindest gemäßigte Beamte wählen ließen, wurde die Wahl von Beamten zu einem Problem.⁷⁰

Ungehalten über die ausufernden Diskussionen vertagte die Regierung am 4. August 1841 die Kammer. Der Großherzog schickte den Abgeordneten am 5. August ein tadelndes Manifest hinterher, in welchem er sich über „die Verirrung der zweiten Kammer“ beklagte und „ungebührliche Verdächtigungen“ zurückwies.⁷¹ In der Sitzung vom 18. Januar 1842 griff Itzstein Blittersdorff frontal an, indem er das Manifest nicht nur inhaltlich zurückwies, sondern auch auf dessen Verfassungswidrigkeit hinwies. Das Manifest war ohne Gegenzeichnung des Ministers veröffentlicht worden. Auf Antrag Itzsteins wurde es mit Mehrheit als verfassungswidrig eingestuft, worauf sofort am 19. Februar die Kammer aufgelöst wurde.

Die Auseinandersetzungen in der Kammer mündeten nunmehr in einen Wahlkampf, wie ihn Deutschland noch nicht



Abb. 10: Zu den Vorkämpfern um Freiheitsrechte im badischen Landtag gehörte der vom Lehramt suspendierte Staatsrechtsprofessor Karl Theodor Welcker (1790–1869).

erlebt hatte.⁷² Trotz der massiven Wahlbeeinflussungen ging die Opposition gestärkt aus den Wahlen hervor und war mit ca. 25 Mandaten etwas stärker als die Regierungsfraktion (in der Mitte standen die Unentschiedenen).⁷³ Neu in den Landtag kam der spätere Revolutionär Friedrich Hecker. Im Unterschied zu den Wahlen von 1825 zeigte es sich, dass der Wahlkampf sich auf die Urwahlen verlagert hatte. Der „Quantensprung der Mobilisierung“ bei den Wahlen war in erheblichem Maß auf die seit 1831 gewonnene Stärke des Liberalismus zurückzuführen.⁷⁴ Die Flugschriften, Zeitungen und Bücher, die über die Grenzen aus der Schweiz und aus Frankreich eingeschmuggelt wurden, neutralisierten die im Lande erscheinende zensierte Presse. Auch hatten sich mit Josef Ficklers Konstanzer „Seebaltern“ und der „Mannheimer Abendzeitung“ in Baden Oppositionsblätter etablieren können.⁷⁵

Am 23. Mai 1842 war der neue Landtag eröffnet. In Baden war nach dem liberalen Sieg 1842 überall das politische Leben erwacht, nach den Wahlkämpfen flauten die politischen Aktivitäten nicht ab, sondern sie belebten sich noch. Dankadressen an die zweite Kammer wurden gesammelt, trotz polizeilicher Verbote wurden lokale Versammlungen abgehalten. Itzstein, Welcker und Zittel trafen sich in Östringen, Emmendingen und Eichstetten mit Wahlmännern und Bürgern; die Polizei griff kaum noch ein.⁷⁶ Die zweite Kammer und die Öffentlichkeit waren zu einer Gegenmacht geworden. Blittersdorff war in Baden die meistgehasste Person. Nach Treitschke habe das Volk dunkel empfunden, „dass Blittersdorff in der Tat darauf ausging, die Landesverfassung, nötigenfalls mit Hilfe des Bundes, umzugestalten“.⁷⁷ In dieser Situation fand 1843 das Verfassungsfest statt. Aber noch war Blittersdorff an der Macht und hatte Rückhalt bei Leopold und seinen preußischen und österreichischen Gesinnungsfreunden im Bundestag.

Itzstein in Bad Griesbach

Mit Johann Adam von Itzstein trat beim Verfassungsfest 1843 in Bad Griesbach nicht nur der größte Widersacher Blittersdorffs, sondern auch die populärste Persönlichkeit der Liberalen als Hauptredner auf. Wie kein anderer verkörperten sein Leben und sein politisches Wirken den Geist des Konstitutionalismus. Als Sohn eines kurfürstlichen Geheimrates 1775 in Mainz geboren, kam er in jungen Jahren mit der Mainzer Republik und dem Jakobinismus in Berührung.⁷⁸ Seine Laufbahn begann er 1799 als Verwaltungsbeamter der Abtei Amorbach. 1809 trat er in großherzoglich-badische Dienste und wurde

Oberamtmann in Schwetzingen. Da Verwaltung und Justiz noch nicht getrennt waren, wurde er 1819 an das Hofgericht nach Mannheim berufen und dort 1822 in die zweite Kammer gewählt. Nachdem die Kammer auf Itzsteins Antrag 1823 das Budget abgelehnt hatte und deshalb sofort aufgelöst wurde, wurde Itzstein nach Meersburg in die „Verbannung“ strafversetzt, weit weg von seinen Familiengütern im Rheingau. Itzstein wehrte sich, erkrankte und wurde nach langen rechtlichen Auseinandersetzungen pensioniert.⁷⁹

Nach den freien Wahlen zum Landtag 1831 kehrte Itzstein in das Parlament zurück, auf seinen Antrag wurde die zwischenzeitlich geänderte Verfassung wiederhergestellt. 1832 schlug er das Angebot der Regierung aus, in das höchste Gericht einzutreten, um sich bei seiner Tätigkeit in der 2. Kammer keine Fesseln anlegen zu lassen. In der erneut beginnenden Reaktionszeit wurde er mehrfach als „Demagoge“ denunziert, aber wegen seiner Popularität wagte die Regierung keine Untersuchungen anzustellen.⁸⁰ Nach Metternich war Itzstein „der erste eigentliche praktische Radikale“.⁸¹ Ironie der Geschichte war, dass Itzsteins Gut Hallgarten, das gegenüber dem Weingut von Metternich lag, seit 1839 Treffpunkt deutscher Oppositioneller war. Im Gartenhäuschen trafen sich Liberale aus Baden, Hessen, Württemberg und Sachsen, um gemeinsame Strategien in den Landtagen zu entwickeln und ein Gegengewicht zum Deutschen Bund zu bilden.⁸² Zwar verliefen die Landtage 1835 bis 1839 ohne greifbare Erfolge, doch Itzsteins Auftritte für Pressefreiheit und gegen Übergriffe des Polizeistaats sowie gegen den Verfassungsbruch in Hannover förderten seine Popularität. Im Lande organisierte er Versammlungen und knüpfte auf kommunaler Ebene Kontakte zu Liberalen. Die Auseinandersetzungen im Landtag und der Wahlkampf 1841/42 machten Itzstein außerordentlich populär, zumal er über eine seltene Rednergabe verfügte.

Sein „Lieblingsschüler“ und langjähriger Freund Friedrich Hecker schildert den Redestil seines Mentors so: „Als Redner ist Itzstein bewundernswert. Seinem ausdrucksvollen lebendigen, aber nie durch Abspiegelung heftiger Leidenschaft verzogenen Gesichte kommt eine kräftige, wohlklingende Stimme zu Hilfe. Sein Vortrag ist fließend, einfach, klar, gewählt, einem kräftigen Strome vergleichbar. Seine Angriffe sind berechnend, gerade das Ziel treffend; er wird warm, feurig, begeistert, aber nie fortgerissen die Zügel verlierend; der Verstand beherrscht das Gefühl, das Gefühl erwärmt den Verstand! Dadurch wird er den Gegnern gefährlich [...] Nie hat ihn der ruhige parlamentarische Takt verlassen; nie wird er breit, schwülstig, gelehrt, unverständlich. [...]“⁸³



Abb. 11: Johann Adam von Itzstein war nach dem Tod Rottecks der unbestrittene Führer der badischen Liberalen.

Abb. 12: Das untere Bad Griesbach im Besitz von Joseph Monsch. Auf dem Platz fand das Verfassungsfest statt, vom Balkon aus hielt Itzstein seine Rede.



Zu Beginn seiner Griesbacher Rede⁸⁴ gab Itzstein bekannt, dass mehrere preußische Städte Westfalens Grußadressen geschickt hätten – der Liberalismus in Baden sah sich in einem gesamtdeutschen Zusammenhang. Dann wandte er sich mit folgenden Worten an das Publikum: „Mit inniger Freude und wahrhaft erhebendem Gefühl blicke ich auf die große Menschenmenge, welche sich aus allen Tälern, selbst aus weiter Ferne zur Feier des 25-jährigen Bestehens unserer Verfassung hier eingefunden hat, an dem der edle nun in Gott ruhende Großherzog Karl dieselbe unterzeichnet und in das Leben zu führen verordnet hat.“ Die Bedeutung dieses Tages erläuterte Itzstein so: „Er gab den Bürgern in der die Staatsverwaltung umändernden Verfassungsurkunde kostbare Rechte; Rechte, welche ihnen längst gebührten, die sie aber bis dorthin entbehren mussten. Es legte dieser Tag den Grund zu einem geregelten Haushalt des Staates und zu der Blüte unserer Finanzen. Er war endlich die Hauptquelle, von welcher aus unserem Baden und seinem Volk die ganze Achtung zufloss, die es in Deutschland genießt.“ Es sei angemessen, dass das Volk diesen Tag, der ihm „Freiheit und Selbständigkeit“ gebracht habe, auch mit einem Volksfest begehe.

Dann blickte Itzstein zurück. In Form rhetorischer Fragen machte er deutlich, in welcher Lage sich das Volk „vor der Verfassung“, im Absolutismus, befand. Es habe keinen Anteil an der Gesetzgebung gehabt, kein Steuerbewilligungsrecht und sei der Willkür der Beamten ausgesetzt gewesen. Die Gemeinden hätten keine Selbstverwaltung besessen, der Bürger keine Rechte, es habe keine Gleichheit vor Gesetz gegeben. Fronen und Abgaben hätten den Bürger bedrückt. Durch Karl Fried-



Abb. 13: Das obere und untere Griesbacher Bad um 1900. Im Vordergrund das Badhaus Monsch.

rich, den aufgeklärten Absolutismus, habe sich vieles zum Besseren verändert, die Bevölkerung habe allerdings ihre Wünsche nicht durch gesetzliche Vertreter vortragen können.

Nunmehr geht Itzstein auf die Entstehung der Verfassung ein. Das Volk habe in den Befreiungskriegen unter großen Opfern die „aussaugende Fremdherrschaft“ abgeschüttelt, die Regierungen seien dadurch in der Schuld des Volkes gestanden. Indem Großherzog Karl 1818 hier in Griesbach die Verfassung unterzeichnete, habe er der Gerechtigkeit Genüge getan, „zum Heil des Volkes und als schützende Burg der Regierung“. Diese Deutung entspricht, wie oben gezeigt, nicht der historischen Realität, waren es doch hauptsächlich dynastische und staatspolitische Gründe, die zur Verfassung führten.

In seinen weiteren Ausführungen streift Itzstein die Geschichte des badischen Konstitutionalismus bis in die unmittelbare Gegenwart. Er erwähnt die erfolgreiche Tätigkeit der Landtage von 1819 und 1822, benennt aber auch die „bedauerliche Zeit des Rückschreitens“ nach 1825. Als dessen Ursache führt er die „gänzliche Teilnahmslosigkeit“ des Volkes und nicht etwa die Karlsbader und Wiener Politik des Deutschen Bundes an – Itzstein vermeidet damit, sich rechtlich angreifbar zu machen. Ausführlich würdigt Itzstein die freien Wahlen nach der Julirevolution und die Reformtätigkeit des Landtags von 1831. Er zeigt auf, welche segensreichen Wirkungen ein auf freien Wahlen beruhendes Parlament entfalten kann. An erster Stelle nennt er die Wiederherstellung der Verfassung. Ausführlich geht er auf die Abschaffung der alten Lasten, Fronen und Abgaben ein, die Gemeindegesetze, die Finanzgesetze und die Bildungspolitik. Die „schönste Frucht“ von 1831 sei

das Gesetz über die freie Presse gewesen, es sei aber „nach kurzem Bestehen durch höhere Gewalt“ wieder untergegangen. Hinter der „höheren Gewalt“ verbirgt sich freilich die Politik des Deutschen Bundes. Das Volk habe im letzten Jahr durch seine Wahlen gezeigt, dass es die Verfassung und die dazu gehörenden Wahlgesetze verteidige.

Itzstein weist nun auf die noch fehlenden Gesetze zu den Freiheitsrechten hin, die durch die Verfassung verbürgt seien. Es gebe noch kein Gesetz, das die persönliche Freiheit und die Freiheit der Presse sichere. Im Gerichtswesen müssten öffentliche und mündliche Verfahren durchgesetzt und Geschworenengerichte eingeführt werden.

Die Verantwortung für die gedeihliche Weiterentwicklung des konstitutionellen Lebens weist Itzstein dem Volk selbst zu. Es müsse „lebendigen Anteil nehmen an allen Angelegenheiten, welche seine Verfassung, seine Gemeinde-Ordnung, seine Rechte und Freiheiten“ betreffen. Durch ein „gutes Wahlgesetz“ sei es möglich, bei den Urwahlen „als dem wichtigsten Wahlakte“ die Grundlage für eine „starke Kammer“ zu schaffen. Er verweist auf das Wahlgesetz Ludwigs und den Ministerialerlass Leopolds von 1830, in dem er seinen Willen bekundet, „die Verfassung des Landes heilig“ zu halten und keine Wahleinwirkungen zuzulassen. Mit einem Bürgerappell, die Verfassung zu „pflegen und zu schützen“ und einem dreifachen Hoch auf Großherzog Karl beendete Itzstein seine Rede.

Anschließend brachten Bürgermeister Kimmig von Griesbach Toaste auf die Großherzog und seine Familie, der Abgeordnete Dörr auf die Verfassung, Advokat Frech auf Festredner von Itzstein und Bürgermeister Birk von Ibach auf die toten und noch lebenden Volksvertreter aus. An letzteres knüpfte Itzstein noch einmal an, um besonders verdiente, schon verstorbene Volksvertreter zu ehren.

Er nannte als ersten Ludwig von Liebenstein⁸⁵ (1781–1824), der beim ersten Landtag die meisten Reformanträge stellte und mit seinem exemplarischen Stil die Parlamentskultur prägte. Rühmend erinnerte er an Johann Georg Duttlinger⁸⁶ (1788–1841), der als jüngster Abgeordneter mutig das Adelsedikkt angegriffen hatte und 1825 mit zwei anderen Mitgliedern der Kammer gegen die Verfassungsänderung stimmte. Er stellte die Verdienste des früheren Deputierten und späteren Ministers Ludwig Georg Winter⁸⁷ (1778–1838) heraus, der „furchtlos mit der reinsten Verfassungsliebe“ das Adelsedikkt bekämpft und dessen Eliminierung bewirkte hatte. Winter erfreute sich im Bezirksamt Oberkirch besonderer Beliebtheit. Nach seinem Tod wurde ein „Localkomitee“ gebildet, das 180 fl. für ein Denk-



Abb. 14: Das museal gestaltete Zimmer im „Roten Bau“ des Badhauses Monsch, in dem Großherzog Karl die Verfassung unterzeichnete. Die Porträts des Großherzogs paares Karl und Stephanie schmücken die Wand im Hintergrund.

mal sammelte, das für Winter in der Nähe von Oberkirch errichtet und am Verfassungstag einweihet werden sollte.⁸⁸ Nicht vergessen hatte Itzstein auch den populären Karl von Rotteck⁸⁹ (1775–1840). Als dessen Hauptverdienst hob er die Ablösungen des Zehnten hervor.

Aus eigener Erfahrung weiß Itzstein, dass der Abgeordnete „nicht auf Rosen gebettet“ ist. Er muss auf Privatvorteile, auf „Beförderung und Gunst“ verzichten, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden will. Itzstein warnt vor einer Kammer, die aus „schwachen abhängigen Männern“ zusammengesetzt sei, sie sei „ein wirkliches Unglück“ für das Land. Itzstein verspricht seinen Zuhörern: „Ich werde stets mit aller Kraft furchtlos und beharrlich für des Volkes Rechte und seine Freiheit, für das Wohl meiner Mitbürger kämpfen, selbst wenn ich ganz allein stehen sollte.“

Bei seinen Ausführungen wurde Itzstein „mit tausendstimmigen Bravorufen“ unterbrochen. Gegen Abend machten sich die Festteilnehmer in geschlossener Formation auf den Heimweg. In Peterstal trennten sich „die zahlreich gekommenen Verfassungsfreunde aus Schappach und dem Kinzigtal“ vom Zug. Vierzig Oberkircher Bürger, die wegen ihrer Tagesgeschäfte nicht abkömmlich waren, hatten sich um die Mittagszeit versammelt; dabei wurde die Verfassungsurkunde verlesen und erläutert. Sie zogen am Abend Itzstein entgegen und geleiteten ihn in das Haus des Advokaten Frech, bei dem er übernachtete.

Die Verfassungsfeste im Land führten nach der Massenmobilisierung des Wahlkampfes von 1842 zu einer neuen Welle der Politisierung, es entstand „eine Erhebung des reinen Bürgertums in Massen, ein politisches Massenbewusstsein, das

nicht mehr zu unterdrücken war“.⁹⁰ Der preußische Schriftsteller Ludwig Walesrode konnte sich bei einer Reise im Renchtal von den Eindrücken, die das Verfassungsfest bei der Bevölkerung hinterlassen hatte, persönlich überzeugen. Als es sich herumgesprochen hatte, dass er ein Freund „Vater Itzsteins“ sei, wurde er an jedem Ort „auf’s fürstliche“ bewirtet. Er bewunderte den Grad der politischen Aufgeklärtheit der Renchtäler Bevölkerung: „Ich war erstaunt darüber, wie die anwesenden Landleute öffentlich auftraten und aus dem Stehgreif politische Reden hielten, wie sie so tüchtig leider von keinem unserer Königsberger Landtags-Delegierten gehalten worden sind. Diese politische Bildung ist lediglich das Werk der unterschiedenen offenen Opposition der Badener Deputierten.“⁹¹ Die Jubelfeiern für die Verfassung machten auch den Kontrast zur Verfassungswirklichkeit deutlich, die Kritik artikuliert sich in Wirtshäusern und Festen und führte zu Adressen und halblegalen Vereinsbildungen.

Die Verfassungsfeiern von 1843 erschütterten auch die Machtstellung Blittersdorffs. „Alle die Hochrufe auf die geliebte Verfassung klangen wie ein drohendes Schlachtgeschrei gegen Blittersdorff“,⁹² das Verfassungsfest war „zu einer imposanten Demonstration gegen das herrschende Regiment“ geworden.⁹³ In der Bevölkerung zirkulierten bereits Adressen für den Rücktritt Blittersdorffs. Die politischen „Mäzene“ des Außenministers in Wien und Berlin waren unzufrieden, sie waren aber nicht bereit, Blittersdorff für einen harten Kurs Rückendeckung zu gewähren. Blittersdorff bot dem Großherzog seinen Rücktritt an. Zugleich bot er an zu bleiben, wenn ihm zur Unterstützung der Regierungspolitik der gesinnungsverwandte Legationsrat von Marschall an die Seite gestellt werde und die anderen Minister in Konflikten mit der Kammer seiner Linie folgten. Justizminister Jolly und Finanzminister Boeck lehnten es ab, sich Blittersdorff zu unterwerfen.⁹⁴

Die Verfassungsfeste 1844 und 1845 in Oberkirch

Die innenpolitische Lage in Baden hatte sich inzwischen etwas entspannt, nachdem der am 23.11.1843 neu zusammengetretene Landtag von der Regierung freundlich begrüßt wurde und mit entgegenkommenden Vorlagen zu umfassenden Justizreformen konstruktiv in die Gesetzgebung einbezogen wurde. Es bildete sich wieder eine „Mittelpartei“, gegen deren „Versöhnungsfieber“ sich jedoch die Oppositionellen scharf abgrenzten: Erstmals nahmen die Abgeordneten im Ständehaus ihre Sitzplätze nach der Gesinnung ein. Durch Indiskretionen ge-

langten Itzstein und seine Freunde in den Besitz der Dokumente der geheimen Wiener Konferenzen. Mit ihrer Veröffentlichung zielte die Opposition auf den Sturz des noch amtierenden Ministers Reitzenstein, der an den Beschlüssen mitgewirkt hatte.⁹⁵

In Ettlingen trafen sich nach einer entsprechenden Anzeige 26 Personen, um über eine Neuauflage eines Verfassungsfestes in Bad Griesbach zu beraten. Unter den Teilnehmern befanden sich die beiden Oberkircher Anwälte und späteren Revolutionäre Friedrich Frech und Maximilian Werner, der Offenburger Friedrich Zutt sowie der Mannheimer Lorenz Brentano. Frech sei mit der Organisation beauftragt worden. Die Kreisregierung regte an, das Verfassungsfest zusammen mit dem Geburtstag des Großherzogs zu feiern; wenn die Organisatoren nicht darauf eingingen, sollte es nicht auf Straßen oder öffentlichen Plätzen gefeiert werden.⁹⁶

Der Oberkircher Oberamtmann Häfelin meldete kurz darauf, dass das Fest in einem Oberkircher Wirtshaus stattfinden sollte. Zur Vorbereitung seien 30 hiesige Bürger im Theodor Schrempf'schen Bierhaus zusammengekommen. Frech versuchte dabei aufzuzeigen, „wie patriotische Bürger die Verfassung als ihr höchstes Gut ansehen müßten“, viele pflichteten ihm bei.⁹⁷ „Bei einem Mittagmahl ohne Prunk und Geräusch“ sollte das Fest gehalten werden. Bei der Versammlung wurde ein Festkomitee gewählt, dem neben Frech auch der Vorsteher des Bürgervereins, Fidel Braun, Ratschreiber Gerstner, Ausschussmitglied Zachmann und Schlosser Droll angehörten.

Nachträglich erfuhr Häfelin jedoch, dass viele auswärtige Gäste, ja sogar Itzstein, nach Oberkirch kommen wollten. Das Fest werde zwar mit „weniger Prunk“ begangen, weil das Geld dazu fehle. „Mit freisinnigen, der Regierung feindlichen Reden wird man umso freigiebiger sein.“ Allgemeine Einladungen in der „Mannheimer Abendzeitung“, dem Organ der Radikalen, seien schon ergangen. „Die Idee der Erneuerung des Verfassungsfestes greift um sich wie ein Waldbrand. Es verspricht zahlreicher zu werden als im vorigen Jahre. Von allen Seiten gehen Anmeldungen zur Teilnahme ein und es werden Deputationen aus mehreren Städten als Lahr, Offenburg, Achern, Bühl, Ettlingen pp. kommen“, meldete der Oberkircher Oberamtmann in einem weiteren Schreiben. Gerüchteweise hatte er vernommen, dass auch Hecker, Baum, Mathy und Kieffer kommen wollten; auch Straßburger hätten sich angeblich angemeldet. Das Fest solle auf einem Wiesengelände im Loh beim Gasthaus „Ochsen“ stattfinden. Die Kreisregierung entschied, man solle das Fest „laufen lassen, wie man es im vorigen Jahr

Abb. 15: Das erhalten gebliebene ehemalige Gasthaus Zum Ochsen in Oberkirch-Loh und der dazu gehörende Garten im Vordergrund waren Schauplatz des Verfassungsfestes 1844.



hat auch laufen lassen. Die Beamten werden nicht groß dagegen ziehen können, ohne sich in Unannehmlichkeiten zu setzen.“⁹⁸

Der Pedanterie und dem Argwohn Häfelins verdanken wir einen detaillierten Bericht⁹⁹ über den Ablauf des Festes. Am Festtag waren in Oberkirch einige Häuser, „namentlich das Frech’sche, mit Blumen, Kränzen und Fahnen geschmückt. In einer eigens dazu aufgerichteten Baracke neben dem Gasthaus Zum Ochsen waren zwei Tafeln mit 250 bis 260 Gedecken aufgestellt. Ochsenwirt Xaver Geldreich, der für das Festmahl sorgte, war ein Anhänger der Liberalen. Schon 1819 bei den ersten Landtagswahlen war er gewählter Wahlmann¹⁰⁰ und nach der Revolution 1848/49 als „Hauptteilnehmer und Ausschussmitglied“ des Volksvereins zur Rechenschaft gezogen.¹⁰¹ Über der Rednertribüne waren das Bildnis des Großherzogs Karl und die Porträts Itzsteins, Rottecks und anderer Deputierten der 2. Kammer aufgehängt worden.

Der Ehrenplatz vor der Tribüne wurde Itzstein auf der linken Tafel zugewiesen. Links an seiner Seite saß die Schriftstellerin und spätere Lenau-Biografin Emma von Suckow¹⁰². Daneben hatten der kurhessische Schriftsteller und Politiker Heinrich König aus Fulda und seine Frau, Advokat Alexander von Soiron aus Mannheim, der Wahlkreisabgeordnete Karl Hund(t) aus Renchen, Anwalt Frech, Anwalt Ludwig Bauhöfer aus Offenburg, der Autor der Schwarzwälder Dorfgeschichten, Berthold Auerbach(er), August Derndinger aus Offenburg, Sonnenwirt Thibaut aus Ettlingen, Dr. Leisler, Advokat aus Wiesbaden, Adam Dupré, Weinhändler aus Mainz, sowie zahlreiche Fremde aus Kurhessen, Hessen-Darmstadt und Mainz Platz ge-

nommen. Es dürfte sich zum großen Teil um Mitglieder des Hallgarten-Kreises gehandelt haben.

Auf der rechten Tafel saßen größtenteils Offenburger und Oberkircher Bürger. An den quer gestellten Tafeln waren Bauern des vorderen Renchtals, aus dem oberen Renchtal waren nur Bürgermeister Link aus Ibach und Feger aus Petersstal gekommen. Bei aller egalitären Tendenz des Liberalismus blieb doch in Kleidung und Sitzordnung das soziale Gefälle zwischen Honoratioren, Stadtbürgern und Landbevölkerung sichtbar. Viele Oberkircher Bürger waren „aus Misstimmung“ der Feier ferngeblieben, weil Frech durch Zeitungsanzeigen zahlreiche Besucher von auswärts eingeladen hatte. Der Oberkircher Bürgermeister Gottfried Braun war nicht anwesend, statt seiner vertrat Ratsschreiber Gerstner die Gemeinde. Das Fest war nicht eine Veranstaltung der Gemeinde, sondern einer Partei.¹⁰³ Das sollten auch die politischen Aussagen zeigen.

Im Vergleich zur Verfassungsfeier von 1843 trat die Geselligkeit in den Vordergrund. Statt einer langen Festrede und einem feierlichen Zeremoniell wurden Trinksprüche ausgebracht, Lieder gesungen, Tischunterhaltungen wurden geführt, es wurde ausgiebig gegessen und getrunken. Als lokaler Vertreter eröffnete Ratsschreiber Gerstner in diplomatischer Ausgewogenheit die Reihe der Toaste. Er würdigte, „was im Lande durch die wohlthätige Regierung Seiner Königlichen Hoheit des Durchlauchtigsten Großherzogs unter Mitwirkung seiner treuen Stände“ vollbracht worden sei und nannte namentlich den Eisenbahnbau und die Zehntablösung. Als unerfüllte „Wünsche des Volkes“ führte er die öffentliche Gerichtsverfassung und die Pressefreiheit an.

Itzstein redete als zweiter. Er verwies auf die seit der letzten Verfassungsfeier eingetretenen Veränderungen in Baden; manches wie Gedanken- und Pressefreiheit sei noch zu erstreiten. Hinsichtlich des Kampfes um eine freie Presse habe er jedoch „kaum eine schwache Hoffnung“ – Itzstein war sich bewusst, dass der Schlüssel dazu in Frankfurt beim Bundestag und nicht in Karlsruhe lag. Aber er meinte auch, dass durch „treue Wahlmänner“ sich auch die Kraft der Kammer entwickeln könne. Itzsteins Hoch galt der Verfassung.



Abb. 16: Berthold Auerbach (1812–1882) besuchte das Oberkircher Verfassungsfest 1844.

Noch deutlicher wurde Alexander von Soiron, späterer Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung. Der Staat habe die Aufgabe, das Volk zu erziehen, um es mündig zu machen. Er löse aber diese Aufgabe nicht, wenn er die Kräfte des Volkes nur „zernichte“. „Letzteres tue aber jede Regierung, welche bloß befehle, das Volk als willenloses Lasttier für die Besteuerung jeder Art betrachte und das Volk „durch eine plumpe Polizei“ in Schranken gehalten werde. Er kritisierte auch die Bevormundung durch die Beamten, die die Teilnahme am öffentlichen Leben erstickten. Der Oberkircher Anwalt Frech rühmte die Verdienste Itzstein bei der Wiederherstellung der Verfassung und bei seiner Tätigkeit in der Kammer. In einer späteren Wortmeldung sprach er sich auch für die „Öffentlichkeit der Gerichte“ aus. Dr. Leisler brachte einen Toast auf den politischen Märtyrer und Marburger Professor Sylvester Jordan aus: Der maßgebliche Verfasser der kurhessischen Konstitution war 1843 aufgrund einer unbegründeten Denunziation wegen angeblicher revolutionärer Umtriebe zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt worden.¹⁰⁴ Der Justizskandal – Jordan wurde nach drei Jahren Hausarrest und zwei Jahren Festungshaft 1845 von allen Vorwürfen freigesprochen – machte auch die Fragwürdigkeit des geheimen Inquisitionsprozesses sichtbar, aus der die Forderungen nach Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens sowie nach Geschworenengerichten abgeleitet wurden.¹⁰⁵ Die Strafprozessordnung war ein Thema, mit dem sich der badische Landtag intensiv in den 1840er Jahren beschäftigte.

Der in Nordstetten geborene Schriftsteller Berthold Auerbach, als „Erfinder“ der Dorfgeschichte in die Literatur eingegangen, würdigte den Bauernstand. Er sei die starke Stütze, „auf dem alles Wohl beruhe: Dieser Stand fühle sich nun selbst, er kenne seine Rechte so gut als die Pflichten.“ Die „frühere Unwissenheit“ habe sich gelöst und gelichtet zu einer höheren Erkenntnis. Auerbach hatte am Morgen dieses Tages in Oberkirch nach der Melodie von „Was ist des Deutschen Vaterland“ ein Lied geschrieben, das der lebenslustige Mainzer Weinhändler und Schiffer Adam Dupré vorsang:

*Was ist des Volkes höchste Kraft?
Soldatenmut und Wissenschaft?
Ists, was der Schriftgelehrte weiß?
Ists, was der Bauer schafft im Schweiß?
O nein! O nein!*

*Es muss noch was Höheres sein.
 Was ist des Volkes höchste Zier?
 Ist seiner Berge Prachtrevier?
 Ists seiner Ströme stolzer Lauf?
 Ists sein Erwerben, ist sein Kauf?
 O nein! O Nein!
 Es muß noch etwas Höheres sein.
 [...]
 So nenne endlich nur die Kron
 Den Schmuck auf Volkes höchstem Thron.
 Es ist Gesetzes starke Wehr
 Als Titel: Bürger höchste Ehr
 Das soll es sein!
 Der Freiheit Krone soll es sein!*

Einer der Gäste, den Häfelins Spitzel nicht identifizieren konnten, betonte, sie seien nicht Fremde, „sondern gute deutsche Brüder, mit welchen sie das Fest gefeiert. Nicht so glücklich wie ihre badischen Brüder betrachten sie das Fest auch als das ihre.“

Zu Itzsteins Huldigung war unter dem Titel „Renchtals Gruß“ von Oberkircher Bürgern ein Huldigungslied für Itzstein gedichtet worden:

*Sei uns begrüßt in unseren Renchtalgauen
 Du Mann, der nur für Freiheit baut.
 Du Mann, nach dem die Bürger alle schauen.
 Du Mann, der deutsche Hoffnung baut.
 Feierlich schalle der Jubelgesang,
 Itzstein ihr Männer, beim Becherklang.
 [...] Itzstein sehn wir mit Gefährten wieder
 Mit all den Edlen unseres Staats.
 Drum tönen Euch heut Renchtals freie Lieder
 Von Berg und Tal aus Land und Stadt.
 Feierlich schalle der Jubelgesang
 Der zweiten Kammer beim Becherklang.*

Mit Inbrunst sangen die Teilnehmer der Oberkircher Versammlung das Badenerlied von Heinrich Hoffmann von Fallersleben, das der Dichter der deutschen Nationalhymne eigens zum badischen Verfassungsfest 1843 geschrieben hatte:

*Es blüht im Lande Baden
 Ein Baum gar wunderbar,
 Hat immer grüne Blätter
 Und blüht trotz Sturm und Wetter
 Schon fünfundzwanzig Jahr.*



Abb. 17: August Heinrich von Fallersleben (1798–1874) wurde im November 1844 stürmisch vom Oberkircher Publikum gefeiert; der Liederabend war eine politische Demonstration.

*Die Früchte, die er bringet,
 das sind Gesetz und Recht,
 Gemeinsinn, Bürgertugend
 Für uns und unsere Jugend
 Für künftige Geschlecht.
 Die Hand, die er gepflanzt,
 gesegnet sei die Hand!
 Dank müsst ihr heute bringen
 Ja heißen Dank ihr singen
 Das ganze Vaterland.*

*Bring immer deine Früchte,
 bring deinen Segen dar!
 Lass hoffen uns nicht vergebens
 Sei du der Baum des Lebens
 Und Glückes immerdar.*

*O mag dich Gott behüten,
 vor Willkür und Gewalt!
 Wie heute bei deiner Feier
 Blüh immer frisch und freier,
 Du Zierd im deutschen Wald.*

Hoffmann von Fallersleben, der 1843–1849 als politischer Flüchtling ein unstetes Wanderleben führte, kam am November dieses Jahres 1844 auch persönlich nach Oberkirch, um sich mit politisch Gleichgesinnten zu treffen. Gleich an zwei Abenden, die nach Hoffmanns Lebenserinnerungen „reich waren an Beweisen inniger Teilnahme“, traf der Dichter auf seiner Rückreise aus Italien und der Schweiz mit der begeisterten Oberkircher Bürgerschaft zusammen. In einem Zeitungsbericht, den Hoffmann selbst zitiert, über den Oberkircher Aufenthalt zu lesen: „Jeder Abend vereinte eine so große Anzahl seiner Verehrer um ihn, als die geräumigen Hallen fassen konnten. Den größten Teil der Zeit füllte Gesang seiner Lieder.“¹⁰⁶ Die Lieder beinhalteten gerade die politische Botschaft des eng mit Itzstein¹⁰⁷ befreundeten Schriftstellers. Hoffmann von Fallersleben wurde im Oktober 1847 aus Baden, dessen Freiheit er besungen hatte, ausgewiesen.¹⁰⁸

Den offiziellen Schluss des Festes gab Advokat Frech bekannt, die Feier wurde in der beleuchteten Festhütte und im Gasthaus Zur Linde fortgesetzt, wo zu Ehren Itzsteins einige Lieder gesungen wurden. Am Abend kam auch der Acherner Landtagsabgeordnete Richter, ebenfalls ein enger Gesinnungsfreund Itzsteins, nach Oberkirch. Itzstein übernachtete wie im



letzten Jahr wieder im Hause Frech. Als am nächsten Tag Itzstein durch die Stadt ging, verfolgten Häfelins Spitzel argwöhnisch, wie er Bürgern auf der Straße „freundschaftlich die Hände drückte“ oder die ihm aus dem Fenster nachschauenden Einwohner „mit dem Hut“ grüßte. Selbst die sympathische Freundlichkeit des liberalen Politikers und Menschen Itzstein war dem Vertreter des Obrigkeitsstaats suspekt.

Häfelin bemühte sich, den angeblichen Verschwörungscharakter der Versammlung zu betonen. So sei es Tatsache, dass „manche Sprecher oft Äußerungen taten, die Regierung und Beamte“ herabsetzten. Beamte seien „willenlose Werkzeuge der Regierung, gegen deren Willkür und Unwissenheit man sich wehren müsse“. Einer habe gesagt, er wolle den Ministern nachrufen: „Mit eurem Nimbus verweht der Nimbus der Fürsten.“ Häfelin behauptet schließlich, er habe „aus vertrauter Mitteilung“ gehört, „dass sich eine Propaganda zum Umsturz des gegenwärtigen Zustandes in ganz Deutschland zu bilden beginne. Oberkirch(!!), Mannheim, Berlin, Mainz, Darmstadt und Basel sollen die Hauptsitze sein und mehrere aus Hessen-Kassel sollen daran tätigen Anteil nehmen.“

In Karlsruhe nahm man offensichtlich Häfelins hysterische Reaktion auf die Feier nicht ernst, denn es finden sich in der Akte keine Vermerke über weitere Untersuchungen. Dazu mag auch beigetragen haben, dass die Öffentlichkeit Itzstein eine

Abb. 18: Beim Treffen in dem Oberkircher Gasthaus „Linde“ wurde die erste Offenburger Versammlung vom 12. September 1847 vorbereitet.

Art parlamentarischer Immunität verlieh, die ihn vor polizeilichen Übergriffen schützte. Im darauffolgenden Jahr 1845 wurde in Oberkirch wieder ein Verfassungsfest unter Itzsteins Anwesenheit gefeiert, allerdings nahmen nur 162 Personen daran teil. Ein Zelt war im Garten des Bärenwirts Armbruster aufgestellt worden.¹⁰⁹

Badischer Verfassungspatriotismus: Weg zur Revolution?

Auf den Verfassungsfesten des Vormärz wurde die Verfassung fast überall in Baden „wie ein Kultgegenstand“ behandelt. Bei der 25-Jahrfeier lag sie während des Hochamtes in der Pfarrkirche Villingen auf einem eigens für sie errichteten Altar in der Mitte des Chorbogens. In der Triberger Wallfahrtskirche ruhte ein kostbar eingebundenes Exemplar auf einem roten Samtkissen, von Blumengebinden und Eichenkranz umgeben.¹¹⁰ Der für seine wissenschaftliche Korrektheit bekannte Staatsrechtler und Landtagsabgeordnete Rotteck schrieb schon 1831 überschwänglich nach der Wiederherstellung der Verfassung:

„Die Liebe zur Verfassung wie jene zum Vaterlande, trägt einen Charakter der Religiosität an sich, sie ist nicht bloß die Wertschätzung eines als kostbar erkannten Besitztums, sondern fromme Anhänglichkeit an ein für heilig erachtetes Gut. Sie ist Pietät, sie ist Tugend.“¹¹¹

Dolf Sternberger, der den Begriff des „Verfassungspatriotismus“ eingeführt hat, betont, dass im Verhältnis von Bürger und freiheitlichem Staat auch Emotionen eine wichtige Rolle spielen sollten. In einem Staat soll nicht nur das richtige Rechtsverhältnis, sondern auch ein „angemessenes Gefühlsverhältnis“, mit anderen Worten, „Liebe zum Bürgerstaat“ herrschen.¹¹² Das „Vaterland ist eine Aufgabe für alle Bürger, nämlich ein Vaterland erst in Freiheit zu errichten“.

Verfassungspatriotismus hat aber auch eine „kognitive und agitive Dimension“.¹¹³ Der Bürger muss Rechte und Freiheiten kennen und sie als zu verteidigende Werte akzeptieren. Er muss zugleich aktiver „Bürger“ im politischen Sinn werden, der seine Rechte beispielweise durch das aktive und passive Wahlrecht wahrnimmt. „Verfassungspatriot ist, wer friedlich, aus Liebe zur Demokratie und unter Berücksichtigung der Prinzipien von Gleichheit und im Vertrauen auf deren Geltung und Gültigkeit über offizielle, aber auch inoffizielle Beteiligungsmöglichkeiten an der Gestaltung der demokratischen Ordnung persönlich mitwirkt oder sie gegen illiberale Einflüsse zu verteidigen versucht.“ Der Staat wird zur „jeder-manns Sache“.¹¹⁴

Die badische Verfassung 1818 wurde als integrativer Akt vom monarchischen Obrigkeitsstaat dem Volk „gewährt“; durch die parlamentarische Praxis im Landtag und in den Gemeinden eigneten sich die Liberalen die Mitwirkungsrechte und die Freiheitsversprechen der Verfassung an und verteidigten sie bald gegen die Amputationsversuche und Staatsstreichpläne der restaurativen Kräfte des Karlsruher Hofes und des Deutschen Bundes. Mit den Beschlüssen von Karlsbad, Frankfurt und Wien war die Möglichkeit geschaffen worden, bereits erreichte Fortschritte wie die Pressefreiheit rückgängig „von außen“ zu machen oder zumindest die Eigendynamik der Verfassungsentwicklung zu bremsen. Damit wurde auch der polizeiliche Obrigkeitsstaat konserviert, der 1846 auch nach dem Eintritt des gemäßigten Liberalen Johann Baptist Bekk in das Ministerium Bestand hatte.

Die Oberkircher Verfassungsfeste stärkten den Einfluss der Liberalen auf lokaler Ebene, indem sie innerhalb Badens, aber auch darüber hinaus Verbindungen zwischen den lokalen Eliten und der politischen Prominenz herstellten. Die 1844 fertiggestellte Eisenbahn ermöglichte es Bürgern aus Oberkirch, beispielsweise 1845 an der Beerdigung des bekannten Abgeordneten Adolph Sander in Rastatt teilzunehmen, die zu einem Parteitreffen des badischen Liberalismus wurde.¹¹⁵ Seit 1840 befand sich der Landtagswahlkreis Oberkirch-Gengenbach in liberaler Hand. Die Abgeordneten Karl Hund(t) (1840–1846) aus Renchen und seit 1846 der aus Oberkirch stammende und spätere Abgeordnete der Paulskirche Anton Christ¹¹⁶ stellten die Verbindungen zum Kammerliberalismus her.

Am 23. August 1847 trafen sich in der Oberkircher Oberen Linde Vertreter des liberalen Radikalismus, um laut Struve „eine Besprechung unserer Verfassungszustände“¹¹⁷ vorzubereiten. Der Acherner Advokat Franz Joseph Richter und Gustav Struve kamen am Nachmittag an, auf sie warteten schon die Oberkircher Advokaten Frech und Werner und der Offenburger Bürgermeister Gustav Rée. Etwa 40 Bürger, meist Wirte und Kaufleute, einige Gemeinderäte sowie der schon durch seine Aktivitäten bei den Verfassungsfesten bekannte Friedrich Frech trafen sich zu einer geschlossenen Gesellschaft und zu einem Gastmahl.¹¹⁸ Sie besprachen die Organisation und den Ablauf der Versammlung, die am 12. September 1847 im Offenburger Salmen stattfinden sollte. Das Oberkircher Treffen – schon das Datum legt es nahe – stand in der Tradition der Oberkircher Verfassungsfeste. Das frühere „Volksfest“ war jetzt zu einem Parteitreffen der Radikalen geworden. Nicht mehr die Beschwörung des Geistes der Verfassung stand auf der Tagesord-

nung, sondern das zielgerichtete politische Handeln, das im „Offenburger Programm“ seinen Niederschlag fand und das vermutlich in Oberkirch beschlossen wurde.

Bei all dem stand die Verteidigung der Verfassung durch die „entschiedenen Freunde der Verfassung“, wie sich die Offenburger Teilnehmer nannten, im Vordergrund. Schon optisch wurde das durch die „Verfassungsurkunde mit einem roten Einband“ sichtbar, die unter der Büste Großherzog Karls im Offenburger „Salmen“ aufgestellt war.¹¹⁹ In seiner Rede griff Struve den „Deutschen Bund“ an, den die Fürsten gebildet hätten, um mit den Karlsbader, Frankfurter und Wiener Beschlüssen das Volk zu unterdrücken. Er verlangte, dass die Regierung sich von den Ausnahmegesetzen des Deutschen Bundes los-sage, „damit unsere Verfassung einem Wahrheit werde und nicht ein Scheinding, eine Komödie wie bisher“.¹²⁰ Damit war der Rubikon überschritten und der Deutsche Bund infrage gestellt, der von Anfang an Rechte und Freiheiten beschränkt hatte: „Der Radikalismus stand auch und gerade 1847 im Bewusstsein einer radikalen Verteidigung der badischen Verfassung, er folgte in seinem Selbstverständnis weiterhin der defensiven Ideologie des vormärzlichen badischen Liberalismus; man war nur deshalb besonders radikal, weil man [...] ein Komplott gegen die Verfassung am Werke sah, die Teilnehmer der Offenburger Versammlung waren Radikale, aber eben- noch-keine Republikaner (jedenfalls nicht im modernen Sinne).“¹²¹

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Postkarte 1900, Archiv des Verfassers

Abb. 2: Kupferstich von Nilson, aus: Joseph Zentner, Das Renchthal und seine Bäder, Freiburg 1827

Abb. 3: Kolorierte Postkarte von 1920, Archiv des Verfassers

Abb. 4: Archiv des Verfassers

Abb. 5: wikipedia, public domain

Abb. 6: Illustrierter Kalender 1846 für 1846. Leipzig 1846

Abb. 7: GLA J.-B. Karlsruhe 112

Abb. 8: Illustrierter Kalender 1846

Abb. 9: Illustrierter Kalender 1846

Abb. 10: Illustrierter Kalender 1846

Abb. 11: Illustrierter Kalender 1846

Abb. 12: GLA J-B Griesbach 9

Abb. 13: Postkarte, Archiv des Verfassers

Abb. 14: Postkarte von 1910, Archiv des Verfassers

Abb. 15: Aufnahme des Verfassers 2018

Abb. 16: wikipedia, public domain

Abb. 17: wikipedia public domain

Abb. 18: Historische Postkarte, Archiv des Verfassers

Anmerkungen

- 1 Haasis, Helmut G.: Volksfest, sozialer Protest und Verschwörung. 150 Jahre Hambacher Fest. Heidelberg 1981, 53/Reinalter, Helmut, Hambacher Fest, in: R. H. (Hg.), Lexikon zu Demokratie und Liberalismus 1750–1848/49, Frankfurt 1993, 123–126.
- 2 Nolte, Paul: Die badischen Verfassungsfeste im Vormärz. Liberalismus, Verfassungskultur und soziale Ordnung in den Gemeinden. In: Hettling, Manfred/Nolte, Paul: Bürgerliche Feste. Symbolische Formen politischen Handelns im 19. Jahrhundert. Göttingen 1993, 63.
- 3 Mathy, Karl: Die Verfassungsfeier in Baden am 22. August 1843, Mannheim 1843, 257.
- 4 Mathy, Karl: Die Verfassungsfeier in Baden, 31.
- 5 Mathy, Karl: Die Verfassungsfeier in Baden, 220.
- 6 Sitzung der 2. Kammer der badischen Landstände, 25. Juni 1833, Band 3, 281.
- 7 Sitzung der 2. Kammer der badischen Landstände, 25. Juni 1833, Band 3, 284.
- 8 Nolte, Paul: Gemeindebürgertum und Liberalismus in Baden 1800–1850. Tradition-Radikalismus, Republik. Göttingen 1994, 108.
- 9 Becht, Hans–Peter: Die badische zweite Kammer und ihre Mitglieder, 1819 bis 1841/42. Mannheim/Heidelberg 1985.
- 10 Mathy, Karl: Die Verfassungsfeier in Baden, 220–221.
- 11 Nolte, Paul: Die badischen Verfassungsfeste im Vormärz, 66.
- 12 Frech spielte lokal während der Revolution 1848/49 in Oberkirch eine zentrale Rolle, vgl. Raab, Heinrich: Revolutionäre in Baden 1848–1849, Stuttgart 1998, 235 f.; Pillin, Hans-Martin: Oberkirch. Die Geschichte der Stadt in großherzoglich-badischer Zeit 1803–1918, Oberkirch 1978, 58 ff.
- 13 Schreiben der Rastatter Kreisregierung an das Innenministerium, 10. Juni 1843, GLA 236/150 41.
- 14 GLA 236/15041.
- 15 Schreiben des Regierungsdirektors des Mittelrheinkreises vom 7. August 1843 an das Innenministerium, GLA 236/15041.
- 16 GLA 236/15041.
- 17 Franz Freiherr Rüd von Collenberg-Eberstadt (1789–1860) war 1839–1844 Präsident des Ministeriums des Innern, vgl. Friedrich von Weech: Badische Biografien Band II, Heidelberg 1875, 223 f.
- 18 Ministerium des Innern, 8. August 1843, GLA 236/15041.
- 19 Corps-Befehl, 7. August 1843, GLA 236/15041.
- 20 Freytag, Gustav: Karl Mathy. Geschichte seines Lebens, Leipzig 1870, 219 f.
- 21 Mathy, Karl: Die Verfassungsfeier in Baden, 217.
- 22 Johann Jakob Dörr (1777–1846) gehörte dem Landtag 1819–1823 und 1831–1835 an; Heribert Brandstetter (1778–1854) 1822/23. Beide hatten ihr Mandat bei den manipulierten Wahlen 1825 verloren.
- 23 Zum Folgenden siehe Mathy, Karl: Die Verfassungsfeier in Baden, 215 ff./Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung vom 29. August 1843/ Freiburger Zeitung vom 25. August 1843/Karlsruher Zeitung vom 27. August 1843.
- 24 Mathy, Karl: Die Verfassungsfeier in Baden, 221.
- 25 Gall, Lothar: Musterland der parlamentarischen Demokratie. In: Beiträge zur Landeskunde. Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, 3. Juni 1982, 3.
- 26 Schwarzaiaer, Hansmartin: Baden. Dynastie-Land-Staat. Stuttgart 2005, 176.
- 27 Häusser, Ludwig: Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution, Heidelberg 1851, 11 f.
- 28 Engehausen, Frank: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918, Leinfelden-Echterdingen 2005, 34 f.
- 29 Weech, Friedrich von: Geschichte der badischen Verfassung nach amtlichen Quelle, Karlsruhe 1868, 96.
- 30 Schnabel, Franz: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Zweiter Band: Monarchie und Volkssouveränität, Freiburg 1949, 126.
- 31 Verfassungsurkunde für das Großherzogtum Baden, abgedruckt in: Fenske, Hans, 175 Jahre badische Verfassung, Karlsruhe 1993, 122.

- 32 Ullmann, Hans Peter: Baden 1800–1830, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte Band 3, Stuttgart 1992, 63.
- 33 Schnabel, Franz: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 139 .
- 34 Es gab in Baden 22 städtische Wahlkreise und 41 (überwiegend ländliche) Amtswahlkreise. Die Wahlkreisgeometrie benachteiligte die Landbewohner und die Katholiken, siehe: Ehrle, Peter Michael: Volksvertretung im Vormärz, Frankfurt 1979, 429.
- 35 Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918, 40.
- 36 Verfassung 1818, § 7–§ 25; Fenske, Hans: 175 Jahre badische Verfassung, 122–124.
- 37 Botzenhardt, Manfred: Konstitutionalismus, in: Helmut Reinalter (Hg.) Lexikon zu Demokratie und Liberalismus, 188–191.
- 38 Weech, Friedrich von: Badische Geschichte, Karlsruhe 1890, 521.
- 39 Karlsruher Zeitung, 15. September 1818.
- 40 Oster, Uwe A.: Großherzog Ludwig I. Der Unsymbadische? Gernsbach 2012, 154.
- 41 Zitiert nach A. von Soiron, Überblick des badischen Verfassungslebens, in: Wochenblatt XII als Fortsetzung der Landtagszeitung, Karlsruhe 1846, 317.
- 42 Schöchlin, Karl: Geschichte des Großherzogtums Baden unter der Regierung von Großherzog Leopold 1830–1852, Karlsruhe 1856, 61.
- 43 Deutsche Bundes-Acte vom 8. Juni 1815 und Wiener Schluss-Akte vom 15. März 1820. Stuttgart 1834, Art. 14, 16f.
- 44 Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Band 2, Paderborn 2011, 506.
- 45 Weech, Friedrich von: Badische Geschichte, 528.
- 46 Rotteck, Carl von: Geschichte der badischen Landtage von der Einführung der badischen Verfassung bis 1832, Leipzig/Stuttgart 1836, 31f.
- 47 Ullmann, Hans-Peter: Baden 1800–1830, 65f.
- 48 Treitschke: Deutsche Geschichte, 509/ von Weech: Badische Geschichte, 530.
- 49 Hippel, Wolfgang von: Friedrich Landolin Karl von Blittersdorff 1792–1861, Stuttgart 1967, 43.
- 50 Weech, Karl von: Salomon Zachariä, Badische Biografien, Band 2, Heidelberg 1875, 529.
- 51 Zeile, Christine: Baden im Vormärz. Die Politik der Ständeversammlung sowie der Regierung zur Adelsfrage, Grundentlastung und Judenemanzipation 1819–1843, München 1989, 73.
- 52 Von Hippel: Blittersdorff, 58.
- 53 Rotteck, Carl von: Geschichte des badischen Landtags, 386.
- 54 Soiron, Alexander von: Überblick des badischen Verfassungslebens, Wochenblatt als Fortsetzung zur badischen Landtags-Zeitung 87 1846, 343.
- 55 Schöchlin, Karl: Geschichte des Großherzogtums Baden, 130.
- 56 Fenske, Hans: Baden 1830 bis 1848, in: Kommission für historische Landeskunde Baden-Württemberg (Hg.), Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Band 3, 83f.
- 57 Itzstein: Rede über die Wiederherstellung der Artikel 38 und 46 in der badischen Verfassungsurkunde, in: Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert, Erster Band, Berlin 1843, 221–230.
- 58 Müller, Hildegard: Liberale Presse im Vormärz. Die Presse der Kammerliberalen und ihre Zentralfigur Karl Mathy 1840–1848, Heidelberg 1986, 37.
- 59 Rotteck, Karl von: Geschichte der badischen Landtage, 451.
- 60 Zitiert nach Zeile, Christine: Baden im Vormärz, 232.
- 61 Freiburger Zeitung, 11. Januar 1832.
- 62 Nolte, Paul: Gemeindebürgertum und Liberalismus in Baden, 85.
- 63 Gentz, Friedrich von: Betrachtungen über die politische Lage in Europa, Allgemeine Zeitung 27./28.9.1831, abgedruckt bei: Hardtwig, Wolfgang: Vormärz. Der monarchische Staat und das Bürgertum, München 1998, 176
- 64 Einiges aus der Mappe des Freiherrn von Blittersdorff als vormaligen Großherzoglich Badischen Bundestagsgesandten, Mainz 1849, 7–17, siehe dazu auch das Folgende.
- 65 Weech, Friedrich von: Correspondenzen und Actenstücke zur Geschichte der Ministerconferenzen von Carlsbad und Wien in den Jahren 1819, 1820 und 1834, 143.

- 66 Goegg, Amand: Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die badische Revolution von 1848, New York 1876, 11.
- 67 Brief an Tettenborn, vom 12. April 1839: Einiges aus der Mappe, 25.
- 68 Oberhofgerichtsrat Peter war von Mannheim an das Bezirksamt Adelsheim versetzt worden; Müller, Leonhard: Die politische Sturm- und Drangperiode Badens, Mannheim 1905, Band 1, 16.
- 69 Siemann, Wolfram: Vom Staatenbund zum Nationalstaat. Deutschland 1806–1871, Frankfurt/Wien 1995, 162.
- 70 Mathy, Karl: Badische Zustände 1844, in: Weil, Karl (Hg.): Konstitutionelle Jahrbücher, Band 2, Stuttgart 1844, 244
- 71 Zitiert bei Müller, Leonhard, Die politische Sturm- und Drangperiode Badens, 13.
- 72 Treitschke, Heinrich von:, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 5. Band, Reprint Paderborn 2015, 321.
- 73 Engehausen, Frank: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden, 78.
- 74 Nolte, Paul: Gemeindebürgertum und Liberalismus in Baden, 239, 240.
- 75 Deuchert, Norbert: Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution. Politische Presse und Anfänge deutscher Demokratie 1832–1848/49, Stuttgart 1983, 130 ff., 160 ff.
- 76 Deuchert, Norbert: Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution, 187 f.
- 77 Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte Band 5, 321.
- 78 Schweighardt, Jörg: Itzstein, unser Stern. Von der Mainzer Republik über das Hambacher Fest in die Paulskirche: Adam von Itzstein, der rastlose Organisator der Vormärz-Opposition, hat Demokratiegeschichte geschrieben, DIE ZEIT, 12. Juli 2012.
- 79 Weech, Friedrich von: Badische Biografien Band 1, 430 ff.
- 80 Steger, Fr. (Hg.): Brockhaus Ergänzungs-Konversationslexikon, Erster Band, Leipzig 1846, 75.
- 81 Hippel, Wolfgang von: Blittersdorff, 39.
- 82 Deuchert, Norbert: Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution, 252.
- 83 Hecker, Friedrich: Lebensbeschreibung freisinniger Männer. Itzstein. In: Blum, Robert und Steger, Friedrich: Vorwärts! Volkstaschenbuch für das Jahr 1845, Leipzig 1845, 229 f.
- 84 Rede bei der Verfassungsfeier in Bad Griesbach in: Karl Mathy, Die Verfassungsfeier in Baden, 222–233.
- 85 Weech, Friedrich von: Badische Biografien, Band 2, 23 ff.
- 86 Weech, Friedrich von: Badische Biografien, Band 2, 204 ff.
- 87 Schenkel, Ludwig: Georg Winter. In: Weech, Badische Biografien, Band 2, 493–510.
- 88 Bericht des Oberamtmanns Häfelin vom 31. August 1844, GLA 236/150 41.
- 89 Weech, Friedrich von: Karl von Rotteck. In: Badische Biografien, Band 2, 211 ff.
- 90 Walesrode, zitiert nach Deuchert, Norbert: Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution, 193.
- 91 Brief aus Hallgarten vom 15.9.1843, Jakoby, Johann: Briefwechsel 1816–1849, Hannover 1974, 213.
- 92 Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 5. Band, 325.
- 93 Müller, Leonhard: Die politische Sturm- und Drangperiode Badens, 1. Band, 44.
- 94 Zu Blittersdorffs Rücktritt von Hippel, Blittersdorff, 132 f./Müller, Leonhard, Die politische Sturm und Drangperiode Badens, 37 ff.
- 95 Müller, Leonhard: Die politische Sturm- und Drangperiode Badens, 48 f.
- 96 Schreiben von Regierungsdirektor Baumgärtner vom 7. August 1844, GLA 236/150 41.
- 97 Schreiben von Häfelin, 3. August 1844, GLA 236/150 41, auch zum Folgenden.
- 98 Schreiben von Baumgärtner, 7. August 1844, GLA 236/150 41.
- 99 „Untertänigster Bericht des Oberamtmanns Häfelin zu Oberkirch, die Verfassungsfeier vom 22. August dieses Jahres betreffend, 31. August 1844, GLA 236/150 41; auch zum Folgenden.
- 100 Liste der Wahlmänner in: Die Landständische Verfassungsurkunde für das Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1819, 146.
- 101 Raab, Heinrich: Revolutionäre in Baden, 270 f.
- 102 Emma von Suckow (1807–1876) veröffentlichte unter dem Pseudonym Emma Niendorf die Biografie „Lenau in Schwaben“ und zahlreiche Reisebücher. Sie stand zu den Köpfen der Schwäbischen Dichterschule in enger Beziehung und unterhielt in Stuttgart einen literarischen Salon.

- 103 Nolte, Paul: Die badischen Verfassungsfeste im Vormärz, in: Hettling/Nolte, Bürgerliche Feste, 87.
- 104 Jordan, Sylvester: Ergänzungsblätter zu allen Konversationslexiken, Leipzig 10. Dezember 1845.
- 105 Bultmann, Markus: Erfahrung von Freiheit und Unfreiheit in der deutschen Geschichte. Rastatt und Offenburg: Erinnerungsorte der Revolution 1848/49, Koblenz 2007, 75 ff.
- 106 Fallersleben, Hoffmann von: Mein Leben, Hannover 1868, Band 4, 212
- 107 Das Itzstein-Lied („Itzstein, unser Stern,“) drückt Hoffmanns Verehrung gegenüber dem Politiker aus.
- 108 Vossische Zeitung, 12. Oktober 1847.
- 109 GLA 236/2246.
- 110 Nolte, Paul: Die badischen Verfassungsfeste im Vormärz, 73 f.
- 111 von Rotteck: Geschichte der badischen Landtage von der Einführung der Verfassung bis 1832, 400.
- 112 Sternberger, Dolf: Ich wünschte ein Bürger zu sein, Frankfurt 1970, 37./Vgl. auch Dolf Sternberger, Verfassungspatriotismus, Frankfurt 1990.
- 113 Fleig, Rebekka: Die drei Dimensionen des Verfassungspatriotismus – Sternberger Revisited, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 42 (2013), 407–424.
- 114 Fleig, Rebekka: Die drei Dimensionen des Verfassungspatriotismus, 413.
- 115 Der Sammler. Beilage zur Augsburger Abendzeitung Nr. 23, 19. März 1845.
- 116 Hollerbach, Alexander: Anton Christ (1800–1880), Karlsruhe 2013.
- 117 Protokoll der Vernehmung Struve am 24. November 1847, in: Bultmann, Markus: Erfahrung von Freiheit und Unfreiheit in der deutschen Geschichte, Digitale Dokumentation 3.5.
- 118 GLA 236/2243.
- 119 Aussage des Lehrers Joseph Kohler aus Friesenheim. In: Bultmann, Markus: Erfahrung von Freiheit und Unfreiheit in der deutschen Geschichte, Digitale Dokumentation 3.6.
- 120 GLA 236/8195.
- 121 Nolte, Paul: Gemeindebürgertum und Liberalismus in Baden, 299 f.

Die „Mörburg“ bei Schutterwald

Heiko Wagner

In den Jahren 2010 und 2017 wurden insgesamt vier Geländebegehungen an der Mörburg unternommen. Sie sollten erstmals systematisch Aufschluss über die Geländespuren liefern und über die Oberflächenfunde an Keramik die Laufzeit der Burg bestimmen. Das 725. Jubiläum (1293 ist Schutterwald als Waldstück genannt) und die Jahrestagung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Schutterwald geben nun Gelegenheit, die Ergebnisse vorzustellen.

Die Geschichte der Burg in den Schriftquellen

Größere Teile der Geschichte der Burg – zumindest das 14. bis 19. Jh. – scheinen durch die Schriftquellen insgesamt gut belegt zu sein. Eine gezeichnete Ansicht der Burg liegt jedoch nicht vor; der in der Literatur erwähnte Plan (Abb. 1) scheint eine künstlerische Anmutung¹ zu sein. Sie stütze sich vielleicht auf eine Begehung des längst abgeräumten Geländes, jedenfalls wird keine archivalische Quelle angegeben.

Die Erstnennung der „Merburg“ soll im ältesten Stadtrecht von Straßburg erfolgt sein, das in der Literatur² zwischen 1129



Abb. 1: „Grundriss“ der Burg auf der Tafel am Waldrand.

und 1147 entstanden sein soll. Darin diene sie als Grenzpunkt der von Straßburg ausgehenden Fischerei auf der Kleinen Schutter („Piscatores debent piscari ad opus episcopi [...] in Schuttura usque Merburg“). Hier scheint sich durch die neuere Forschung inzwischen die Datierung des Straßburger Stadtrechts verändert zu haben. Eine neuere Veröffentlichung³ nennt zwei Statuten der Stadt Straßburg von 1147 und 1214. An anderer Stelle⁴ wird das erste „statut municipal“ (Stadtrecht) in die Mitte des 12. Jhs. datiert; das zweite sei um 1200 redigiert worden.⁵

Diese Quelle wird daher nochmals zu überprüfen sein. Zu klären ist, ob die Mörburg schon 1147/Mitte 12. Jh. oder erst um 1200/1214 verzeichnet ist. In jedem Fall verschiebt sich Datierung um zwei Jahrzehnte nach hinten, da für die Stadtrechte von Straßburg das Jahr 1129 keine Rolle mehr zu spielen scheint.

Die Geschichte der nächstgelegenen Orte kann keine Hilfe für die Bestimmung der Gründungszeit der Burg sein, und sie stehen teilweise auch in keinem direkten Bezug zu ihr. Erst 1293 ist Schutterwald als Wald genannt, 1429 erst die „curia Höfen“.

Die Darstellung der Burggeschichte folgt den älteren Veröffentlichungen;⁶ eigenständige Archivforschungen wurden vom Verf. nicht angestellt.

Die Mörburg kam bei der Geroldsecker Teilung 1277 mit der Herrschaft Lahr-Mahlberg an Heinrich und Walter von Geroldseck. Anfangs wurde sie von Geroldseckern bewohnt, die als Domherren in Straßburg fungierten. Zwischenzeitlich kam die Burg im 14. Jh. an die Grafen von Werdenberg, dann 1391 wieder an die Geroldsecker zurück. 1412 wurde Bernhard von Böcklin in Straßburg von Heinrich von Geroldseck-Lahr mit der „vestin genannt Merburg mit zugehörde“ belehnt. Als Auflage wird genannt, „den helm uff dem durm [Turmhelm – Anm. des Verf.] und die bünen und stegen [offenbar Balkendecken und Treppen] in dem durm und das hus über dem Kelre und die Küche und den stall und die brucken, serren [Zäune], floßstegen, fenster und öfen, wo die notdürftig sind in der vestin undt darumb, und das rinderhus zu decken undt zu machen undt den brunnen und die gräben, die um die vestin gont, zu rumen“. Es werden also zahlreiche Bestandteile der Burg genannt, und die Gräben sollen ausgeräumt und saubergehalten werden.

Die Oberherrschaft kam 1426 an die Grafen von Mörs und Saarwerden. Infolge ihrer Verschuldung kam dann die Hälfte der Herrschaft an die Markgrafen von Baden-Baden.

Die Böcklin besaßen (Linie Clauß) bis 1752 die Burg; gelebt bzw. zeitweise gewohnt haben dürften sie dort bis etwa zum

Dreißigjährigen Krieg. Im Dreißigjährigen Krieg scheint das Schloss zerstört oder durch Vernachlässigung abgegangen zu sein. 1704 wird das Schloss als „Steinhaufen“ bezeichnet.

1754 entstand eine Güterbeschreibung. 1755 waren die übrigen Gebäude usw. „in völligem Verfall“. Der massive Turm wurde 1759 abgetragen; er soll fast 100 Fuß (ca. 30 m) hoch gewesen sein. Davon entfällt ein Teil wohl auf den Turmhelm, doch dürfte die Höhe des Mauerwerks über 20 m betragen haben, falls die Angabe stimmt. Die Gemeinde Altenheim kaufte die Steine und erbaute im Dorf das noch heute stehende sog. „Türmel“.

1758 belehnte der Markgraf seinen Oberjägermeister Ludwig Dionys von Gallahan mit der Burg, durch Heirat folgten die von Weitersheim.

Bis 1857 wurde auf dem Hof durch den Meier ein Weinschankrecht ausgeübt. Es war infolge der Lage abseits einer Landstraße unergiebig, wurde jedoch beim Abgang des Hofes nach Höfen auf die heutige Gaststätte „Freihof“ übertragen.⁷ Im Jahre 1864 kaufte Arbogast von Franckenstein das Gut, das wohl vor allem wegen der landwirtschaftlichen Flächen interessant war und die Franckenstein'schen Besitzungen abrundete. 1882 wurde auch das Meierhaus abgebrochen. Das Wasser im Graben wurde abgeleitet und die Erde eingebnet (was heutzutage die Ablesbarkeit der Geländespuren erschwert).

Die Spuren der Burg im Gelände

Etwa 600–700 m westlich des Schutterwalder Ortsteils Höfen liegt in der Feldflur ein auffälliges Wäldchen. Ein Weg führt von Osten her in das Wäldchen und trifft am Westrand des Wäldchens auf den Bruchgraben. Etwa 60 m westlich der Burg vereinigen sich der Bruchgraben und das Schütterle. Südlich des Weges zeigen sich im dichten Bewuchs des Waldes (Abb. 2) auffällige Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Rheinebene nicht natürlich sein können. Eine fotografische Dokumentation ist sowohl 2010 als auch 2017 aufgrund des Bewuchses gescheitert. Das Gebiet der ehemaligen, erstaunlich ausgedehnten Burganlage (Abb. 3) inklusive der Vorburg erstreckt sich über etwa 150 m Länge in Ost-West-Richtung und etwa 120 m Breite in Nord-Süd-Richtung (inklusive Graben und Vorwall). Im Osten scheint sie mit einem in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Graben abzuschließen, der im Bereich des Waldrandes liegt. Er erscheint heute sehr schmal und wenig markant. Möglicherweise wurde er teilweise durch das Ausdehnen der östlich angrenzenden Feldflur verfüllt. Auch



Abb. 2: Im südlichen Randbereich der Burg steht zeitweise Wasser im Graben

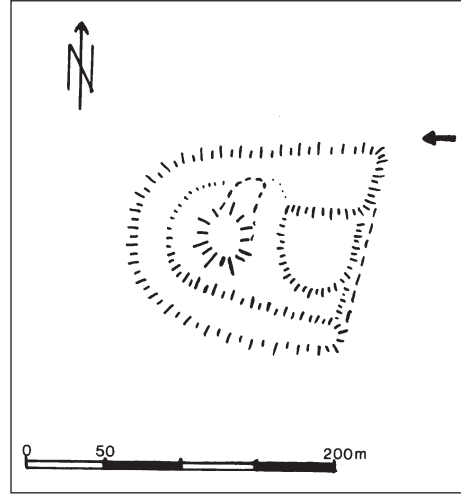


Abb. 3: Planskizze der Strukturen (einige Details sind noch nicht geklärt).

der Fahrweg im Norden scheint die Strukturen gestört zu haben und entspricht vermutlich nicht der alten Zuwegung. Er scheint einen ehemaligen Vorwall eingeebnet zu haben, der ursprünglich einen umlaufenden Wassergraben staute. Der auf der Nordseite nur zu vermutende Graben ist dadurch ebenfalls weitgehend verschwunden. Vorwall und Graben sind auf der Südseite im Wald noch besser erhalten. Dem Vorwall scheint außen noch ein weiterer Graben vorgelagert gewesen zu sein; ob das auch auf der Nordseite galt, ist unklar. Der Zugang kam vermutlich von Höfen her (das allerdings erst 1429 urkundlich belegt ist) im Osten oder Nordosten in die Vorburg. Die Vorburg befand sich im östlichen Teil des heutigen Wäldchens. Möglicherweise bestand auch noch eine südlichere, tiefer liegende Fläche, falls es sich nicht um einen verfüllten Teich handelt. Es ist derzeit daher nicht ganz auszuschließen, dass die Vorburg zweigeteilt war; der südliche Teil könnte durch einen weiteren Graben in Ost-West-Richtung vom höheren nördlichen Teil abgetrennt gewesen sein (?).

Die Vorburg war in jedem Fall nach Westen durch einen Graben von der Kernburg getrennt. Heutzutage ist dieser Graben nur noch in seinem südlichen Abschnitt als Senke erkennbar. Es dürfte ursprünglich zur Nordseite durchgelaufen sein. Vermutlich hat man Teile des Hügels der Kernburg abgegraben und nach Nordosten angelagert, um eine Rampe für den besseren Abtransport des Steinmaterials zu schaffen. Diese Maßnahme dürfte schon im mittleren 18. Jh. erfolgt sein (1759

Abbruch des Turmes). Eine weitere Störung erfolgte durch den Einbau einer Schießbahn,⁸ von der am Fuß der Kernburg noch eine kleine Betonwand vorhanden ist.

Das auffallendste Element bildet im Westen der zwar randlich beschädigte und oben wohl auch teilweise abgegrabene, aber immer noch stattliche rundliche bis ovale Hügel. Er ist als sog. Motte anzusprechen und trug – in diesem Fall auch urkundlich belegt – einen hohen Turm. Für die zu vermutende früheste Phase könnte man durchaus an einen Turm aus Holz oder Fachwerk denken (wie sie anderswo belegt sind) oder an eine gemischte Konstruktion von geringer Höhe. Für die Spätzeit liegen in den Schriftquellen jedoch Hinweise auf einen massiven Steinturm mit hohem Dach vor. Wegen der schwierigen Fundamentierung auf einem aufgeschütteten Erdhügel ist zu vermuten, dass man eher den Hügel aufgrub und einen Steinturm tiefer unten im anstehenden Kies fundamentierte. Die Spuren des ältesten Turmes könnten daher im Spätmittelalter zerstört worden sein (?).

Eine andere Möglichkeit besteht jedoch darin, dass der Turm gleich zu Anfang massiv in Stein errichtet wurde und man den Hügel erst nachträglich um seinen Fuß herum anschüttete (sog. „Einmottung“). Ein derartiger Hügel bildet optisch den üblichen Hügel oder „Berg“ ab und könnte die Fundamente auch gegen Wasser vom Graben her isoliert haben.

Diese Frage ist derzeit nicht abschließend zu klären; für die Beurteilung spielt auch die Anfangsdatierung der Burg eine Rolle.

Bei dem Turm handelte es sich sicher nicht um einen unbewohnten Bergfried als Machtsymbol, sondern um einen Wohnturm. Bei den meisten niederadligen Burgen oder generell bei geringem Platzangebot in der Kernburg verzichtete man in der Regel auf die aufwändige und platzgreifende Erbauung von Bergfried und Palas, sondern wählte stattdessen die traditionelle Bauform des Wohnturms. Je nach Erbauungszeit, vorhandenen Baumaterialien, der Region und der Finanzkraft des Bauherrn konnte der Turm sehr unterschiedlich aussehen, was die Grundmaße, die Höhe, die Qualität des Mauerwerks, die Zahl und Ausgestaltung der Fensteröffnungen und die Dachdeckung angehen. Neben quadratischen Grundrissen kommen auch rechteckige vor.

Die Oberflächenfunde

Bei den Begehungen wurde recht zahlreiche Keramik aufgefunden, die jedoch durch die Begehung und Nutzung des Geländes stärker zerscherbt ist, als dies bei Höhenburgen der Fall ist. Er-

wartungsgemäß dominieren die rottonige, oft glasierte und mehrfach auch bemalte Keramik des 17. bis 19. Jhs. (Abb. 4). Sie stammt aus der Zeit, als die Burg im wesentlichen nur noch als Freihof oder Meierhof diente. Auch Keramik des 15./16. Jhs. kommt vor, die meist grün oder braun glasiert ist (ohne Bemalung; Abb. 5 u. 6). Die zu diesen Töpfen gehörigen Deckel blieben meist unglasiert (Abb. 5 links).

Zwei rottonige Wandscherben – davon eine mit feiner Wellenverzierung (Abb. 7) – stammen aus dem 15./16. Jh. und leiten vom Spätmittelalter in die frühe Neuzeit über. Ein Bruchstück eines rottonigen Flachdeckels mit Ansatz einer Öse (und grünem Glasurspritzer auf der Unterseite) gehört ins 15. Jh. (Abb. 8 rechts). Weiter zurück führen ein Deckelrand und 13 kleine Wandscherben (Abb. 9) der dünnwandigen, grautonigen Jüngerer Drehscheibenware, die vom 13./14. bis zum 15. Jh. vorkommt. Diese Warenart wurde besonders in Nordbaden, im nördlichen Elsass und vielleicht auch in Straßburg produziert. Ein breiter brauntoniger Karniesrand eher lokaler Machart gehört ins 15. Jh. (Abb. 9 rechts oben); zwölf brauntonige Wandscherben sind derzeit nur allgemein ins 13. bis 15. Jh. zu datieren. Zu dieser Ware gehören auch zwei Ränder von brauntonigen Flachdeckeln (Abb. 8 oben).

Zur nachgedrehten Ware des 12./frühen 13. Jhs., die besonders in der südlichen Ortenau stark vertreten ist (und auch weiter hinein in den Breisgau, ins südliche Elsass und in die NW-Schweiz verbreitet war), gehören einige Wandscherben von Töpfen. Eine Bodenscherbe dieser Warenart enthält Glimmerplättchen (Abb. 10 rechts). Diese Keramik wurde von Hand in der Wulsttechnik aufgebaut und dann auf einer langsam drehenden Töpferscheibe überarbeitet. Dabei wurde sie vor allem an der Außenseite geglättet oder sogar glänzend poliert,

außerdem wurde der Rand etwas sauberer ausgeformt. Eine solche Randscherbe eines Topfes (Abb. 10 links) liegt von der Mörburg vor; sie ist in Art eines Lippen- oder Wulstrand nach außen umgebogen und gerundet ausgeformt, dann jedoch etwas kantig abgestrichen. Damit gehört diese Form in den Zeitbereich des Übergangs zwischen Lippen- und Leistenrand, als Datierung ist das frühe 13. Jh. bis etwa um 1230 anzunehmen (zumindest der Zeitbereich des zweiten Straßburger Stadtrechts von 1214 wäre damit erreicht.). Derzeit liegen noch zu



Abb. 4: Glasierte Keramik, teilweise ehemals bemalt (17.–19. Jh.).



Abb. 5: Keramik – meist glasiert –, ein Deckelrand (15.–17. Jh.).



Abb. 6: Meist glasierte Keramik (16.–18. Jh.).



Abb. 7: Kleine rottonige Wandscherbe mit feiner Wellenverzierung (15./16. Jh.).



Abb. 8: Oben zwei Randscherben von brauntonigen Flachdeckeln (13./14. Jh.), unten links eine Deckelöse (13./14. Jh.), rechts ein rottoniger Flachdeckel mit Ösenansatz (ca. 15. Jh.).



Abb. 9: Links oben Deckelrand, rechts oben brauner Karniesrand eines Topfes (15. Jh.), unten vier Wandscherben der jüngeren grautonigen Drehscheibenware (13.–15. Jh.).



Abb. 10: Links eine Randscherbe (frühes 13. Jh.), rechts eine Bodenscherbe der nachgedrehten Ware (12./frühes 13. Jh.).

wenige Fragmente der nachgedrehten Ware vor (auch fehlt die nach Norden vertretene und sehr haltbare Ältere gelbtonige Drehscheibenware), sodass eine Datierung der Mörburg ins 12. Jh. noch nicht gesichert ist. In jedem Fall dürften das 11. und frühe 12. Jh. als Gründungszeit der Burg auszuschließen sein. Die Erbauung der Burg dürfte daher zwischen der Mitte des 12. Jhs. und dem frühen 13. Jh. stattgefunden haben.

Nach der Gefäßkeramik ist auch noch ein Blick auf die Ofenkeramik zu werfen. Eine dicke Wandscherbe könnte noch zu einer frühen, engen Becherkachel des 12./frühen 13. Jhs. gehören. Eine große Randscherbe einer brauntonigen Becherkachel (Abb. 11 oben), eine hellrötliche Wandscherbe, eine graubraune Wandscherbe (Abb. 11 links) und eine Bodenscherbe (Abb. 11 rechts) zeigen für das 13./14. Jh. einen oder – aufgrund der unterschiedlichen Machart der Kacheln – vielleicht auch mehrere Kachelöfen an.

Zwei Randscherben und eine Wandscherbe stammen von rot- bis brauntonigen Viereckkacheln des 14./15. Jhs. (Abb. 12 oben). Derartige Kacheln wurden auf der schnelldrehenden Töpferscheibe in Art einer runden Napfkachel hochgezogen, dann griff der Töpfer an vier Stellen ins Gefäß und kniff dabei Ecken zurecht. So entstand eine Art Schüssel mit rundem Boden, aber quadratischem Randbereich. Derartige quadratische Kacheln konnten auch „auf Stoß“ in den Lehmkörper des Kachelofens eingesetzt werden. Die Wärmeübertragung aus dem Inneren des aus Lehm errichteten Ofens in die rauchfreie Stube konnte dadurch verbessert werden.

Eine kleine geriefte Wandscherbe könnte von einer weiteren Viereckkachel oder aber von einer runden Napfkachel stammen. Zu rechteckigen Blattkacheln (ca. 15.–17. Jh.) gehören derzeit drei Fragmente; eines davon ist grün glasiert (Abb. 12 unten).

Ein klares, graustichiges Glasfragment stammt von einer runden Butzenscheibe (Fensterglas). An Resten von Baumaterial liegen zahlreiche gelb- und auch rotonige Fragmente von gewölbten und flachen Dachziegeln sowie von Backsteinen vor (Abb. 13). Wenige Stücke von verbranntem Lehm könnten Fachwerk anzeigen, aber auch von Öfen stammen.

Das ehemals vorhandene massive Mauerwerk wird durch einige Stücke Buntsandstein und durch Kalkmörtel (Abb. 14) belegt, der aber auch zum Festmauern von Firstziegeln diente.

Insgesamt lassen sich die Baumaterialreste nicht so genau bestimmten Burgperioden zuweisen, da die Formen und auch die Materialzusammensetzung oft über Jahrhunderte liefen und die Stücke oft schlecht erhalten sind.



Abb. 11: Oben eine Randscherbe einer braun-tonigen Becherkachel, links unten eine Wandscherbe, rechts unten eine Bodenscherbe von Becherkacheln (13./14. Jh.).



Abb. 12: Oben zwei Randscherben und eine Wandscherbe von rotbraunen Viereckkacheln (14./15. Jh.), unten ein Fragment einer grün glasierten Blattkachel (15.–17. Jh.).



Abb. 13: Dachziegelfragmente (Mittelalter/frühe Neuzeit).



Abb. 14: Kalkmörtel und Buntsandstein – Baumaterialien der Burg.

Ergebnis

Insgesamt ergibt sich das Bild einer offenbar nicht unwichtigen, sehr ausgedehnten Burganlage. Ihre Strukturen sind teilweise noch gut im Gelände erhalten. Die Aussage „Von der einstigen Wasserburg Mörburg blieb nichts erhalten“,⁹ hat sich erfreulicherweise nicht bestätigt. Freilich handelt es sich heutzutage um eine sog. „Burgstelle“, nicht um eine Burgruine.

Ihre Gründung dürfte zwischen etwa Mitte 12. Jh. und dem frühen 13. Jh. erfolgt sein. Die Burg ist offenbar zuerst als Besitz der Geroldsecker (Linie Lahr) fassbar; die Geroldsecker scheinen demnach als Gründer der Burg infrage zu kommen.

Die Stammburg der Geroldsecker bestand im 12. Jh. und in der ersten Hälfte des 13. Jhs. auf dem sog. „Rauhkasten“ bei Seelbach, am Rande des Gengenbacher Klostergebiets. Die dortige, etwas extrem auf einem schmalen felsigen Bergsporn gelegene Burg ist sehr viel kleiner und scheint auch nicht über eine ausgebaute Vorburg verfügt zu haben.

Die ausgedehntere Mörburg erscheint in diesem Lichte durchaus interessant. Sie bot neben der vielleicht besseren Erreichbarkeit (das hängt von der Verteilung des jeweiligen, von der Burg aus zu verwaltenden Besitzes ab) und der größeren zur Verfügung stehenden Fläche zur Erbauung einer Burg noch weitere Vorteile. Sie lag nämlich abseits des Klostergebiets von Gengenbach (das sich 1139 durch Papst Innozenz II. einen Anteil an der Burg Geroldseck/Rauhkasten bestätigen ließ¹⁰) und bot die Möglichkeit, durch Rodungs- und Trockenlegungsmaßnahmen sowie durch die Ansiedlung von Bauern im Gebiet um Schutterwald herum Allod, d. h. freies Eigentum, zu bilden. Die Mörburg ist damit Ausdruck und Symptom der hochmittelalterlichen Binnenkolonisation, die man heute vielleicht als „Nachverdichtung“ charakterisieren würde.

Die „Römer-Hypothese“

Die Aussage „Schon die Römer hatten hier in Kastell errichtet zur Sicherung der Römerstraße, die Kaiser Vespasian durch seinen Legaten Cornelius Clemens 74 n. Chr. von Straßburg aus zum Limes hatte erbauen lassen“¹¹ ist jedoch sicher nicht richtig. Es handelte sich um eine reine Spekulation, die aus verschiedenen Gründen abzulehnen ist.

Erstens: die genannte Straße verlief zum oberen Neckar und weiter über die westliche Schwäbische Alb an die obere Donau und nach Rätien; der Limes bestand in der uns geläufigen Form zu dieser Zeit noch gar nicht.

Zweitens: die Topographie an der Mörburg ist untypisch für die Lage eines Kastells. Der genannte Hügel ist erst durch die mittelalterlichen Baumaßnahmen aufgeworfen worden. Die eher sumpfige Umgebung verleitete die Römer wohl nicht dazu, ausgerechnet hier eine Fernstraße durchzuführen. Für die Anlage von Kastellen wählte man ohnehin eher leicht erhöhte Positionen, wie an Offenburg, Rammersweier und Zunsweier gut abzulesen ist.

Drittens: inzwischen ist durch die in den letzten Jahrzehnten aufgefundenen Kastelle von Zunsweier, Rammersweier und Offenburg eine Konzentration an Militärlagern am Ausgang des Kinzigtals erfasst. Es ist derzeit eher fraglich, dass in Schut-

terwald noch ein weiteres Kastell bestanden hat. Man wird eher im Bereich des völlig überbauten Brückenkopfes Kehl gegenüber von Straßburg noch mit einem römischen Militärlager rechnen dürfen, das aber vielleicht nie mehr gefunden werden kann. Die Strecke zwischen Straßburg und Offenburg konnte sicher von den genannten Kastellplätzen her ausreichend kontrolliert werden.

Dennoch sind um Straßburg herum römische Übungs- oder Marschlager zu erwarten, wie sie im Elsass schon in Lampertheim und Reichstett-Mundolsheim nachgewiesen wurden und inzwischen etwa im Umfeld des Legionslagers Bonn und andernorts gut belegt sind. Derartige Lager sind von kurzer Dauer (wenige Tage bis Wochen); die Soldaten campierten in Zelten, nicht in Baracken. Diese Übungslager hinterlassen vor allem die andersfarbigen Verfüllungen ihrer typischen Spitzgräben im Boden, meist aber wenig Fundmaterial.

Dennoch gibt es anscheinend einen Hinweis auf römische Aktivitäten auf der Gemarkung Schutterwald oder im westlich angrenzenden Gebiet. Ein bei einer Begehung an der Mörburg aufgelesenes Ziegelstück mit Mörtelspuren (Abb. 15) ist in seiner Struktur (Farbe, Schamotte-magerung, Brand) wohl römisch. Es könnte bei der Beschaffung von Baumaterial im Umfeld der Mörburg angefallen sein und wurde zusammen mit reichlich Kalkmörtel sekundär ins Mauerwerk der Burg oder des Freihofes eingebaut. Am ehesten wäre mit einer römischen „Einzelsiedlung“ – einem kleinen Bauernhof oder einer villa rustica – zu rechnen, die jedoch noch nicht lokalisiert ist.

Dank

Für Hinweise und seine Gastfreundschaft danke ich Clemens Herrmann (Schutterwald), für die Erstellung eines bei der Begehung und Deutung der Geländespuren hilfreichen LiDAR-Scans Andreas Haasis-Berner (Landesamt für Denkmalpflege, Archäologische Denkmalpflege, Dienstsitz Freiburg, Günterstalstr. 67).

Abbildungsnachweis

Alle Fotos und Grundriss-Skizze von Heiko Wagner, Kirchzarten.



Abb. 15: Offenbar römisches Ziegelstück mit sekundären Mörtelspuren.

Literatur

- Otto Kähni, Die Mörburg. In: Ernst Batzer/Alfons Städele (Hrsg.), Burgen und Schlösser Mittelbadens. Die Ortenau 21, 1934, S. 477–480.
- Das Land Baden-Württemberg – Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden Bd. VI Regierungsbezirk Freiburg (Stuttgart 1982) S. 399–400.
- Leben im Mittelalter – 30 Jahre Mittelalterarchäologie im Elsass (Ausstellungskatalog Historisches Museum der Pfalz, Speyer 1992).
- Karl List, Die Burg Altgeroldseck auf dem Rauhkasten. In: Hugo Schneider (Hrsg.), Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Die Ortenau 64, 1984, S. 320–322.
- Marie Pottecher/Jean-Jacques Schwien/Jean-Philippe Meyer/Alexandre Freund-Lehmann (dir.), *L'Alsace au cœur du moyen âge – De Strasbourg au Rhin supérieur XIe-XIIe siècles* (Lyon, Lieux-Dits Éditions, 2015).
- Hugo Schneider/Hermann Braunstein, Die Mörburg bei Schutterwald. In: Hugo Schneider (Hrsg.), Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Die Ortenau 64, 1984, 293–294.

Anmerkungen

- 1 Hinweis von Clemens Herrmann, Schutterwald.
- 2 Otto Kähni 1934, 477 und – ihm folgend – Hugo Schneider/Hermann Braunstein 1984, 293.
- 3 Leben im Mittelalter (Speyer 1992) 31 oben.
- 4 Pottecher u. a. 2015, 18; 38.
- 5 Pottecher u. a. 2015, 19.
- 6 Kähni 1934 und Schneider/Braunstein 1984 (wie Anm. 1).
- 7 Freundlicher Hinweis Clemens Herrmann, Schutterwald.
- 8 Offenbar aus der 1. Hälfte des 20. Jhs.; Hinweis Clemens Herrmann.
- 9 Schneider/Braunstein 1984, 293.
- 10 List 1984, 321.
- 11 Schneider/Braunstein 1984, 293.

Wolf und Wappen

Versuch einer Klarstellung

Johannes Werner

*... ja wahrhaftig,
auch das Heulen der Wölfe wird im Hause vernehmbar,
da der Wald so nahe ist.*

Ulrich von Hutten an Willibald Pirckheimer, 1518

Der Wolf kehrt, wie man hört, zurück – nachdem er schon einmal dagewesen ist und seine Spuren hinterlassen hat; auch in der Ortenau, und an sichtbarer Stelle.

So zeigt etwa das Wappen von Rammersweier einen schreitenden, rotgezungen schwarzen Wolf (was wohl weniger auf den angeblichen, durch mündliche Überlieferung begründeten Übernamen der Einwohner als vielmehr auf ein wirkliches Vorkommen des Tieres zurückgeht, woran in der benachbarten Gemarkung Zell-Weierbach noch der Gewannname „Wolfsgrube“ erinnert).¹ Das Wappen von Oberwolfach zeigt, wie nicht anders zu erwarten, einen angreifenden roten Wolf; aber das der Stadt Wolfach selber keinen, sondern eine sogenannte Wolfsangel, nämlich einen „facettierten“, d. h. geschliffenen Doppelhaken, über dessen Bedeutung die Meinungen weit auseinandergehen. Aber vielleicht gelingt es, das diesbezügliche Dunkel ein wenig zu erhellen.



Abb. 1:
Das ganze Gerät

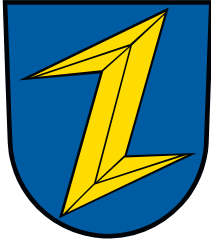


Abb. 2: Der
Doppelhaken
(Wappen von
Wolfach)

Die Wolfsangel, die auch in den Wappen von Kirnbach und, zweifach über Kreuz, von Mietersheim erscheint, gehörte zu einem Gerät, das aus drei Teilen bestand: dem erwähnten Haken, der mittels eine Öse an einer (etwa 40 cm langen) Kette befestigt war, die wiederum mittels einem Ring an dem Wolfsanker oder Wolfseisen hing, einer Doppelsichel mit scharfen Schneiden.² Und dieses Teil wurde über eine starke Astgabel gelegt, in die es sich bei Belastung eingraben konnte; und an den Haken wurde als Köder ein Stück Fleisch gespießt, das dann in einer Höhe von etwa 1,5 bis 2 Metern über dem Boden schwebte. Der Wolf, der im Sprung danach schnappte, bohrte sich den Haken in den Rachen und musste, mit seinem ganzen Gewicht daran hängend, kläglich verenden; nicht viel anders als ein Fisch an der Angel.³ Mit einem auf dem Boden ausgelegten Köder wäre man, verständlicherweise, nicht zum Ziel gekommen.

So weit, so schlecht; zumindest für den Wolf. Dass er sich nicht nur durch lebende Beute, sondern auch durch Kadaver als Köder locken ließ, steht fest, denn, so schon der alte Alfred Brehm: „Aas liebt er leidenschaftlich“.⁴ Aber machte der Doppelhaken wirklich Sinn, hätte es nicht ein einfacher besser getan? Und saß die Doppelsichel wirklich fest, glitt sie nicht ab? Fand sich immer ein geeigneter Baum? Mit diesen Fragen haben manche die Bedeutung des Wappenzeichens in Zweifel ziehen wollen.

Nun ist aber nicht nur der Haken, sondern auch die Sichel, vielmehr das eigentliche Wolfseisen, heraldisch vielfach bezeugt; je dreifach bei sieben Geschlechtern, u. a. bei den Grafen Stadion. Dann erscheint es, nach einer alten Beschreibung, „in Form eines halben Mondes und hat inwendig einen Ring“⁵. Ein solches Wappen führten auch die Herren von Plummern, und da einer von ihnen, Franz Meinrad, von 1737/38 bis 1765 als Obervogt in Triberg amtierte, findet es sich ebenfalls in der Vorhalle der Kirche von Schonach, die unter seiner Herrschaft erweitert wurde. Allerdings zeigt es keineswegs „drei zugeschnappte Wolfseisen in Seitenansicht“⁶; hier liegt eine der häufigen Verwechslungen mit einem anderen, gleichnamigen Jagdgerät vor, das, wie es in Jagdbüchern aus dem 18. Jahrhundert heißt, „auf die Art eines [...] Teller-, auch Springeisens“⁷ wirkte. Der Wolf löste, wenn er den Köder berührte, eine gespannte Feder aus, worauf die beiden Hälften der kreisförmigen Falle zusammenklappten. An ihr mag durchaus ein Ring befestigt gewesen sein und an ihm eine Kette, und sie wiederum an einem Baum oder Pfahl, sodass der Wolf nicht samt Falle entfliehen konnte. Wenn aber dieses

Gerät gemeint gewesen wäre, hätte man im Bild den Ring wohl eher an der Außen- als an der Innenseite der Krümmung angebracht und auch die Spitzen nach oben gerichtet; denn die heraldischen Bilder werden nur ausnahmsweise „gestürzt“.⁸ Außerdem dürfte es dieses Gerät noch gar nicht gegeben haben, als die Wappen entstanden.

Weiterhin wird das Wolfseisen, also die Doppelsichel, mit dem sogenannten Beileisen verwechselt, das auch Wurfpartie heißt; und die Wolfsangel, also der Doppelhaken, mit dem Kesselhaken, einer in der Höhe verstellbaren Aufhängung, mit dem Mauerhaken oder Maueranker sowie mit der hakenförmigen, teilweise im Boden versenkten Fußangel, die schon von den Römern verwendet wurde (und die etwa Caesar im 7. Buch von „De bello Gallico“ erwähnt).⁹ Auch für die Klinge eines Ledermessers hat man sie schon gehalten.

In Deutschland gibt es unzählige Gemeinden, die die Wolfsangel, also den Doppelhaken, allein oder mit anderen Bildern im Wappen führen; im näheren Umkreis wäre Mannheim zu nennen, oder, am Rande der Ortenau, Ebersteinburg, Gernsbach, Sulzbach, Ötigheim und Kuppenheim (wo sie zwar wiederum mit einem Flößerhaken verwechselt wird, der aber ganz anders aussieht, nämlich aus einem Widerhaken und einer Spitze besteht). Unbeantwortet bleibt freilich die Frage, warum diese Gemeinden es tun: als Erinnerung an eine frühere Bedrohung und ihre Bekämpfung, sozusagen als Siegeszeichen?¹⁰ Bei Wolfach liegt der Bezug auf der Hand; das Städtchen wird von dem gleichnamigen oder auch nur „Wolf“ genannten Flüsschen durchflossen, das wiederum wohl nach dem Tier heißt, dessen Vorkommen in den einst dichten Wäldern für gesichert gelten darf.¹¹

Verwechslungen der erwähnten Art kommen umso häufiger vor, als die Wolfsangeln früh außer Gebrauch kamen und ihr Bild im Wappen unverständlich wurde. Und dann ging ja auch der Wolf selber und somit die Jagd auf ihn allmählich zurück, sodass nur eine „Beschreibung dieser so seltenen Jagdgeräte, die lange vor Ausrottung unserer letzten Wölfe den Feuerwaffen Platz gemacht haben“,¹² Klarheit schaffen kann – wie sie hier versucht wurde.

Ausgerottet waren die Wölfe freilich noch nicht, in Europa eigentlich nie. „Auch im Südwesten unseres Vaterlandes dürfte der letzte Wolf noch lange nicht erlegt sein.“¹³ So schrieb der alte Brehm, und er hat recht behalten. Und erlegt darf er zwar vorerst nicht mehr werden, aber wenn es wieder geschehen sollte, dann gewiss nicht mit der Wolfsangel, sondern auf andere, weniger grausame Weise.



Abb. 3: Die Doppelsichel (Wappen der Herren von Pflummern, hier in Schonach)

Anmerkungen

- 1 Vgl. Huber, Harald: Wappenbuch Ortenaukreis (Konstanz 1987) 164f.
- 2 Vollständige Stücke haben sich noch erhalten, z. B. in den Sammlungen auf Schloss Warthausen bei Biberach an der Riss und im Deutschen Jagd- und Fischereimuseum in München. Bei Ausgrabungen auf der Falkenburg bei Detmold fanden sich 25 Doppelhaken. – Eine gewisse terminologische Verwirrung kommt dadurch zustande, dass einerseits in der Heraldik nur der Haken, andererseits aber das ganze Gerät als Wolfsangel bezeichnet wird.
- 3 Vgl. König-Warthausen, Freiherr Richard: Heraldische Allotria. In: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 12 (1889), 161–167, bes.166f.; v. Alberti, K.: Die sogenannte Wolfsangel (Doppelhaken) in der Heraldik. In: Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde 4/1969, 89; Wolfert, Alfred F.: Das Wolfseisen als Wappenbild. In: Archivum Heraldicum 1–2/1984, 11–18. – An entlegenen Orten sind noch einige weitere Arbeiten erschienen, die leider nicht eingesehen werden konnten, aber wohl auch nichts Neues beigetragen hätten, u. a.: Horstmann, H.: Die Wolfsangel als Jagdgerät und Wappenbild. In: Vierteljahrsblätter der Trierer Gesellschaft für nützliche Forschungen 1/1955, 17–22; Lindner, Kurt: Geschichte und Systematik der Wolfs- und Fuchseln (= Institutionen för Allmän och Jämforande Etnografi vid Uppsala Universitet) (Uppsala 1975); Große Löscher, Gerhard: Musterbuchvorlage und Ausführung bei Hirschfängerklingen. Eine vergleichende Untersuchung an zwei Beispielen mit einem Exkurs zur Wolfsangel. In: Waffen- und Kostümkunde 2/2001, 167–188
- 4 Brehm, Alfred: Die Säugetiere Bd. 3 (= Tierleben Bd. 12) (Leipzig 1925) 215
- 5 Zit. n. Koerner, Bernhard: Handbuch der Heraldik Bd. 4 (Görlitz-Biesnitz 1930) 269
- 6 Koban, Thomas/Schultheiß, Jochen: Katholische Pfarrkirche St. Urban, Schonach im Schwarzwald (Schonach 1999) 20
- 7 Zit. n. Koerner, a. a. O.
- 8 Die komplizierten Mechanismen, die anderswo als Wolfsangel bezeichnet und beschrieben werden (Raths, Julius Otto: Wolfsangeln und Wölfe. Symbol und Wirklichkeit. In: Oldenburger Jahrbuch 58 [1959], 223–228), haben mit dem Wappenbild ebenfalls nichts zu tun.
- 9 So, als „ein im Mittelalter übliches Hindernismittel“, hat man die leicht gekippte Wolfsangel im Ortswappen von Wolfshlügen (Kreis Esslingen) gedeutet – obwohl der Name des Orts aus „wolf“ und „luoc“, d. h. Schlupfloch oder Höhle abgeleitet wird und in seiner Nähe im Jahre 1845 tatsächlich noch ein solches Tier gesichtet wurde (Bleich, Klaus Eberhard/Hofacker, Hans-Georg/Oechslen, Fritz: Wolfshlügen. Die Gemeinde und ihre Geschichte [Stuttgart o. O.] o. S.). Eine Fußangel als Wappenzeichen hätte ja auch kaum einen Sinn.
- 10 Übrigens wird die Wolfsangel von rechtsextremistischen Gruppierungen als Abzeichen benutzt und ist als solches verboten.
- 11 Andernorts in der Ortenau ist sein Vorkommen gut bezeugt, so etwa in Willstätt; dort wurden, nach den Akten des Gemeindearchivs, 1663 „ein Wolff zu Tod geschlagen“, 1666 „ein Wolf geschossen“, 1667 „drei junge Wölff gefunden“, und 1729 heißt es „Schießung 5 Wölffen“, wofür immer eine Belohnung fällig war (frdl. Mitteilung von Dr. Martin Ruch, Willstätt). Auch unter den „30524 Stückh“, die Markgraf Ludwig Georg von Baden, der berühmte „Jägerlouis“, 1749 schoss oder schießen ließ, waren noch „10 Wölff“; vgl. Werner, Johannes: Der Jägerlouis und die Jagdlust überhaupt. Vom Leben im Barock. In: Die Ortenau 62 (1982), 99–109; hier 103
- 12 König-Warthausen, a. a. O. 167
- 13 Brehm, a. a. O. 213

Die Burgen rund um Schenkenzell – Neue Datierungen und historische Einordnung

Heiko Wagner

Die Ausgangslage

Im Jahr 2017 sollte ein Vortrag für den Historischen Verein Schiltach-Schenkenzell über die dortigen Burgen vorbereitet werden. Durch die Arbeiten von Hans Harter lagen zu den meisten Burgen und ihrem Adel bereits gute Ergebnisse vor. Lediglich einzelne Anlagen (Schenkenzell „Burgstall“, Schenkenzell „Schlössle“ und Lehengericht sog. „Klingenburg“/„Mühlburg“) entzogen sich noch einer genaueren Datierung und Interpretation. Bereits in den Jahren 2000 und 2005 hatte der Verf. einige Geländebegehungen an den Objekten unternommen. Einige der Anlagen ließen sich damals oder im Zuge der neuen Begehungen durch die Neufunde recht gut datieren.

Bei den neueren Begehungen im Jahre 2017 sollte zusätzliches Fundmaterial gewonnen werden, um die Datierungen abzusichern und damit auch die historische Einordnung zu ermöglichen.

Die Studie erfasste insgesamt acht Burganlagen verschiedener Größe und Erhaltung. Aufgrund des Umfangs wird die Hälfte – die Burgen rund um Schiltach – erst im künftigen Band der Ortenau 99, 2019 vorgelegt werden.

Die meisten Burgen sind bereits in der „Ortenau“ 21, 1934 (Burgen und Schlösser Mittelbadens), in der „Ortenau“ 50, 1970 und besonders im Sonderband der „Ortenau“ 64, 1984 (Burgen und Schlösser in Mittelbaden) vorgelegt worden. Der Forschungsstand hat sich seither jedoch grundlegend geändert, was eine umfassende Neubearbeitung sinnvoll erscheinen ließ.

Schenkenzell „Burgstall“

Auf einem Bergsporn (412 m ü. NN) östlich von Schenkenzell liegt der „Burgstall“ neben einem modernen Haus (Abb. 1 u. 2). Das Haus könnte in seinem Ursprung auf einen ehemaligen Wirtschaftshof bzw. eine Vorburg zurückgehen, die nach der Auflassung der Burg weiter bewirtschaftet wurde und besiedelt blieb.



Abb. 1: Schenkzell „Burgstall“ auf einem Bergsporn

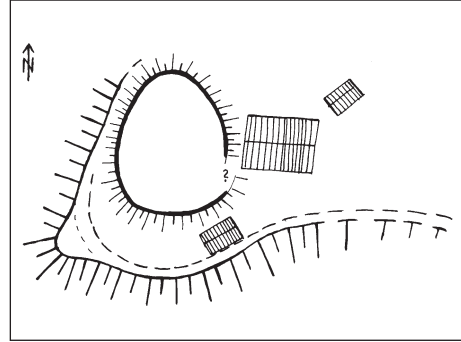


Abb. 2: Grundriss-Skizze des „Burgstalls“ und der heutigen Bebauung (ohne Maßstab; die rundliche Mauer soll etwa 20 m Durchmesser haben)

Ein rundlicher bis ovaler Hügel (Abb. 3) wird ringsum von einer Mauer eingefasst. Sie besteht meist aus relativ kleinen Quadern, die durchaus ins Hochmittelalter gehören könnten. Einzelne der Quader zeigen winklige Einarbeitungen, die ehemals eine bessere Verzahnung der Mauersteine ermöglichten und auch an der Willenburg bei Schiltach festgestellt wurden (siehe künftig: Ortenau 99, 2019). Ein Teil der Mauer scheint – besonders in den oberen Bereichen – sekundär als Trockenmauer wieder aufgesetzt zu sein. Ursprünglich handelte es sich um eine mit Kalkmörtel hochgezogene Mauer, von der hinter der Mauerschale auch noch Füllmauerwerk vorhanden zu sein scheint. Der Kalkmörtel ist jedoch – wie im sauren Boden und Gestein des Schwarzwalds häufig – aus den Fugen ausgewittert und lässt heutzutage die gesamte Mauer optisch wie eine Trockenmauer erscheinen. Die Mauer steht offenbar auf einer Art erhöhter Berme mit Böschung, die umläuft. Es ist unter dem heutigen Weg möglicherweise noch mit einer ehemaligen äußeren Befestigung mit einem inzwischen planierten Graben mit Vorwall zu rechnen, der am Plateaurand umlief. Insgesamt hat die Mauer etwa 20 m Durchmesser; damit kann es sich keinesfalls um einen ehemaligen Rundturm handeln, wie auch schon einmal gemutmaßt wurde. Die Mauer bildet vielmehr eine Art Ringmauer, die gleichzeitig den Burghügel abstützte. Der Hügel dürfte teilweise aus dem anstehenden verwitterten Gestein, teilweise aus einer Aufschüttung bestehen. Er wäre damit als sog. Motte anzusprechen; für die nicht im Flachland gelegenen, sondern teilweise aus einem Bergsporn modellierten Anlagen scheint sich neuerdings der Begriff „Bergmotte“ durchzusetzen. Obenauf dürfte in der Mitte ein Wohnturm



Abb. 3: Der Hügel mit der rundum laufenden Mauer (Blick von Süden)

gestanden haben, der aus Holz, Fachwerk oder auch bereits aus Mauerwerk bestanden haben kann. Gewöhnlich waren derartige Türme von quadratischem Grundriss, mit vielleicht 8 bis 12 m Seitenlänge.

Insgesamt macht die Burg als Motte – die es jedoch auch noch im Spätmittelalter gibt – und mit den relativ kleinen, recht regelmäßigen Quadern einen frühen Eindruck. Das wird durch 3–4 Wandscherben von sog. nachgedrehter Keramik mit ausgewitterter Kalkmagerung und ein kleines frühes Becherkachelfragment unterstrichen; die Albware endet um ca. 1230/ spätestens 1240. Diese Funde wurden bereits im Jahre 2000 aufgelesen; weitere spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramik in geringer Zahl ist eher der Gartennutzung durch den angrenzenden Hof zuzuweisen.

Es ist also eine Datierung der Burg ins 12. oder frühe 13. Jh. wahrscheinlich. Damit ergibt sich die Möglichkeit, dass „Hugo de castello cella dictus“ („Hugo von der Zell genannten Burg“) durchaus in Schenkenzell gesessen haben könnte. Das von Hans Harter dafür in Anspruch genommenen „Schlössle“ kommt dafür jedoch nicht in Frage, wie noch zu zeigen sein wird.

Schenkenzell „Schlössle“

Die Burgstelle liegt auf einem kleinen bewaldeten Berg (490,5 m ü. NN; Abb. 4). Der südwestliche Teil des Bergrückens ist vom nordöstlichen Teil durch einen breiten und tiefen Halsgraben abgetrennt. Der länglich-ovale Burghügel (Abb. 5) erstreckt sich in Richtung NO-SW. Am südöstlichen Ende des Halsgra-



Abb. 4: Schenkenzell „Schlössle“ (Fernansicht)



Abb. 5: Ansicht des Burghügels aus östlicher Richtung, über den Halsgraben hinweg

bens fällt unten eine vorgelagerte breite Terrasse auf. Sie wurde offenbar durch Eingraben in den Hang und durch das Aufschütten des Grabenaushubs hergestellt. Hier scheint ein Vorgelände bestanden zu haben, wo man sich Ställe und einfache Wirtschaftsbauten vorstellen könnte. Dieser Bereich scheint jedoch kaum gesichert gewesen zu sein, weshalb der Verf. zögert, ihn als „Vorburg“ zu bezeichnen.

Die Terrasse ist nach Südwesten durch einen Geländeabsatz begrenzt. Hier geht sie in eine schmale, graben- oder zwingerartige Fläche über. Sie war nach unten zum Steilhang hin offenbar durch einen Vorwall gesichert, der heute weitgehend verschliffen ist. In diesem Bereich setzt auch eine Wegrampe an, die schräg nach oben auf den Burghügel (Kernburg) führte; im Bereich des genannten Geländeabsatzes wäre daher ein äußeres Tor zu vermuten. Im oberen Teil der ehemaligen Aufgangsrampe findet sich im Boden noch ein kurzes, übermoostes Mauerstück, bei dem es sich um ein Stück der Ringmauer oder eines weiteren Tores handeln könnte. Der Weg führte um die südwestliche Schmalseite des Burghügels herum und betrat erst an der nordwestlichen Längsseite die Kernburg. Am nordöstlichen Rand (Geländekante der Schmalseite) zeigen sich noch Reste der ehemaligen Ringmauer. Der nordwestliche Teil der Kernburg wird durch eine ebene Fläche gebildet (Burghof, ggf. leichtere Bebauung). Im südwestlichen Teil der Kernburg weisen eine durch eine Altgrabung ausgeschachtete Grube und der sekundär aufgesetzte Steinschutt auf einen Wohnturm hin. Er verfügte offenbar über einen in den Felsen gearbeiteten Keller, wie der Rand des Grabungsloches zeigt. Seine Funktion als Wohnturm wird durch Funde von Keramik und Becherkachelfragmenten am nordwestlichen Rand des Turmes belegt.

Unterhalb des südwestlichen Endes der Kernburg liegt ein kleinerer (schmäler und nicht sehr tiefer) Abschnittsgraben. Ihm war nach außen (Südwesten) ein kleiner Baukörper (Türmchen?) vorgelagert, von dem noch ein Schutthaufen zeugt. Das Gebäude und der kleine Graben sicherten die Burg gegen einen unbefugten Zugang vom nicht allzu steilen Grat von Südwesten her.

Die nordwestliche Längsseite des Burghügels ist etwas unterhalb durch einen breiten Waldweg gestört. Eine Skizze bei Fautz 1970 (S. 256) zeigt an, dass hier ehemals ebenfalls ein Graben mit Vorwall bestand.

Eine Begehung im Jahre 2005 erbrachte bereits 6 rot- und brauntonige Wand- und Bodenscherben des 13. Jhs. Die Begehung am 6.8.2017 erbrachte nun einen frühen, außen noch gerundeten Leistenrand, der mit Glimmer gemagert ist (Abb. 6 oben links; Abb. 7 oben links). Er ist ins frühe bis mittlere 13. Jh. zu datieren. Eine weitere Randscherbe mit Glimmermagerung (Abb. 6 oben rechts; Abb. 7 oben rechts) bildet den Übergang vom älteren Lippenrand zum Leistenrand und ist etwa ebenso alt. Eine größere Bodenscherbe eines Topfes (Abb. 6 unten; Abb. 7 unten) ist nachgedreht, eine grautonige Wandscherbe ist bereits Drehscheibenware. Eine Wand- und eine Bodenscherbe gehören wohl zu Becherkacheln, eine kleine Wandscherbe ist nicht genauer ansprechbar. Eine große Bodenscherbe einer rotbraunen Becherkachel (Abb. 8) besteht bereits aus früher Drehscheibenware (13. Jh.). Neben geringen Mauerresten zeugen noch Funde von Baumaterialien wie Buntsandstein und Kalksteinen aus dem Kalkmörtel (Abb. 9) von der Burg.

Der Geländebefund, die Fundstücke und auch das Fehlen bestimmter Kera-



Abb. 6: Zwei Randscherben (frühes 13. Jh.), eine Bodenscherbe der nachgedrehten Ware



Abb. 7: Die Randscherben und die Bodenscherbe im Profil



Abb. 8: Bodenscherbe einer brauntonigen Becherkachel (13. Jh.)



Abb. 9: Baumaterialien der Burg. Oben links anstehender Granit, unten links Buntsandstein, rechts Kalksteine aus dem Kalkmörtel

miksorten ermöglichen eine recht genaue Datierung und Deutung. Beim „Schlössle“ handelt es sich um eine Burg, die nur für wenige Jahrzehnte im frühen bis mittleren 13. Jh. bestand, etwa um 1220–1240/50.

Sie könnte daher der erste Sitz der Schenken (1223 wird allgemein ein „Heinricus pincerna“ am Hof der Grafen von Urach/Freiburg genannt) sein. Sie wäre damit als Vorläufer der Schenkenburg anzusprechen, die laut Hans Harter nach der Verleihung der Bergbaurechte im Jahre 1234 an die Lehensherren, die Grafen von Urach/Freiburg, entstand. Die Schenkenburg wurde an repräsentativerer neuer Stelle errichtet. Die Keramik des „Schlössle“ bietet einige Berührungspunkte mit den frühesten Stücken der Schenkenburg und auch der Burg Wittichenstein.

Die Funde des „Schlössle“ gehören deutlich ins 13. Jh. Es handelt sich daher sicher nicht um den Sitz des um 1128 genannten zähringischen Ministerialen Hugo von Zell („Hugo de castello cella dictus“). In der zeitlichen Abfolge der Schenkenzeller Burgen dürfte das „Schlössle“ den Platz 2 belegen, d. h., sie folgt dem „Burgstall“ nach und geht der Schenkenburg voraus.

Schenkenzell „Schenkenburg“

Die Schenkenburg ist als eine der wenigen Burgen im Kinzigtal schon bei der Durchfahrt auf den ersten Blick sichtbar. Sie ist noch mit hohen Mauern (Abb. 10) erhalten, was sonst nur noch für Ortenberg, Hausach, Hornberg (und in geringerem Maße für Alt-Wolfach) gilt. Die Burg nimmt einen nach Süden vorspringenden Sporn ein; zum höher ansteigenden Berg im Norden ist sie durch vier Abschnittsgräben geschützt. Ein weiterer, außen vorgelagerter breiter Graben scheint eher im Zuge des Tunnelbaus der Eisenbahn entstanden zu sein.

Die Bebauung der Burg entwickelt sich auf drei verschiedenen Höhenniveaus (Abb. 11). Der Kernburg sind im Westen und Süden, wo der Hang nicht so steil war, zwei tieferliegende Terrassen vorgelagert. Man könnte sie vielleicht „Untenburg“ und „Mittelburg“ nennen; die Terrassen waren wohl mit Ökonomiebauten besetzt und übernahmen damit sowohl Funktionen als Vorburg wie auch als äußere Sicherungen im Sinne von „Zwingern“ oder äußeren Ringmauern. Diese Flächen müssen nicht unbedingt zum ersten Baubestand der Burg gehören. Die untere Terrasse könnte auch noch im Spätmittelalter angelegt worden sein. Die Kernburg besteht aus einem – heute mit Fahnenmast bekröntem – Bergfried, von dem auf den ersten Blick



vor allem hoch erhaltenes Füllmauerwerk sichtbar ist. Dicht über dem heutigen Boden sind noch Buckelquader erhalten. Sie zeigen, dass hier ein ganz aus Buckelquadern (nicht nur die Ecken!) bestehender Bergfried stand, wie er heute beispielsweise noch an der Burg Schilteck (Schramberg) sichtbar ist. Der direkt daneben stehende Palas mit seinen ins Mauerwerk hineinreichenden Eckbuckelquadern, das heutzutage hervorstechendste Bauteil, steht mit seinen Fundamenten offenbar ein Stockwerk tiefer als der Turm. Die unteren Bereiche des Palas wurden als Keller (Lagerräume) genutzt und nur durch schlitzförmige Scharfenfenster belichtet und belüftet. Die Wohnräume lagen in den höheren Geschossen; Fenster wurden nicht nur seitlich – an den geschützteren Seiten – angebracht. In mehreren Geschossen finden sie sich auch gegen den tiefen Halsgraben hin. Bekannt ist die Reihe von drei rundbogigen Fenstern, die womöglich einen Saal (?) hoch oben anzeigen. Die rundbogigen Fenster sind nicht genau datierbar, können aber noch um die Mitte des 13. Jhs. vorkommen. Ob manche der anderen Fenster erst nachträglich zu einer späteren Zeit eingebaut wurden, ist noch nicht ermittelt, zumal die Gewände meist fehlen und der Mauerbestand stark restauriert ist – ohne dass damals eine vorherige Bauuntersuchung stattfand.

Von diversen Begehungen in den Jahren 2000, 2005 und 2017 liegt zahlreiches Fundmaterial vor. An „Sonderfunden“ gibt es einen kleinen Paternosterring (Vorläufer des Rosenkranzes) aus Knochen, eine Nestel (Kupferblechröhre als Endfassung einer Schnur, zum Verschließen eines Gewandes), einen

Abb. 10: (links) Schenkenzell „Schenkenburg“. Palas und Bergfried, vom Inneren der Burg aus gesehen.

Abb. 11: (rechts) Im Vordergrund die Mauer der mittleren Terrasse, dahinter der höher stehende Palas

eisernen Anhänger vom Pferdegeschirr oder von einer Rüstung, ein Armbrustbolzen, zwei Fragmente von Tonhörnern (sog. „Pilgerhörnern“ oder „Aachenhörnern“) und ein Fragment einer ornamentierten Bodenfliese (ca. 14. Jh.). Für die Chronologie wichtiger ist jedoch die Geschirr- und Ofenkeramik. Die meisten Funde gehören in die Zeit ab dem 14. Jh. bis in die frühe Neuzeit. Einzelne Keramikscherben zeigen die Gründung der Burg im 13. Jh. an. Infolge der Steilheit des verwachsenen Hanges mit dem Abbruch in Form einer Felswand zur Straße hin (der ein Teil des ehemaligen Schuttfächers zum Opfer gefallen sein dürfte) sind kaum weitere frühe Funde möglich.

Unklar ist noch, ob die Schenkenburg oder – eher – Wittichenstein früher gegründet wurden. Der zeitliche Unterschied dürfte nur wenige Jahre bis ein oder zwei Jahrzehnte betragen. Für die Schenkenburg ist allgemein an die Zeit um 1230/1250 zu denken, mit einer Tendenz zur Jahrhundertmitte. Die Verleihung des Bergregals (d. h. der Bergbaurechte) an die Grafen von Urach/Freiburg im Jahre 1234 (Hans Harter) und ihre Durchsetzung und Nutzung durch die Schenken von Schenkenzell dürften die Voraussetzung und finanzielle Grundlage für die Errichtung der Schenkenburg gebildet haben.

Kaltbrunn „Wittichenstein“

Auf einem Bergsporn (510 m ü. NN) schräg oberhalb (östlich) des Klosters Wittichen stand die Burg Wittichenstein. Ihre Lage im Bereich eines Erzgangs, reichliche Schwerspatstücke (Baryt) und Quarzkristalle (Abb. 12) sowie einige Bergbauspuren im Wald direkt unterhalb (südöstlich) der Unterburg zeigen deutlich einen Zusammenhang mit dem Blei-Silber-Bergbau an. Die Zeitstellung der Bergbauspuren ist nicht ganz klar. Ein eingebrochenes Loch liegt direkt unterhalb der Geländekante der – noch zu beschreibenden – Unterburg. Aufgrund dieser Lage wäre an eine jüngere – oder ältere? – Zeitstellung zu denken (falls es nicht ein unbeabsichtigter, vielleicht erst viel später eingetretener Tagbruch eines unter Tage verlaufenden Stollens war).

Von der Burgstelle liegen ältere, nicht immer zutreffende Beschreibungen und eine Planskizze vor. Von Westen kommend zeigt sich oberhalb (nördlich) des Wanderweges zuerst ein Graben mit einem dahinter liegenden Wall, der die Annäherung von oben her erschweren sollte. Erst dahinter folgt der eigentliche tiefe Halsgraben der Burg (Abb. 13), in den heute eine Kapelle mit umgebendem Blumenschmuck eingebaut ist.



Abb. 12: Wittichenstein. Schwerspat (links) und verwachsene Quarzstücke (rechts) weisen auf den ehemaligen Bergbau hin.



Abb. 13: Wittichenstein. Der Halsgraben aus südlicher Richtung.

Am südlichen Ende des Halsgrabens setzt ein Pfad an, der entlang der südlichen Flanke des Berges nach oben führt. Bei ihm handelt es sich sicher um den alten Burgweg. Gleich zu Beginn (linker Hand, d.h. nördlich oberhalb des Weges) liegt ein weiterer Abschnittsgraben mit Felswänden, dessen Sohle aber – wie auch der außen vorgelagerte Graben – bei weitem nicht die Tiefe des großen Halsgrabens erreicht. Möglicherweise hat man hier eine vorhandene natürliche Felsspalte weiter zu einem Graben ausgehauen. Weiter oben ist am Burgweg eine auffällige Reihe großer Steine sichtbar, die offenbar als Teil der Ringmauer eine Sperrmauer und damit eine Torsituation bildeten (Abb. 14). Oberhalb ragt der zerklüftete Burgfelsen auf, wo sich ein Wohnturm befand. Der Burgweg erreicht eine ausgedehnte, völlig ebene Terrasse, die als Unterburg (Vorburg) anzusprechen ist; hier finden sich erste Werksteine der Burg. Auf einer kleinen Verebnung an der südlichen Flanke des Turmhügels liegen zahlreiche große Sandsteinblöcke des Wohnturms (Abb. 15). Vom Wohnturm ist seit der „Grabung“ von O. Beil von 1920 nur noch ein Loch er-



Abb. 14: Ehemalige Torsituation am Aufgangsweg



Abb. 15: Übermooste Blöcke unterhalb des einstigen Wohnturms



Abb. 16: Eine große Wandscherbe der kalkgemagerten Albware mit einer plastischen Rippe (frühes bis mittleres 13. Jh.)



Abb. 17: Wandscherben mit verwitterter Rollrädchenverzierung, oben mit Glimmermagerung (13. Jh.)



Abb. 18: Entwicklung der Randformen vom schmalen Leistenrand (früheres 13. Jh.) bis zum breiten Kragenrand (frühes 14. Jh.)

kennbar. Fragmente von Becherkacheln und Ofenlehm in diesem Bereich belegen jedoch, dass es sich um einen Wohnturm und nicht um einen – nicht bewohnten – Bergfried handelt. Eine kleine Verebnung zwischen Turmhügel und Unterburg (am Abbruch nach Norden hin) könnte ehemals auch bebaut gewesen sein.

Die Erstnennung der Burg datiert von 1293. Nach den historischen Quellen scheint die Burg nach 1312 aufgegeben worden zu sein; 1344 wird sie ausdrücklich als „Burgstall“ bezeichnet. Nach früheren Begehungen im Jahre 2005 konnte endlich im Jahre 2017 eine größere Menge an Fundmaterial geborgen werden. Durch die unterschiedlichen Warenarten, Randformen der Gefäße und die Ofenkacheln lässt sich die Laufzeit der Burg ermitteln. Es sind noch einzelne Vertreter der kalkgemagerten Albware (Abb. 16) vorhanden, die im frühen bis mittleren 13. Jh. ausläuft und endet. Zahlreich ist die geglimmerte Drehscheibenware (teilweise mit Rollrädchenverzierung; Abb. 17 oben), die im späten 13. Jh. nicht mehr vorhanden ist. Gefolgt wird sie von weiteren Fragmenten von brauner bis braungrauer Drehscheibenware (Abb. 17 unten). Ein schmaler gerundeter Leistenrand aus geglimmelter Keramik bildet eines der ältesten Stücke, gefolgt von schmalen bis breiteren Leistenrändern (Abb. 18, von links nach rechts). Ein breiter Kragenrand (Vorstufe der Karniesränder; Abb. 18 unten rechts) gehört wohl ins frühe 14. Jh. und beschließt das Spektrum. An „Sonderfunden“ sind ein Fragment eines glasierten Kleingefäßes (wohl ein Importstück aus einer anderen Region) und das fazettiert profilierte Fragment eines sog. „Pilgerhornes“, („Aachenhornes“)

aus rötlichem Ton (Abb. 19 links) bemerkenswert. Eine grautonige Bodenscherbe mit dem Ansatz eines Beines (Abb. 19 rechts) dürfte nicht zu einem Grapen (dreibeinigen Kochtopf), gehören. Eher handelte es sich um ein Aquamanile, ein tiergestaltiges Gießgefäß für die Handwaschung beim Mahl. Zahlreich sind Funde von rot- bis brauntonigen Becherkacheln (Abb. 20). Eine Randscherbe, eine Bodenscherbe und zwei Wandscherben stammen von Trinkbechern aus klarem bis leicht graustichigem Glas (Abb. 21). Ein seltener Fund ist dabei eine Wandscherbe aus klarem Glas mit den Abdrücken einer abgewitterten Emailbemalung (Abb. 21 rechts). Diese Funde zeigen einen gewissen Wohlstand auf der Burg an.

Insgesamt erscheint aufgrund der Funde daher das von Hans Harter entworfene Szenario glaubwürdig. Die Burg Wittichenstein dürfte direkt im Gefolge der um 1234 erfolgten Verleihung des Bergregals an die Grafen von Urach/Freiburg (Lehensherren der Schenken von Schenkenzell) errichtet worden sein, d. h. in den 1230er Jahren. Sie lief bis ins frühe 14. Jh. Kurze Zeit später konnte Luitgard ihr Kloster Wittichen begründen und sich gleichsam in die Nachfolge der Burg setzen.

Dank

Für Mithilfe bei den Begehungen danke ich Regine Dendler, für die Anregung zum Vortrag und seine Organisation Reinhard Mahn, seinen Vorstandskollegen und der VHS Schiltach-Schenkenzell. Anregende Diskussionen konnte ich mit Hans Harter und Bernd Pieper führen, dessen Funde die Schlussfolgerungen weiter absicherten.



Abb. 19: Links Fragment eines tönernen Hornes (Blasinstrument), rechts der Fuß eines Aquamanile (13./frühes 14. Jh.)



Abb. 20: Randscherben (unten) und Wand- und Bodenscherben von Becherkacheln (13. Jh.)



Abb. 21: Fragmente von klarem Glasbechern (13./frühes 14. Jh.)

Abbildungsnachweis

Alle Fotos und Grundriss-Skizze Schenkenzell „Burgstall“ von Heiko Wagner, Kirchzarten.

Literatur

- Fautz, Hermann: Die Schenkenburg. Die Ortenau 21, 1934 (= Burgen und Schlösser Mittelbadens) 431–448.
- Fautz, Hermann: Der Burgfriede zu Schenkenzell. Die Ortenau 49, 1969, 218–220 (mit einigen unzutreffenden historischen Angaben).
- Fautz, Hermann (a): Die Schenkenburg. Die Ortenau 50, 1970, 236–255.
- Fautz, Hermann (b): Das Schlößle bei Schenkenzell. Die Ortenau 50, 1970, 255–259.
- Fautz, Hermann (c): Der Burgstall bei Schenkenzell. Die Ortenau 50, 1970, 259–262.
- Fautz, Hermann (d): Burg Wittichenstein. Die Ortenau 50, 1970, 262–269.
- Fautz, Hermann: Die Schenkenburg. Die Ortenau 54, 1974, 168–170.
- Harter, Hans (a): Die Schenkenburg. Die Ortenau 64, 1984 (= Burgen und Schlösser in Mittelbaden) 476–486.
- Harter, Hans (b): Der Burgstall bei Schenkenzell. Die Ortenau 64, 1984 (= Burgen und Schlösser in Mittelbaden) 486–487.
- Harter, Hans (c): Das Schlößle bei Schenkenzell. Die Ortenau 64, 1984 (= Burgen und Schlösser in Mittelbaden) 487–489.
- Harter, Hans: Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet – Studien zur Besiedlung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im Mittleren Schwarzwald. Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte Bd. XXXVII (Freiburg/München 1992).
- Wagner, Heiko: Schenkenzell „Burgstall“. www.ebidat.de (Stand 2005).
- Wagner, Heiko: Schenkenzell „Schlößle“. www.ebidat.de (Stand 2005).
- Wagner, Heiko: Schenkenzell „Schenkenburg“. www.ebidat.de (Stand 2005).
- Wagner, Heiko: Schenkenzell-Kaltbrunn „Wittichenstein“. www.ebidat.de (Stand 2005).

Ettenheimer Gärten, Teil 16–18*

Allmendgärten

Dieter Weis

In den erhaltenen Stadtrechnungen sind regelmäßig Einnahmen (ab 1693) für inner- und außerhalb der Stadtgräben gelegene, von der Stadt verlehnte (verpachtete) Gärten verzeichnet. Es handelt sich dabei um die sogen. Allmendgärten.

Die jährlichen Einnahmen wechselten oft und bewegten sich etwa zwischen 8 und 14 f. Das Zinsregister fehlt, sodass nichts Näheres über die Lage der Gärten und die Pächter festgestellt werden kann.¹ Mit der jährlichen Verlehnung war auch ein Essen in einer Ettenheimer Wirtschaft verbunden, was unter den Ausgaben in der Rechnung verbucht wurde, z. B. im Jahr 1701 „Item bey Verlehnung der gärten im Stattgraben, (sind) durch die anwesende Herren bey der Sonnen verzehrt worden 2 f 6 ß 8 Pf“.

Im Jahr 1718 kehrte man beim Ochsenwirt und 1723 sowie 1725 beim Adlerwirt ein.²

In einer Rechnungsbeilage vom Jahr 1805 über die Zinseinnahmen aus den Stadtallmendgärten sind Namen (= Gärten?) aufgeführt:³

- a) am Thomastor (8 Namen)
- b) am Kirchhof innerhalb der Stadtmauern (13 Namen)
- c) am Kirchhof hinterhalb der Stadtmauern (24 Namen)
- d) am oberen Thor (3 Namen)
- e) Vorstadt (17 Namen)
- f) Kreuzerweg (Mathias Jäger)

* 1. Der Prinzensgarten (*Ortenau 2012*); 2. Ein Ettenheimer Adelshof und die angrenzenden Gärten (*Ortenau 2013*); 3. Der Olizy'sche Garten im Bienle vor dem Thomas Tor (*Ortenau 2014*); 4. Das „Gärthel vor dem Thomasthor“ (*Ortenau 2014*); 5. Das Gelände der Familie Olizy im Pfaffenbach (*Ortenau 2014*); 6. Der Oberendhof und Oberendhofgarten (*Ortenau 2014*); 7. Verkauf des Meyenberg-Guts an Lorenz Stölcker (*Ortenau 2015*); 8. Gärten beim Amtshaus (heute Palais Rohan) (*Ortenau 2015*); 9. Oberforstmeister Schilling von Canstatt als Nutzer seiner Ettenheimer Dienstgärten (*Ortenau 2015*); 10. Der Herrschaftsgarten im Pfaffenbach (*Ortenau 2016*); 11. Dienstgärten, Dienstäcker und Dienstmatten (*Ortenau 2016*); 12. Der Gutleuthausgarten (*Ortenau 2016*); 13. Der Spitalgarten am „Creutzerweg“ (*Ortenau 2017*); 14. Der Kirchengarten am Steinenweg (*Ortenau 2017*); 15. Gärten des Klosters Ettenheimmünster in Ettenheim (*Ortenau 2017*); 16. Allmendgärten (*Ortenau 2018*); 17. Der Garten des Stadt- und Amtsschreibers Joseph Chomas im Pfaffenbach (*Ortenau 2018*); 18. Privatgärten (*Ortenau 2018*)

Wenn die in der Beilage angegebenen Personen jeweils einen Garten hatten, was nicht ganz sicher ist, ergibt es 66 Gärten!

Am 12.09.1841 verkaufte die Stadt die hinter den Häusern der Muschelgasse liegenden Allmendplätze für 48 Kreuzer per Ruthe (9 qm) an die „Anstößer“.⁴ Die Plätze lagen etwa zwischen den Häusern und dem Abzugsgraben. Darunter befanden sich vermutlich auch Gärten. Man kann davon ausgehen, dass auch andere Gärten ebenso wie die im äußeren Stadtgraben im Lauf der Zeit verkauft wurden.

Anmerkungen

- 1 Es fehlen bei sämtlichen vorhandenen Rechnungen aus der Zeit vor 1800 die Beilagen!
- 2 Der Name der jeweiligen Wirtschaft ist nicht immer angegeben. Außerdem sind die Rechnungen nur lückenhaft vorhanden.
- 3 Stadtrechnung 1805, Beil. 28. Ebenso gibt es eine Liste (Beil. Nr. 6.1 Manual) zur Bürgermeisterrechnung von 1803 mit etwas abweichenden Namen bzw. Zahlen.
- 4 StAE, alte Akte Nr. 280

Der Garten des Stadt- und Amtsschreibers Joseph Chomas im Pfaffenbach

a) Garten und Gelände beim Schießrain

Im Zinsbuch von 1659 ist ein Gärtlein im Pfaffenbach erwähnt. Der Eintrag lautet wie folgt:

„Hanß Geörg Werber gibt Allmend Zinß 6 Pfennig Von seinem gärtlein bey dem Schießrain, Einseith neben gottshauß Ettenheimb Münster groß Meyherhoff, Anderseith gemelt Meyherhoff, Unden undt oben auf die Allmendt.“¹

Bei der Bannerneuerung von 1670 wird dasselbe Grundstück wie folgt beschrieben:

„Im Pfaffenbach, It. 1 Mannsh. geländ bey Schießrain, Einers. die Allmendt (Pfaffenbacher Weg?), anders. daß H.Praelaten Oberendthoff, oben auff Jacob Scherer, unden auff ein finsterwäldelinsgäßlin Frantz werber“ (gehörig)²

Das Grundstück lag nach den obigen Angaben etwa im Bereich des ehemaligen Gartenhauses und jetzigen Hausanwesens der

Familie Max Vierling, Im Pfaffenbach 9. Die Beschreibung von 1670 erscheint genauer, weil der Finsterwädeleweg genannt wird.

In Richtung Osten gegen den „Alten Weg“ (Kahlenberggasse) grenzte ein 9 Jeuch großes Grundstück des Oberendhofguts des Klosters Ettenheimmünster an.

Am Schießrain oder an der Schießmauer waren Zielscheiben für Armbrust- oder Büchenschützen angebracht. Schießrain und Schießmauer mussten eine gewisse Breite haben, um alle Geschosse, die die Scheiben durchschlugen, und auch die danebengegangenen aufzufangen. Über die Schützen und den Schießbetrieb ließ sich bisher leider nichts Weiteres finden. Entstanden später auf dem Schießplatz (etwas bleihaltige) Gärten?

Zwei neu aufgefundene Schriftstücke vom Jahr 1668 in den Archives Départementales Strasbourg (1 G 146/36 a+b) belegen, dass damals in Ettenheim Scheibenschießen stattfanden, allerdings ohne Angabe des Austragungsortes. Der Ettenheimer Amtmann von Leyen fragte am 16.6.1668 bei der fürstbischöflichen Regierung in Zabern an, ob er den Ettenheimer Bürgern „die gewöhnliche Jährliche Herrschaftsgaab nach den Scheiben zu schießen, reichen lassen solle“. Es wurde ihm erwidert, dass der Fürstbischof an die Hofkammer den Befehl erlassen habe, „dergleichen gänzlich aufzuheben wie dann bereits in allen Ampten des Bistums vor einem iar schohn geschehen, alß will umb so viel weniger bey unß stehen derheren [?] einige bewilligung zu thun, welches derselbe denen burgeren zue nachricht bedeuten kann“.

b) Der „Stadtschreibergarten“

Beim Kauf des von Andlau'schen Ettenheimer Lehensguts durch Oberamtman von Olizy von Mahlberg am 3.4.1702 war ein Garten im Kretzenbach, „so dem 6ten 9 bris Ao. 1699 von wohlgedachtem Herren von Andlaw ahn johann theobaldt Harnisten den stattschreiber zu Ettenheimb per dreißig gulden käuflich überlaßen worden“ ausgenommen.³

Zum „Kretzenbacher Feld“ gehörte damals auch der Pfaffenbach. Leider ist die Lage des von Harnist gekauften Gartens nicht angegeben, und so bleibt es nur Vermutung, dass ein Zusammenhang mit dem nachfolgend im Jahr 1721 beschriebenen Garten des Stadtschreibers Joseph Chomas besteht:

„Im pfaffenbach, Item sechsmanshawet garthen allda so mit einem lebendigen Hag umbgeben, ziehet Landt auff Daniel sarti. Barthel Himmelspach. undt Melchior oberle, Landt ab der

weg in daß finsterwäldelle, die schießmauer undt seine aigene mauren. gegen rhein der Pfaffenbacher weeg. gegen waldt der oberendthoff.

*Herrn Joseph Chomas dem amtschreiberen vermög Kauffbrieff gehörig.*⁴

Hier handelt es sich eindeutig um das heutige Anwesen Vierling/Vogt, wobei besonders auffällt, dass das Grundstück im Jahr 1721 von einem „lebendigen Hag“, nicht von einer Mauer umgeben war! Von einem Gartenhaus ist noch nichts zu lesen.

Erst nach langen Nachforschungen fand ich endlich einen Nachweis über den Erbauer der hohen Gartenmauer und des Gartenhauses. Es war der bereits erwähnte Joseph Chomas, Stadt- und Amtsschreiber in Ettenheim, der aus Obernai/Elsass stammte. Über die Bauzeit ist in den Prozessakten nichts angegeben, weil dies bei den Erbschaftsstreitigkeiten seiner Kinder später keine Rolle spielte.

Joseph Chomas amtierte von 1707 bis ca. 1738 in Ettenheim und verzichtete auf seine Ämter zugunsten seines gleichnamigen Sohnes und Nachfolgers bzw. Vertreters mit Genehmigung des Fürstbischofs. Der Sohn wurde am 10.7.1758 aus verschiedenen Gründen, vor allem finanzieller Art, entlassen. Vater und Sohn lebten zeitweise in Ringsheim. Josef Chomas der Ältere erhielt am 13.7.1707 von Kardinal Armand Gaston von Rohan die Stelle des Ettenheimer Stadt- und Amtsschreibers übertragen.⁵ Er befand sich in guten finanziellen Verhältnissen, war also ein reicher Ettenheimer Bürger und konnte es sich leisten, seinen Garten im Pfaffenbach vollständig mit einer hohen Mauer einzufassen und ein großes Gartenhaus erbauen zu lassen. Bisher vermutete man, dass es kein Garten eines Privatmannes sein konnte, was sich nun als falsch erwies.⁶

Für die Geschichte des Gartens ist der Streit zwischen den Familienmitgliedern Chomas von Bedeutung. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war äußerst schlecht. Dies kommt in der „Designatio“ (ausführliches Verzeichnis) über das Erbvermögen bzw. die Anteile der drei Kinder und deren Gleichstellung vom 9.12.1756 sehr deutlich zum Ausdruck.⁷

So ist beispielsweise aufgeführt, dass Tochter Maria Anna (Denner) zur Eheststeuer 4800f und die Tochter Therese (Schmautz) zunächst 1500f erhielten. Beim Sohn Franz Joseph wurden sämtliche Ausgaben des Vaters aufgezählt, und mit Kritik wurde auch nicht gespart. Er habe sein Geld für „sein angewohntes wohlleben und übelhaußen wie auch andere Verschwendereyen“ verwendet, anstatt seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Zum Schluss schreibt Chomas, dass sein Sohn „keine Raison anzunehmen, sondern mit Leugnen und Brutalität alles auszumachen gewohnt ist, daher mit deren Künftigen gleichstellung nichts zu thun Haben will [...]“

Joseph Chomas der Ältere verstarb am 10.11.1762 in Gengenbach. Im Jahr 1746 fand ein Gerichtsverfahren wegen Beleidigung und Tötlichkeiten statt, wobei nicht klar ist, ob es den Vater oder den Sohn Chomas betraf. Chomas wurde vorgeworfen, den Ringsheimer Schultheißen Martin Erny „zu Boden gerissen und erbärmlich tractiert“ zu haben. Erny sei von Chomas schier umgebracht worden.⁸ Vermutlich handelte es sich um den Sohn, was zu dessen sonst bekanntem Verhalten passen würde.

Am 10. Juni 1765 wurde das „Inventar bzw. die Abteilung des von Joseph Chomas seel., früheren Amtsverwesers der Herrschaft Ettenheim, hinterlassene Erbvermögen auf dem Rathaus zu Ettenheim in Gegenwart des Oberamtmanns Johann Peter Knepler aufgerichtet“. Unter den liegenden Gütern im Ettenheimer Bann wurden zunächst die Gärten angegeben.

„Erstlichen ein Garthen einen Jeuch Groß samt Garthen Haus, alles mit einer Mauer umgeben, dahier im Pfaffenbach gelegen, Land auf ein Gütherweg, Land ab ein Allmendweg, gegen Rhein desgleichen, gegen Wald Prälathen Guth aestimiert ad (geschätzt auf) 500 f“

Dazu Randvermerk:

„Frau Theresia mit dem Reservate (Vorbehalt), daß im Fall der Garthen verkauft und nicht so viel daraus erlöst werden sollte, ihr die Miterben den Verlust zu bonificieren (gutzuschreiben) haben sollen.“

„Item ohngefähr ½ Jeuch Graß- und Baum-Garthen in dem Finsterwäldle gelegen, Land auf ein Allmend Gäßel, Land ab die Stadt Mauer, gegen Rhein Hr. Riß, Amtschultheiß, gegen Wald Georg Moser, Zinßt jährlich Gnädigst. Herrschaft 2 f 4 ß 6 Pf. aest. ad (geschätzt auf) 150 f“

Dazu Randvermerk:

„Hrn. Franz Joseph unter obigen Reservate“

Der Teilungsvertrag vom 10.6.1765 ist der erste und wichtigste Nachweis über den Erbauer des von einer hohen Mauer umgebenen großen Gartens und des zugehörigen Gartenhauses.

Im September 2011 wurde eine dendrochronologische Untersuchung am Kerndach des Gartenhauses mit dem Ergebnis durchgeführt, dass das Haus im Jahr 1747, evtl. noch 1748, erbaut wurde.

Durch diese wichtige Untersuchung war es möglich, die Erbauungszeit des Hauses näher zu bestimmen. Es ist anzunehmen, dass die große steinerne Gartenmauer etwa in derselben Zeit entstand. Als Erbauer von Haus und Mauer können sowohl der Vater als auch der Sohn Chomas gelten.⁹

Aufgrund des Verhaltens des Miterben Franz Joseph Chomas brachten seine beiden Schwestern Maria Anna und Theresia ein Gerichtsverfahren in Gang, das jahrzehntelang dauerte und erst mit dem Urteil des Reichskammergerichts Wetzlar vom 24.11.1802 endete. Erbe Joseph Chomas boykottierte durch seine Abwesenheit und andere Manöver den zügigen Ablauf des Verfahrens. Ihm wurde lt. Prozessakten des Reichskammergerichts vorgeworfen, er erlaube sich „die größten Widerhandlungen [...], er hat den ganz mit Mauer umgebenen, Theresia zugeschriebenen Garten (an sich gebracht), und handelt hiemit wie mit seinem Eigenthum“.¹⁰

Bis zum Ende des Berufungsprozesses waren die Erbin des Gartens, Maria Theresia Schmautz (*2.12.1794) und deren Tochter Elisabeth Lihl geb. Schmautz (*18.5.1797) verstorben, sodass Johann Nepomuk Lihl, Reichsritterschaftlicher Advokat, Stättmeister und zuletzt Oberbürgermeister von Offenburg, und dessen Geschwister als Eigentümer des Gartens nach Ablauf des Prozesses anzusehen sind.

Das Urteil des Reichskammergerichts vom 24.11.1802 entschied hinsichtlich des Gartens (Abs. 6) *„in Ansehung des zu Ettenheim belegenen Gartens eines Jaugarts groß, mit garten hauß, und alles mit einer Mauer umgeben, welcher der älteren Tochter Theresia in dem Anschlag zu 500 f zugeschrieben worden, dieselbe mit dem gemachten, und zur Seite des Oberamtlichen Inventariums de 1765 bemerkten Vorbehalt eines von den Miterben Ihr auf den Fall, wenn sie bei vorzunehmendem Verkauf weniger daraus erlösen würde, zu leistenden Ersatzes abzuweisen“*.

Die Gengenbacher Regierungskommission wies das Ettenheimer Oberamt am 23.12.1802 an, das Urteil „nach seinem ganzen Inhalt in Vollzug zu setzen“ und mitzuteilen, welches die wirklichen Erben sind.¹¹

Lt. Protokoll der Gengenbacher Kommission vom 21.3.1803 Nr. 874 bat der Offenburg Stättmeister Johann Nepomuk Lihl namens der Erben Schmautz und Denner um deren „Einsetzung in die vollkommenen Eigenthumsrechte und die Dispositions-Freiheit ihrer Chomasischer Erbteil, Rechte und Befugnisse“, wozu das Oberamt Ettenheim zum baldigen Bericht aufgefordert wurde.

Die Akte des Ettenheimer Oberamts zu den Erbangelegenheiten der Familie Chomas konnte bisher nicht aufgefunden

werden und damit auch nicht der angeforderte Bericht.¹² Im Stadtarchiv Ettenheim fehlen die Kaufverträge für einige Jahre vollständig, andere Jahrgänge sind vermutlich unvollständig.¹³ Damit ist nicht klar, wie die Sache letztlich ausging und vor allem, an wen die Erben den Garten im Pfaffenbach verkauften.¹⁴ Bei der bereits erwähnten dendrochronologischen Untersuchung stellte man auch fest, dass das Kerndach des Gartenhauses in den Jahren 1804 oder 1805 repariert wurde. Dies könnte evtl. ein Hinweis auf einen Eigentumswechsel sein, über den sich bisher keine schriftlichen Unterlagen fanden (Verkauf durch die Chomasischen Erben?).

Als gesichert gilt der Eigentumswechsel des Gartens im Pfaffenbach erst für das Jahr 1817, als Amtmann Joseph Anton Simonnaire ihn an Apotheker Joseph Leonhard Mylius für 1835 f verkaufte.¹⁵ Im Steigerungsprotokoll vom 23.3.1817 ist zu lesen, dass Herr Amtmann Simonnaire seinen im Pfaffenbach dahier gelegenen Garten einer öffentlichen Versteigerung aussetzen ließ:

„Ungefähr 7 Mannsh. Garten, samt dem Gartenhaus und den darinn befindlichen Garthengeräthschaften, im Pfaffenbach gelegen, E.S. Herrschaft gut, anderseits der Pfaffenbacherweg aest. (geschätzt) 1600f.

Ersteigert H. Apotheker Mylius 1835 f“

Der Großvater des Verkäufers war Johann Michael Simonnaire aus Mutzig/Elsass, Stadtschreiber in Ettenheim von 1758 bis ca. 1772 (*20.12.1791 in Mutzig/Elsaß).

Dessen Sohn Franz Anton Simonnaire stand als Jagdhauptmann „in Diensten des verstorbenen Cardinals (Louis de) Rohan“. Der Jagdhauptmann versuchte nach dem Tod des Cardinals beim bad. Staat eine Anstellung zu erlangen oder dass ihm eine Pensionierung gewährt würde. Oberforstmeister von Schilling schrieb zu diesem Zweck am 18.8.1803 dem bad. Finanzminister u. a., dass Franz Anton Simonnaire „lange Zeit die beträchtliche Johannitter Gefelle in der Gegend verwaltet hat, auch in Ettenheim ansässig ist, ein eigenes Hauß und ein Vermögen von ohngefehr 30000 f besitzt [...]“¹⁶

Einen weiteren Hinweis auf die guten Vermögensverhältnisse von Simonnaire liefert seine Bürgerschaftserklärung vom 8.3.1794 für die Kommandatur in Straßburg über 4583 f.¹⁷

Der fürstbischöfliche Jagdhauptmann und „General Inspector der Oberämter Oberkirch und Ettenheim“ Franz Anton Simonnaire war auch für die „Ritterliche Ordens Commende St. Johann zum Grünenwerth in Straßburg als ein ergänzender Theil des deutschen Fürstlichen Groß-Priorats zu Heitersheim“

als „Admodiator“ (Pächter oder Verpächter) tätig.¹⁸ In seinem Verzeichnis über die von ihm verpachteten Güter der Straßburger Ordens-Kommende vom 15.12.1802 sind vom Ettenheimer Bann aber nur Matten aufgeführt.¹⁹

Die Familie Simonnaire wird hier etwas ausführlicher behandelt, und zwar aus dem folgenden Grund:

An der Südseite des Gartenhauses im Pfaffenbach befand sich bis zum Umbau des Hauses zu Wohnzwecken im Jahr 1894 durch Viktor Fuchs ein eingemauerter Sandstein mit einem Johanniterkreuz und der Jahreszahl 1793 oder 1795. Die vierte Zahl ist schlecht lesbar. Dies könnte auf eine Beziehung zu der Johanniter-Kommende hinweisen und damit auch zum Jagdhauptmann Simonnaire. Er hätte die finanziellen Möglichkeiten gehabt, das Anwesen vom Chomasischen Erben zu erwerben oder wenigstens zu pachten. Für diese Annahme spricht die Tatsache, dass der Sohn des Jagdhauptmanns, Joseph Anton Simonnaire, den Garten samt Gartenhaus im Jahr 1817 versteigern konnte. Bis zum Auffinden weiterer schriftlicher Unterlagen muss man es aber bei dieser Vermutung belassen. Ab 1817 sind alle Eigentümer des Anwesens nachweisbar.

In der sog. Rohan-Zeit wurden der Garten und das Haus vielleicht auch von hochgestellten Personen genutzt. Also ist noch Raum für romantische Vorstellungen. So wurde das Haus früher auch als „Rohan'sches Gartenhaus“ bezeichnet. Vielleicht ist an der mündlichen Überlieferung doch etwas dran? Der erwähnte Sandstein befindet sich heute in der Mauer über dem unteren Hauseingang. Ein Hinweis auf eine Nutzung des großen Gartens im Pfaffenbach am Ende des 18. Jahrhunderts durch das Hochstift Straßburg, die damalige Landesherrschaft, ergibt sich aus der Lagebeschreibung des östlich angrenzenden Grundstücks. Hier ein Auszug aus dem Lehenbrief des Klosters Ettenheimmünster für Joseph Kollefrath seel. Witwe Maria Anna Müller vom 2.2.1797/28.12.1802:

*Sie hatte u. a. folgendes Grundstück vom Kloster in Pacht:
„Im Kretzenbacher Feld, Item ½ Jeuch allda an den 9 Jeuch (des Klostersguts), Land auf und ab das Oberendguth, gegen Wald die Altweggaß, gegen Rhein der hochfürstliche garten.“²⁰*

Der Pfaffenbach gehörte zum Kretzenbacher Feld, das Oberendhofgut des Klosters lag östlich des „Chomasischen Gartens“, zwischen diesem und der „Altweg gaß“ (Kahlenberggasse).

Die obige Beschreibung belegt eindeutig, dass der Garten der Chomasischen Erben damals als „hochfürstlicher Garten“ bezeichnet wurde. Auf welchem Wege es dazu kam und wie er

später in den Besitz der Simonnaire-Familie kam, ist eine offene Frage.

Im Zusammenhang mit der Verpachtung des Dienstgartens auf den Espen an Oberforstmeister Carl Ludwig Schilling von Canstatt im Jahr 1803 wird in einem Vermerk u. a. berichtet, dass der verstorbene Fürstbischof den Dienstgarten und die dabei liegenden Äcker „an sich zog und dem erstern (Oberamtmann Stuber?) dafür einen jährlichen Bestandszins von 50f bezahlte. Der Ansatz dieses Bestand-Zinses ist sehr mäßig, besonders da der Garten durch den Herrn Cardinal so schön und nützlich eingerichtet wurde.“²¹

Vermutlich war der Amtsgarten auf den Espen (außerhalb der Stadt) damals nur ein Nutzgarten, also ein Obst- und Gemüsegarten. Es wäre natürlich wissenswert, was mit „so schön und nützlich“ gemeint war. Hat sich der Kardinal vielleicht in Stadtnähe einen anderen Garten als Ziergarten herrichten lassen, beispielsweise im Pfaffenbach?

Zum Verkäufer des Gartens im Jahr 1817, Joseph Anton Simonnaire, noch einige Angaben aus seiner Lebensgeschichte:²²

Er war von 1795 bis Ende Oktober 1800 beim Straßburger Oberamt in Ettenheim in Ausbildung und erhielt von Oberamtmann Stuber zum Abschluss ein gutes Zeugnis. Später leistete er als Amtmann dem Obervogt Stuber in Offenburg Amtshilfe. Ab 1814 arbeitete er wieder in Ettenheim als 2. Beamter beim Bezirksamt. Er wollte aber baldigst zu seiner Familie nach Offenburg zurück, wo er ein Haus und sonstige Güter besaß. Bis zum Jahr 1819 arbeitete er noch beim Direktorium des Kinzigkreises in Offenburg, wurde aber bald danach pensioniert und verließ Offenburg. Dann verliert sich seine Spur. Auf diesem Weg ließ sich nichts mehr über den Erwerb und den Verkauf des Gartens durch die Familie Simonnaire ermitteln.

c) Der „Apothekergarten“

Der große Garten im Pfaffenbach gehörte von 1817 bis 1894 dem jeweiligen Eigentümer der Oberen Apotheke (jetzt Wiegandt'sche Apotheke), die ihn für ihre Zwecke, z.B. als Kräutergarten, nutzten.

Die Witwe des Apothekers Joseph Leonhard Mylius, Antoinette geb. Harnist, verkaufte die Apotheke am Marktplatz samt dem Garten im Pfaffenbach am 27.02.1828 an Apotheker Karl Jung von Baden-Baden. Zum Garten ist im Kaufvertrag angegeben: „Ungefähr 1 Jeuch Garten beym Finsterwädele im Pfaffenbach mit einer Mauer umgeben, einers. Xaver Brogle, anders. der Pfaffenbacher Weg“.²³

Von Apotheker Jung gelangten Apotheke und Garten durch Verkauf am 22.9.1833 an Apotheker Philipp Friderich Mephius von Weinheim. Der Garten wird wie zuvor beschrieben.²⁴ Nach dem Tod des Apothekers Mephius am 5.5.1838 heiratete seine Witwe Karolina geb. Winterer am 25.7.1839 den Apotheker Heinrich Nikolaus Hölzlin aus Freiburg.²⁵ Auf diesem Wege wurde Hölzlin Miteigentümer der Apotheke und des zugehörigen Gartens im Pfaffenbach. Am 19.9.1854 verkauften die Eheleute Hölzlin Apotheke und Garten an Apotheker Kaspar Bleyler von Kappel.

Zum Garten wird angegeben: *7 Mannsht. großer Garten „im Pfaffenbach mit hoher steinerner Mauer umgeben, nebst Gartenhaus und Brunnen.“*²⁶ Bleyler verkaufte das Apothekenanwesen und den Garten am 22.3.1876 an Apotheker Karl Knauber, zu dieser Zeit in Biebrich am Rhein. Der Garten wird wie vorher beschrieben und mit 3429 Mark angesetzt.²⁷ Nach dem Tod von Karl Knauber am 2.10.1891 wurde von Waisenrichter Josef Ruf ein ausführliches Fahrnisverzeichnis aufgenommen.²⁸

Vom Garten der hier allein interessiert, sind folgende Gegenstände verzeichnet:²⁹

<i>„4 Zirzonzstök mit Bienen bevölkert</i>	<i>40 M</i>
<i>1 Strohkorb mit Bienen bevölkert</i>	<i>5 M</i>
<i>3 leere Zirzonzstök</i>	<i>10 M</i>
<i>verschiedene Gartengerätschaften</i>	<i>4 M“</i>

Also hatte der verstorbene Karl Knauber im Gartenhaus Bienen gezüchtet. Es müsste „Dzierzonzstök“ heißen nach dem schlesischen Pfarrer Johannes Dzierzon, der den Bienenstock mit beweglichen Waben erfand.

Am 11.1.1892 verkaufte die Witwe Katharina Knauber geb. Knauber die Apotheke und das Gartenhaus in den Kirchhalden (früher „Pfaffenbach“) an den Apotheker Klemens Eller von Mainz,³⁰ der die Liegenschaften bereits am 13.11.1893 an den Apotheker Friedrich Bach aus Stuttgart weiterveräußerte.³¹ Apotheker Bach verkaufte den Garten im Gewann Kirchhalden am 25.8.1894 für 2800 Mark an den Ettenheimer „Fuchsmüller“ Viktor Fuchs.³²

Ab diesem Zeitpunkt verlaufen die Geschichte des Gartens und die Geschichte der Apotheke getrennt und haben nichts mehr miteinander zu tun.

Der Garten von 1894 bis heute

Viktor Fuchs erwarb das Gartenhaus zu Wohnzwecken. Es bestand wie überliefert nur aus einem größeren Zimmer, kleinem

Speicher mit Wendeltreppe und Balkenkeller. Das Zimmer besaß einen mit Sandsteinplatten belegten Boden und hatte einen offenen Kamin. Diese Ausstattung wurde beim Umbau im Jahr 1894 beseitigt und ein kleines Zimmer daneben eingerichtet. Als Speicheraufgang wurde eine neue, steile Treppe eingebaut. Auf der Südseite des Hauses wurden zwei neue Räume (Küche und Schlafzimmer) dazugebaut, um das Haus bewohnbar zu machen. Die alte Hauswand auf dieser Seite versetzte man einschließlich der beiden barocken Fenster nach außen. Dabei entfernte man den eingemauerten Stein mit dem Johanniterkreuz und der Jahreszahl. Der Haupteingang des Hauses befand sich zuvor auf der Südseite des Hauses (große zweiflügelige Holztür zwischen den beiden Fenstern). Außer dem Umbau des Gartenhauses wurde von Fuchs auf der Hofreite noch ein Stall mit Heuboden errichtet.

Das Anwesen blieb bis heute im Besitz der Nachkommen von Viktor Fuchs.³³ Derzeit besitzt die Familie Max Vierling die nördliche Hälfte des Gartens samt Wohnhaus und die Familie Martin Vogt die südliche Hälfte des Gartens.

Das ursprüngliche Aussehen des Gartenhauses zeigt die Nordseite am besten. Die Süd- und die Ostseite wurden durch Anbauten sehr stark verändert, was beim Betrachten außerhalb des Gartens kaum auffällt. Von der östlichen Gartenmauer stürzte bald nach Ende des 2. Weltkriegs ein etwa 20 m langes Stück ein. Es konnte danach wieder aufgebaut werden.³⁴ Die Ursachen für den Einsturz waren vermutlich Bergdruck vom angrenzenden, höher gelegenen Gelände und Erschütterungen durch den Bombenabwurf in der nahen Kahlenberggasse im Jahr 1945. Auf der Innenseite der westlichen Gartenmauer hatte man beim Bau auch Ziegelsteine verwendet und zur Materialersparnis breite Nischen mit flachen Bögen darüber gebaut.

Als das Wohnhaus der Familie Vogt im Jahr 1961 erbaut wurde, musste die Fahrzeugeinfahrt im hinteren Teil des Gartens verbreitert werden. Der alte Nutzbrunnen im mittleren Teil des Gartens (bei der westlichen Mauer) konnte wegen der Grundwasserabsenkung nicht mehr benutzt werden und wurde zugeschüttet. Von der ursprünglichen Gartenanlage sieht man heute nur noch den in der Mitte des Gartens von Nord nach Süd verlaufenden buchsumsäumten Weg. Früher gab es noch einen Querweg mit Buchseinfassung. Diese „Buchswegen“ waren früher allgemein üblich und befanden sich wohl in allen bürgerlichen Gärten.

Trotz aller Veränderungen sind dieser Garten und das ehemalige Gartenhaus ein wertvolles Kulturdenkmal und schüt-

zenswert. Es ist neben dem Ichtratzheim'schen Garten (heute Prinzensgarten) der größte heute noch erhaltene historische Garten in Ettenheim.

Anmerkungen

- 1 StAE, Ettenheimer Zinsbuch vom 13.11.1659
- 2 StAE, General-Urbar 1670, S. 164
- 3 GLA 72/3012 (Abschrift)
- 4 StAE, General-Urbar 1721, S. 314a
- 5 GLA 71/2444 (2), Abschrift der am 13.7.1707 in Straßburg ausgestellten Ernennungsurkunde. Chomas trat die Nachfolge von Johann Jacob Weiß an, der „bisher gewester ambtsschreiber der pfleg Ettenheimb“, und der wegen „leibs blödigkeit, und anderer Vorgebrachthen Ursachen halber nicht mehr imstand seye, seinem anvertrauten amt abzuwarthen, undt dessentwegen gehorsambst gebetten, ihne darum (?) in gnaden zu entlassen, wir ihme solches nit abschlagen, sonderen seiner bitt in gnaden willfahren wollen“ [...] „Joseph Schomas, von oberehnheimb gebürthig (habe) guthe wißenschafft, und aller zue solchem amt gehörender Experience (Erfahrung) sonderbah angerühmet wordten, solches anbey unß selbst genugsambt bekanth, alß haben wir vorgemelten Schomas nicht allein vorangezogener ambtschreibereystelle der pfleg Ettenheimb, sonderen auch daßiger Statt Ettenheimb Schreiberey Stelle, welche der tödtliche hintritt unßeres lieben und getreuen (Joh. Theobaldt) Harnist (*S.2.1703) auch vecirem (frei) wordten, gnädigst auffgetragen und ertheilt.“ [...] In der Ernennungsurkunde wird auch auf die Dienstbezüge eingegangen, die sich an denen der Vorgänger orientieren sollten (ohne genaue Angaben). Daraus entwickelten sich vermutlich die späteren Streitigkeiten, denn die Abschrift ist erst mit dem 8.7.1744 datiert. Man hatte sicher Gründe, sich eine beglaubigte Abschrift der Urkunde zu verschaffen (wegen der Prozesse?). Nach dem Bericht von Amtmann Franz Reich an die Regierung in Zabern vom 14.7.1707 war Amtsschaffner [!] Joh. Jacob Weiß an demselben Tag verstorben. Auszug: „qualis vita, finis ita, alle documenta und vorhandene amtliche brieffschafften waß man gefunden habe gleich versigilieren und in Verwahrung nemben lassen.“
- 6 Die früheren Nachforschungen gingen in eine falsche Richtung [Staatsbesitz? Adelige Eigentümer?].
- 7 GLA 71/536, 2
„Designatio desjenigen, waß meine drey Kinder in und wehrender ihrer Ehe und bey Lebzeiten meiner Frau seel. von mir empfangen, und gegeneinander dergestalten zu conferieren [zu vergleichen] haben, das jeniges, so mehr als das andere empfangen bis zu seiner gleichstellung heraus geben solle.“
- 8 GLA 71/534
- 9 Dendrochronologische Datierung durch das Ingenieurbüro Burghard Lohrum, Kenzingen (Jahrringlabor Hans-Jürgen Bleyer, Metzingen).
- 10 wie Anm. 7
- 11 GLA 61/5045 Nr. 36 (s. auch Anm. 12)
- 12 Aus den Gengenbacher Regierungsprotokollen, 1. Band (6.12.1802–21.3.1803) lässt sich entnehmen, dass das Ettenheimer Oberamt mehrfach mit den jahrzehntelangen Erbstreitigkeiten der Familie Chomas zu tun hatte, weshalb die gesuchte Akte sehr wichtig wäre.
- 13 Es fehlen die Jahrgänge 1797, 1798 und 1799 vollständig. Die anderen Jahrgänge vor 1810 (ungebunden) sind vermutlich teilweise unvollständig
- 14 Der Miterbe Franz Josef Chomas verstarb am 21.09.1796 in Ringsheim. Er scheint ein schwieriger und gewaltbereiter Mensch gewesen zu sein.
- 15 StAE, Kaufprotokolle Bd. II (17.3.1815–30.3.1819), S. 217
- 16 GLA 229/27026. Lt. Dienerakte wurde er nicht dauerhaft in den Forstdienst übernommen, sondern vermutlich pensioniert. Seine Lebensdaten sind nicht bekannt.

Franz Anton Simonnaire hatte am 2.3.1767 in Ettenheim Maria Josepha Margaritha Wohlleber geheiratet, Tochter des Chyrurgus Joseph Wohlleber und der Anastasia Sartori.

Sohn Joseph Anton, der spätere Verkäufer des Gartens im Pfaffenbach, kam am 17.11.1774 in Ettenheim zur Welt.

- 17 StAE Unterpfindbuch, Bd. 1 (4.3.1757–11.5.1803)

Aufgeführt sind hier u. a. ein 2 Msht. großer Garten am Mühleweg, 1 Msht. Garten beim Josepfs-Kapellele und die Hälfte einer Behausung mit Hof, Garten und Zugehörde [am Kirchberg?], aber nicht ein Garten im Pfaffenbach!

- 18 wie Anm. 12, Nr. 369

- 19 GLA 138/74

- 20 GLA 404/45, S. 194

- 21 GLA 229/27121

- 22 GLA 76/7390 (Dienerakte für die Jahre 1814–1824).

Josef Anton Simonnaire hatte sich am 23.4.1804 in Ettenheim mit Maria Anna Neuffer von Windschlag verheiratet. Er war damals Amtmann („Satrapa“) des Barons von Neveu in Windschlag.

- 23 StAE, Kaufprotokolle Bd. IV (10.3.1826–16.6.1829), S. 195

- 24 StAE, Kaufprotokolle Bd. VI (18.5.1832–16.1.1835), S. 192

- 25 Die Eltern der Karolina Winterer aus Ettenheim waren der Handelsmann Michael Winterer und Theresia Ries. Aus ihrer ersten, mit Apotheker Mephius am 17.10.1833 geschlossenen Ehe stammten die Kinder Johanna Friderika (*20.4.1838 und Ludovica (*16.5.1838). Demnach verstarben der Ehemann und die beiden Kinder innerhalb von vier Wochen.

- 26 StAE, Kaufprotokolle Bd. XVI (23.6.1854–26.11.1855), S. 42b

- 27 StAE, Kaufbuch Nr. 33, S. 318 (Gesamtpreis 30.000,- Mark)

- 28 Der im Alter von 42 Jahren verstorbene Apotheker hinterließ als einziges Kind seinen gleichnamigen Sohn (Karl) Knauber, geb. 18.8.1878 in Ettenheim.

- 29 STAF, B 17/2 Nr. 4394

Fahrnisaufnahme vom 3.10.1891

Im Grundbuchauszug ist vermerkt (Garten):

„Lgb.Nr. 8135 Nr. 60 Kirchhalden, Hofraithe 63 qm, Gartenland 23 a 20 qm, insges. 23 a 83 qm Fläche, auf der Hofraithe steht ein Gartenhaus mit Balkenkeller“.

- 30 StAE, Grundbuch Nr. 48, S. 236

- 31 StAE, Grundbuch Nr. 50, S. 51/52

- 32 StAE, Grundbuch Nr. 50, S. 668/669

- 33 Eigentümer des Gartens nach Viktor Fuchs:

1920 Witwe Berta Fuchs geb. Hösel

1938 Otto Vierling, Holzarbeiter

(von Berta Fuchs übergegangen)

1961 Maria Vogt geb. Vierling

(südlicher Teil, Kirchhalden 1)

1964 Max Vierling

(nördliche Hälfte mit Wohnhaus, Im Pfaffenbach 9)

- 34 Wiederaufbau mit Beton unter Verwendung eines Teils der alten Steine.

Privatgärten

Bei der Bannerneuerung im Jahr 1670 wurden viele private Gärten aufgenommen:¹ Im Bienle waren es rund 9 Gärten,² vor dem oberen Tor 6 Gärten,³ auf den Nochmatten (Espen) 19 Gärten,⁴ Im Pfaffenbach 7 Gärten,⁵ am alten Bach 3 Gärten,⁶ beim Meyerhof (Meierberg) 7 Gärten⁷ und am Buck 4 Gärten⁸. Diese Aufzählung ist nicht vollständig.

Es ist auch nicht sicher, ob alle Gärten als solche bezeichnet wurden. So kommt auch oft noch der Begriff „Geländ“ vor, von dem nicht klar ist, was eigentlich gemeint war. Für das Jahr 1670 sind also rund 50 Gärten verzeichnet.

Im Ettenheimer Zinsbuch von 1698 wird ein „Weyergarten im Pfaffenbach, ein Zweytel groß“ (?) erwähnt. Der „Träger“ Christoff Dolt gab für ihn 4 Sester Landacht.⁹ Es gab dort auch ein Grundstück „beym brünlein“.¹⁰

Bei der nächsten Bannerneuerung von 1721 ergaben sich wieder etwas andere Zahlen:¹¹ Gärten vor dem oberen Tor 4, im Bienle 12 (ohne „Reckengarten“), im Kleinen Weilerberg 2, auf dem Buck 6, auf den Nochmatten und Espen 12 (ohne Kirchengarten), im Pfaffenbach auf der Ostseite mit Finsterwäldele 6 (ohne Herrschaftsgarten), im Pfaffenbach weitere 7 Gärten und im Frauengässel 23 Gärten. Das ergibt für das Jahr 1721 rund 70 Gärten.

Aus alledem ist ersichtlich, dass die Gärten, von kleinen Lücken abgesehen (Bäche!), fast die ganze Stadt umgaben. Schwerpunkte waren im Westen das Bienle, im Süden der Pfaffenbach, im Osten die Nochmatten und im Norden der Bereich östlich der Straße nach Altdorf am Meierberg, hier als „Frauengässel“ bezeichnet.

Der Stadt- und Amtschreiber Joseph Chomas besaß außer dem heute als Anwesen Vierling/Vogt bezeichneten Garten noch zwei weitere Gärten. Anscheinend hatte er in seinem Beruf gute Einkünfte. Etwa gegenüber seinem Garten im Pfaffenbach – wie erwähnt – besaß er noch einen weiteren ebenso großen Garten und „Geländ“: *„Item sechs manshawet garthen undt geländt allda (im Finsterwäldelin), ziehen Landt auff der finsterwäldelin allmendweg. Landt ab die stattmauren. gegen Rhein Hr. Christian seeboldt. gegen Waldt Jacob Baur.“*¹² Chomas hatte das Grundstück von dem zahlungsunfähigen („Faliment“) Christoph Dold erkaufte.

Am 29.2.1768 verkaufte Joseph Chomas den „ohngefähr sechs manshawet gras garthen in dem finsterwäldtele außerhalb der Stattmauren gelegen [...], gegen rhein H. Riß



Abb. 1: Zweistöckiges
Gartenhäuschen im
Finsterwäldle

amtschulth., gegen Waldt Hr. geörg moser“,¹³ für 180 f an Joseph Hog. Einen dritten Garten hatte Chomas „im frauen gäBel“:

„Item ungefähr ein Halb Jeuch garthen undt geländt allda. Ziehet Landt auff Mathiß Veters wittib. Landt ab Herr Bartholome sartori seel. erben. gegen rhein frantz Müller und Ignatius sartori. gegen waldt ein guether gäßell, Herrn Joseph Schomas den amtschreiberen lauth Kauffbrieff gehörig.“¹⁴

Es folgt nun noch ein weiteres Beispiel für den Verkauf eines Gartens im Pfaffenbach im 18. Jahrhundert: Am 7.12.1792 verkaufte Michel Sartori seinen auf der Westseite des Weges gelegenen Garten an Joseph Braun für 135 f. Der Garten wird wie folgt beschrieben:

„drey Mannshauet garthen im Pfaffenbach, der sogenannte Meyergarthen, land auf ein ascani guth, landab Michael Hammerstihl, gegen Rhein Käufer selbst, und gegen Wald der Pfaffenbacher Weeg, ist zehendfrey, zünfst aber 5 Vierling Landacht.“¹⁵

Die Gärten auf der Ostseite des Pfaffenbachs lagen zwischen der äußeren Stadtmauer und dem Pfaffenbacher Weg (ab dem Thomastor) und anschließend „Land auf“ zwischen dieser Mauer und dem Finsterwäldele-Weg um den Friedhof herum bis in den Kretzenbach und zum oberen Tor. Der alte Friedhof endete bis um das Jahr 1845 noch etwa dort, wo heute die großen Platanen stehen, und so gab es zuvor bei den Gärten keine Lücke. Die Gärten waren wegen ihrer Nähe zur Stadt beliebt und wechselten oft ihre Besitzer. Deshalb ist es hier nicht möglich, auf die vielen Eigentümer im Verlauf der Jahrhunderte einzugehen.

Einige Beispiele aus dem 19. Jahrhundert, die gut dokumentiert sind, können aber genannt werden.

Im Jahr 1815 wurde dem Physikus Dr. Anselm Schlecht das Gartenhäuschen in seinem Garten hinter dem Friedhof, also im Finsterwäldele, abgebrannt. Einigen Leuten hatte es missfallen, dass er den Dung über den Friedhof in seinen Garten überbringen ließ, was sonst nicht erlaubt war. Auch andere Gründe spielten eine Rolle. Über diese Angelegenheit wurde von mir bereits ein Bericht veröffentlicht.¹⁶

Am 6.3.1820 ließ Dr. Schlecht seinen Garten im Finsterwäldele u. a. öffentlich versteigern, da er nach Tauberbischofsheim verziehen wollte. Der Garten wird wie folgt beschrieben: „Ohn-gefähr 4 Mansht. Garten nach dem vorliegenden Plan von Obrecht, im Finsterwäldele gelegen, land auf die Allmend [Weg], land ab die Stadtmauer am Kirchhof, zinst gster. Herrschaft jährlich 1 f 12 xr“. Ersteigert wurde der Garten von Domänenverwalter Brückner um 550f.¹⁷ Kurze Zeit danach wurde auch das Gartenhaus des Herrn Brückner „boshafterweise ruiniert“, und die Stadt musste die Wiederherstellungskosten von 13 f 1x ersetzen. Den Grund für diese Aktion kann man nur vermuten. Vielleicht hing es mit der Dienstausbübung des Domänenverwalters zusammen.

Das Bezirksamt Ettenheim schrieb am 13.4.1821 dazu:

Der Stadtrat solle dem Domänenverwalter Brückner die Auslagen ersetzen „vorbehaltlich des Rückgriffs auf den Thäter, wenn er entdeckt wird [...] und die Bürgerschaft davon in Kenntniß setzen, damit die boshaften Urheber und Anrichter eines solchen Frevels auch wissen, dass die großh. Diener, denen aus Gegner-



*schaft (?) oder Rache wegen Erfüllung ihrer Dienstpflicht von einem Übelwollenden ein Schaden angerichtet wird, dafür von der Gemeinde entschädigt werden müssen.*¹⁸

Abb. 2: Garten der Familie Hog in Münchweier

Auch Bürgermeister Laible besaß im „Finsterwädele“ ein Gartengrundstück. Am 19.7.1812 ersteigerte er für 173 f „Ein Mht. Garten im Finsterwädele, L. auf das Gäbel, L. ab die Stattemauer, gegen Rhein H. Bürgermeister Laible, gegen Wald Johannes Hog Schuster“.¹⁹ Also kaufte er einen an sein eigenes Grundstück angrenzenden Garten dazu. Am 1.12.1827 ließ Laible das ganze Grundstück versteigern: „4 Mannsh. Garten im Finsterwädele, e.s. Johann Hogs Erben, anders. Mathias Häfele.“ Ersteigert wurde der Garten von Amtsphysikus Dr. Schneider um 400f.²⁰

Den angrenzenden Garten der Johann Hog'schen Erben von 6 Msht. ersteigerte am 16.1.1828 Oberlehrer Xaver Müller für 465 f.²¹ Es soll auch erwähnt werden, dass Ratschreiber Joh. Bapt. Machleid im Kretzenbach zum bereits vorhandenen Garten noch 1 Mannsh. Gartengelände dazukaufte.²² Er war ein Enkel des Chronisten Machleid.

In den Jahren 1845/46 wurde der Friedhof erstmals erheblich erweitert. Bürgermeister Franz Gschrey trat für diesen Zweck 1½ Ruthen (ca. 14 qm) Gartengelände mit zwei Obst-

bäumen ab und erhielt eine Entschädigung von 5 f.²³ Es wurde ein Teil der alten Grenzmauer abgebrochen und an der östlichen und südlichen Seite des Gottesackers eine neue Mauer hergestellt.²⁴ Der Garten von Gschrey grenzte demnach an den Friedhof.

Anmerkungen

- 1 GLA, General-Urbar 1670 (Auszug)
- 2 wie Anm. 1, S. 96b–98a
- 3 wie Anm. 1, S. 142–142b
- 4 wie Anm. 1, S. 318–321b
- 5 wie Anm. 1, S. 163b–167
- 6 wie Anm. 1, S. 74b
- 7 wie Anm. 1, S. 75–76
- 8 wie Anm. 1, S. 76b–78b
Auch „Im Frauengäßlein“ gab es Gärten wie z. B. „ungefähr 3 ½ Jeuch Reben, Garten und gländ im oberer Endtin“, neben des Hrn. Prälat's Meyerhof, dem Herrn von Bulach (gehörig).
- 9 StAE, Zinsbuch 1698, S. 86. Am 7.12.1792 verkaufte Michel Sartori drei Msht. Garten im Pfaffenbach, „der sogenannte Weyergarthen“ an Joseph Braun (gegen Wald der Pfaffenbacher Weg) für 135 f. (StAE, alte Akte Nr. 1246).
- 10 wie Anm. 9, S. 75
- 11 StAE, General-Urbar 1721 (Auszug)
- 12 wie Anm. 11, S. 311b
- 13 StAE, alte Akte Nr. 1245 (Kontrakten-Protokolle)
- 14 wie Anm. 11, S. 174b, Um das Jahr 1765 besaß auch der Lehrer Sebastian Klingemayer einen Garten im Finsterwädele.
- 15 StAE, alte Akte Nr. 1246 (Kaufprotokolle)
- 16 Weis, Dieter: „Zur Geschichte des alten Ettenheimer Friedhofs“. In: Ettenheimer Stadtanzeiger Nr. 21 vom 25.5.2005; Dr. Schlecht wohnte Kirchstr. 8 (jetzt Fritz Schmidt)
- 17 StAE, Kaufprotokolle Bd. III, S. 40b
Dr. Schlecht hatte den Garten am 15.4.1812 von seiner Schwiegermutter, der Amtsschultheiß-Witwe Ursula Müller geb. Stölcker, für 550 f gekauft.
(StAE, alte Akte Nr. 1246). Der alte Friedhofsplan von Geometer Obrecht konnte bisher leider nicht gefunden werden.
- 18 Stadtrechnung 1820, S. 39 u. Beil. Nr. 69
- 19 StAE, Kaufprotokolle, Bd. I, S. 256
- 20 StAE, Kaufprotokolle, Bd. IV, S. 153b
- 21 StAE, Kaufprotokolle – Beilagen – alte Akte Nr. 1247
- 22 StAE, Kaufprotokolle Bd. III, S. 235b,
- 23 StAE, Stadtrechnung 1845, S. 579 ff. u. Beil. 340
- 24 wie Anm. 16, Weis, Dieter

100 Jahre Kindergarten Durbach 1917–2017

Josef Werner

Zur Unterstützung Armer, Kranker und vieler Schutzbedürftiger gründeten im März 1909 Ida Freifrau von Neveu u. a. zusammen mit der Bäckersfrau Rosa Bodenheimer den Frauenverein Durbach.

Es war dies ein Zweigverein des Badischen Frauenvereins, eine interkonfessionelle, überparteiliche und gemeinnützige Organisation von und für Frauen mit Sitz in Karlsruhe. Unter dem langjährigen Protektorat der Landesfürstin, Großherzogin Luise von Baden, entwickelte sich die 1859 gegründete Organisation zu einem Verein, in dem sich die Frauen des 19. Jahrhunderts ehrenamtlich engagierten und patriotisch für die Bevölkerung Badens einsetzten. Männer waren in beratender und finanzierender Funktion in die Vereinsstruktur eingebunden.

Ein wesentlicher Zweck des Durbacher Zweigvereins war zunächst die Versorgung der Kranken. Der von der Gemeinde verpflichtete Dorfarzt hatte noch keinen Sitz in Durbach und kam lediglich auf Anforderung in die weit verzweigte Gemeinde. Mit der Anstellung von Krankenschwestern aus dem Mutterhaus der Franziskanerinnen von Gengenbach schuf der Verein erstmals eine dauerhafte, wenn auch einfache Krankenversorgung der Durbacher Bevölkerung. Die barmherzigen Schwestern machten Hausbesuche und konnten oft mit einfachen Hausmitteln die weniger schwierigen Krankheiten heilen oder Schmerzen lindern. Bei Schwer- oder Todkranken hielten die Schwestern auch Nachtwache und gaben seelischen Beistand.

Die Not des Ersten Weltkrieges machte sich bei den in der Heimat zurückgebliebenen Frauen besonders stark bemerkbar. Oft lagen die Bewirtschaftung des Hofes, die Ernährungssicherstellung und die Versorgung der Alten und Schwachen allein in den Händen der Frauen. Um hier für etwas Entlastung zu sorgen, entschloss sich der Durbacher Frauenverein im Mai 1917 zur Einrichtung eines Kindergartens. Die anstehende Veräußerung des alten „Amtshauses“, mitten im Tal gelegen, bot Gelegenheit zur Verwirklichung dieses Plans. Der Durbacher Gemeinderat unterstützte den Plan und richtete über das Bezirksamt Offenburg auch ein entsprechendes Bittgesuch an die „Hermann Sielckenstiftung“.



Abb. 1 und 2: Die Begründerinnen des Kindergartens Durbach. Ida Freifrau von Neveu (oben) und Rosa Bodenheimer (unten).

„Es wurde schon lange sehr mißlich empfunden, daß in unserm großen Ort keine Kleinkinder-Bewahranstalt, sog. Kinderschule errichtet ist.

Dieser Mangel ist jetzt während des Krieges, wo den Frauen noch eine größere Arbeitslast zugefallen ist, erst so recht hervorgetreten.

Nun wäre dem hiesigen Frauenverein Gelegenheit geboten, zu diesem Zweck ein geeignetes Haus zu erwerben. Der Kaufpreis beträgt 10000 M. Da aber für den Hauskauf und die Einrichtung die vorhandenen Mittel von 9000 M. nicht ausreichen, bitten wir ergebenst für Erlangung einer Beihilfe aus der Hermann Sielckenstiftung das Weitere geflissentlich veranlassen zu wollen.“

Am 12. Mai 1917 schrieb die Hochwohlgeborene Freifrau von Neveu an den Gemeinderat:

„Wie dem verehrl. Gemeinderat bekannt sein dürfte, hat der hiesige Frauenverein sich entschlossen, so rasch als möglich eine Kinderschule einzurichten, um durch Versorgung der kleinen Kinder den Frauen die Arbeit in Reben und Feld ausgiebiger zu ermöglichen, denselben Verdienst und der Landwirtschaft mehr Arbeitskräfte zuzuführen.

Bezirksamtliche Erlaubniß zu diesem Unternehmen hat der Frauenverein sofort erhalten.

Der Verein kauft zu diesem Zwecke das Werner'sche Anwesen, den sogenannten „Amtshof“ in welchem ein allen Vorschriften entsprechender Saal und Vorplatz und außerdem reichlich Garten vorhanden ist um den Kindern gesunden Aufenthalt und Bewegung im Freien zu gewähren!

Es erwachsen dem Verein, außer dem Ankauf durch Errichtung und Einrichtung der Räume noch bedeutende Kosten.

Dauernd muß eine vierte Schwester außschließlich für die Kinder eingestellt werden. Wir achten bei unsrem Unternehmen sehr auf die Beihilfe der Gemeinde, welche die Bestrebungen unseres Vereins wesentlich unterstützte und gefördert hat, wie dies auch in anderen Gemeinden üblich ist.

In Windschlag z. B. ist das große neue Haus samt Einrichtung für Schwestern und Kinderschule auf Gemeindskosten erstellt u. trägt diese, neben anderen Zuschüssen die jährlichen Unkosten für Heizung und Beleuchtung.

Ich ersuche Namens hiesigen Frauenvereins den verehrl. Gemeinderat, uns einen weiteren jährlichen Beitrag zu diesem gemeinnützigen Zweck und zur Bestreitung der Einrichtungskosten, jetzt eine beträchtliche Summe gewähren zu wollen und bitte um baldigen schriftlichen Bescheid des gemeinderätlichen Beschlusses.

Wir hoffen, die Kinderschule bis 15. Juni eröffnen zu können.“

Am 6. Oktober 1917 erwarb der Verein das alte „Amtshaus“, Lgb.Nr. 83, Talstraße 194 von den Geschwistern Werner (Kinder des Bahnhofswirts und Hoteliers Ignaz Werner in Appenweier). Im Dezember 1917 bewilligte die Stiftung einen Zuschuss von 2000 Mark.

Das alte Amtshaus war von ca. 1754 bis zur Auflösung der „Herrschaft Staufenberg“ Sitz des Amtmanns der Großherzogl. Badischen Herrschaft.

Nach dem Umbau des Amtshauses konnte man eine „Kinderschule“ mit 44 qm Fläche und zwei kleinen Schlafzimmern für die Kinder sowie Wohnräume für die Schwestern vorweisen. Außerdem hatte man „auf dem Grundstück reichlich Garten, um den Kindern gesunden Aufenthalt und Bewegung im Freien zu gewähren“.

Die Aufgaben des Vereins forderte von der Vorstandschaft um die Frau Baron eine immense ehrenamtliche Aktivität. Als zweite Vorsitzende war die Bäckerfrau Rosa Bodenheimer und als Kassenwart deren Ehemann Moritz Bodenheimer tätig.

Rund 350 Mitglieder nutzten die caritative Einrichtung des Vereins. Die Gemeinde unterstützte den Verein zunächst mit einem jährlichen Zuschuss von 300 Mark. Die immer größer werdende und „galoppierende“ Inflation der 1920er Jahre brachte den Verein in arge finanzielle Schwierigkeiten. Das Kloster Gengenbach forderte jährlich, und später sogar halbjährlich, annähernd verdoppelte Zahlungen für die Stellung von drei Krankenschwestern und einer Kindergartenschwester. Die Mitgliedsbeiträge des Vereins wurden jährlich fast verdoppelt, um die Kosten tragen zu können.

Noch 1919 lehnte der Gemeinderat die Übernahme der Kosten für acht bis zehn Ster Brennholz ab und war der Ansicht, dass der Verein dies selber regeln solle. Bereits 1922 forderte das Kloster Gengenbach eine „Nachzahlung“ von 8000 Mark (1917 360 Mark) und setzte hierfür Fristen zum 1. Oktober und 1. Dezember. Mit einer „Haussammlung“ konnte der Verein die erste Rate aufbringen und der Gemeinderat willigte schließlich zur Übernahme der zweiten Rate von 4000 Mark ein, um die Auflösung des Kindergartens mit Krankenstation zu verhindern.

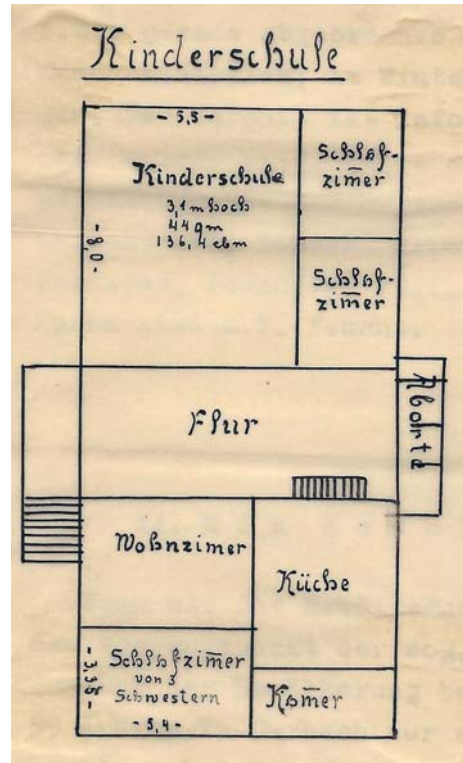


Abb. 3: Plan



Abb. 4: Kindergarten
um 1921

Schon im März 1923 waren die Kosten für die Schwestern auf 16800 Mark gestiegen. Der Vereins-Beitrag wurde von 80 auf 500 Mark jährlich angehoben und konnte trotzdem die Kostenexplosion nicht aufhalten. Viele Unbemittelte konnten sich diesen Beitrag nicht mehr leisten.

Mit einem eindringlichen Bittbrief wandte sich die Vereinsvorsitzende, Frfr. von Neveu, erneut an den Gemeinderat:

„Mit 500 M. Beitrag würden unsere Einnahmen 175 000 M. betragen. Nach Abzug der Klostersumme bleiben noch 7000 M. Wir müssen aber für Haushalt der Schwestern, Licht Steuer, Reparaturen usw. mit einem Aufwand von mindestens 40–50 000 M. rechnen. – Mit weiter steigenden Preisen ist zu rechnen.

Gemeinderat soll die fehlenden 50 000 M. für die Schwesternstation übernehmen und sofort für Januar und Februar eine Rate von 28 000 M. u. 20 000 M. überweisen, bis in der kommenden Generalversammlung wiederum eine Beitragserhöhung beschlossen werden kann.

Die Generalversammlung muss auch darüber beraten, dass eine eventuelle Schließung der Kinderschule, deren Einnahmen in keinem Vergleich zu den Ausgaben stehen, vorgesehen werden muss.“

Im Hinblick auf die Wichtigkeit der Einrichtung übernahm der Gemeinderat die fehlenden Mittel.

1927 wurde eine Nähschule eingerichtet und gleichzeitig eine Nähschwester beschäftigt, die Frauen und Mädchen bis um 1975 in die Nähkunst einwies. 18 Nähschülerinnen nahmen durchschnittlich diese Einrichtung in Anspruch. In seinem Aufsatz über „Die sanitären Verhältnisse in der Gemeinde Durbach“ schreibt der damalige Dorfarzt Dr. Steiger im Jahr 1929:

„Die Kinderschule wird z. Zt. von 75–80 Kindern besucht; gebracht von ihren Müttern, die ihrer Fabrik-, Haus- oder Rearbeit nachgehen. Den Kindern steht ein geschlossener Raum von 44 qm und, da dieser für das Spielen nicht ausreicht, der Hausflur zur Verfügung: das sind etwa 1 qm und 3 cbm pro Kind, ein äußerst unbefriedigender Zustand, zumal im Winter. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn jedes Jahr durch das enge Beieinanderliegen und -sitzen Hautkrankheiten, Keuchhusten, Masern sehr leicht und häufig übertragen werden. Eine ärztliche Überwachung der Kleinkinder besteht nicht.“

Im März 1930 führten vereinsinterne Differenzen, aber auch der aufkommende Nationalsozialismus zum Rücktritt der Vereinsvorsitzenden Ida Frfr. von Neveu sowie der zweiten Vorsitzenden Rosa Bodenheimer zusammen mit dem Kassenwart Moritz Bodenheimer. Der Frauenverein löste sich vom Bad. Frauenverein und wurde als „ELISABETHENVEREIN“ selbstständig.

Das Innenministerium in Karlsruhe verfügte am 26. Mai 1937:
„Nr. 19405 Norm XXXVIII. Errichtung von Kindergärten und Horten

Der volkserzieherische Wert der Kindergartenarbeit ist von Anfang an von allen massgebenden Stellen der Partei und des Staates erkannt und anerkannt worden. [...] Die Aufteilung der Kindergärten nach Konfessionszugehörigkeit kann daher nicht mehr im Sinne der heutigen planmässigen sozialerzieherischen Bestrebungen liegen. Als Träger für neu einzurichtende Kindergärten kommt vielmehr in erster Linie die NS-Volkswohlfahrt, die sich dieses Gebiet mit zur Hauptaufgabe gemacht hat, in Betracht.“

Im Badischen Verordnungsblatt Nr. 37/1938 wurde festgelegt:
 II. Einzelheiten über Lage, Bau, Einrichtung und Betrieb von Kindertagesstätten

Ziff. 7 – Jüdische Kinder – dürfen nur besonders für sie eingerichtete Kindertagesstätten besuchen. Wer Jude ist, bestimmen das Reichsbürgergesetz und dessen Durchführungsbestimmungen

Ziff. 33. – Zum Betrieb der Kindergärten und Schülerhorte sind einzustellen:

<i>Bis zu 30 Kindern</i>	<i>1</i>	<i>Kindergärtnerin</i>		
<i>60 Kinder</i>	<i>1</i>	<i>“</i>	<i>1</i>	<i>Kinderpflegerin</i>
<i>90 Kinder</i>	<i>2</i>	<i>“</i>	<i>1</i>	<i>“</i>
<i>120 Kinder</i>	<i>2</i>	<i>“</i>	<i>2</i>	<i>“</i>

Wird Essen verabreicht, ist entsprechende Vermehrung der Hilfskräfte nötig, wobei ehrenamtliche Kräfte mitwirken können.



Abb. 5: (links) Das Schwesternhaus mit dem Erweiterungsbau des Kindergartens und Neubau der Turnhalle im Jahr 1956



Abb. 6: (rechts) Kindergarten mit Turnhalle nach der Erweiterung 2017

Steigende Kinderzahlen machten Mitte der 1950er Jahre eine Erweiterung des Kindergartens notwendig. Weil der Elisabethenverein diese hohe finanzielle Belastung nicht tragen konnte, wurde 1956 eine Teilfläche des Grundstücks an die Gemeinde verkauft und von dieser ein Erweiterungsbau für den Kindergarten sowie die Turnhalle errichtet.

Mehrere Um- und Anbauten wurden seither durchgeführt und die alten Kindergartenräumlichkeiten wieder neu aktiviert. Mit dem nun im Jahre 2017 fertiggestellten Anbau ist ein weiterer Markstein in der baulichen und organisatorischen Ausstattung des Durbacher Kindergartens gesetzt.

Träger des Kindergartens ist heute die katholische Kirche, wobei die politische Gemeinde einen wesentlichen finanziellen Beitrag zu leisten hat. Seit Auflösung der Schwesternstation sind keine Franziskanerinnen mehr im Kindergarten. Heute werden in der ehemaligen „Kinderschule“

- 30 Kleinkinder von 1 bis 3 Jahren und
- 70 Kinder von 3 bis 6 Jahren
nicht nur „verwahrt“, sondern nach modernen Erkenntnissen gefördert.

Diese Aufgabe übernehmen:

- 1 Kindergartenleiterin
 - 10 Erzieherinnen
 - 4 Kinderpflegerinnen
 - 1 Sozialpädagogin
 - 2 Anerkennungspraktikantinnen
- in insgesamt 6 Gruppen.

„Monströses Product sonderstaatlichen Interesses und Ehrgeizes“

Geschichtslegenden um den Bau der Schwarzwaldbahn

Hans Harter

An der ehemaligen badisch-württembergischen Landesgrenze im oberen Kinzig- und Schiltachtal rumort noch immer eine vor mehr als anderthalb Jahrhunderten getroffene verkehrspolitische Entscheidung, sowohl in den Köpfen wie in der lokalen Presse und Geschichtsschreibung. Es ging und geht um die günstigste Linienführung der vom Großherzogtum Baden in den 1860er Jahren geplanten Schwarzwaldbahn, genauer: wie sie aus dem Kinzigtal über das wie ein Sperrriegel ansteigende Gebirge nach Villingen geführt werden sollte.

Der Kampf um die „beste“ Trasse

Drei Trassen schienen möglich und wurden ingenieurmäßig erkundet: die Bregtal-, die Schiltach-Schramberg- und die Gutach-Sommerau-Linie. Sie besaßen alle „höchst ungünstige Terrainverhältnisse“,¹ hatten jeweils aber auch Vorteile. So wurde 1862 gesetzlich festgelegt, den Bau davon abhängig zu machen, „daß die technischen Untersuchungen den Nachweis liefern, daß eine allen Erfordernissen des Betriebs entsprechende Zugrichtung gefunden werden kann“² – ausschlaggebend sollten bau- und betriebstechnische Kriterien sein.

Bei ihnen fiel als erste die Bregtal-Linie durch. Ausgehend von Haslach hätte sie das mehr als 1000 m hohe Rohrhardsbergmassiv überwinden müssen, was so weiter Kurven und langer Tunnels bedurfte, dass „ein befriedigender Betrieb“ nicht möglich geworden wäre, weshalb die Techniker abrieten. Mit Furtwangen und Vöhrenbach hätte die Linie freilich „miten durch das Herz des industriereichen Schwarzwalds“ geführt, dementsprechend „bestürmten die Bewohner dieser Gegend den Landtag mit Petitionen“. Wegen der schwierigen Verhältnisse wurde sie dennoch aufgegeben, sodass Furtwangen, „einer der wichtigsten Mittelpunkte der Schwarzwälder Industrie“, erst einmal ohne Bahnanschluss blieb.³

Schwere Gegensätze, einen richtigen „Eisenbahnkrieg“⁴, gab es dann um die beiden anderen „Zugrichtungen“, innerhalb der betroffenen Region, aber auch, was erschwerend hinzu-

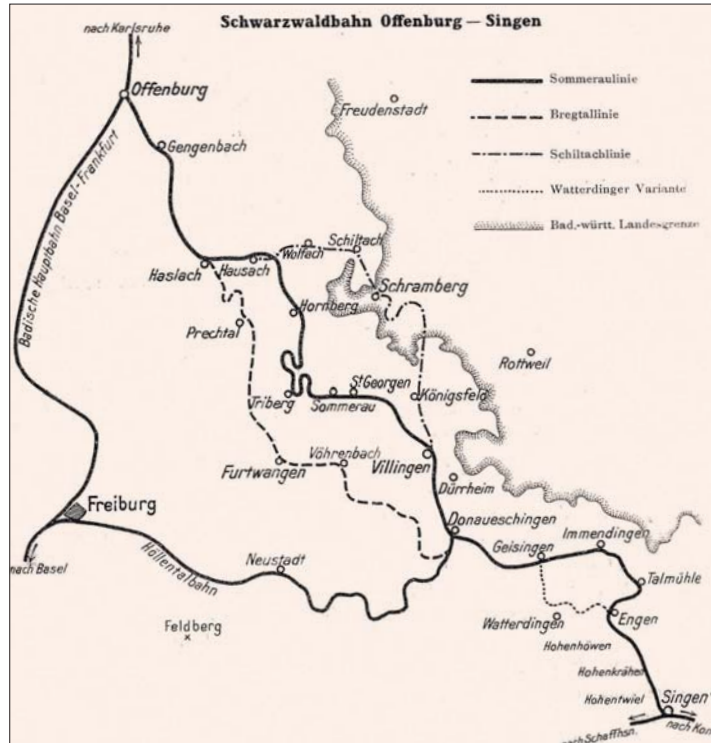


Abb. 1: Die möglichen Trassen der Schwarzwaldbahn. – Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 788

kam, mit den württembergischen Nachbarn. Bei der „badisch-württembergischen“ Linie über Schramberg wäre der aufstrebende württembergische Industrieplatz mit 3100 Einwohnern⁵ angebunden worden. Aufgrund seiner Grenzlage hätte er einen Bahnanschluss aus dem eigenen Land nicht oder nicht so schnell bekommen, sodass man sich dort große Hoffnungen machte. Diese Möglichkeit wurde im benachbarten Gutachtal, im Bereich der „badischen“ Linie, mit Argusaugen beargwöhnt, wo die Gewerbeorte Hornberg, Triberg und St. Georgen sich ebenfalls große Chancen versprachen.

Der Kampf um die „beste“ Trasse wurde publizistisch und politisch geführt, mit Artikeln, Petitionen, Memoranden und Deputationen. Adressaten waren vor allem beide Kammern der Ständeversammlung, die über die finanziellen Mittel entschieden und der Regierung „Empfehlungen“ gaben. Von Kommunen, ad hoc-gebildeten Komitees und Firmen ging ein „gewaltiger Wust von Schreibwerk“ nach Karlsruhe, eine massenhaft und fordernd vorgetragene Interessenvertretung, die eine bestimmte Linienführung entweder verlangte oder den unweit gelegenen Nachbarn absprach. So bildete sich in Schilt-

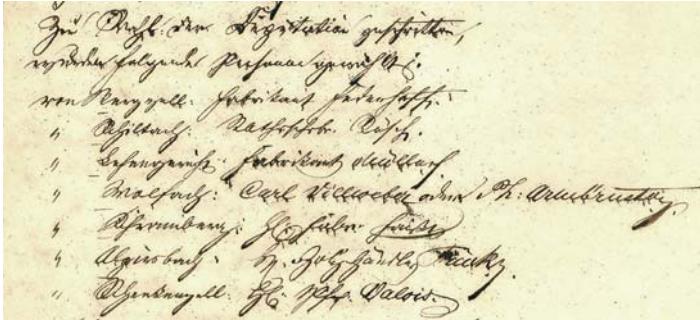


Abb. 2: „Zur Wahl der Deputation geschritten, wurden folgende Personen gewählt [...]“. Schiltacher „Eisenbahn-Bezirksverein“ 1862 (vgl. Anm. 6). – Stadtarchiv Schiltach AS-2301

ach 1862 der „Kinzigthal-Bodensee-Eisenbahn-Bezirksverein“ für Schiltach, Lehengericht, Schenkenzell, Bergzell und Kaltbrunn, in dem auch Interessenten aus den württembergischen Nachbarorten Schramberg und Alpirsbach mitwirkten. Ziel war, für die Schwarzwaldbahn „das Hauptaugenmerk auf diese Gegend zu lenken“. Mitglieder waren Fabrikanten, Handelsleute und Bürgermeister, den Vorsitz übernahm Johann Müller, Direktor der Nähfadenfabrik in Lehengericht. Sie schrieben Eingaben an beide Ständekammern und das Staatsministerium, ebenso schickten sie „eine Deputation, um dasselbst persönlich in dieser Angelegenheit auch direkter zu wirken“.⁶

In der Session 1861/63 erreichten den badischen Landtag in Sachen Bahnbau 207 Petitionen, von denen jede darauf bestand, die richtige Lösung zu haben, sonst drohten, jeweils höchst stark formuliert, „Nachteil, Verlust und Abgrund“, wenn nicht „Untergang und Verderben“. Und alle appellierten an die „Weisheit“ und „große Intelligenz“ von Abgeordneten und Ministern.⁷ In der Tat war das Projekt „Schwarzwaldbahn“ mit ihrer Führung durch die Schluchten und über die Höhen des Schwarzwalds alles andere als einfach. Nicht nur wegen ihrer Eigenschaft als Gebirgsbahn, für die das Gelände und die notwendigen Bauten schwierig und teilweise ohne Vorbild waren, mit der Folge nicht genau zu kalkulierender Kosten.⁸ Auch mussten viele Erfordernisse und Wirkungen bedacht werden: betriebstechnische, finanzielle, volkswirtschaftliche, nicht zuletzt politische. Noch bestand kein geeintes Reich, sondern der Deutsche Bund, ein loser Zusammenschluss von damals 35 souveränen Staaten. Sie sahen sich gerade in wirtschaftlicher Hinsicht als Konkurrenten, der „einzelstaatliche Partikularismus stand in voller Blüte“,⁹ wobei das Großherzogtum Baden und das Königreich Württemberg als direkte Nachbarn keine Ausnahmen waren.

Untersuchungen und Petitionen

Als 1864 die Entscheidung über die Linienführungen anstand, wurden sie in beiden Kammern diskutiert, ebenso die Einwände, die von interessierter Seite gegen die jeweils andere Trasse vorgebracht worden waren. Dazu legte die Regierung „Untersuchungen verschiedener Gebirgsbahnen“ vor,¹⁰ die keine großen Unterschiede zeigten: Für die Sommerau-Linie wurden 11,6 Bahnstunden veranschlagt, für die über Schramberg 12,74 Stunden. Die Baukosten waren für die erstere mit 10335000 Gulden, für die andere mit 10243000 Gulden berechnet, was eine Differenz von „nicht 100000 fl.“ ausmachte. Da auch „die technischen Schwierigkeiten nicht sehr verschiedenen voneinander sein, vielleicht [...] sich gegenseitig ausgleichen mögen“, konnte Ludwig Häusser (Heidelberg, 1818–1867), Berichterstatter der Zweiten Kammer, für beide Linien die „nachgewiesene Bauwürdigkeit“ feststellen. Damit war die Vorgabe des Gesetzes von 1862 erfüllt. Bei der Entscheidung fielen aber nicht nur die technisch-finanziellen Gesichtspunkte, sondern „die volkswirtschaftlichen Verhältnisse sehr entscheidend in die Wagschale“, und zwar „für die Sommeraubahn“.¹¹

Zur Begründung griff Häusser auf die Petitionen „einer sehr namhaften Zahl von Gemeinden“ zurück, die „mit Lebhaftigkeit, ja Leidenschaft“ sich gegen die Schramberg-Linie stellten:¹² „Die Stadt Hornberg betrachtet die Linie durch das Gutachthal hinauf als eine Existenzfrage für sich, da ihre Bewohner sich letztlich auf Industrie angewiesen sehen und erblickt in dem etwaigen Bau über Schramberg den Ruin ihrer Gewerbe. Aus St. Georgen kommt der gleiche Ruf; die Bahn über Schramberg bauen, hieße den ganzen Verkehr dem badischen Schwarzwald und dem Seekreis nach Rottweil hinüberleiten und der Mitbewerbung im württembergischen Nachbarlande vollends die Mittel geben, um die badische Industrie zu überflügeln. Eine besondere Eingabe von nahezu 100 Gewerbetreibenden, namentlich Uhrmachern, aus St. Georgen erhebt dieselbe Ein-

Um in einem Uebersicht die Verhältnisse der Schramberger Linie mit denen des Sommerauprojects vergleichen zu können, mögen folgende Angaben dienlich sein.

Bahn von Hautsch nach Bellingen	über Schramberg	über die Sommerau
Zu erreichende Höhe von Hautsch-Bellingen	1810 bad. Fuß	1970 bad. Fuß
Bahnlänge mit der Maximaleigung von 1,85%	72400 „ „	85140 „ „
Gerade Linien	94264 „ „	81879 „ „
Curven	92736 „ „	90091 „ „
Länge des Weges	12,74 Stunden	11,6 Stunden
Gesamtlänge der Tunnel	21010 bad. Fuß	23560 bad. Fuß
Große Thalübergänge von mindestens 100' Höhe	4	—
Respirationen	—	2
Kostenüberschlag	10,243,000 fl.	10,335,000 fl.

Abb. 3: Vergleich der beiden Linien 1864. – Commissionsbericht (wie Anm. 11, S. 369)

sprache [...]. ‚Bewahren Sie uns‘, ruft eine Petition aus Schonach der Kammer zu, ‚vor diesem Unglück: denn unsere Industrie und unser bedeutender Handel ist dann ruiniert, weil die württembergischen Concurrenten alsdann an der Eisenbahn wohnen, während wir sieben Stunden bis zu solcher hätten.‘ ‚Ja nicht über Schramberg‘, sagt eine andere Petition, ‚denn dann wäre es ganz gefehlt‘.¹³

Johann Georg Schultheiß – ein „Agitator“

Eine der Persönlichkeiten, die sich besonders ins Zeug legten, war Johann Georg Schultheiß (1809–1872), Unternehmer aus St. Georgen, genannt „der ewige Student“. Mit dem Triberger Drahtfabrikant Kammerer und dem St. Georgener Uhrenfabrikant Henninger engagierte er sich für die „Eisenbahnfrage über den Schwarzwald“, mit Petitionen, Zeitungsartikeln, bei Versammlungen und Verhandlungen, und es hieß später, dass es wohl seiner „Agitation“ „allein zu danken sei, daß es St. Georgen nicht wie Königfeld und Mönchweiler erging“. 1872 habe der frühere badische Staatsminister von Roggenbach ihn als „den Herrn vom Schwarzwald“ bezeichnet, „durch dessen Bemühungen die badische Regierung eine Eisenbahn über den Schwarzwald baut, die 17 Millionen Gulden kostet“.¹⁴

Die Schultheiß'sche Diktion findet sich in einer Petition aus St. Georgen von 1864: „Jetzt schon bieten die württembergischen Orte uns in der Uhrenindustrie eine nicht gering anzuschlagende Konkurrenz, was durch den Bau einer Eisenbahn dorten sich vervielfältigen würde, und wir dann überflügelt und zugrunde gerichtet werden müßten [...] Landesbewohner verdienen doch gewiß dem Ausländer gegenüber eine Berücksichtigung, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß die badische Linie jener über württembergisches Gebiet vorgezogen werde.“¹⁵ Aus Triberg und Nußbach wurde gleichfalls nach Karlsruhe geschrieben: „Daß unter allen Umständen die badische Industrie des Schwarzwaldes durch das Verkehrsmittel der Eisenbahn berücksichtigt werden möge, um nicht im Laufe der nächsten 10 Jahre, überflügelt von den Anstrengungen des Nachbarlandes, zu Grunde zu gehen“.¹⁶

Der Entscheidungsrahmen

Argumente wie „Entwicklung im eigenen Land“, „Angst und Schutz vor ausländischer (württembergischer!) Konkurrenz“, gepaart mit einer gehörigen Portion Landesbewusstsein, konnten die verantwortlichen Politiker in Karlsruhe nicht unbeein-

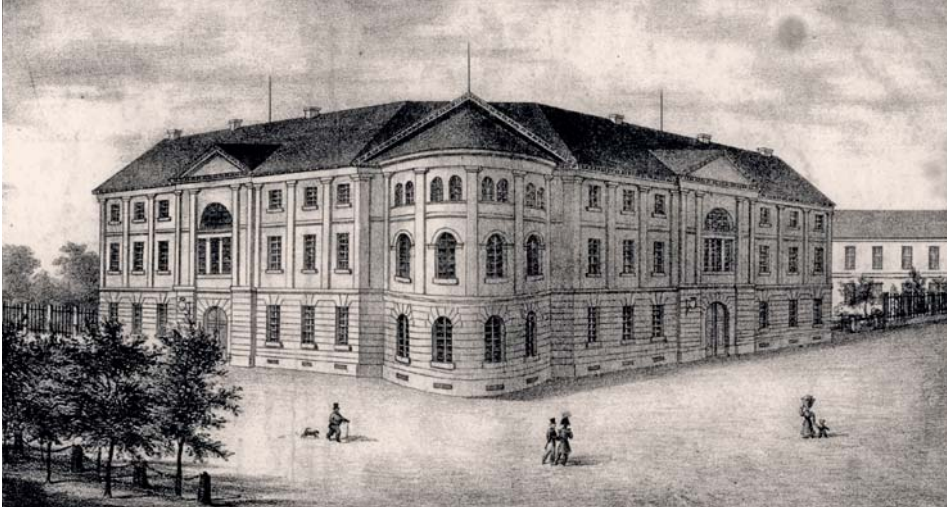


Abb. 4: Das Ständehaus in Karlsruhe, Sitz der Ersten und Zweiten Kammer des Großherzogtums Baden. – Lithografie von C.F. Müller, nach 1822. – Wikimedia Commons

druckt lassen. Auch besaß Bahnbau vorrangig politisch-ökonomische Dimensionen: Er war Strukturpolitik, mit dem Ziel, Handel, Industrie und Verkehr zu fördern oder überhaupt erst hervorzubringen. Im engen Rahmen des „Partikularismus“ mussten auch vorerst unrentable, aber notwendige Strecken zur Erschließung strukturschwacher Landesteile gebaut werden, subventioniert aus den rentablen. Die Schwarzwaldbahn ist eine solche „politische Verbindung“, deren Verlauf nur aus den badischen Grenzen und der Absicht zu erklären ist, die Regionen des Landes zu verbinden und zu entwickeln. In einem unitarischen Deutschland ohne eigenstaatliche Länder wären vermutlich keine Gleise über den Schwarzwald gebaut und Städte wie Konstanz, Singen oder Villingen vom oberen Neckar und der Donau her ans Bahnnetz angebunden worden.¹⁷ So aber lag die Schwarzwaldbahn als „Hauptbahn“ zwischen Oberhein und Bodensee im direkten badischen Staatsinteresse und damit auch die Frage ihrer „richtigen“ Trasse. Natürlich ging es darum, wo und mit welchem Nutzen hohe finanzielle Mittel eingesetzt werden sollten, die in Form von Steuern nirgendwo anders herkamen als aus dem Land selber. Durch Druck von Kommunen und Interessengruppen wurde der Bahnbau zusätzlich politisiert – eine Folge des von der konstitutionellen Monarchie zugestandenen Parlaments: Mit den gewählten Abgeordneten der Zweiten Kammer besaß es eine Anbindung an die Bürger, womit auch demokratische Einfluss- oder Rücksichtnahmen ins Spiel kamen.

In diesem Sinne brachte Ludwig Häusser die Entscheidungsmomente für die „badische“ Linie auf den Punkt: „Die Bahn

über Schramberg würde den Verkehr aus unserem Schwarzwald ableiten, der Vortheil nicht unserer Industrie, sondern dem nächsten Concurrenten derselben zu gut kommen; der Staat würde, falls er die Bahn mit immerhin nicht unbedeutenden Opfern baute, sich mit Ausnahme der kurzen Strecke von Hausach bis Schiltach nirgends auf dem Schwarzwald Dank verdienen [...] Daß die (volkswirtschaftlichen Momente) zu Gunsten der Sommeraulinie liegen, läßt sich nicht bestreiten. Denn es sind nicht bloß die Wünsche, es sind auch die wirklichen Interessen eines sehr namhaften Theils der Schwarzwälder Bevölkerung, die dringend gebieten, daß die Bahn nicht den Schwarzwald auf seiner nördlichen [gemeint: östlichen] Seite umgehe, sondern sich den industriellen Gebieten wenigstens so viel wie möglich nähere, eine Anzahl gewerbsamer Orte unmittelbar berühre, andere, wie Furtwangen, wenigstens auf eine Entfernung von nur wenigen Stunden nahe gerückt werden.“¹⁸

Das obere Kinzigtal und Schramberg – die „Verlierer“

Dass dabei das obere Kinzigtal leer ausging und auch Schramberg nicht berücksichtigt wurde, war den Verantwortlichen klar. Für die württembergische Gemeinde fühlten sie sich jedoch nicht zuständig, und an der oberen Kinzig sah man weder „volkreiche Städte“ noch „eine solche Anzahl industrieller Etablissements, daß eine gehörige Alimentation der Bahn erwartet werden kann“. Das Haupthandelsgut dort war Langholz, „das aber durch die flößbare Kinzig sein Verkehrsmittel gefunden hat“.¹⁹ Dennoch setzten sich beide badische Kammern mit den von dort vorgetragenen Vorstellungen und Forderungen auseinander, ebenso mit denen aus dem württembergischen Schwarzwald, wo die Schramberg-Linie „eifrige Fürsprecher“ und „lebhaftere Freunde“ bis nach Rottweil gefunden hatte.²⁰

Aus Schramberg erreichten diverse Petitionen auch die Abgeordnetenkammer in Stuttgart, mit der Bitte, die Kinzigalbahn über „den dortigen Industrieplatz“ zu führen, um ihn „gegen völlige Isolierung und unabsehbare Nachteile zu schützen“.²¹ In Rottweil bildete sich ein „Eisenbahn-Comité“, das eifrig Druckschriften verbreitete. Darin fand sich auch die Idee, die Kinzigalbahn nicht nur über Schramberg, sondern in die Nähe von Rottweil (Horgen) und weiter nach Tuttlingen zu führen statt nach Villingen. Eine solche „württembergische Kinzigthalbahn“ entzog sich im badischen Landtag freilich „jeder Discussion“, ebenso die aus Rottweil ergangene Aufforderung, „nicht particularistisch gesinnt zu sein“.²²



Abb. 5: Ludwig Häusser (1818–1867), Historiker und Abgeordneter der Zweiten Kammer. – Wikimedia Commons

„Particularismus“ und „mannigfache Irrthümer“

Das Schlagwort „particularistisch“ stand auch in einer Petition der badischen Nachbarschaft, die die Gemeinden Wolfach, Oberwolfach, Schapbach, Rippoldsau, Kirnbach, Kinzigtal, Schiltach, Lehengericht, Schenkenzell, Bergzell und Kaltbrunn zugunsten der Schramberg-Linie nach Karlsruhe schickten. Sie hielten die Gutach-Linie für „eine verfehlete Bahnanlage“ mit „furchtbar bedenklichen Folgen“, auch, weil mit ihr höchste politische Ziele, nämlich die „Eini-gung und Verschmelzung aller gegenseitigen Interessen im ganzen deutschen Vaterlande“ betroffen waren.²³ Der Appell „an die Gefühle deutscher Einheit und Zusammengehörigkeit“, also das Einbringen der schwelenden nationalen Frage, ließ auch den Abgeordneten Häusser nicht kalt, ebenso wenig der daraus abgeleitete Vorwurf des „Partikularismus“, der damit Eingang in die Bahnbaudiskussion fand.

Zwar beklagte auch er „das Fehlen einer obersten Behörde der deutschen Nation“, doch konnte er auf „den immerhin regen und erfolgreichen Wetteifer der Einzelstaaten“ verweisen. Da sie nun einmal das damalige Deutschland prägten, sei es nur natürlich, dass „die territorialen und örtlichen“ Gesichtspunkte dominieren und die Einzelstaaten ihre „besonderen Landesinteressen“ wahrnehmen. Auch die „badische Landesvertretung“ könne nicht anders, sonst „würde sie jenseits unserer Landesgrenze keinen Dank, diesseits aber sattsamen Undank verdienen“. Und was das „Nationale“ im Bahnbau angehe, so habe die Frage, ob über Schramberg oder Triberg gebaut werden soll, wenig mit dem großen deutschen Interessen zu tun: „Es ist eine Frage der Zweckmäßigkeit, nicht der nationalen Politik.“ Hinter der Berufung auf letztere würden sich auch im Kinzigtal „locale Interessen“ verbergen, und die Rottweiler Forderung nach einer „württembergischen Kinzigthalbahn“ ließe sich gleichfalls „besser aus specifisch schwäbischen als aus national deutschen Rücksichten begründen“²⁴ – für Häusser ein Beispiel, wie Interessenpolitik sich mit programmatischen oder auch ideologischen Argumenten verbindet, um so größere Wirkung zu erzielen.

Außer dem Ideologieverdacht bemängelte Häusser auch die „vielfach sehr vagen und des Nachweises bedürftigen Angaben“ von Kinzigtaler Petition und Rottweiler Denkschrift. Sie be-

rechneten für die Gutach-Linie einen Mehraufwand von sieben Millionen Gulden gegenüber der Schiltach-Linie, wogegen die badischen Techniker von „nicht 100000 fl.“ ausgingen. Differenzen gab es auch über die Länge der Tunnels und der Kurven, die Berechnung der Steigungsverhältnisse, die Größe der Höhenunterschiede und die Gunst der geologischen Verhältnisse, sodass Häusser, der zu den „eigenen“ Technikern hielt, die Ablehnung der Schramberg- und die Befürwortung der Gutach-Linie empfahl, „insbesondere in Anbetracht der volkswirthschaftlichen Interessen des Schwarzwaldes und der Baar“.²⁵

Dies geschah am 5.7.1864, als die Zweite Kammer in öffentlicher Sitzung den Bericht der Eisenbahnkommission behandelte. Diese beantragte, „die Petitionen, welche die Fortsetzung der Kinzigthalbahn über Triberg und St. Georgen befürworten, der Großh.[erzoglichen] Regierung mit dringender Empfehlung zu überweisen, dagegen über die, welche sich um die Linie nach Schramberg und Weiler bewerben, zur Tagesordnung überzugehen“. Auch lagen zwei neue Petitionen vor: der Gemeinden Hornberg, Triberg, St. Georgen und Villingen für die über sie verlaufende Bahnlinie sowie „der Gemeinde Wolfach und Umgegend, welche um die sofortige Inangriffnahme der Schramberger Linie nachsucht“. An der Debatte beteiligten sich die Abgeordneten Gerbel (Offenburg), Gerwig (Triberg, Hornberg, Wolfach, Haslach), Schaaff (Eberbach), Kirsner (Villingen, Donaueschingen), von Feder (Wertheim), Paravicini (Bretten), Seiz (Konstanz), Friederich (Durlach), von Roggenbach (Schopfheim), Fischler (Meersburg) und Häusser als Berichterstatter. Sie alle sprachen sich für den Antrag mit der Befürwortung der Gutach-Linie aus, der dann auch einstimmig angenommen wurde.²⁶

Am 9.7.1864 beschäftigte sich die Erste Kammer mit dem Projekt, mit Philipp Artaria (Mannheim) als Berichterstatter. Auch er hatte ein „Bittgesuch aus dem Amtsbezirk Wolfach“ dabei, das „den Bau über Schiltach und Schramberg befürwortet“. Artaria stellte jedoch gleichfalls „mannigfache Irrthümer und Rechnungsverstöße“ der Petenten fest. So hätten sie die Länge der zu bauenden Tunnels auf 5660 Fuß statt auf 21010 Fuß berechnet sowie die Notwendigkeit einer Brücke, eines Tunnels und eines Talübergangs mit Kosten von 1325000 Gulden „übersehen“. Die Zurückweisung der Petition blieb nicht aus: „In den Petitionen sollten keine solche Angaben sich befinden, wie in der aus dem Amtsbezirk Wolfach, hinsichtlich welcher Übergang zur Tagesordnung beantragt wird.“ So kam auch von hier die Empfehlung an die Regierung, „dass das höhere Landesinteresse, sowie die billige Rücksicht auf die eige-



Abb. 6: Bau des Großhaldetunnels bei Triberg, unteres Portal, um 1870. – Generallandesarchiv Karlsruhe G Technische Pläne II Eisenbahn 3 Nr. 33 (10)

nen Landesangehörigen, zu Gunsten der [Linie] über die Sommerau sprechen, selbst wenn sie höher käme, als in der Regierungsvorlage angegeben ist“.²⁷

Mit den Empfehlungen beider Kammern war die Vorgabe des Gesetzes von 1862 erfüllt und es selber vollzugsreif geworden,²⁸ sodass der Bau der Schwarzwaldbahn mit der von ihnen gewollten Gutach-Sommerau-Trasse noch 1865 begonnen werden konnte; die Eröffnung des Teilstücks Offenburg–Hausach war bereits am 2.7.1866.²⁹

Weitere Petitionen und die Denkschrift von 1866

Dies hielt jedoch 13 Gemeinden aus den badischen Amtsbezirken Wolfach und Villingen³⁰ nicht davon ab, in Karlsruhe nochmals mit Petitionen und einer Denkschrift „wegen der Führung der Kinzigthallinie über Wolfach und Schramberg“ vorstellig zu werden, die dort im Februar und März 1866 vorlagen.³¹ Die gedruckte 26-seitige Denkschrift³², „herausgegeben von dem Eisenbahnausschuss in Wolfach“,³³ wollte nochmals zeigen, „daß die Führung der Kinzigthalbahn über Schramberg nach Villingen für das badische Land vortheilhafter sei, als die über die Sommerau“. Dabei gab sie eine durchaus sachorientierte „volkswirtschaftliche Beurtheilung“, verbunden mit einer Beschreibung der wirtschaftlichen Struktur des oberen Kinzig- und des Schiltachtals, weshalb das „Operat“ noch immer von Interesse ist.

In den Landständen trafen diese Eingaben auf andere, die um das genaue Gegenteil, nämlich die „rasche Ausführung der Sommeraubahn“ nachsuchten, so der Gemeinden Tennenbronn, Villingen, Hornberg und Singen oder Stockburg, Peterzell, St. Georgen, Langenschiltach, Mönchweiler und Brigach.³⁴ Sie wurden alle der „Eisenbahnbau-Commission“ übergeben, wo man über sie „zur Tagesordnung übergang“.

Robert Gerwig und der Bau der Schwarzwaldbahn

Als die Entscheidung für die Sommerau-Linie gefallen war, schuf der im Dienst der badischen Oberdirektion für Wasser- und Straßenbau stehende Bauingenieur Robert Gerwig (1820–1885) für sie 1865 noch entscheidende Planverbesserungen. Seine technisch überragende Idee war, die Strecke durch

Kehrschleifen und Kehrtunnel, darunter die große Triberger Doppelschleife, „die erste ihrer Art überhaupt“, künstlich zu verlängern. So konnte er die Steigungen begrenzen, die sonst nur mittels zweier, den Bahnbetrieb „umständlich und gemütlich“ machenden Kopfstationen (bzw. Spitzkehren) hätten genommen werden können.³⁵ Bautechnisch wurde hier „ein Markstein in der Geschichte nicht nur des deutschen, sondern auch des gesamteuropäischen Eisenbahnbaus“ gesetzt.³⁶

Als die schwierige Teilstrecke Gutach–Sommerau bis zum Herbst 1873 vollendet war, konnte die Schwarzwaldbahn am 10.11.1873 durchgängig eröffnet werden.³⁷ Nun stand auch die Schlussrechnung an: Für das 53 km lange, aber aufwendigste Stück Hausach–Villingen betrug sie enorme 14 Millionen Gulden (24 Millionen Mark).³⁸ Aufgrund der Kriege 1866 und 1870/71 hatten die Arbeiten jedoch zweimal eingestellt werden müssen, was zu Schäden an den bereits begonnenen Bauten führte. Weitere Gründe für die Kostensteigerung waren das wider Erwarten brüchige Gestein, das zu Ablösungen und Einbrüchen führte, weshalb die Tunneln nun auch Gewölbeverkleidungen benötigten. Dazu kam eine gewisse „Opulenz“ der badischen Ingenieure, etwa durch die sofortige Herstellung von Brückenfundamenten, Bahnkörper und Tunneln für Doppelgleise, obwohl erst ein Gleis gelegt wurde, sowie großer Bahnhofsanlagen, was später freilich „tausendfältige Frucht getragen“ hat.³⁹

Der Streit um die „richtige“ Trasse hat sich vor allem wegen der „zu hohen Kosten“ negativ in die Erinnerung eingegraben. Zu dieser bis heute verbreiteten Meinung mag die Wolfacher „Denkschrift“ von 1866 beigetragen haben, mit der die damaligen „Verlierer“ dem Publikum ihre Standpunkte nochmals unterbreiteten. Zumindest in punkto Kosten konnten sie sich im Nachhinein bestätigt fühlen, hatten sie für ihre Linie „Hausach–Schrumberg–Villingen“ mit 9 365 000 Gulden doch „Ersparnisse von rund 6 Millionen“ im Vergleich zu „Hausach–Triberg–Villingen“ mit 15 222 000 Gulden berechnet.⁴⁰ Die Schlussrechnung von 14 Millionen Gulden ergab für die „badi-

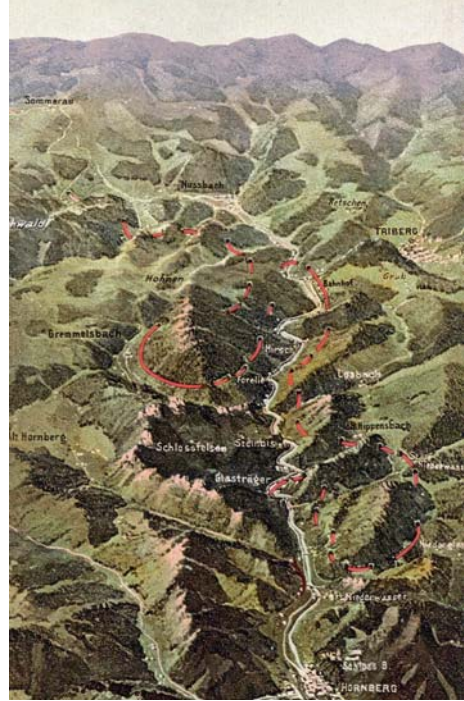


Abb. 7: Die Schwarzwaldbahn bei Gremmlingbach. – Ansichtskarte, undatiert. – K. Volk

sche Linie“ gegenüber der ursprünglichen Prognose von 10,3 Millionen in der Tat eine Verteuerung um 36%. Doch fand für die Schramberg-Linie die „Kostenprobe“ nie statt – und wohl wäre auch sie, aufgrund der ebenfalls notwendigen Großbauwerke und des schwierigen Gesteins im schluchtartigen Schiltachtal,⁴¹ nicht ohne zusätzliches Geld ausgekommen.

War an der Entscheidung für die Gutach-Linie nichts mehr zu ändern, so mussten das obere Kinzig- und das Schiltachtal jedoch auf die Eisenbahn nicht verzichten: 1878 kam sie von Hausach nach Wolfach, 1886 von Wolfach und Freudenstadt nach Schiltach. Länger wartete das inzwischen dennoch zur großen Industriestadt herangewachsene Schramberg: Erst 1892 konnte die beharrlich erkämpfte Stichbahn von Schiltach her mit einem legendären Jubelfest eingeweiht werden.⁴²

Nachwirkungen

Trotz dieser, wenn auch späten Wendung im Oberkinzigtäler Eisenbahnbau blieben die Diskussionen der 1860er Jahre hier im Gedächtnis, als vorenthaltene Chance, wenn nicht bewusste Behinderung der wirtschaftlichen Entwicklung. Dies illustrieren die bis heute zu hörenden Schlagwörter „Kirchturmpolitik“, „Lokalpatriotismus“, „Kleinstaaterei“, „badischer Patriotismus“ und „Partikularismus“. Auch der Eisenbahnhistoriker Kuntzemueller meinte, „daß bei der Wahl der Zugrichtung der Partikularismus eine Rolle gespielt und eine mit besonderen Schwierigkeiten behaftete Linie schließlich gewählt wurde“.⁴³

Doch war es keineswegs so, dass die Schramberg-Linie wegen des „Auslands“ von vorneherein ausgeschlossen worden wäre: Nach ersten Prüfungen berichtete 1861 die badische Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus, dass es wahrscheinlicher sei, dass „die Sommerau wegen des sehr kostspieligen Betriebs aufgegeben und daß man dazu kommen wird, sich mit Württemberg wegen eines Anschlusses über Schramberg zu verständigen“⁴⁴ – Ausland hin, Ausland her. Der große Vorteil dieser Linie war, dass ihr Scheitelpunkt auf dem Sulgen mit etwa 700 m Meereshöhe entscheidend niedriger lag als die Sommerau (832 m). Dieser sprach man auch die Wintertauglichkeit ab, habe sie ihren Namen doch daher, dass es im Winter dort kalt ist und „im Sommer au“.⁴⁵ Schließlich erklärte die Zweite Kammer beide Linien für „bauwürdig“, wobei Schramberg infrage kam, „wenn auf badischem Gebiet keine Zugrichtung gefunden werden könne, welche allen Erfordernissen des Betriebs entsprechen“, so der Abgeordnete Ludwig Kirsner (Donaueschingen) 1862.⁴⁶



Abb. 8: Panorama der Schwarzwaldbahn. – Ansichtskarte, undatiert. – H. Harter

Württemberg war damals mit der oberen Neckarbahn nach Rottweil beschäftigt, die sich in Horgen mit einer Schramberg-Linie hätte vereinigen können. Wie Baden verlauten ließ, hätte man jedoch, hätte man auf sie zurückgreifen müssen, die Strecke von Sulgen auf dem kürzesten Weg nach Villingen geführt, „keinesfalls im Anschluß an das württembergische Bahnsystem“. Diesem wollte man keine „Parallelbahn“ entgegenstellen oder den eigenen Verkehr aus dem Kinzigthal dorthin ableiten. Württemberg hatte seinerseits das Problem, von Rottweil aus Tuttlingen und Schwenningen anzubinden, woher schon „bittere Reclamationen“ gekommen waren. Auch Alpirsbach verlangte „eine Verbindungsbahn von Freudenstadt ins Kinzigthal unter Anschluß an eine inländische Bahn“.⁴⁷

Dennoch hatte Württemberg Schramberg „versichert“, einer dortigen Bahn „jeden Vorschub“ zu leisten, und „seine Geneigtheit ausgesprochen, Baden den Bau und den Betrieb unter den üblichen Bedingungen zu überlassen, oder aber [...] beide auf württembergischem Gebiete zu übernehmen“.⁴⁸ Nach der anderen Entscheidung Badens sah es sich jedoch nur noch in der Lage, Versprechungen auf die Zukunft zu machen: Dass „eine dereinstige württembergische Bahn von Rottweil über Schramberg in das Kinzigthal“ auch dann noch „als im Interesse beider Nachbarstaaten liegend erkannt werden kann, nachdem Baden seinen Übergang vom Kinzigthal [...] auf rein badischem Gebiete ausgeführt haben wird“.⁴⁹ Ob man dies „einen gebietlichen Kuhhandel“ nennen kann, bei dem „die übertrieben sparsamen Kollegen der württembergischen Kammer in Stuttgart“ mitmachten, „die für die Randgebiete ihres Staates nur wenig übrig hatten“, sei dahingestellt.⁵⁰



Abb. 9: Titel der Schramberger Denkchrift vom März 1865. – Stadtarchiv Schramberg

„Wäre Schramberg badisch ...“ – Reaktionen der Zeitgenossen

Nach der Entscheidung Badens fuhr einem anonym bleibenden Schramberger Denkschrift-Schreiber ein „Nothruf“ aus der Feder: Trotz „aller Mühe“ der Städte Wolfach, Schiltach und Schramberg fanden ihre Gründe „für die viel günstigere Route [...] keinen Eingang, keine Würdigung“. Trotz besseren Wissens habe man sich für eine Strecke mit halb so großer Anwohnerschaft entschieden, mit „Schwierigkeiten des Betriebs, der winters durch den Schnee den größten Störungen ausgesetzt würde“, sowie der Führung durch das „enge Triberger Thal, wo sie nur hohe, steile Waldungen und Felsen zur Seite hätte“.⁵¹ Laut Verfasser war man sich in Karlsruhe einig, „um jeden Preis [...] unser Landesge-

biet [...] zu umgehen“, wie wenn es um die bewusste Ausklammerung Schrambergs gegangen wäre. Dafür hat er nur eine Erklärung: Dass „die Interessen des Particularismus, der engeren badischen Vaterlandsiebe, den Sieg davongetragen [haben]“. Eine Politik aber, die „unter keinen Umständen durch nachbarstaatliches Gebiet“ bauen will, könne „mit Fug und Recht“ als „monströses Product sonderstaatlichen Interesses und Ehrgeizes“ bezeichnet werden.⁵² Nun hat Schramberg „das maßlose Unglück zu tragen, [...] sich umgangen zu sehen“ und „als Fremdling von dem Nachbarstaate hintangesetzt“ worden zu sein. Dabei geht es um Existenzielles: „Die billigsten und umfassendsten Verbindungs- und Versendungsgelegenheiten. Sie sind Zauberdinge für die gebildeten Völker geworden, die man nirgends mehr entbehren will, noch kann.“⁵³ Wenn keine „Compensation“ erfolgt, wäre die „unzweifelhafte Folge, daß dadurch das Verschwinden des Gewerbefleißes und völlige Verarmung, sozusagen der Untergang herbeigeführt würde“.⁵⁴

Dieses Untergangsszenario hat sich ebenso ins lokale Geschichtsgedächtnis eingepreßt wie sein vermeintlicher Verursacher: Das Land Baden mit seinem „sonderstaatlichen Interesse und Ehrgeiz“. Immerhin erbarmte sich das eigene „Vaterland“ des sich geprellt fühlenden alten Marktflückens: 1867 verlieh ihm König Karl I. von Württemberg das Prädikat „Stadt“ und erhob Schramberg „in den Kreis der Städte des Königreichs Württemberg“.⁵⁵

Die Klage, dass „jede Gegend es für ein großes Unglück betrachtet, die Schienenstraßen entbehren zu müssen“,⁵⁶ wurde



im badischen oberen Kinzigthal geteilt: Die Denkschrift des Wolfacher Eisenbahnausschusses formulierte: „Wäre Schramberg badisch, so würde man über Schramberg bauen und nicht über die Sommerau“,⁵⁷ was hier zum geflügelten Wort geworden ist. Die Wolfacher Bahnagitatoren ihrerseits galten im Badischen als „Marionetten von Rottweil und Schramberg“, eine Polemik, die sie als „unwürdigen Kunstgriff“ des „badischen Partikularpatriotismus“ zurückwiesen, der „für des Landes Wohl schwärmt, um für den heimatlichen Kirchturm zu sorgen“.⁵⁸ Noch zwei Jahrzehnte später hielt Johann Höflin (1826–1892), Lehrer in Schiltach, fest, dass „das obere Kinzigthal durch die Erbauung eines Schienenstrangs über Triberg um eine Hoffnung ärmer geworden [war]“.⁵⁹

Vor allem in Schramberg rumorte der „unheilvolle Schlag“⁶⁰ aufgrund des fortdauernden Fehlens einer Bahn weiter. Stadtschultheiß German Waller (1862–1878) schrieb in seiner 1872 erschienenen Stadtchronik: „Der Verkehr [...] weist Schramberg gewiß mit Recht eine hervorragende Stelle unter den Fabrik- und Handelsplätzen Württembergs an, und ist daher doppelt zu beklagen, daß bisher alle Versuche, Schramberg die zu seiner Entwicklung unentbehrliche Eisenbahnstraße zu verschaffen, vergeblich waren!“⁶¹

Während der insgesamt „dreißigjährigen Bataille“ des „in seiner Abgeschlossenheit sehr geschädigten industriellen Schramberg“ kam die damalige „empfindliche Niederlage“ immer wieder hoch.⁶² So bei dem württembergischen Regierungsbaumeister Karl Leibbrand (1839–1898), der sich als Abge-

Abb. 10: Schramberg, „aufgenommen durch Leibbrand“, um 1870. – Waller (wie Anm. 61), Frontispiz



Abb. 11: Robert Gerwig (1820–1885), Bauingenieur, Land- und Reichstagsabgeordneter. – Hauptstaatsarchiv Stuttgart Digitalisat Q 1/37 Bild 22

ordneter in Stuttgart vehement für den Bau einer Sekundärbahn Schiltach–Schramberg einsetzte. 1885 wiederholte er in einer Denkschrift, dass man Schramberg, „industriell bedeutender als die Städte im Gutachthal“, damals „schwerlich umgangen“ hätte, „wenn es nicht jenseits der badischen Landesgrenze gelegen wäre“. Die Schuld gab er dem „Oberingenieur Gerwig“, der es „als Abgeordneter des Bezirks Triberg [...] vornehmlich dahin gebracht [hat], daß mit enormen Kosten [...] durch das Gutachthal gebaut und die württembergische Grenze ängstlich gemieden wurde“.⁶³

Damit wurden die Parolen des „Linksliegengelassens“-Seins durch das Nachbarland und der verschwenderischen Kosten der „badischen Linie“ weiter tradiert, wiewohl sie 1864 bei der Entscheidung im Landtag weder relevant noch voraussehbar waren. Dass Robert Gerwig, Abgeordneter der Ämter Triberg, Hornberg, Wolfach und Haslach, damals mitsprach, ist belegt: In der Debatte am 5.7.1864 hielt er eine Rede zu ihren Gunsten, wie zehn weitere Abgeordnete, deren weit gestreute Herkunft aus dem gesamten Land jedoch auf einen einheitlichen politischen Willen in der Zweiten Kammer schließen lässt. Aus ihr wurde auch „kein Gegenantrag“ gestellt,⁶⁴ sodass der „Oberingenieur“ nicht allein ausschlaggebend gewesen sein konnte. Im Schramberger „Bahnkampf“ bis 1892 kamen die Argumente jedoch gerade recht, um aus der früheren Enttäuschung doch noch politischen Gewinn zu schlagen.

Die Bahnfrage in der lokalen Geschichtsschreibung und Presse

Danach und trotz des 1892 erreichten Eisenbahnziels gingen jene Parolen in die Schramberger Geschichtsschreibung ein, die sich mit der Absage von 1864 ebenfalls nicht abfinden wollte. So heißt es zum badischen Landtag, dass „bei der endgültigen Entscheidung [...] nicht mehr die Baufachleute, sondern die Politiker das Sagen [hatten]“.⁶⁵ „In übersteigert patriotisch kleinstaatlichem Denken verhaftet“ hätten sie die „Schramberger Lösung“ nicht genutzt, obgleich diese „sowohl im Bau als im Betrieb die weitaus billigere, die kürzeste und auch sicherste“ war. Die „Chance“ war vertan, und „Schramberg ging wieder einmal leer aus!“⁶⁶ Ähnlich formuliert die neuere Stadtchronik: „Obwohl die Linie über Schramberg die kostengünstigste gewesen wäre, entschied der badische Staat dagegen, denn in diesem Fall wäre die Badische Staatsbahn einige Kilometer über württembergisches Hoheitsgebiet verlaufen.“⁶⁷ So werden die Vorwürfe des wirtschaftlichen Egoismus



Abb. 12: Bahnviadukt in Hornberg (150 m lang, 24 m hoch), erbaut 1871. – Foto Felix Luib, 1896. – H. Harter

und der politischen Engstirnigkeit Badens fortgeschrieben, die das aufstrebende, aber „ausländische“ Schramberg um das moderne Verkehrsmittel gebracht hätten.

Dieser Tenor findet sich auch in Presseveröffentlichungen, die ihn ihrerseits weiter verbreiten: „Alle Argumente änderten aber nichts mehr an der Entscheidung des Großherzogtums Baden [...], Schramberg zu umgehen.“⁶⁸ Oder, prägnanter: „Der einfachste Weg [...] hätte in Schiltach abzweigend nach Schramberg geführt. Doch kleinstaatliches Denken verbot diesen Bau [...]. Stattdessen fiel die Entscheidung für die Schwarzwaldbahn über Hornberg, technisch aufwendiger, deutlich teurer, aber rein badisch. Teure Megaprojekte, die zumindest im Nachhinein als Steuerverschwendung erscheinen, sind keine Spezialität, die unsere Zeit exklusiv für sich gepachtet hätte.“⁶⁹

Sicher muss die Lokalgeschichtsschreibung herausarbeiten, wenn man sich sich „abgehängt“ oder „umgangen“ fühlte, doch kann es nicht um die einfache Übernahme der zeitgenössischen Positionen gehen. Dass die „Schramberger Lösung“ den Ort aus dem Verkehrsschatten herausgebracht hätte, wird niemand bestreiten. Auf der „anderen Seite“ standen jedoch Hornberg, Triberg und St. Georgen, denen 1866 auch die Wolfacher Denkschrift zugestand, „daß ein großer Theil der Bewohner von der Industrie lebt und die Eisenbahn darauf nicht ohne fördernden Einfluß bleiben wird“.⁷⁰ Auch sie warteten dringend auf den „Anschluss an den internationalen Eisenbahnverkehr“, von dem für sie „sogleich Industrialisierungsanstöße ausgingen“.⁷¹ Dass die Förderung Schrambergs die Auf-



Abb. 13: Die Schwarzwaldbahn. – Blick vom Seelenwald ins Gutachtal bei Gremmelsbach. – Ansichtskarte, vor 1920. – Privatarchiv C. Kohlmann

gabe des Nachbarlands gewesen wäre, konnte von diesem, das souverän nach „Landesinteresse“ und „billiger Rücksicht auf die eigenen Landesangehörigen“ entschied, eigentlich nicht verlangt werden. In diesem Rahmen relativieren sich Argumente wie „Kleinstaaterei“ und „enorm höhere Kosten“, zumal „billiger“ nicht grundsätzlich „besser“ sein muss. So kann es nur darum gehen, die damalige Entscheidung aus der gegebenen Interessenlage zu erklären.⁷² Sie noch immer aus der Sicht der „Verlierer“ und mit ihren Schlagwörtern darzustellen, heißt, die alten Polemiken weiterzuführen, anstatt sie zu hinterfragen oder als solche einzuordnen.

Es war nicht anders als heute: Die Verantwortlichen in Regierung und Parlament konnten nur soweit agieren, wie es die Umstände erlaubten: eine Mischung aus wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Faktoren, zu denen erste demokratische Rücksichten kamen. Doch verbindet sich mit der Schwarzwaldbahn auch eine Erfolgsgeschichte: Der alle Erwartungen übertreffende Verkehr führte, zusammen mit strategischen Gründen, bereits 1888 auf der dafür vorbereiteten Strecke Hausach–Villingen zum Bau des zweiten Gleises. Zumindest in den ersten 50 Jahren waren auch „keine der unheilverkün-

denden Prophezeiungen eingetroffen“ und „nennenswerte Unfälle nicht zu verzeichnen“.⁷³ So ist, neben der staats- und finanzpolitischen Leistung des damaligen Baden, vor allem auch die impulsgebende Wirkung für eine ganze Region zu würdigen, ebenso die hier erbrachte Ingenieurleistung, die schon die Zeitgenossen als „genial“ ansahen. 1889 wurde, natürlich badi-scherseits, beim Bahnhof Triberg „dem Erbauer der Schwarzwaldbahn“ ein Denkmal geschaffen, mit „einem zum Flug anhebenden Adler“. Er soll, wie es etwas pathetisch heißt, „gleichsam den kühnen Flug verkörpern, den die Eisenbahn hier über Höhen und Täler genommen hat“.⁷⁴

Anmerkungen

- 1 Vgl. Kuntzemüller, Albert: Fünzig Jahre Schwarzwaldbahn. Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte Südwestdeutschlands, in: Archiv für Eisenbahnwesen, Berlin 1923, S. 778–820, hier S. 786.
- 2 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 784.
- 3 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 790f.
- 4 Broghammer, Heinz: 90 Jahre Sekundärbahn Schiltach-Schramberg, in: D'Krätz 2 (1982), S. 43–50, hier S. 45f.
- 5 Die Denkschrift von 1866 (wie Anm. 32), S. 24 nennt als Betriebe „die große Steingutfabrik von Faißt“ [Uechtriz & Faist], „die Strohmanufaktur“ mit zwei „großen Etablissements“ [Haas & Cie; Johann Ev. Wolber] und „die Uhrenmanufaktur [Erhard Junghans] mit 11 selbstständigen Uhrmachern“. Die Steingutfabrik hatte 1845 schon 200 Arbeiter, die drei Manufakturen beschäftigten zusammen „circa 66 Gehilfen“. Zusammen konnten sie Güter mit einem Gewicht von 358000 Zentnern auf eine Bahn bringen.
- 6 Stadtarchiv Schiltach AS-2301: „Manualia. Kinzigthal Bodensee Eisenbahn-Bezirkverein Schiltach 1862“. – Ausschuss: Kaufmann Vayhinger und Schiffer Johannes Trautwein, Schiltach; Kunstmüller Wolber, Lehengericht; Fabrikant Federhoff, Bergzell; Bürgermeister Fallner, Schenkenzell; Bürgermeister Harter, Kaltbrunn; Ratschreiber Rösch, Schiltach. Als weitere Mitglieder erscheinen: Carl Villweber [Fabrikant] und Philipp Armbruster [Holzhändler], Wolfach; Fabrikant Faist, Schramberg; Holzhändler Trick, Alpirsbach; Pfarrer Valois, Schenkenzell; Bürgermeister Armbruster, Schapbach. – Ebd. Petition der Gemeinden Schiltach, Wolfach, Schapbach, Schenkenzell, Bergzell, Kaltbrunn an das Großherzogliche Staatsministerium „Die Zugrichtung der zu bauenden Kinzigthal, Bodensee, Eisenbahn betreffend“, vom 21.3.1862 (Abschrift).
- 7 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 780.
- 8 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 778.
- 9 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 792.
- 10 In: Verhandlungen der Stände-Versammlung des Großherzogthums Baden in den Jahren 1863/65. Beilagen zu den Protokollen der zweiten Kammer, von ihr selber amtlich herausgegeben. Viertes Beilagenheft, Karlsruhe 1865, S. 422–30 (Digitalisat: Badische Landesbibliothek Karlsruhe (BLB): urn:nbn:de:bsz:31-28868).
- 11 Commissionsbericht über die Untersuchungen verschiedener Gebirgsbahnen und die in Eisenbahnangelegenheiten eingekommenen Petitionen, in: Verhandlungen (wie Anm. 10), Sechstes Beilagenheft, Karlsruhe 1865, S. 343–375, hier S. 369f.
- 12 Commissionsbericht (wie Anm. 11), S. 369f.
- 13 Commissionsbericht (wie Anm. 11), S. 365.
- 14 Gramlich, Wolfdieter: St. Georgener Heimatbuch. Beiträge und Bilder zur 900jährigen Geschichte 1084–1984, St. Georgen 1984, S. 96–101, hier S. 100f. – Vgl. zu Schultheiß auch: Harter, Hans:

- Schiltacher Schiffer an Wutach, Hochrhein, Bodensee und Kinzig, in: Die Ortenau 91 (2011), S. 31–60, hier S. 45–48.
- 15 Zitiert bei Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 793f.
 - 16 Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogthums Baden in den Jahren 1863/65. Enthaltend die Protokolle der ersten Kammer und deren Beilagen. Zweites Beilagenheft, Karlsruhe o. J., S. 178 (Digitalisat der BLB: urn:nbn:de:bsz:31–28968).
 - 17 Tocha, Michael: Robert Gerwig: Erbauer der Schwarzwaldbahn und Abgeordneter für Villingen im Reichstag, in: Villingen im Wandel der Zeit 37 (2014), S. 23–28. – Vgl. Ott, Hugo: Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, in: Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart 1979, S. 102–142, hier S. 114.
 - 18 Commissionsbericht (wie Anm. 11), S. 369f., 370f.
 - 19 Badisches Centralblatt für Staats- und Gemeinde-Interessen, Jg. 4, Heidelberg 1858, S. 186.
 - 20 Commissionsbericht (wie Anm. 11), S. 365.
 - 21 Verhandlungen der Württembergischen Kammer der Abgeordneten in den Jahren 1862 bis 65. Erster Beilagen-Band. Vierte Abtheilung, Stuttgart 1865, S. (14) 2734 (Digitalisat: Google Books). Genannt werden 1. eine Petition vom 23.11.1863 der Schramberger „bürgerlichen Collegien“, 2. eine der Porzellan- und Steingutfabrik Uechtriz & Faist vom 30.1./4.2.1865, 3. eine „der Gemeindevorsteher, Gewerbetreibenden und Grundbesitzer zu Schramberg“ vom 8./12.3.1865 (Kopie: StA Schramberg Altbestände 503, Zitat ebd.).
 - 22 Commissionsbericht (wie Anm. 11), S. 366, 368.
 - 23 Commissionsbericht (wie Anm. 11), S. 366.
 - 24 Commissionsbericht (wie Anm. 11), S. 367f.
 - 25 Commissionsbericht (wie Anm. 11), S. 370f.; vgl. S. 372.
 - 26 Verhandlungen der Stände-Versammlung des Großherzogthums Baden in den Jahren 1863/65. Enthaltend die Protokolle der zweiten Kammer, von ihr selber amtlich herausgegeben, Karlsruhe 1865, S. 250f. (Digitalisat der BLB: urn:nbn:de:bsz:31–28868).
 - 27 Verhandlungen erste Kammer (wie Anm. 16), S. 171–182, hier S. 179f.
 - 28 Müller, Karl: Die badischen Eisenbahnen in historisch-statistischer Darstellung, Heidelberg 1904, S. 111.
 - 29 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 805–807.
 - 30 Vgl. Anm. 32.
 - 31 Verhandlungen zweite Kammer (wie Anm. 26), 1865/66, Karlsruhe 1866, S. 15f. – Verhandlungen erste Kammer (wie Anm. 16), 1865/67, Karlsruhe 1867, S. 18. – StA Schiltach AL- 464: Petition der Gemeinde Lehengericht vom 2.12.1865.
 - 32 Denkschrift zu den Petitionen der Gemeinden Bergzell, Kaltbrunn, Kinzigtal, Kirnbach, Lehengericht, Oberwolfach, Rippoldsau, Schapbach, Schenkenzell, Schiltach und Wolfach, im Amtsbezirk Wolfach, und Fischbach und Weiler im Amtsbezirk Villingen, die Fortsetzung der Kinzigthalbahn betreffend, hrsg. von dem Eisenbahnausschuß in Wolfach, Wolfach 1866 (Digitalisat der BLB: urn:nbn:de:bsz:31–11937).
 - 33 Er dürfte aus dem Schiltacher „Eisenbahn-Bezirksverein“ von 1862 hervorgegangen sein (vgl. Anm. 6). Mitglied war wohl auch der „Badeigenthümer Göhringer von Rippoldsau“, der als Petent aus der dortigen Gemeinde genannt wird: Verhandlungen zweite Kammer (Anm. 31), S. 15, Nr. 8.
 - 34 Verhandlungen zweite Kammer (wie Anm. 31), S. 69f.
 - 35 Vgl. Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 794–803.
 - 36 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 778.
 - 37 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 805–807.
 - 38 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 809.
 - 39 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 807–810.
 - 40 Denkschrift (wie Anm. 32), S. 9, 12. – Vgl. den Kommentar von Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 793: „Wahrscheinlich stimmte die eine Rechnung so wenig wie die andere; denn die Erfahrung hatte wiederholt gelehrt, daß derartige Kostenanschläge bei späterer Ausführung stets gründlich überschritten werden mußten.“

- 41 Vgl. Commissionsbericht (wie Anm. 11), S. 369: „Die Schwierigkeiten der Gebirgsbahn beginnen vornehmlich hinter Schiltach. Die steilen Höhen und die niederen Thaleinschnitte bereiten von da an bis Sulgen und Königsfeld beträchtliche Hindernisse, die durch Tunnels, Viaducte, Einschnitte und Aufdämmungen überwunden werden müssen [...]. Nach technischer Ansicht sind die Felsmassen zum Theil härter, als im Gutachtal, zum Theil werden die Tunnels vollständig ausgemauert werden müssen, weil sie durch obere schlechte Bänke von Todtligendem [sic!] und Mergeln des Flötzgebirges gehen werden.“ – In Schiltach und Hinterlehengericht waren geplant: „1 Tunnel an der Stadt Schiltach 1200 Fuß lang, 1 Tunnel am Gerungsgut [Deisenhof] 500 Fuß lang, 1 Tunnel am Teufelsgut [Hinterhof] 600 Fuß lang, 1 Viaduct mit zwei Öffnungen à 120 Fuß mit 95 Fuß hoch, 6 Überbrückungen der in die Schiltach fallenden Wildbäche.“ – In Schramberg: „Ein Viaduct über die Schiltach am Bühlhof mit 4 Öffnungen à 150 Fuß weit und 175 Fuß hoch, 1 Tunnel im Sommerberg 1900 Fuß lang, 1 Viaduct oberhalb Schramberg mit 2 Öffnungen à 150 Fuß weit und 90 Fuß hoch, 1 Viaduct über den Kirnbach 1 Öffnung 200 Fuß weit und 90 Fuß hoch, 1 Tunnel im Winterberg 1850 Fuß lang.“; Denkschrift (wie Anm. 32), S. 9. – 1 Württembergischer Fuß laut Maßordnung von 1806 = 28,64 cm.
- 42 Kuntzemüller, Albert: Geschichte der Kinzigtalbahn Hausach–Freudenstadt und Schiltach–Schramberg, in: Die Ortenau 22 (1935), S. 89–107. – Vgl. Morgenstern, Andreas: Nächster Halt: Schiltach! Die Bahngeschichte einer Schwarzwaldstadt, Schiltach 2013, S. 21 f., 30–32, 36. – Vgl. Kohlmann, Carsten: Stadtjubiläen im Wandel der Zeit. Die Geburtstage der Stadt Schramberg von 1867 bis 2017, in: D’Krätz 37 (2017), S. 4–23, hier S. 6f.
- 43 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 802; vgl. S. 792f.
- 44 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 792.
- 45 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 799f.
- 46 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 794. – 1863 fanden nach beidseitiger Behördenabsprache „auf der Route Rottweil, Schramberg, Schiltach Bahnvermessungsarbeiten“ statt: StA Schiltach AL-464.
- 47 Verhandlungen der Württembergischen Kammer (wie Anm. 21), S. (15) 2735; S. (14) 2734.
- 48 Denkschrift (wie Anm. 32), S. 24.
- 49 Verhandlungen der Württembergischen Kammer (wie Anm. 21), S. (16) 2736.
- 50 So: Fehrenbacher, Franz: Aus dem Verkehrsschatten 1867 in das Verkehrschaos 1992, in: Momentaufnahmen Schramberg. Ein Lesebuch 1867–1992, Schramberg 1992, S. 110–120, hier S. 111.
- 51 Die Gefahr! Denkschrift über ein Stück Eisenbahnkampf im Schwarzwald, Oberndorf März 1865, S. 7–10 (StA Schramberg). – Die 15-seitige Schrift war wohl die publizistische Begleitung der Schramberger Petition vom 8./12.3.1865 (vgl. Anm. 21).
- 52 Die Gefahr (wie Anm. 51), S. 11–13.
- 53 Die Gefahr (wie Anm. 51), S. 12, 15.
- 54 Die Gefahr (wie Anm. 51), S. 4f., 13.
- 55 Kohlmann (wie Anm. 42), S. 6.
- 56 Die Gefahr (wie Anm. 51), S. 15.
- 57 Denkschrift (wie Anm. 32), S. 13.
- 58 Denkschrift (wie Anm. 32), S. 24.
- 59 Höflin, Johann Michael: Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach (handschriftlich, begonnen 1884), StA Schiltach AS-Bü 8, S. 145 f.
- 60 Die Gefahr (wie Anm. 51), S. 12.
- 61 Chronik der Stadt & ehemaligen Herrschaft Schramberg sowie Ortsbeschreibung von Schramberg. Verfaßt von Stadt-Schultheiß Waller, Wolfach 1872, S. 121.
- 62 Broghammer (wie Anm. 4), S. 46. – Vgl. Denkschrift Leibbrand (wie Anm. 63), S. 10.
- 63 Denkschrift über die Anlage einer Eisenbahn zwischen Schramberg und Schiltach. Im Auftrag des Eisenbahn-Ausschusses in Schramberg bearbeitet von Oberbaurath Leibbrand in Stuttgart, Schramberg 1885, S. 9f. (StA Schramberg). – Vgl. zu Leibbrand: Fehrenbacher, Franz: Stadtgeschichtliches: Ehrenbürger, Ortsvorsteher, Abgeordnete, hrsg. von der Stadt Schramberg, Schramberg 1989, S. 7–11.
- 64 Wie Anm. 26.
- 65 Fehrenbacher, Stadtgeschichtliches (wie Anm. 63), S. 8.
- 66 Fehrenbacher, Verkehrsschatten (wie Anm. 50), S. 110f.

- 67 Lixfeld, Gisela: Die Industrialisierung Schrambergs, in: Schramberg. Adels Herrschaft – Marktflecken – Industriestadt, hrsg. vom Museums- und Geschichtsverein e. V. und von der Großen Kreisstadt Schramberg, Schramberg 2004, S. 205–218, hier S. 212.
- 68 Kohlmann, Carsten: „Ein Schienenstrang verbindet zwei Stämme“, in: Schwäbische Zeitung vom 23.3.2002.
- 69 Morgenstern, Andreas: Grenzen – unsichtbar bleiben sie in den Köpfen, in: Wochenend-Journal des Schwarzwälder Boten vom 16.5.2015. – Vgl. Morgenstern (wie Anm. 42), S. 13–15.
- 70 Denkschrift (wie Anm. 32), S. 16: An „größeren Etablissements“ bestanden in Hornberg die Steingutfabrik und in Triberg die Drahtstiftfabrik. Hauptsächlich betrieben wurde jedoch die Uhrenmacherei, meist als Hausgewerbe, auch gab es Werkstätten für Uhrenbestandteile. „Gegenwärtig sind im badischen Schwarzwalde 1568 Uhrenmacher-Meister und 2566 Gehilfen [...] ohne Frauen und Kinder mit dem Anfertigen von Uhren beschäftigt. Jährlich werden 600,000 bis 700,000 Stück Uhren fabriciert.“ „Wir geben gerne zu, daß die gewerbliche Thätigkeit in dem Triberger Bezirke zur Zeit eine größere ist, als in dem unsrigen.“
- 71 Boelcke, Willi A.: 100 Jahre St. Georgen. Über ein Jahrhundert Dynamik des Industriezeitalters, in: 100 Jahre Stadterhebung St. Georgen im Schwarzwald. Festschrift 1891–1991, hrsg. von der Stadt St. Georgen im Schwarzwald 1991, S. 5–31, hier S. 13. – Vgl. Hitzfeld, Karl Leopold: Hornberg an der Schwarzwaldbahn, Hornberg [1970], S. 209: „Für das Aufblühen der [...] Gewerbebetriebe und für die Ansiedlung neuer Industrien bildete die Bahn die unentbehrliche Grundlage.“
- 72 So bereits Müller (wie Anm. 28), S. 111: „Die geringsten technischen Schwierigkeiten wären mit der Linie [...] über Schramberg [...] verbunden gewesen. Den wirtschaftlichen Interessen des badischen Schwarzwaldes wäre aber damit am wenigsten gedient worden, da sie sich von dem inneren industriellen Teil des badischen Schwarzwaldes zu Gunsten des württembergischen ganz abgewandt hätte.“
- 73 Dazu: Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 814 f.
- 74 Kuntzemüller (wie Anm. 1), S. 803.

Die Hornisgrinde – ein Bergkamm im wahrsten Sinne des Wortes

Thomas Meyer

Der rätselhafte Name der Hornisgrinde ermuntert immer wieder aufs Neue zu Spekulationen, was nicht zuletzt seinem ungewöhnlichen Grundwort *Grind(e)* geschuldet sein dürfte. Es soll das feuchte und nahezu baumfreie Milieu des Bergkammes mit einem von nässenden Ausschlägen (= Grinden) befallenen und deshalb verkahlten Schädel vergleichen.¹

Alternativ kann man den Grind-Begriff mit dem mittelhochdeutschen Nomen *grindel* (= Riegel, Balken, Stange, Sperrvorrichtung, Schlagbaum)² ohne seine Endung *-el* erklären. Das sich daraus ergebende Substantiv *grind* hätte früher auf die verschiedensten riegelartigen Erscheinungen übertragen worden sein können, wie sie im Gelände in Form von Kämmen, Rücken und Rippen vorkommen. Bei der Hornisgrinde würde es sich demnach also im wahrsten Sinne des Wortes um einen Bergkamm handeln – den *Horniskamm*. Aber was ist eigentlich ein(e) *Hornis*?

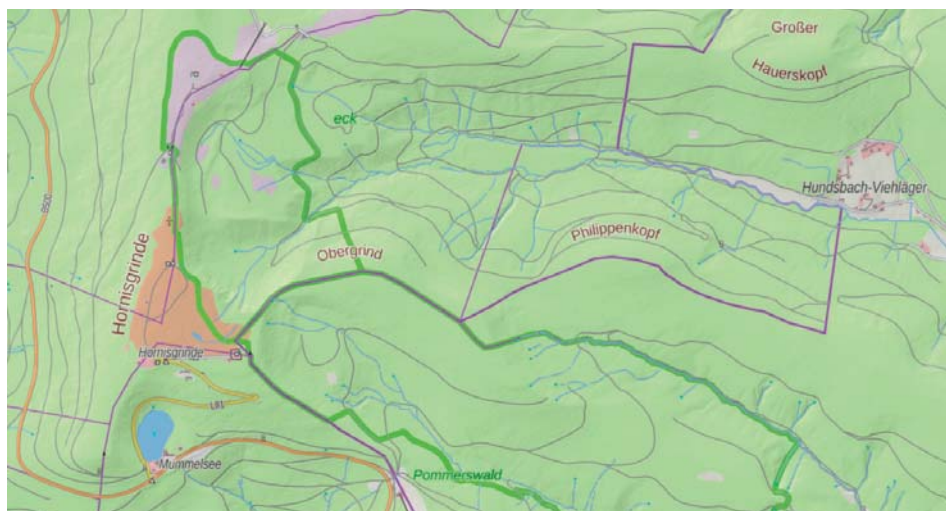
Hierüber geben die schriftlichen Überlieferungen³

1576/77 bis an den Hornckrindt (192/14),

1580 Horens gründt (H/Windeck Nr. 1),

1580 hornußgründt (H/Windeck Nr. 2),

Das von Bergkämmen
(„Riegeln“) gesäumte
Tal („Rinne“) der
Biberach (Datenquelle:
LGL, www.lgl-bw.de)



- 1585 *biß auf den Horengründen [...] von horngründen* (72/v. Windeck 9),
 1596 *Horngründ* (Georg Gadner, *Chorographia Ducatus Wirtembergici*, Blatt 24),
 1690 *auff den Hornus gründt* (192/15),
 1693 *auf den hornuß grund* (192/26),
 1722 *Hornusgründe oben auff dem großen Kopff* (229/114757) und
 1783 *Hornes Gründ* (H/Windeck Nr. 4)

Auskunft, die zeigen, dass für die Hornisgrinde über Jahrhunderte hinweg die Fügungen *hōr-ran*, *hōr-renne* und *hōr-nuos* gebräuchlich waren, die sich aus den mittelhochdeutschen Begriffen⁴

- hōr***, ***hō***, ***hōhe***, ***hœhe*** (= Höhe, Anhöhe, Erhöhung, Tiefe, Erhabenheit, Größe, Macht, Erhebung, Entfernung, Ferne),
ran (= Strom, Fluss),
renne (= Wasserleitung, Rinne) und
nuos (= Rinne, Röhre, Viehtrog)

zusammensetzen. Es spielt also keine Rolle, ob man von einer *ran*, *renne* oder *nuos* spricht, denn alle drei Wörter bedeuten sinngemäß *Rinne* und erlauben es, den Namen *Hornisgrinde* in *Oberer/Großer/Hoher Rinnenkamm* oder *Tiefe-/Große-/Lange-Rinne-Kamm* zu übersetzen. Unabhängig davon, ob sich das Bestimmungswort *hō(r)* auf den Kamm oder die Rinne bezieht, dürfte mit letzterer das tief in den Osthang des Berges eingekerbte Tal der Biberach gemeint sein.

Anmerkungen

- 1 Langenbeck, Fritz: Die Grinden des Schwarzwaldes. In: Alemannisches Jahrbuch 1970, 71–97.
- 2 Köbler, Gerhard: Mittelhochdeutsches Wörterbuch, 3. Auflage 2014, <http://www.koeblergerhard.de/mhdwbhin.html>.
- 3 Diese Belege aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe wurden entnommen aus: Gartner, Suso: Hornisgrinde – Versuch einer neuen Namensdeutung. In: Die Ortenau 1979 (59), 266–268.
- 4 wie Anmerkung Nr. 2

Immenstein als Grenzstein

Suso Gartner

Fährt man von dem ehemaligen römischen Meilenstein am Bühler Rathaus (das Original steht im Bühler Stadtmuseum) eine römische Meile Richtung Steinbach, trifft man an der B 3 alt bei einem alten Wegekreuz unweit der Affentaler Winzergenossenschaft auf einen alten großen Sandstein, auf dem allerdings nur noch wenige Buchstaben zu erkennen sind. Er markiert die Grenze zur alten Steinbacher Mark.

In einer Urkunde vom 30. August 1452 ist der Stein erwähnt. 1598 in der Beschreibung von Stab und Bezirk des Fleckens Bühl heißt es dann, dass dieser Bezirk am Immenstein beginne,



*Immenstein an
der B 3 alt
bei Müllenbach*

der zwischen Bühl und Müllenbach an der Landstraße stehe. Der 30. Markstein an der Grenze zwischen Bühlertal und Neusatz hat ebenso den Namen Imenstein und ist ein großer Naturfelsen, heißt es in der Markbeschreibung weiter.

Die Abbildungen von drei derartigen Steinen findet man auch in anderen alten Bühler Grenzsteinen eingemeißelt. Auch auf den Bühler Siegeln sind sie zu finden. Wenn man am Portal der Bühler Stadtkirche nach oben blickt, sind sie als Bienenkörbe interpretiert worden.

Im Mittelhochdeutschen bezeichnet allerdings Imin ein Getreide- und Flüssigkeitsmaß und wird von lat. hemina abgeleitet. Jedenfalls soll in alten Zeiten die Bühler Flurprozession beim Imenstein hoch durch das Steinloch ihren Weg entlang der Markgrenze gegangen sein.

Frauen der Illenau

Wärterinnen und Pflegerinnen der Illenau – zwischen 1842 und 1900

Frauke Klumpp

Einleitung

Die Acherner kennen die Geschichte ihrer Illenau, schließlich galt sie lange Zeit als eine der fortschrittlichsten Heil- und Pflegeanstalten Deutschlands. Sie wurde 1842 bei Achern als Zufluchtsort geistig kranker und nervlich angeschlagener Menschen eröffnet. Im Kapitel „Die Lage der Geisteskranken“ wird aufgezeigt, wie mit Menschen vor dem 19. Jahrhundert umgegangen wurde, die eine Geisteskrankheit aufwiesen, beziehungsweise wie sie behandelt wurden, wenn sie *nicht ganz dicht* waren. In der Illenau wurden diese Menschen als Menschen behandelt und nicht wie Tiere weggesperrt. Dies war einer der Gründe, warum die Illenau zu einer international anerkannten Einrichtung wurde.

Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auf den weiblichen Pflegerinnen, die von 1842 bis 1900 in der Heil- und Pflegeanstalt über längere Zeit tätig waren und damals noch als Wärterinnen bezeichnet wurden. Zwischen Wärterin und Pflegerin gibt es keinen Unterschied, nur die Bezeichnung änderte sich im Lauf der Jahrhunderte. Wieso übten Frauen einen Beruf aus? Warum gerade in der psychiatrischen Pflege und weshalb gerade in der Illenau? Es war nicht üblich, dass Frauen in der Pflege länger als fünf Jahre in der Illenau blieben, weshalb der Fokus auf die Wärterinnen fällt, die sich entschieden, ihr Leben in den Dienst der Illenau zu stellen und nicht eine Familie gründeten. Im 19. Jahrhundert hatten Frauen eine andere Rolle als in der heutigen Zeit, welche in dem Kapitel „Frauen im 19. Jahrhundert“ kurz erläutert wird.

Als nächstes wird auf *Das Berufsbild der Wärter und Wärterinnen* näher eingegangen. Hierbei werden die Tätigkeitsfelder des Berufes aufgezeigt. Zu Beginn gab es keine Ausbildung für Wärterinnen und Wärter. Für die Pflege von als geisteskrank eingestuften Menschen musste das Personal über bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten verfügen. Im Kapitel *Aufgaben der Oberwärterinnen und Oberwärter; der Wärterinnen und Wärter* wird das Arbeitsfeld dieses Berufs näher erläutert. Hierbei wird es auch Vergleiche mit einer anderen Einrichtung der damaligen Zeit und mit heutigen Einrichtungen geben. Außerdem

wird hier auch der Unterschied zwischen Oberwärtler sowie Oberwärtlerinnen und Wärter beziehungsweise Wärterinnen erklärt. Es wird sich verdeutlichen, dass und warum viele Wärterinnen und Wärter nur kurz im Dienste der Illenau standen und nur wenige bis zu ihrem Tod blieben.

In dieser Arbeit werden vier Dossiers von Wärterinnen angeführt, die ungewöhnlich lange in der Illenau blieben und die die Leben ihrer Patienten durch ihre Anwesenheit veränderten.

Im Fazit werden die zuvor gewonnenen Erkenntnisse zusammengefasst und ein Ausblick zur weiteren Entwicklung von Heil- und Pflegeanstalten nach der Schließung der Illenau gegeben.

Die Lage der Geisteskranken

Zu früheren Zeiten wusste man nicht, dass Geisteskrankheit eine Krankheit des Gehirns ist und die Menschen, die darunter litten, wirklich krank waren. Da die Ursache dieser Krankheit unbekannt war, bezeichnete man die Menschen als *gestört* oder *besessen*. Sie wurden gemieden, weggesperrt und ihrem Schicksal überlassen. Viele wurden auch einem Exorzismus ausgesetzt. Wenn ein Mensch tobte und um sich schlug, glaubte man, dass er von Dämonen besessen sei, und man versuchte auf religiöse Weise ihn aus dem Besessenen herauszuholen. Viele Angehörige schämten sich für ihre *irren* Verwandten und bangten um ihren Ruf, weshalb sie auch oftmals in einen dunklen Raum sich selbst überlassen wurden. Andere wurden in Gefängnisse oder andere Häuser aufgenommen, wo sie oftmals der Willkür der Hausverwalter und Gefängniswärter ausgesetzt waren. Bei störrischem Verhalten wurden sie häufig geschlagen, das kärgliche Essen wurde gekürzt, sie wurden in Käfige gesperrt oder gefesselt, bis sie sich wieder beruhigt hatten.¹ Philippe Pinel gilt als Begründer der wissenschaftlichen Psychiatrie.² Um 1792 bat er den Gemeinderat Paris darum, die Kranken seiner Einrichtung von den Fesseln zu befreien. Nachdem er mehrere Male abgewiesen wurde, wurde er schließlich von einem Mitglied des Gemeindeausschusses besucht. Dieser überzeugte sich davon, dass von den Kranken keine größere Gefahr ausging und ließ Pinel freie Hand. Obwohl einige von ihnen gefürchtet waren, änderten sie ihr Verhalten nach ihrer Befreiung. Die zunehmende Zahl der dem Leben und der Freiheit wiedergegebenen Irren häufte auch die der Genesungen, zerstörte den Glauben an ihre Unheilbarkeit und schuf, an Stelle der alten Detentions-³ und Tollhäuser, Häuser, in denen die Wissenschaft das Wesen der

Seelenkrankheiten erforschen und Mittel zu ihrer Heilung finden konnte.⁴ Bis etwa 1800 hatten diese Menschen keinerlei Rechte, da sie nicht wie die anderen waren und somit auch nichts zählten.

Erst seit neueren Zeiten versucht man nicht nur, den Kranken irgendwo unterzubringen, sondern auch zu heilen. Man versucht Tobsüchtige mit anderen Mitteln zu beruhigen als mit Zwangsjacken oder Drehstühlen.

Von England kam im 19. Jahrhundert eine Reformbewegung nach Deutschland, die sogenannte Non-restraint-Bewegung.⁵ Mit geregelten Tagesabläufen und sinnvollen Beschäftigungen versuchte man – ohne Gewalt – die Patienten zu therapieren. Diese neuen Arten der Therapie wurden auch in Deutschland übernommen. Diese Veränderungen führten nicht nur zum Umbau von Tobzellen in Isolierräume und Häuser für psychisch Kranke, sondern auch zur Veränderung der Anforderungen an das Personal. Das musste nicht nur mit tobenden Patienten zurechtkommen, sondern auch mit Aggressionen – und das ohne Zwangsmaßnahmen. In den zuvor vorhandenen Irrenhäusern ging es nicht darum, die Kranken zu behandeln, sondern darum, sie sicher zu verwahren. Dafür war keine Ausbildung der Wärter und Wärterinnen nötig. Der Aufgabenbereich und die Anforderungen an das Personal erweiterten sich erst, nachdem die wissenschaftlichen Erkenntnisse über psychische Krankheiten genauer erforscht wurden.

Frauen im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert war es üblich, dass Frauen zu Hause blieben und sich um Haushalt und Familie sorgten, während die Männer arbeiten gingen und sich um finanzielle sowie politische Dinge kümmerten. In den unteren sozialen Schichten besuchten Mädchen höchstens die Volksschule bis zu ihrem 13. oder 14. Lebensjahr. Wenn eine ärmere Familie ihre Tochter zur Schule schickte, dann hofften sie, dass es diesen gelingen würde, irgendwann besser zu leben. Da viele Familien Felder und Bauernhöfe besaßen, war es nicht üblich, zur Schule zu gehen, sondern zu helfen. In den oberen Schichten gab es für die Kinder Privatunterricht. Hierbei lernten Mädchen hauptsächlich Französisch, Kunst, Handarbeit und Haushaltsführung, um auf ihre spätere Rolle als Mutter vorbereitet zu werden. Wenn Frauen nicht heirateten, mussten sie ihren Lebensunterhalt selbst verdienen oder in ein Kloster gehen. Arbeit fanden sie als Dienstmagd in Haushalten, als Erzieherinnen oder Gouvernanten.⁶

Das Berufsbild der Wärter und Wärterinnen

Lange Zeit verband man Wärter und Wärterinnen eher mit Einschließen, Bewachen und Züchtigen als mit Pflegen und Heilen. Dieses Denken stammt noch aus einer Zeit, in der der Pflegeberuf keinen Ausbildungsrichtlinien unterlag. Die ungebildeten, un- oder angelernten Pflegekräfte wurden der Unterschicht zugeordnet.⁷ Staatlich anerkannte Ausbildungsstätten für psychiatrische Krankenpflege wurden erstmals 1962 errichtet. Es gibt verschiedene Gründe, warum die gesellschaftliche Stellung der Wärter und Wärterinnen lange Zeit schlecht war. Zum einen spielten die soziale Herkunft und die fehlende Ausbildung eine Rolle, zum anderen wirkte sich das geringe Sozialprestige der Pfleglinge auch auf das Wartpersonal aus. Außerdem kamen hohe physische und psychische Arbeitsbelastung, schlechte Bezahlung und ein streng geregeltes Privatleben hinzu.⁸ Das Berufsbild des Pflegepersonals änderte sich mit den neuen Therapievorstellungen Mitte des 19. Jahrhunderts. Dennoch dauerte es lange, bis die Menschen sich daran gewöhnt hatten, dass Irrenhäuser zur Heilung und nicht zum Wegsperrn da waren.

Die ersten Wärter und Wärterinnen der Illenau kamen zusammen mit den Transporten aus Heidelberg. 1844 waren es insgesamt 58; mit steigender Zahl der Patienten erhöhte sich auch die Zahl der Wärter: 1864 waren es 90, 1901 waren es 138, 1915 bereits 177 und bei der Auflösung der Illenau 221.⁹ Bis 1854 überwog die Zahl der männlichen Pfleger, da auch mehr Pfleglinge in der Anstalt waren; danach waren es mehr Pflegerinnen. Das Pflegepersonal musste einen guten Willen zeigen, unbescholten sein und eine gewisse Bildungsfähigkeit haben. Eine erfahrene Pflegeperson führte in die Aufgaben des Dienstes ein, ein Arzt vermittelte die erforderlichen medizinischen Kenntnisse. 1883 wurde der *Rollerbau* errichtet, der ursprünglich dazu gedacht war, weibliches Pflegepersonal auszubilden; da der Platz für die Aufnahme neuer Patienten jedoch zu eng wurde, wurde daraus der Bau für 15 ruhige und 15 unruhige Frauen.¹⁰

Betrachtet man nun die Personalakten der Illenau, erkennt man, dass es hohe Austrittsquoten, vor allem bei den Wärterinnen, gab.¹¹ Ein Grund dafür war die Hausordnung. Wer Wärterin in der Illenau sein und bleiben wollte, musste auf Ehemann und Familie verzichten. Wenn sie heiraten wollten, mussten sie ihren Dienst quittieren beziehungsweise wurden nicht eingestellt. Wärter konnten dagegen mit Ausnahmegenehmigung und mit gewissen Auflagen heiraten, eine Familie bekommen

und diese sogar in eine Anstaltswohnung mitnehmen.¹² Neben diesem Grund der erhöhten Kündigungen wegen Heirat beim weiblichen Personal gab es auch weitere Gründe wie z. B. Ruhestand, Versetzung, Tod oder Beschwerden.¹³

Da Frauen des 19. Jahrhunderts als Hausfrauen, Mütter und liebevolle Personen galten, die sich um die Familie kümmerten, waren sie für den Pflegeberuf wie geschaffen. Sie hatten die Tugenden und Eigenschaften, die zur Ausübung der Krankenpflege ideal waren. Neben Sittsamkeit, Demut und Geduld sollten sie auch über Genügsamkeit verfügen sowie Widerstandskraft haben, um mit der schweren Aufgabe der Pflege zurechtzukommen.¹⁴ Die Arbeitsverhältnisse waren in der Pflege im 19. Jahrhundert nicht mit den heutigen vergleichbar.

Neben langen Arbeitszeiten ohne Pausen und zusätzlichem Nachtdienst gab es selten bis nie Urlaub, aber auch ungleiche Löhne. Nicht nur heute ist es so, dass Frauen zum Teil im gleichen Beruf, bei der gleichen Arbeit weniger verdienen. Auch im 19. und 20. Jahrhundert gab es für Frauen deutlich weniger Gehalt als für ihre männlichen Kollegen. In der Illenau wurden auch Unterschiede gemacht. Wärterinnen und Oberwärterinnen erhielten nur einen Bruchteil von dem, was ihre männlichen Kollegen verdienten. Um 1908 erhielten Frauen etwa $\frac{3}{4}$ des Gehaltes eines Mannes.¹⁵ Dennoch war dies eine Steigerung im Vergleich zu zuvor und anderen Berufen. Da eine Frau ab der Heirat sich nur noch um Familie und Haushalt zu kümmern hatte, war ein geringerer Lohn nicht weiter tragisch. Oftmals arbeiteten Frauen, damit sie ihre Eltern unterstützen konnten und bis zur Hochzeit eine kleine Mitgift verdienen konnten. Doch den Frauen machte der Lohn oftmals nichts aus, sie arbeiteten nach Gottes Wille für diejenigen, die sich nicht um sich selbst kümmern konnten und ihre Hilfe benötigten.

Mit den Jahren wurden die Worte *Wärter* und *Wärterin* durch *Pfleger* und *Pflegerin* ersetzt, da *Wärter* eine veraltete Bezeichnung war und sie noch immer an Zuchthäuser und Tobhäuser erinnerte. Darüber hinaus sollte die Bezeichnung *Pfleger* den Pflegelingen weniger Angst machen. Bei einigen Pflegelingen blieb das Wort *Wärter* dennoch sehr lange erhalten.¹⁶

Die Frauen, die in der Illenau begannen zu arbeiten, waren durchschnittlich 18 bis 19 Jahre alt und nur wenige blieben zwischen sechs und zehn Jahre in der Anstalt.¹⁷ Selten blieben Frauen über diese Zeit hinaus in der Illenau. Es werden Beispiele von Frauen folgen, die bis zu ihrem Lebensende in der Illenau blieben. Bei Männern war das durchschnittliche Eintrittsalter etwa 23 bis 24 Jahre, aber auch hier blieben nur wenige länger als zehn Jahre.

Pfleglinge und Angestellte mit ihren Familien zählten zur *Illenauer Familie*. Alle wurden in das Anstaltsleben integriert. Manche Familienmitglieder des Personals unterhielten sich mit den Kranken oder musizierten mit ihnen. Kranke besuchten die Häuser der Angestellten, ob sie eingeladen waren oder nicht.¹⁸ Dies könnte auch ein Grund gewesen sein, aus dem manche Angestellten kündigten, da Arbeits- und Privatleben miteinander vermischt wurden und man auch eine Auszeit vom Beruf – besonders, wenn er so schwer ist – braucht.

Was bedeutet es, Pfleger/Wärter in einer psychiatrischen Anstalt zu sein?

Wir kennen heute das Berufsbild der Altenpfleger. Diese kümmern sich in Altenheimen um ältere Menschen, die sich nicht mehr oder nur schlecht um sich selbst kümmern können oder keine Verwandten haben, die sich um sie kümmern können oder wollen. Oft kommen aber auch ältere Menschen in ein Altenheim, um nicht mehr alleine zu Hause zu sein, wenn zum Beispiel der Partner verstorben ist. Es gibt einige, die noch vieles selbst machen können. Sie sind aber froh, wenn sie von Pflegern unterstützt werden. Wenn sie in einem betreuten Wohnen leben, wird ihnen beim Einkauf geholfen oder sie werden bei der Essensversorgung unterstützt. In einem Altenheim werden die Bewohner von den Pflegekräften geduscht, ihnen wird Essen und Trinken gegeben und ihnen Medizin gereicht, aber die Pflegerinnen und Pfleger haben noch viele andere Aufgaben.

Aber was waren die Aufgaben der Wärterinnen und Wärter der Illenau?

Wie auch in Altenheimen beinhaltete die Arbeit der Wärter und Wärterinnen in der Illenau viele körperlich anstrengende Aufgaben. Deshalb können viele in dieser Branche Tätige ihren Beruf heute wie damals nicht bis ins hohe Alter das ganze Berufsleben ausüben. Krankheiten forderten und fordern ihren Tribut, weshalb es bewundernswert ist, wenn jemand längere Zeit diesen Beruf ausüben kann und konnte.

Es folgt ein Beispiel, welches einen Tag in der Illenau aufzeigt¹⁹:
„[...] um 5 Uhr wird zum Frühgebet geläutet und die Nachtwachen werden abgelöst. Bäcker, Metzger und Gärtner nehmen ihre Arbeit auf und die Dampfmaschine wird im Frauenhof angeheizt. Schmutzige Wäsche, Strohsäcke und Matratzen werden zum Waschhaus gebracht und die Werkmeister (Schlosser, Schmied, Schreiner, Schuster und Schneider) beginnen mit einigen Patien-

ten die Arbeit. Hier natürlich wieder nur diejenigen, die in geistiger und körperlicher Verfassung dafür sind. Die erste Visite der Ärzte beginnt um 6 Uhr. Hier besprechen Ärzte und Wärterinnen und Wärter, was in der Nacht zuvor war, wie es den Patienten geht und gehen von Zimmer zu Zimmer, um den Patienten zu begutachten. Zum Frühstück wird gepfiffen und mit der Glocke geläutet. Beim ersten Ton wurden die Männer gerufen; beim zweiten die Frauen. Der katholische Gottesdienst beginnt kurz nach 7 Uhr, währenddessen auch die Post versandfertig gemacht wird. Die zweite Visite beginnt um 8 Uhr. Die vornehmen Patienten gehen mit Büchern in den Garten. Frauen gehen zum Hacken und Jäten hinaus. Eine Oberwärterin liest vor, während die vornehmen Damen sich mit Handarbeiten beschäftigen. Um 10 Uhr wird die Arbeit beendet und die Musikkapelle der Wärter probt. Das Mittagessen der Wärter beginnt um 11 Uhr. Danach essen die Patienten. Nachmittags gehen Wärterinnen und Wärter mit ihren Patienten spazieren oder machen andere Unternehmungen. Nach dem Abendbrot wird sich in den Gärten aufgehalten und kleinere Spaziergänge unternommen. Um 21 Uhr wird noch einmal zum Gebet geläutet und die Nachtwärterinnen und Nachtwärter beginnen ihren Dienst.“

Während des Tages mussten die Wärterinnen und Wärter die Patienten beaufsichtigen. Außerdem mussten sie den Ärzten mit den Therapiemaßnahmen helfen. Nicht nur Medikamente, sondern auch Musiktherapie, Betreuung, Arbeitstherapie oder auch Wannenbäder gehörten zu den Methoden, einem Patienten zu helfen.

Aufgaben der Oberwärterinnen und Oberwärter; der Wärterinnen und Wärter

Oberwärterinnen und Oberwärter

In seinem Werk: *Die Irrenanstalt nach allen ihren Beziehungen* von 1831, also vor der Eröffnung der Illenau, beschreibt Dr. Roller in fünf Abschnitten, wie man eine Irrenanstalt betreibt. Im fünften Abschnitt beschreibt er, welche Aufgaben die Angestellten haben, den Wärterdienst, welche Forderungen er an die Angestellten hat und welche Stellung die Ärzte haben. Ihm war klar, dass alles vom Dienst der Wärterinnen und Wärter abhing. Oberwärter haben, nach seinem Befinden, einen doppelten Wirkungskreis.²⁰ Zum einen in ihrer Beziehung zu den Kranken, die sie nach den allgemeinen Vorschriften beobachten und behandeln mussten. Ihre Aufgabe war es auch, dafür

zu sorgen, dass die Wärter, die ihnen unterstanden, es ihnen gleich taten. Zum anderen in ihrer Beziehung zur Verwaltung und zur Hauspolizei. Sie waren für die verschiedenen Bedürfnisse ihrer untergebenen Zimmerwärter verantwortlich und hatten Aufsicht über die Reinlichkeit des Hauses und seiner Bewohner, über Heizung und Beleuchtung.²¹ Die Anordnungen der Vorgesetzten wurden durch die Oberwärterinnen und Oberwärter an die Wärter weitergegeben und Erstere mussten darauf achten, dass die Haus- und Tagesordnung eingehalten wurden. Oberwärterinnen und Oberwärter waren die Vorgesetzten der Wärterinnen und Wärter.

Wärterinnen und Wärter

Die Krankenwärter waren für die Kranken zuständig. Sie hatten die Kranken zu beaufsichtigen und zu beobachten, von morgens beim Aufstehen, Waschen und Anziehen über den Tag während der Arbeit, während des Essens bis zum Zu-Bett-Gehen am Abend und in der Nacht. Sie sollten verschwiegen sein und geduldig. Neben den Wärterinnen und Wärtern, die die Pfleglinge zu beaufsichtigen hatten, gab es auch Haus- oder Zimmerwärter,²² die die Reinigung des Hauses, der Schuhe und Kleider, die Abgabe und den Empfang der Wäsche und Kleider besorgten. Außerdem gab es noch Badwärter,²³ die für das jeweilige Geschlecht die Bäder bereiteten und Hilfe leisteten. Sogenannte Oberaufseherinnen²⁴ beaufsichtigten das Waschgeschäft, Spinn-, Näh- und Strickarbeiten. Außerdem nahmen diese an der Behandlung der Kranken teil, da sie die Oberaufsicht für die weiblichen Kranken hatten, wenn die Ärzte es für nötig hielten. Direktor Roller klärte regelmäßig das Wartpersonal über die Hausordnung auf, gab Instruktionen zur Krankenwartung und lehrte sie die Bedeutung des Berufs. Es war ihm sehr wichtig, sich die Zeit zu nehmen und das Wartpersonal weiterzubilden. Dies zeigt sich auch darin, dass er eine Wärterschule errichten wollte. In zehn Artikeln im Illenauer Wochenblatt, aufgeteilt auf mehrere Monate (20. Januar–19. Oktober 1872), erklärt er, was zum Wärterdienst gehört.²⁵

Anweisungen für Wärterinnen und Wärter

Die Dienstanweisung für die Wärter und Wärterinnen der Großherzoglichen Heil- und Pflegeanstalt Illenau umfasst 26 Paragraphen, die deutlich ihre Pflichten und einige Rechte beschreiben. Diese sind unter anderem mit Statut und Hausordnung in *Illenau – die Großherzogliche Badische Heil- und Pflegean-*

stalt. Statut, Hausordnung, Krankenwardienst, Bemerkungen und Nachrichten als Auskunft für Behörden und Angehörige der Kranken von 1852 zu finden.²⁶ Einige dieser Anweisungen werden nachfolgend beschrieben und mit den Anweisungen der ehemaligen Kreispflegeanstalt Hub verglichen.

Im September 1873 wurde das Hubbad bei Ottersweier umgebaut, sodass eine Kreispflegeanstalt entstehen konnte. Hier wurden psychisch sowie physisch kranke Menschen aufgenommen. Im September 1874 hat der neue Anstaltsdirektor mit einem Teil des Personals seinen Dienst angetreten und 15 Pfleglinge wurden aufgenommen. Als es darum ging, wo die Illenau gebaut werden sollte, war das Hubbad in die engere Auswahl gekommen, bevor endgültig der Standort bei Achern gewählt wurde. Auch in der Kreispflegeanstalt Hub wurden die Geschlechter getrennt, wobei die Frauenabteilung in den östlichen, die der Männer in den westlichen Flügel des Gebäudes gelegt wurde. Geisteskranke Pfleglinge wurden im zweiten und dritten Stockwerk untergebracht; die Unruhigen wurden dabei in das dritte Stockwerk gebracht.²⁷ Zum Personal: der Oberwärter, war zugleich Chirurg, die Oberwärterin zugleich Haushälterin. 20 Pfleglinge kamen auf einen Wärter. Zunächst gab es sieben Wärter und sechs Wärterinnen. Es wird mit 600 bis 900 Mark jährlich entlohnt.

Es ist schwer, Regelungen von damals mit heutigen Regeln und die Illenau mit anderen Einrichtungen der damaligen Zeit und heute zu vergleichen. Gesetze, Gepflogenheiten und Verhaltensweisen haben sich verändert, dennoch werden nachfolgend einige Aufgaben und Regeln angeführt, die Wärterinnen und Wärter beachten mussten beziehungsweise Pflegerinnen und Pfleger heute noch beachten müssen.

§ 1: „Die nächste Aufgabe der Wärter und Wärterinnen ist Pflege und Wartung der Kranken nach ärztlicher Vorschrift. Wesentliche Erfordernisse sind ein frommes, geduldiges, liebevolles Gemüth, pünktlicher Gehorsam und Bereitwilligkeit zu allen Dienstleistungen.“²⁸

- Da die Angestellten mit geistig kranken Menschen zu tun hatten, war es wichtig, nicht aufbrausend und ungeduldig zu sein; außerdem musste das Wartpersonal den Vorgesetzten Folge leisten; ein liebevolles Gemüt und Gehorsamkeit waren deshalb Voraussetzungen für den Dienst in der Illenau.
- Diese Vorschrift zählte und zählt noch heute bei allen Einrichtungen, in denen kranke oder alte Menschen gepflegt werden.

§ 3: „In- und außerhalb der Anstalt sollen die Wärter sich eines nüchternen, gesitteten und christlichen Lebenswandels befleißigen, Wahrhaftigkeit auch in kleinen Dingen üben, in ihrem Benehmen gegen Andere, sowie für ihre eigene Person anständig erscheinen. Rohe Scherze und Vergnügungssucht vereinigen sich nicht mit diesem Berufe, wogegen die nöthige passende Erholung gerne erlaubt wird.“²⁹

- Wenn das Wartpersonal die Anstalt verließ, um sich zu erholen, sollte es weder den Ruf der Anstalt noch den Ruf des Berufs der Wäterschaft schädigen. Des Weiteren hatte es die Pflicht, über die Pfleglinge zu schweigen.
- Eine ähnliche Vorschrift lässt sich auch in der Kreispflegeanstalt Hub im 19. Jahrhundert finden.
- Heute wird vorausgesetzt, dass sich das Pflegepersonal benimmt.

§ 6: „Der Wärter hat sich stets als einen Diener der Anstalt, nie als einen Vorgesetzten der Kranken anzusehen, ihnen alle erforderliche Bedienung und Pflege zu leisten und in der freundlichen Sorgfalt, die er gegen sie, sowie in dem Gehorsam, den er gegen seine Vorgesetzten übt, seine Ehre zu suchen.“³⁰

- Wer sich als Boss auführte und seine Pfleglinge misshandelte, war nicht geeignet, Wärter zu sein.
- Auch diese Anweisung ist in der Hub, aber auch heute in anderen Einrichtungen wie in Alten- und Pflegeheimen zu finden.³¹

§ 7: „Eine unerläßliche Aufgabe ist es für jeden Wärter, daß er sich den Kranken gegenüber beherrsche, und weder durch ihre scheinbare, nur in der Krankheit begründete Bosheit, noch durch ihre Heftigkeit sich aus seinem Gleichmuth bringen lasse, daß er im Widerstand Geduld und in der Nothwehr Schonung zeige.“³²

- Es ist wichtig, dass das Wartpersonal sich nicht aus der Ruhe bringen lässt, wenn ein Pflegling tobt.
- Beim Umgang mit kranken Menschen ist dies eine Regelung, die auch heute noch ihre Gültigkeit hat.

§ 12: „Der Wärter darf den ihm angewiesenen Posten ohne Erlaubniß weder bei Tag noch bei Nacht verlassen, nicht in andern Quartieren oder bei andern Kranken ohne Auftrag sich sehen lassen oder aufhalten, die ihm anvertrauten Pfleglinge nie aus dem Auge verlieren, damit keiner von ihnen sich verbergen oder entweichen oder gar sich etwas Uebles zufügen könne.“

- In der heutigen Zeit wurde diese Regelung gelockert beziehungsweise ganz aufgehoben, da Menschen, ob mit oder ohne psychische Erkrankung, selbstständig sind. Die ständige Überwachung macht viele Patienten noch nervöser.³³

§ 22: „Die Wärter haben sich mit der von der Anstalt bewilligten Kost zu begnügen, und sich selbst weder etwas anzuschaffen, noch zuzubereiten, noch von einer Zeit zur andern aufzubewahren, noch weniger von der Kost der Pfleglinge sich etwas anzueignen.“³⁴

- Zusätzlich zum Gehalt erhielt jeder Wärter und jede Wärterin Kost in der Anstalt. Sie durften sich nichts Eigenes zubereiten oder aufbewahren und sich vor allem nichts vom Essen der Pfleglinge nehmen.
- Heute erhalten Pflegerinnen und Pfleger ihr Gehalt und müssen sich selbst mit Essen und Trinken versorgen. Falls sie von ihrem Arbeitgeber mit Nahrung versorgt werden würden, wäre es ein geldwerter Vorteil und müsste versteuert werden.³⁵

§ 25: „Heirathserlaubnis wird nur einer bestimmten Zahl von besonders fähigen Wärtern und in der Regel nicht vor fünf Dienstjahren ertheilt. Den Dienst störende Bekanntschaften zwischen Wärtern und Wärterinnen oder auch zwischen diesen und auswärtigen Personen sind untersagt.“³⁶

- Wärter durften nur heiraten, wenn sie mindestens fünf Jahre in der Anstalt gearbeitet haben und nur mit besonderer Genehmigung.
- Mittlerweile werden bereits verheiratete Männer und Frauen eingestellt oder dürfen jederzeit heiraten. Selbst geschiedene oder in Scheidung lebende Personen werden eingestellt.

Anschließend erläutert eine Anleitung zum Krankenwardienst genau, was ein Wärter beachten muss, wann er Bericht erstaten muss und wie er seine Pfleglinge zu betreuen hat.

Aufgaben der Wärterinnen und Wärter

Zimmerwärter hatten zu bestimmten Stunden die Kleider und Schuhe der höheren Stände zu reinigen, während die niederen Stände ihre selbst reinigen mussten.³⁷ Oberwärter mussten auch darauf achten, dass weder Pfleglinge noch Wärter zu viel oder zu wenig Wäsche gebrauchten und dass überall zur richtigen Zeit die Betten und Wäschen gewechselt/frisch ge-

macht wurden, und kontrollieren ob die Wäsche in gutem Zustand war.³⁸ Die saubere Wäsche wurde an die Oberwärter gegeben, die darüber Buch führten und sie weiter an die Wärter verteilten. Die Oberwärter und einige Wärter mussten die Nachtlichter anmachen. Alle Wärter mussten Feuerzeuge haben, um ausgegangene Lichter wieder anzuzünden.³⁹ Wärter mussten auch in der Nacht Wache halten, zum einen, um Feuergefahr zu verhindern, zum anderen, um die Pfleglinge zu beaufsichtigen. Jede Stunde musste der Kontrollgang wiederholt werden.⁴⁰ Während des letzten Durchgangs weckten sie die Wärter der Tagesschicht. Die Pfleglinge sollten alle zu etwa der gleichen Zeit aufstehen.⁴¹ Während des Essens waren die Wärter anwesend, damit weder mit dem Geschirr noch mit dem Essen etwas angestellt werden konnte.⁴² Die Wärter selbst aßen in zwei verschiedenen Schichten. Die einen vor und die anderen während oder nach der Mahlzeit der Pfleglinge, sodass immer jemand Aufsicht hatte. Wenn ein Pflegling bei der Körperpflege Hilfe benötigte, half der Wärter hierbei.⁴³

Privatleben

Wenn Wärterinnen und Wärter dazu Lust hatten, konnten sie verschiedenen Vereinigungen beitreten. In der Illenau gab es eine Blaskapelle, einen gemischten Chor, einen Kirchenchor oder einen Turnverein, die auch bei den Veranstaltungen der Anstalt mitwirkten.⁴⁴ So konnten sie in ihrer Freizeit einem Hobby nachgehen, da sie das Anstaltsgelände nur selten verlassen durften. Heinrich Hansjakob, ein bekannter Dichter dieser Gegend, ließ sich nach Illenau einweisen. Über diese Erfahrung berichtete er in seinem Buch *Aus Kranken Tagen*. Hier schrieb er über die Wärter und Wärterinnen der Illenau:

„Soweit ich sie kennen lernte und beobachtete, scheinen sie ein Elite-Corps zu sein. Neben ihrem harten Dienst sind sie noch Allerweltskünstler. Überall kann man sie hinstellen und brauchen. [...] aber die Wärterinnen, so höre ich, seien noch besser.“⁴⁵

Unter der Woche war ihnen nicht erlaubt, sich außerhalb des Geländes aufzuhalten. Nur für Ausflüge mit den Pfleglingen war es ihnen gestattet, oder wenn sie Urlaub hatten. Den Wärterinnen war es nur sonntags miteinander erlaubt, in die Stadt zu gehen und sie mussten nach wenigen Stunden wieder zurück sein.

Wärterkasse und Geschenke

Wenn Kranke und ihre Angehörigen zufrieden mit der Arbeit der Wärterinnen und Wärter waren, wollten sie ihnen persönlich ein Geschenk machen, als Dank und Anerkennung. Wärterinnen und Wärter waren dann verpflichtet, das Geschenk an den Direktor abzugeben, der es dann bis zum Ende des Jahres aufbewahrte und schließlich mit den Remunerationen verteilte. Eine Remuneration war eine Art Weihnachtsgeld, das von der Regierung verteilt wurde. Es entstand eine Wärterkasse,⁴⁶ in die alle Geld- und Sachgeschenke einfließen. Am Ende des Jahres wurde ihr Inhalt gerecht aufgeteilt. Der Direktor bat darum, dass die Geschenke in die Kasse flossen, damit alle gleich behandelt wurden. Sonst hätten Wärterinnen und Wärter der höheren Stände, also diejenigen mit viel Geld, einen ungerechten Vorteil gegenüber denen gehabt, die sich um Kranke niederer Stände kümmerten. Verheiratete Wärter und die, welche den schweren Dienst hatten, wurden bei den Geschenken besonders berücksichtigt. Auch heute noch gibt es *Trinkgeldkassen* in verschiedenen Einrichtungen – z. B. bei der Altenpflege –, in der Angehörige von Patienten ein zusätzliches *Dankeschön* hinterlassen können.

Wärterinnen

„Ein Kloster ohne Gelübde“ – so wurde die Illenau von den Menschen aus Achern genannt.⁴⁷ Schließlich heirateten die Wärterinnen nicht und die Illenau war – genau wie ein Kloster – für Außenstehende nicht betretbar.

Aus verschiedenen Gründen blieben die wenigsten Wärterinnen und Wärter längere Zeit in der Illenau. Einige dieser Gründe, warum sie die Illenau bald wieder verließen, findet man in der Hausordnung. Allerdings gingen sie auch aus anderen Gründen früher. Der Hauptgrund war, dass männliche Wärter erst eine Heiratserlaubnis einholen mussten. Diese Erlaubnis gab der Direktor nicht immer und nur, wenn die Wärter mindestens fünf Jahre im Dienst der Illenau gestanden hatten. Dies schreckte viele Wärter ab, die sich dann eine andere Arbeit suchten, um ohne Erlaubnis heiraten zu können. Wärterinnen dagegen mussten kündigen, wenn sie heiraten und eine Familie gründen wollten. Im Lauf der Zeit hat sich dies geändert; im 21. Jahrhundert dürfen Pflegerinnen heiraten oder werden verheiratet eingestellt und dürfen sogar Familien haben.

Im Folgenden werden Wärterinnen vorgestellt, die länger als zehn Jahre ihren Dienst in der Illenau taten. Zum einen,

Abb. 1: Personal der Illenau 1865.
 Stehend von links:
 Fr. Freyburger, Oberköchin Keller, Fr. Dr. Reich, Fr. Ebinger.
 Sitzend von links:
 Fr. Pfarrer Fink, Emilie Roller, Elise von Ungern-Sternberg, Fr. Kall.⁴⁸



Abb. 2: Personal der Illenau 1865.
 Vorne links:
 Oberwärterin Luise Linsenbach,
 in der Mitte: Karoline Pelikan, rechts:
 Franzisca Braun, Badschwester.⁴⁹



weil über sie mehr in ihren Personalakten steht als über andere, die nur kurz dort beschäftigt waren, zum anderen, weil es ungewöhnlich war, eine so lange Zeit in der Illenau zu bleiben. Die Wärterinnen in den vorliegenden Fällen kommen aus unterschiedlichen Schichten und die Personalakten waren unterschiedlich groß, weshalb über sie verschieden lange Texte geschrieben werden können. Nicht bei jeder konnte herausgefunden werden, warum und wie sie aus dem Dienst ausgeschieden ist.

Karoline Pelikan

Eine von sehr wenigen Wärterinnen, die bis an ihr Lebensende in der Illenau ihre Dienste versah, war Karoline Pelikan. Am

28. Januar 1828 geboren, trat sie am 26. April 1847 im Alter von 19 Jahren in die Illenau ein.⁵¹ Ihr Vater war Maurermeister in Achern; außer ihrem Volksschulbesuch sind keine weiteren Ausbildungen bekannt. Obwohl Direktor Dr. Roller selbst evangelisch war, stellte er die katholisch getaufte Karoline Pelikan ein – etwas, das zu dieser Zeit, besonders in dieser Gegend, nicht üblich war. Sie wurde als Privatwärterin für eine Frau Oberst angestellt, um eine andere Wärterin zu ersetzen, die aus unbekanntem Gründen die Illenau verlassen hatte.

Laut ihrer Akte erhielt Pelikan ein Gehalt von jährlich 178 fl. (Florene, auch bekannt als Gulden, ca. 12 668 Euro⁵²). Je länger sie im Dienst der Illenau stand, desto höher stieg ihr Gehalt. Drei Jahre später betrug ihr jährliches Gehalt 198 fl. (ca. 14 000 Euro).⁵³ Seit dem 09.01.1883 war sie Oberwärterin. Durch das Reichsgesetz vom 09.07.1873 wurde in Deutschland die Reichsgoldwährung mit der Rechnungseinheit Mark anstelle der bisherigen Landeswährungen eingeführt und war in Baden ab 01.01.1875 Zahlungsmittel. Als Oberwärterin erhielt sie 1883 702 Mark (410 fl.; ca. 30 000 Euro) und 1888 bereits 802 Mark (469 fl.; ca. 33 300 Euro) jährlich.⁵⁴ Nicht nur aufgrund dessen, dass sie Oberwärterin war, erhielt sie mehr Gehalt, sondern auch, weil sie schon mehrere Jahrzehnte im Dienst der Illenau stand.

Im Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) reisten einige Wärterinnen und Wärter nach Karlsruhe, um ihren Beitrag zu leisten. Darunter auch Wärterin Karoline Pelikan. Von dort wurden sie in ein Lazarett nach Schwetzingen geschickt.⁵⁵ Für ihre im Krieg geleisteten Dienste erhielten sie und die anderen Wärterinnen und Oberwärterinnen das Erinnerungskreuz.⁵⁶ Die Auszeichnung wurde von Großherzog Friedrich I. von Baden 1871 gestiftet. Es wurde an diejenigen verliehen, die während des Deutsch-Französischen Krieges Verwundete und Kranke gepflegt hatten, Truppen und Familien der Verwundeten oder Verstorbenen unterstützt hatten. Das Erinnerungskreuz wurde an Männer und Frauen verliehen und ähnelte dem Eisernen Kreuz, ist jedoch nicht das gleiche.⁵⁷

Aufgrund einer Krankheit wurde Karoline Pelikan der Urlaub im Juli 1902 bewilligt. Da sie schon 74 Jahre alt war – ein hohes Alter für die damalige Zeit – wurden ihre Urlaubersuche genehmigt. Sie wurde des Öfteren krank. Am 05.09.1906 starb sie im Alter von 78 Jahren und 59 Jahren im Dienste der Illenau.⁵⁸ Nach ihrem Tod hielt der Illenauer Pfarrer eine Rede, in der er über die Verstorbene sprach:

„[...] Man muß es mit angesehen haben, wie die edle Persönlichkeit mit all den Kranken verkehrte, mit welcher Herzlichkeit in



Abb. 3: Karoline Pelikan⁵⁰

Sprache, Blick und im ganzen Benehmen. Den verheirateten kranken Frauen war sie die treue Beraterin, die ihnen das häusliche Unglück, das sie traf durch lange Krankheit, Verlust der Kinder oder getäuschte Hoffnungen, zu lindern suchte. Kranken Töchtern, die die Anstalt aufsuchen mußten, war sie die sorgsame Mutter, die liebevolle Freundin in vielen Anliegen. Den ganzen Tag, sobald die größere ärztliche Morgenvisite vorüber war, verweilte sie bei den Kranken, ‚ihren Kindern‘, sie ermunternd durch ihr schönes Beispiel in der Handarbeit, oder sie erfreuend durch ein frohes Lied, in welches dann der ganze Saal einstimmte. [...] Wenn sie auf längeres Zureden und Drängen von den ihr zustehenden Urlaubstagen Gebrauch machte, dann war wohl ihr liebster Aufenthalt einige Wochen in dem so idyllisch gelegenen städtischen Spital zu Baden-Baden. Und auch dort war ihre tägliche liebste Beschäftigung der Besuch der Kranken, die sie tröstete und durch irgend eine Aufmerksamkeit zu erfreuen suchte. [...]“⁵⁹

Sie wurde neben einem ihrer Pfleglinge auf dem Illenauer Friedhof beigesetzt. Nicht nur bei ihren Pflegebefohlenen war sie äußerst beliebt, auch mit Großherzogin Luise von Baden bestand seit Jahren eine freundschaftliche Verbindung. Dem damaligen dritten Direktor der Illenau, Dr. Schüle, sandte die Großherzogin ein Kondolenzschreiben zu, in dem sie ihren tiefen Schmerz kundtat und schrieb, dass sie einen Kranz in dankbarer Ehrung ihrer Freundin Karoline zusenden werde.⁶⁰ Nach Karoline Pelikans Tod wurde ihr der Friedrich-Luisen-Orden verliehen.⁶¹ Obwohl sie aus einfachen Verhältnissen kam, erlebte sie einen persönlichen Aufstieg, dies zeigen die Ehrungen und Auszeichnungen, die sie in ihrem langjährigen Berufsleben erhielt. Sie war bei ihren Pfleglingen, deren Angehörigen und den Wärterinnen sehr beliebt, was ihre Liebe zum Beruf nur verstärkte.



Abb. 4: Elise von Ungern-Sternberg⁶²

Elise von Ungern-Sternberg

Eine weitere Wärterin, die bis zu ihrem Tod der Illenau treu diente, war Frau Elise von Ungern-Sternberg. Am 23. Juli 1822 wurde sie geboren.⁶³ Ihre Eltern waren der Großherzogliche Badische Geheimerat Freiherr Wilhelm von Ungern-Sternberg und Rosalie Freiin von Völderndorff-Warndein, die im Herbst 1824 nach Dresden gezogen waren und dort bis 1842 blieben. Danach gingen sie zurück in das Großherzogtum. Elise von Ungern-Sternbergs Stiefschwester, mit der sie sich gut verstand, verstarb, als Elisabeth 14 Jahre alt war. Dieser tiefe Schmerz

prägte sie für ihr Leben. Durch die finanziellen Mittel der Eltern war es ihr möglich, sich zu bilden. Mit 23 Jahren wurde sie Hofdame bei der Landgräfin von Hessen-Philippstal und blieb dort bis 1849. Nach dem Tod der Mutter und der Hochzeit des Bruders hatte sie den Wunsch, ihren Mitmenschen zu dienen.⁶⁴ Am 19. August 1856 trat sie als Oberaufseherin in die Illenau ein. Es war selten, dass jemand aus der niederen Adelschicht und im Alter von 34 Jahren in der Illenau anfang. Größtenteils kam das weibliche Pflegepersonal aus der unteren Mittelschicht und war im Schnitt 18 bis 19 Jahre alt. Dies kommt daher, dass in den Aufnahmebedingungen steht, dass „das Alter unter aber nicht viel über 30“ für das Wartpersonal ist.⁶⁵

Am 26.4.1869 starb sie aufgrund eines Schlaganfalls⁶⁶ nach 13 Jahren in der Anstalt:

„Da ward sie am frühen Morgen des 26. von einem Schlagfluß⁶⁷ befallen, der schnell den drohendsten Charakter annahm. Alle Mittel, das fliehende Leben festzuhalten, welche von den augenblicklich herbeigeeilten Aerzten angewendet wurden, blieben fruchtlos. Kurz vor 8 Uhr endete ein sanfter Tod das theure Leben.“

Sophie Weidmann

Für viele Wärterinnen war der Glaube eine wichtige Voraussetzung für ihren Beruf. Ohne diesen konnte man – laut ihnen – diesen Beruf nicht ausüben. Eine weitere Frau, die länger in der Illenau tätig war, war Sophie Weidmann. Sie wurde 1815 geboren und war seit 1840 in der Heidelberger Anstalt, in der auch Dr. Roller arbeitete. Als Oberwärterin wurde sie die Nachfolgerin von Rollers Ehefrau Christiane. Durch ihre Arbeit kannte sie auch Dr. Roller, der mit der Eröffnung der Illenau Heidelberg verließ. Sophie Weidmann ging bald darauf auch in die Illenau. Genauere Gründe für ihren Wechsel sind nicht bekannt, vermutlich aber ging sie wegen Dr. Roller. Sie erhielt 1872 die gleiche Auszeichnung (Erinnerungskreuz) wie Karoline Pelikan.⁶⁹ Zu ihrem 40. Dienstjubiläum wurde ein Fest in der Illenau veranstaltet, obwohl sie in Stille feiern wollte. Das Illenauer Wochenblatt vom 28. August 1880 beginnt wie folgt:

„Es war der 21. August, an dem vor 40 Jahren unsere teure Oberaufseherin Fräulein Sophie Weidmann ihren Dienst in der damals noch zu Heidelberg befindlichen Anstalt antrat.“⁷⁰

Der Saal wurde für die Feier festlich geschmückt und die anderen Wärterinnen sangen zusammen mit einigen Pfleglingen



Abb. 5: Sophie Weidmann⁶⁸

ein paar Lieder. Direktor Hergt bedankte sich für die vielen aufopferungsvollen Jahre und überreichte ihr ein kleines Geldgeschenk und wünschte ihr alles Gute für die Zukunft. Sie bedankte sich für alles, auch dass es ihr möglich gemacht wurde zu bleiben, obwohl sie des Öfteren krank war und deshalb nicht für ihre Pfleglinge da sein konnte.⁷¹ Des Weiteren ist ihre Rede voll des Lobes für ihre Vorgesetzten. Nicht nur für andere, sondern auch für Weidmann wurde die Illenau zur Familie.⁷² Zum Ende ihrer Rede sagte sie, dass ihr Glaube ihr Trost und Kraft spendete, um weiterzumachen. Sie dankte Gott dafür, dass sie diese schwierigen Aufgaben, die die Pflege mit sich bringt, bewältigen konnte. 1886 starb sie, jedoch ist nichts Näheres zu ihrem Tod bekannt und steht auch nicht in der Personalakte. Da sie des Öfteren krank war und auch Urlaub hierfür bekam⁷³ ist zu vermuten, dass sie an einer Krankheit starb.

Katharina Kropp

Es gab nicht nur Wärterinnen und Wärter, die eingestellt wurden, um für alle Pfleglinge zu sorgen, sondern auch privat angestellte. Wohlhabendere Kranke konnten sich Privatwärter beziehungsweise Privatwärterinnen leisten. Diese wurden von der Illenau angestellt, aber von den Kranken bezahlt und waren nur für diese eine Person zuständig. Katharina Kropp war eine dieser Privatwärterinnen. Sie trat am 12. Februar 1846 in den Dienst der Heil- und Pflegeanstalt Illenau ein und war für Frau Oberst Abeille zuständig, die in die Illenau ging.⁷⁴ Oftmals waren reichere Illenau-Bewohner gesund, zogen es dennoch vor, in der Illenau zu bleiben, weil sie dort umsorgt wurden. Sie hatten dort ein abwechslungsreiches kulturelles Leben und konnten sich mit anderen – Gleichgesinnten – unterhalten. Die Wärterin Katharina Kropp war eine der wenigen, die in der Illenau längere Zeit tätig blieb. Leider ist von ihr nur die Personalakte vorhanden und nicht wie bei den anderen ein Bild. Aus ihrer Personalakte konnte nicht herausgelesen werden, wie lange sie blieb und wie sie ausschied.

Warum Illenau?

Es gibt verschiedene Gründe, warum Frauen als Pflegepersonal in der Illenau und anderen *Irrenanstalten* zu arbeiten begannen. Einerseits lag es an ihren Biografien, andererseits am christlichen Glauben, welcher auch die Gemeinschaft der Illenau prägte. Zum Teil mussten sie aber arbeiten gehen, damit

sie ihre Familien mit dem Geld unterstützen konnten. Andere wollten nicht in typischen *Frauenberufen* arbeiten, bis sie heirateten. Sie wollten etwas Nützliches machen und anderen Menschen helfen.

Das besondere an den vorgestellten vier Frauen war, dass sie trotz der schweren Arbeit länger als zehn Jahre in der Illenau blieben. Sie konnten nie heiraten und eine Familie gründen, obwohl dies damals für viele Frauen das wichtigste war, das es gab.

Fazit

Es gibt Menschen, die sagen, dass Geschichte wichtig ist und dass sie interessant ist. Wenn man sie dann fragt, wie es mit ihrer Regionalgeschichte aussieht, wehren sie allerdings ab und sagen, dass Regionalgeschichte langweilig ist. Beschäftigt man sich einmal genauer mit ihr, merkt man bald, dass auch die Heimat interessante und lehrreiche Geschichten vorzuweisen hat. Manchmal kennt man auch nur einzelne Teile einer Geschichte und möchte mehr darüber erfahren, weiß aber nicht, wo man anfangen soll. So entstand auch diese Arbeit.

Vor 175 Jahren öffneten sich die Tore der Illenau, und für fast 100 Jahre wurde in ihr Menschen geholfen, die sich nicht selbst helfen konnten, weil sie aus unterschiedlichen Gründen – Depressionen, Wahnvorstellungen oder Nervenleiden oder andere psychische Erkrankungen – nicht dazu in der Lage waren. Wieso hier über Wärterinnen geschrieben wurde, liegt daran, dass in der Forschungsliteratur bisher sehr wenig über Frauen der Illenau berichtet wurde. Dabei machten die Wärterinnen einen großen Anteil des Personals der Illenau aus; vor allem im Krieg hätte die Anstalt ohne das weibliche Personal nicht weiter betrieben werden können. Oftmals fehlte den Patientinnen der Halt, was ihre Krankheit noch verstärkte. Die Wärterinnen wurden zu Freundinnen der Kranken und förderten damit ihre Gesundheit. Durch Güte der Pflegerinnen und ihr Verständnis, das ihren männlichen Kollegen oftmals fehlte, konnten sie zur Heilung vieler Patientinnen beitragen. Die vier vorgestellten Wärterinnen waren der Illenau lange Jahre eine große Unterstützung und verzichteten auf eine eigene Familie. Sie setzten ihre Energie dafür ein, dass die *Illenauer Familie* zum Erfolg wurde. Es wurde zwar nur über die Wärterinnen von 1842 bis etwa 1900 berichtet, das heißt aber nicht, dass es nach diesem Zeitraum keine Wärterinnen gab oder diese nicht gütig waren wie ihre Vorgängerinnen. Dennoch stachen diese vier Wärterinnen besonders hervor.



Abb. 6: Die Illnau 2017 in ihrer jetzigen Pracht.⁷⁵

Die Illnau war im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts eine der besten Heil- und Pflegeanstalten Deutschlands und wurde Vorbild vieler Psychiatrien weltweit. Ohne die Wärterinnen und Wärter, die sich in ihr aufopferten, wäre dies nicht möglich gewesen.

Die Angestellten, vor allem die weiblichen, stellten ihr Leben in den Dienst der Kranken.

In der Illnau gingen viele Menschen – Wärterinnen und Wärter, Patientinnen und Patienten, Ärzte und andere – über viele Jahre ein und aus. In der Region um Achern war und ist die Illnau bekannt, weshalb es umso wichtiger ist, ihre Geschichte zu erhalten und mehr darüber zu erfahren, was im Lauf der letzten 175 Jahre mit ihr geschehen ist. Zum Jubiläumsjahr 2017 wurden einige Artikel und auch eine Dokumentation zur Heil- und Pflegeanstalt veröffentlicht. Dass die Illnau nun eine öffentliche Stätte geworden ist und ihre Geschichte aufarbeitet und gezeigt wird, ist ein großer Gewinn für die Region.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Schneider, Hugo: Die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Illnau. Ihre Geschichte, ihre Bedeutung. In: Die Ortenau 61 (1981), 193.
- 2 IWB Nr. 24, 1868f.
- 3 „Detention“ = Haft.
- 4 IWB Nr. 25, 1868f.
- 5 No restraint bedeutet keine Zwangsmaßnahme. Es bezeichnet die von John Conolly zuerst 1839 umgesetzte Maxime, auf jede Form von Zwangsbehandlung zu verzichten.

- 6 Vgl. <<http://www.gah.vs.bw.schule.de/leb1800/frauen.htm>> Datum des letzten Zugriffs: 14.07.17, 16 Uhr.
- 7 Vgl. Falkenstein, Dorothe: Ein guter Wärter ist das vorzüglichste Heilmittel. Zur Entwicklung der Irrenpflege vom Durchgangs- zum Ausbildungsberuf, Frankfurt 2000.
- 8 Ebd.
- 9 Wie Anm. 1, 211.
- 10 Ebd., 214.
- 11 Vergleich einiger Personalakten der Heil- und Pflegeanstalt Illenau, Staatsarchiv Freiburg.
- 12 Wie Anm. 1, 212.
- 13 Ebd., 212f.
- 14 Roller, Christian Friedrich Wilhelm: Die Irrenanstalt nach allen ihren Beziehungen, Karlsruhe 1831.
- 15 Vgl. Kling, Gudrun: Frauen im öffentlichen Dienst des Großherzogtums Baden. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg, Kohlhammer, Stuttgart 2000, S. 60.
- 16 Erzählung eines Altenpflegers aus der ehemaligen Kreispflegeanstalt Hub bei Ottersweier; zu ihm wurde noch in den 1980ern „Wärter“ gesagt.
- 17 Vgl. Faber, Anja: Pflegealltag im stationären Bereich zwischen 1880 und 1930, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2015, S. 78.
- 18 Roller, Christian Friedrich Wilhelm: Psychiatrische Zeitfragen aus dem Gebiet der Irrenfürsorge, Reimer Verlag, Berlin 1874.
- 19 Museum Illenau.
- 20 Roller, Christian Friedrich Wilhelm: Die Irrenanstalt nach allen ihren Beziehungen, Karlsruhe 1831, S. 289f.
- 21 Ebd., S. 289ff.
- 22 Ebd., S. 291.
- 23 Ebd., S. 291.
- 24 Nicht zu verwechseln mit Oberwärterin; ebd., S. 291.
- 25 IWB 1872 „Ein Spiegel für das Wartpersonal“ Januar–Oktober 1872.
- 26 Illenau – Großherzogliche Badische Heil- und Pflegeanstalt. Statut, Hausordnung, Krankenwardienst, Bemerkungen und Nachrichten als Auskunft für Behörden und Angehörige der Kranken. Heidelberg 1852.
- 27 Gerke, Otto: Die Hub. Geschichte des alten Bades Hub. In: Die Ortenau 20 (1933), 152.
- 28 Illenau – die Großherzogliche Badische Heil- und Pflegeanstalt. Statut, Hausordnung, Krankenwardienst, Bemerkungen und Nachrichten als Auskunft für Behörden und Angehörige der Kranken. Zweite, mit einem Anhang versehene Ausgabe. Heidelberg 1852, S. 109.
- 29 Ebd., S. 109f.
- 30 Illenau – die Großherzogliche Badische Heil- und Pflegeanstalt. Statut, Hausordnung, Krankenwardienst, Bemerkungen und Nachrichten als Auskunft für Behörden und Angehörige der Kranken. Zweite, mit einem Anhang versehene Ausgabe. Heidelberg 1852, S. 110.
- 31 Bericht einer Altenpflegerin.
- 32 Illenau – die Großherzogliche Badische Heil- und Pflegeanstalt. Statut, Hausordnung, Krankenwardienst, Bemerkungen und Nachrichten als Auskunft für Behörden und Angehörige der Kranken. Zweite, mit einem Anhang versehene Ausgabe. Heidelberg 1852, S. 111.
- 33 Ebd., S. 112f.
- 34 Ebd., S. 115.
- 35 <<http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/geldwerter-vorteil.html>>
- 36 Illenau – die Großherzogliche Badische Heil- und Pflegeanstalt. Statut, Hausordnung, Krankenwardienst, Bemerkungen und Nachrichten als Auskunft für Behörden und Angehörige der Kranken. Zweite, mit einem Anhang versehene Ausgabe. Heidelberg 1852, S. 116.
- 37 Roller, Christian: Die Irrenanstalten nach allen ihren Beziehungen, Karlsruhe 1831, S. 127.
- 38 Ebd., S. 129.
- 39 Ebd., S. 149.
- 40 Ebd., S. 152.
- 41 Ebd., S. 164.

- 42 Ebd., S. 167.
- 43 Illenau – die Großherzogliche Badische Heil- und Pflegeanstalt. Statut, Hausordnung, Krankenwartdienst, Bemerkungen und Nachrichten als Auskunft für Behörden und Angehörige der Kranken. Zweite, mit einem Anhang versehene Ausgabe. Heidelberg 1852, S. 64.
- 44 Wie Anm. 1, 213.
- 45 Hansjakob, Heinrich: Aus kranken Tagen – Erinnerungen an einen freiwilligen Heilanstalts-Aufenthalt, Achern 1992, S. 184.
- 46 Illenauer Wochenblatt 1873 u. a.
- 47 Erzählung bei der Führung über den Illenauer Friedhof (16.06.2017).
- 48 Kling, Gudrun: Frauen im öffentlichen Dienst des Großherzogtums Baden. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg. Stuttgart 2000, S. 47.
- 49 Ebd., S. 47.
- 50 Archiv Illenau in Achern.
- 51 Personalakte Karoline Pelikan, Staatsarchiv Freiburg B 821/1 Nr. 1843.
- 52 Die damalige Währung im Großherzogtum Baden. Da sich die Währungen und die Kaufkraft im Lauf der Zeit stark verändert haben, ist es schwierig, Gulden in Euro umzurechnen und dabei den richtigen Wert zu ermitteln, weshalb diese Werte geschätzte Umrechnungswerte sind.
- 53 Personalakte Karoline Pelikan, Staatsarchiv Freiburg B 821/1 Nr. 1843.
- 54 Ebd.
- 55 Vgl. Brandt, Friedrich: Illenau in den sechs ersten Jahrzehnten seiner Wirksamkeit, Karlsruhe 1903, S. 38.
- 56 IWB Nr. 51 vom 21. Dezember 1872.
- 57 Maximilian Gritzner: Handbuch der Ritter- und Verdienstorden aller Kulturstaaten der Welt, Leipzig 1893.
- 58 Personalakte Karoline Pelikan, Staatsarchiv Freiburg B 821/1 Nr. 1843.
- 59 Dr. E. Thoma. Oberarzt an der Heil- und Pflegeanstalt Illenau: „Die Irrenpflege“ Monatsschrift für Irrenpflege und Krankenpflege zur Belehrung und Fortbildung des Pflegepersonals an Heil- und Pflegeanstalten und zur Vertretung der Standesinteressen derselben. 10. Jahrgang, 1907, Nr. 10.
- 60 Kaiser, Kathrin: Wärterinnen in der Illenau im 19. Jahrhundert, Essay, Sasbach 2017.
- 61 Personalakte Karoline Pelikan, Staatsarchiv Freiburg B 821/1 Nr. 1843.
- 62 Archiv Illenau in Achern.
- 63 Personalakte Elise Freiin von Ungern-Sternberg, Staatsarchiv Freiburg B 821/1 Nr. 2511.
- 64 Illenauer Wochenblatt. Beilage zum Illenauer Wochenblatt Nr. 23 von 1869. Leichenfeier der Oberaufseherin Freiin Elise von Ungern-Sternberg am Nachmittag des 28. Mai 1869.
- 65 Roller, Christian: Illenau. Die Großherzogliche Badische Heil- und Pflegeanstalt. Statut, Hausordnung, Krankenwartdienst, Bemerkungen und Nachrichten als Auskunft für Behörden der Kranken, S. 188, Rastatt 1847.
- 66 Illenauer Wochenblatt. Beilage zum Illenauer Wochenblatt Nr. 23 von 1869. Leichenfeier der Oberaufseherin Freiin Elise von Ungern-Sternberg am Nachmittag des 28. Mai 1869.
- 67 „Schlagfluß“: Gehirnschlag, Schlaganfall. Der neue Herder von A bis Z. Mit vielen Abbildungen im Text, 64 Tafeln und einer Kartenbeilage. Zweiter Halbband: M bis Z. Herder, Freiburg im Breisgau 1949, S. 3842.
- 68 Archiv Illenau in Achern.
- 69 Personalakte Sophie Weidmann, Staatsarchiv Freiburg B 821/1 Nr. 2605.
- 70 IWB 28. August 1880.
- 71 Personalakte Sophie Weidmann, Staatsarchiv Freiburg B 821/1 Nr. 2605.
- 72 IWB 28. August 1880.
- 73 Personalakte Sophie Weidmann, Staatsarchiv Freiburg B 821/1 Nr. 2605.
- 74 Personalakte Katharina Kropp, Staatsarchiv Freiburg B 821/1 Nr. 1434.
- 75 Bild von Frauke Klumpp.

Erziehung zu Religiosität, Sittlichkeit und Gehorsam

Eine Vormundschaft im 19. Jahrhundert

Dieter Petri

Dem Zeller Stadt-Archiv wurde vor einiger Zeit von privater Seite eine Akte mit dem Schriftverkehr über eine Vormundschaft in Zell-Oberentersbach übergeben. Vormundschaften gibt es bis heute und wird es auch künftig geben. Immer wieder sind Personen auf diese Unterstützung angewiesen. Der Begriff „Vormund“ wurde allerdings in jüngster Zeit durch den Begriff „Gesetzlicher Betreuer“ ersetzt, und statt von einem „Mündel“ spricht man heute von einem „Betreuten“.

Am 9. April 1844 haben Valentin Lehmann von Oberentersbach und Therese Damm von Unterharmersbach geheiratet. Gemeinsam bewirtschafteten sie einen Hof in Oberentersbach. Aus der Ehe gingen neun Kinder hervor. Am 17. März 1865 starb die Mutter. Sie hatte zwei Monate zuvor, am 11. Januar, ein Mädchen zur Welt gebracht, das auf den Namen Karoline getauft wurde. Man muss annehmen, dass die Mutter an den Folgen der Geburt gestorben ist. Als wenig später, am 19. April des Jahres, auch der Vater verstarb, war die familiäre Katastrophe vollständig.

Am 27. Dezember 1865 fand im Zeller Rathaus vor dem Großherzoglichen Notar Karl Kaiser eine Sitzung über die Aufteilung der Erbschaft statt. Die Eheleute hatten kein Testament hinterlassen, bei ihrer Eheschließung jedoch eine allgemeine Gütergemeinschaft vereinbart. Alle Kinder waren noch minderjährig, das älteste Kind, Sohn Jakob, war erst 16 Jahre alt. Die Kinder brauchten einen Vormund.

Die angesprochene Akte bezieht sich auf die Vormundschaft für das achte Kind, Valentin Lehmann, geb. am 3. April 1862. Valentins Vormund wurde durch Bescheid des Amtsgerichts Josef Halter, Landwirt in Oberentersbach. Weil keines der Kinder in der Lage war, den Hof zu übernehmen, wurde er verkauft. Am 7. Juni 1866 erwarb Joseph Gureth den Hof, die Liegenschaften und die Fahrnisse, für rd. 12000 Gulden. Nach Abzug der Schulden wurde das Reinvermögen durch neun geteilt. Es ergab sich für jedes Kind ein Anteil von 1233 Gulden und 38 Kreuzer.

Hofkauf auf Kredit

Der Käufer Gureth konnte den Kaufpreis zunächst nicht aufbringen. Er verpflichtete sich aber zu einer Verzinsung des Kaufpreises in Höhe von 4% für ein Jahr. Wie er nach einem Jahr das Geld beschafft hat, geht aus der vorliegenden Akte nicht hervor. Die städtische Sparkasse hat ihm in dieser Höhe sicher kein Darlehen gewährt. Sie existierte zwar schon ab 1852, verlieh aber nur kleinere Beträge. Im Gegenzug nahm sie auch nur kleine Sparbeträge als Einlagen an. Dahinter stand die Vorsicht der Stadt, die nicht bereit war, für größere Beträge einen Garantie zu übernehmen. Zwar existierte in Zell ab 1875 eine Gewerbebank (heute Volksbank), der Vormund legte jedoch ab 1877 für seinen Mündel größere Beträge bei der Großherzoglichen Eisenbahnschuldentilgungskasse Karlsruhe an.

Am 7. Juli 1867 notierte Vormund Halter, dass Joseph Gureth für den Mündel Valentin Lehmann 1233 Gulden bezahlt hat. Für den Vormund bestand nun die Aufgabe, das Geld „mündelsicher“, d. h. risikoarm, anzulegen. Um private Interessenten an einem Darlehen ausfindig zu machen, inserierte er im „Lahrer Wochenblatt“ und im „Ortenauer Boten“ Offenburg. Er habe als Vormund eine Summe von 1200 Gulden zu verleihen. Der Zinssatz solle 4% betragen, was üblich war. Als Sicherheit wurde ein „gesetzliches Unterpfand“ verlangt. Konkret ging es um Liegenschaften, die in das Pfandbuch der Gemeinde des Darlehenempfängers eingetragen werden mussten.

Bereits am 24. Mai 1866 hatte Halter seinen Mündel Valentin Lehmann bei einem Zeller Schreiner namens Wendelin Walter in Pflege gegeben. Im „Verpflegungsvertrag“ versprach Walter „seinem Pfleglinge eine nahrhafte Kost in hinreichendem Maße zu geben“ und „ihn reinlich auf seine Kosten zu kleiden u. ihm ein reinliches Bett zur Schlafstelle zu überlassen, so wie ihm in gesunden und kranken Tagen alle jene Pflege zu geben, die Eltern ihren Kindern schuldig sind“. Das jährliche Pflegegeld betrug 40 Gulden. Dass die Kleidung von der Pflegefamilie zu bezahlen war, lässt darauf schließen, dass der Junge in der Schreinerei mithalf und kleinere Arbeiten und Botengänge übernahm.

Im Jahresbericht des Vormunds werden auch Kosten für den praktischen Arzt in Zell, namens Dreher, und den Zeller Apotheker C. Haiz aufgeführt. Diese waren im Verpflegungsbetrag nicht inbegriffen, sondern wurden nach Bedarf vom Vormund aus dem Vermögen des Mündels bezahlt.

Kenntnisse und Tugenden

Im verwendeten Mustervertrag wurde vom Pfleger auch erzieherische Arbeit verlangt: „Ist der Pflegling noch nicht schulpflichtig, so hat der Verpfleger wenigstens dahin zu wirken, dass sein Pflegling mit den ersten Begriffen von Religion, Sittlichkeit und Gehorsam bekannt werde. Tritt der Pflegling in das schulfähige Alter, so hat der Pfleger denselben zu den vorgeschriebenen Kirche- und Schulbesuchen, sowie zu Fleiß u. sittsamem Betragen anzuhalten.“

Unterschrieben wurde der Pflegevertrag auf der Ortsverwaltung von Oberentersbach. Außer dem Verpfleger Wendelin Walter haben weitere Personen den Vertrag unterschrieben: der Waisenrichter Konrad Armbruster, der „Vormünder“ Josef Halter, der Gegenvormund Georg Vollmer und die Beiräte Andreas Vollmer und Christian Damm. Schließlich hat auch der Zeller Ratschreiber Bruder auf dem Dokument seinen Namen festgehalten. Die Einsetzung eines Gegenvormunds scheint der Unterstützung und Kontrolle des eigentlichen Vormunds gedient zu haben.

Beim Waisenrichter und den Beiräten dürfte es sich um Gemeinderäte von Oberentersbach gehandelt haben. 1851 hatte sich Oberentersbach aus der kommunalen Verbindung mit Unterentersbach gelöst und war eine eigenständige Gemeinde geworden. Bei der schriftlichen Abfassung nahm man im vorliegenden Fall den Zeller Ratschreiber in Anspruch. Bei sonstigen Bescheinigungen amtierte der Oberentersbacher Lehrer Ostermaier als Ratschreiber der Gemeinde.

Vielseitiger Lehrbetrieb

Mit Beendigung der Schulpflicht gab Josef Halter seinen Schützling in die Lehre. Beim Lehrherrn A. Zapf handelte es sich um eine sonderbare Mischung aus Textil-Kaufmann und Konditor. Auf dem Firmenkopf seiner Rechnung wird sowohl mit einem „Lager in Tuch, Buckskin [Pferdeleder], Kleiderstoffen aller Art für Herren & Damen“ als auch mit „Conditorei. Colonial-Waaren. Branntweinbrennerei. Liqueure“ geworben. Eine derartige Kombination wäre in Zeiten der früheren Zunftordnung undenkbar gewesen. Nachdem im Großherzogtum Baden 1862 die Gewerbefreiheit verkündet worden war, fielen die Beschränkungen auf ein Sortiment offensichtlich weg.

Im Lehrvertrag verpflichtete sich Zapf, dem Lehrling „die Conditorei nebst Handlung soviel wie möglich zu lehren, ihm

während der Lehrzeit Kost und Logie unentgeltlich zu geben und zur guten Ordnung anzuhalten“. In § 2 wurden vom Lehrling Treue, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit erwartet. Der Lehrling „unterwirft sich zugleich Allen in meinem Umtriebe vorkommenden Arbeiten“, verlangt der Arbeitgeber. Die Lehrzeit wird auf zweieinhalb Jahre festgesetzt. Das Lehrgeld beträgt, nun nicht mehr in Gulden, sondern in der neuen Reichswährung, 100 Mark. 50 Mark sind zu Beginn und 50 Mark bei der Freisprechung fällig. Die Besorgung der Wäsche lässt sich der Lehrherr zusätzlich mit 18 Mark im Jahr vergüten. Neue Kleidungsstücke hat der Vormund zu bezahlen.

Allzu viel scheint Valentin Lehmann in der Lehre nicht gelernt zu haben. Jedenfalls schickt der Vormund am 2. November 1879 seinen Mündel in eine zweite Lehre. Diesmal geht es zu M. Dauner in Offenburg, einem spezialisierten Konditor. Die Lehrzeit solle zwei Jahre betragen. Das Lehrgeld erhöht sich auf 140 Mark. Mit der Lehre sind wieder freie Kost und Logis verbunden. Für die Wäsche muss der Lehrling selbst sorgen. Ferner muss sich der Lehrling versprechen, nach Abschluss der Lehre in keiner anderen Offenburger Konditorei zu arbeiten. Niemand züchtet sich gern seine Konkurrenz.

Der letzte Vormundschaftsbericht datiert vom 14. August 1880. Die Überprüfung erfolgte am 19. August 1880 durch Notar Bucherer vom Großherzoglichen Amtsgericht Offenburg. Auch heute müssen die gesetzlichen Betreuer dem Amtsgericht bzw. Betreuungsgericht jährlich Rechenschaft ablegen.

(Im Stadtarchiv Zell a.H. findet sich die Akte in der Abteilung „Oberentersbach“ A I 18)

Freimaurerlogen in und um Mittelbaden

Ralf Bernd Herden

Im mittelbadischen Raum sowie im angrenzenden Elsass, vor allem in Straßburg, und im angrenzenden Württemberg, hier sei vor allem Freudenstadt genannt, bestanden bzw. bestehen zahlreiche, traditionsreiche Freimaurerlogen. Sie sind sich meist seit Jahrzehnten über Landesgrenzen hinweg treu verbunden. So pflegt zum Beispiel die Lahrer Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“, welche in diesem Jahr ihr 150-jähriges Stiftungsfest feiert, (seit einigen Jahren wieder) regelmäßigen Austausch mit den Logenbrüdern von Zürich. Traditionell sind im badischen Raum die Logen in Baden-Baden, Freiburg, Karlsruhe und Lahr, aber auch Freudenstadt, stets in lebhaftem Austausch.

In der Öffentlichkeit ist meist wenig über die Freimaurerlogen bekannt. Dies liegt daran, dass diese keine Mitgliederwerbung durchführen. Zwar wird regelmäßig allgemein zu öffentlichen Veranstaltungen eingeladen, jedoch stets ohne besonders werbende Heraushebung der Freimaurerei. Unkenntnis und Fehlurteile über die Freimaurerei sind meist historisch bedingt und lassen sich auch durch seriöse Freimaurerforschung nicht gänzlich zurückdrängen. Dabei ist die kritisch-ablehnende Haltung der römisch-katholischen Kirche weniger eine Ursache der Fehlvorstellungen über die Freimaurerei, als dies noch heute die Nachwehen der Gräuelpropaganda der Nationalsozialisten sind. Deren Verleumdungen haben zu fast unausrottbaren Trugbildern geführt, welche sich noch heute in weiten Kreisen halten.

In den Jahren 1813 bis 1845 war die Freimaurerei in Baden, in den Jahren 1933/34 bis 1945 in ganz Deutschland verboten. Während beim Verbote zu Zeiten des Großherzogtums vermutlich vor allem außenpolitische Erwägungen – die Angst vor internationalen Verbindungen – eine Rolle spielten, war in der Zeit des III. Reiches den Regierenden innenpolitisch vor allem der humanitäre Geist der Logen ein Dorn im Auge.

Im mittelbadischen Raum und seinem direkten Umfeld bestanden bzw. bestehen folgende Logen oder Verbindungen zu folgenden Logen:

Baden-Baden: Die Loge „Badenia zum Fortschritt“, gegr. 1871, zwangsaufgelöst 1933, reaktiviert 1949, ist eine der traditionsreichen Logen Badens, welche auch in enger, personeller Verbindung zur badischen Großloge „Einigkeit“ bestand, in welcher sich nach dem Ende des II. Weltkrieges die Logen der französischen Besatzungszone zusammenfanden. Die Loge „Zur Perle im Schwarzwald“ wurde 1927 gegründet, zwangsaufgelöst 1935, reaktiviert 1955, ist ruhend seit 1966 und erloschen 1969. Daneben bestehen in Baden-Baden auch französischsprachige Logen, welche über die „American-Canadian Grand Lodge in Germany“ den „Vereinigten Großlogen von Deutschland“ angehören.

Basel: Basel ist seit dem Jahre 1808 die Heimat der traditionsreichen Loge „Freundschaft und Beständigkeit“, welche zur Schweizerischen Großloge Alpina gehört. Mit dieser Loge, welche dank ihrer Lage in der Schweiz von den Unbilden der Freimaurerverfolgungen, vor allem auch unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, verschont geblieben ist, verbindet fast alle oberrheinischen Logen ein ehrfurchtsvolles und dankbares, festes Band der Freundschaft.

Freiburg im Breisgau: Die Loge „Zur Edlen Aussicht“ (vorübergehend 1945 bis 2002 unter dem Namen „Humanitas zur freien Burg“) besteht seit dem Jahre 1784, in welchem sie von der „Großloge von Österreich“ ein Patent erhielt. Der Breisgau gehörte damals noch zur Vorderösterreich und kam erst, nach einem kurzen Zwischenspiel unter der Herrschaft des Großherzogtums Modena-Este ab 1801, durch eine Verfügung Napoleons I. 1805 an Baden.

Zu den bekanntesten Logenbrüdern in Freiburg gehört Dr. Johann Georg Schlosser (1739–1799), welcher der erste Meister vom Stuhl (Vorsitzende) der Loge war. Der 1739 in Frankfurt geborene Jurist lebte seit der Hochzeit mit Goethes Schwester Cornelia in Emmendingen bei Freiburg. Nachweislich besuchte ihn Goethe mehrfach und wahrscheinlich auch zusammen mit ihm die Loge.

Die Loge wurde 1935 ebenfalls Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, konnte aber bereits 1945, dank der Hilfe französischer Brüder, ihre freimaurerische Tätigkeit wieder aufnehmen. Allein die reiche und vielfältige Geschichte der Freimaurerei in Freiburg würde ein eigenes Buch füllen.

Im Jahre 1908 wurde die Loge „Zu den drei Tannen“ gegründet. Als jüngste Loge in Freiburg gründete sich 1970 die Loge „Aquarius“. Alle drei Freiburger Bauhütten entwickeln ein reges und aktives Logenleben.

Freudenstadt: Die Loge „Zuflucht im Schwarzwald“ wurde 1967 in Freudenstadt gegründet und installiert. Sie wurde wesentlich von Brüdern gegründet, welche der Lahrer Loge „Allvater zum freien Gedanken“ angehörten. Noch heute bestehen innige Verbindungen beider Logen. Auch Logenbrüder aus Stuttgart, nämlich der Loge „Zu den drei Cedern“, standen bei und nach der Gründung hilfreich zur Seite. Doch auch in Freudenstadt reichen die Wurzeln der Freimaurerei vor Ort fast 200 Jahre zurück. Bereits in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts wird ein gebürtiger Freudenstädter als Logenmitglied in Straßburg genannt.

Der bekannteste Freimaurer in Freudenstadt ist sicher Wilhelm Baessler (1878–1975), Major a.D. und aktiver Soldat im I. Weltkrieg, ab 1919 Hotelier. Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus verdienstvoller, langjähriger Stadtrat in Freudenstadt, ehrenamtlicher Bürgermeister-Stellvertreter und Alterspräsident des Landtages sowie erfolgreicher Hotelier des nahezu weltbekannten Hotels „Waldeck“ in Freudenstadt. Der Freudenstädter, welcher u. a. Kontakte und Verbindungen zu Otto Meißner (Minister in der Reichspräsidentalkanzlei) und dem Wüstenfuchs Erwin Rommel besaß, war im Jahre 1905 in die Loge „Carl zu den drei Ulmen“ in Ulm aufgenommen worden. Er beantragte und erhielt im Jahre 1950 die ehrenvolle Entlassung aus der Bruderschaft, wobei er seinen Antrag mit der Doppelbelastung durch Beruf und Amt, aber auch seinem doch schon fortgerückten Alter begründete. Auch der Miteigentümer Lutz des Hotels „Waldeck“ in Freudenstadt war Freimaurer, seine Mutterloge konnte jedoch bisher noch nicht ermittelt werden.

Karlsruhe: In Karlsruhe bestehen die drei Logen „Leopold zur Treue“ (gegründet 1785), „Zur Pyramide“ (gegründet 1907)

und „Friede und Freiheit“ (gegründet 1930). Gegen Ende der Weimarer Republik hatte die Karlsruher Freimaurerei insbesondere unter den Verleumdungen eines ehemaligen Logenmitglieds zu leiden: Der Rechtsanwalt S. erging sich in ganz Deutschland als Hetzer im Geiste Ludendorffs gegen die Freimaurerei.

Kehl am Rhein: Loge „Eifel“, gegründet 1958 in Spangdahlem, später verlegt nach Bitburg-Mötsch, danach nach Kehl, zugehörig zur „American Canadian Grandlodge in Germany“; Loge „Erwin“, gegründet als „Kränzchen“ der Lahrer Loge „Allvater zum freien Gedanken“ im Jahre 1871 (Gründungsbestrebungen bereits ab 1867/69), ab 1873 als selbstständige Loge, ruhend von 1885 bis 1923, erloschen 1935.

Lahr im Schwarzwald: Loge „Allvater zum freien Gedanken“, gegründet 1868, zwangsaufgelöst 1933/34, wieder aktiviert 1952, nachdem erste freimaurerische Zusammenkünfte sofort nach Kriegsende und Befreiung wieder stattfanden; zugehörig zur „Großloge der Alten freien und angenommenen Maurer von Deutschland“ in den „Vereinigten Großlogen von Deutschland“. Die Lahrer Bruderschaft kann in diesem Jahr ihr 150-jähriges Stiftungsfest feiern.

Loge „Black Forest“, englischsprachig, gegründet 1968, zugehörig zur „American Canadian Grandlodge in Germany“.

Loge „Les Douze Etoiles“, gegründet 2012, französischsprachig, ebenfalls zugehörig zur „American Canadian Grandlodge in Germany“.

Lahr ist eine der wenigen Städte, in deren Logenhaus sowohl deutschsprachige als auch englisch- und französischsprachige Brüder zusammenkommen.

Zu den bekanntesten Freimaurerbrüdern in Lahr zählen Bürgermeister Wilhelm Schubert (Mitglied der „Edlen Aussicht“ in Freiburg, aber an den Gründungsvorbereitungen maßgeblich beteiligt) und Ferdinand Thiergarten (Verleger in Freiburg und Karlsruhe, Ehrenmitglied der Lahrer Loge, Stifter des Schubert-Denkmal).

Offenburg: Loge „Offene Burg zur Erkenntnis“, 1866 als freimaurerische Vereinigung gegründet, bald darauf ruhend. 1877 als Loge wieder aktiviert, ruhend ab 1887, reaktiviert 1901, später wieder ruhend, ab 1915 wieder als freimaurerische Vereini-

gung aktiv, ruhend ab 1935, ab 1950 Deputationsloge (sozusagen „Tochter“ unter dem Dach der Mutterloge „Allvater“ in Lahr), später wieder freimaurerische Vereinigung, heute als ruhend anzusehen. Feierte jedoch im Dezember 1966 noch das hundertjährige Stiftungsfest. Erhaltene Logenabzeichen werden von der Lahrer Loge „Allvater zum freien Gedanken“ verwahrt.

Schlettstadt im Elsass beheimatete in den Jahren 1878 bis 1887 die Loge „Zur elsässischen Bruderkette“, welche zur Großen Loge von Preußen, genannt „Royal York zur Freundschaft“, gehörte und sich selbst wieder auflöste. Vermutlich war der Mangel an Mitgliedern die Ursache für die Auflösung.

Straßburg: Loge „Zur Bruderliebe im Wasgau“, gegründet 1913, musste 1919 auf französischen Befehl hin die Lichter für immer löschen; Loge „Zum treuen Herzen“, gegründet 1873 als Nachfolgeloge für eine ursprünglich französische Loge „St. Jean d’Ecosse“, war ab 1919 in Karlsruhe im Exil und musste 1935 dank der Nationalsozialisten für immer die Lichter löschen; Loge „An Erwins Dom“, gegründet 1881/82, welche 1919 nach Frankfurt am Main geflohen, 1921 nach Hanau verlegt, 1933 von den Nazis zwangsaufgelöst und 1950 reaktiviert, erlosch 1968.

Am 13. März 1884 beschloss die Logenversammlung der Loge „Zum treuen Herzen“ den Bau eines Logenhauses. Das erforderliche Kapital von 90000 Mark sollte durch Schenkungen und Darlehen aufgebracht werden Und „5000 Mark machte unser allerdurchlauchtigster Protektor, Seine Majestät der Kaiser uns zum Geschenk. Nicht die Größe dieser Summe ist es, die uns so sehr erfreute, sondern der moralische Effekt, dass uns das Oberhaupt des Deutschen Reiches, die höchste Autorität im Land, hoheitsvoll [...] vor aller Welt bekanntgab: Auch Ich bin einer der vielgeschmähten Freimaurer, und ich will, dass Ihr Respekt habt vor meinen Brüdern!“

Kaiser Wilhelm I., Protektor der deutschen Freimaurer, regierte bis zu seinem Tode 1888. Für 99 Tage wurde sein Sohn, Kaiser Friedrich I., sein Nachfolger als Deutscher Kaiser und König von Preußen, aber auch als Protektor der Deutschen Freimaurerei. Vom Prinzen Wilhelm von Preußen, dem späteren Wilhelm II., Deutschen Kaiser und König von Preußen, war damals noch nicht einmal die Rede.

Am 3. Januar 1886 konnte die Loge „Zum treuen Herzen“ endlich ihr neues Logenhaus in der Möllerstraße 11 einwei-

hen (der heutigen rue Joffre 11, wo nunmehr die Brüder der Loge „Les Frères Réunis“ des „Grand Orient de France“ zusammenkommen). Das Haus hat sich bis heute in seiner Ansicht nicht wesentlich, in seiner Nutzung demnach gar nicht verändert.

Der Straßburger Arzt Prof. Dr. med. Heinrich Kraft war Chefarzt am Ende der großen Goeringer-Zeit in Bad Rippoldsau 1919–1922. Er wurde Freimaurer in der Loge „Carl zu den drei Ulmen“, Ulm (1892); gehörte später der Loge „St. Georg zur grünenden Fichte“, Hamburg (1894) an und war als außerplanmäßiger Professor der Medizin in Straßburg u. a. Meister vom Stuhl der Loge „An Erwins Dom“ (nach 1895). Kraft – er war auch Ehrenmitglied der Lahrer Bruderschaft – war einer der führenden Köpfe der Freimaurerei und außerordentlich engagiert hinsichtlich der Friedensfrage und der internationalen Verständigung. Der Hinweis im „Internationalen Freimaurer-Lexikon“ von Lenhoff/Posener, Kraft sei Ende der 1920er Jahre verstorben, ist unrichtig. Kraft zog sich ab dieser Zeit – aus welchen Gründen auch immer, wobei sicher der Tod seiner Frau 1934 mit eine Rolle gespielt haben mag – aus jeglichem öffentlichem Wirken zurück und verstarb in den ersten Nachkriegsmonaten. Mehrere Hinweise deuten auch darauf hin, dass Otto Goeringer sen., der 1920 verstorbene, letzte Badeigentümer in Bad Rippoldsau, ebenfalls Freimaurer gewesen sein könnte. Beweise in diesem Fall sind jedoch noch nicht erbracht.

Mannheim: Die älteste, noch heute aktive Loge Badens ist die Loge „Carl zur Einigkeit“ in Mannheim, welche am 28. November 1778 gegründet worden ist und der Großloge „Royal York zur Freundschaft“ in Berlin angehörte. Mannheim gehörte damals zur bayerischen Pfalz, sodass die Loge nach dem Logenverbot in Bayern 1785 ihre freimaurerische Tätigkeit einstellen musste. Es war dies aber nicht das erste landesherrliche Verbot, das die Freimaurerei in Mannheim traf: Bereits aus dem Oktober des Jahres 1737 stammt ein landesherrliches Dekret, das die Freimaurerei in der Kurpfalz untersagte.

Unterstellt man, dass dieses Reskript einen Grund gehabt haben muss – nämlich vermutlich eine Loge unter französischer Jurisdiktion in Mannheim –, dann wäre zwar die Hamburger Loge „Absalom zu den drei Nesseln“ mit ihrem Gründungsjahr 1737 die älteste, noch heute bestehende Freimaurerloge in Deutschland. Nachdem die Loge „Absalom zu den drei Nesseln“ aber erst im Dezember 1737 mit der Licht-

einbringung eröffnet wurde, könnte man durchaus unterstellen, die erste Freimaurerloge Deutschlands habe vor dem kurfürstlichen Reskript in Mannheim in der Kurpfalz, und damit heute in Baden, bestanden.

Mannheim fiel im Jahre 1803 an Baden, daher konnte die Loge im Jahre 1805 wieder eröffnet werden. 1806 wurde der Namen in „Carl zur Eintracht“ geändert, eine deutliche Reminiscenz an das neue Herrscherhaus der Zähringer, hieß der Regent doch Karl Friedrich, und der als präsumtiver Nachfolger zu erwartende Erbprinz Karl (nachdem dessen Vater Karl Ludwig bereits im Dezember 1801 im schwedischen Arboga einem Unfall zum Opfer gefallen war).

Nicht unerwähnt bleiben soll aber auch die Loge „Modestia cum Libertate“ im schweizerischen **Zürich**. Heute ist die Loge „Modestia cum Libertate“ die zweitälteste und die größte Loge der Schweiz. Schon im Jahre 1740 entstand in Zürich unter dem Namen „La Concorde“ die erste Loge. Sie hatte nur wenige Jahre Bestand. 1762 errichtete das zürcherische Standesregiment zu Thionville eine Feldloge mit dem Namen „Zur schweizerischen Freiheit“. In die Heimat zurückgekehrte Offiziere und in ausländischen Logen aufgenommene Zürcher gründeten 1771 in Zürich die Loge „La Discrétion“. Unter ihrem tatkräftigen Stuhlmeister Diethelm Lavater (1773–1826), Arzt, Regierungsmitglied und Bruder des berühmten Johann Caspar Lavater, übernahm die Loge das System der Strikten Observanz und nannte sich nun „Gerechte und vollkommene Loge zur ‚Bescheidenheit und Freiheit‘“ (Modestia cum Libertate). Die Züricher Brüder pflegen traditionell intensive Kontakte im gesamten Dreiländereck.

Literaturnachweise

Archive der Freimaurerlogen

- „Allvater zum freien Gedanken“ in Lahr nebst den früheren Tochterlogen „Erwin“ in Kehl und „Offene Burg zur Erkenntnis“ in Offenburg;
- „Badenia zum Fortschritt“ in Baden-Baden;
- „Carl zu den drei Ulmen“ in Ulm;
- „Einigkeit“ in Frankfurt am Main;

Freimaurerbestände im „Geheimen Staatsarchiv – Stiftung preußischer Kulturbesitz“ in Berlin, sowie verschiedene Festschriften der genannten Logen.

Der Autor: Ralf Bernd Herden ist Mitglied und Archivar der Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“ in Lahr sowie Mitglied der Forschungsloge „Quatuor Coronati“ Nr. 808 der „Vereinigten Großlogen von Deutschland“ und war 2012–2015 Lektor der freimaurerischen Forschungszeitschrift „TAU“. Er leitet seit 2016 die Redaktion des (im Buchhandel erhältlichen) „Jahrbuch für Freimaurerforschung“ der Forschungsloge „Quatuor Coronati“ (Bayreuth) der Vereinigten Großlogen von Deutschland (Berlin). Ralf Bernd Herden ist Mitglied im „Internationalen Netzwerk Freimaurerforschung“ und im Correspondence Circle der Forschungsloge „Quatuor Coronati“ Nr. 2076 der United Grand Lodge of England (London).

150 Jahre Volksbank in Achern

Michael Hauser/Thomas Sommer

Achern in den Jahren bis 1868

Ein wichtiges Ergebnis der Napoleonischen Zeit war die völlige Neu- und Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland. Mit dem Frieden von Luneville 1801 war Frankreich in den Besitz aller linksrheinischen deutschen Gebiete gekommen. Einige deutsche Fürstenhäuser sollten als Günstlinge Napoleons – zu ihnen zählte der Markgraf von Baden – für den Verlust dieser Gebiete entschädigt werden und zwar durch die 1803 beschlossene Inbesitznahme geistlicher Herrschaften (Säkularisation), freier Reichsstädte und der Besitzungen der Reichsritterschaften. 1805 fielen der Markgrafschaft Baden auch noch die vorderösterreichischen Gebiete, also die Ortenau und der Breisgau, zu. Damit hatten die Bewohner des Gerichtsbezirkes Achern in der Person des Markgrafen Carl Friedrich von Baden, der sich ab 1806 auch Großherzog nennen durfte, ihren neuen Landesherrn. In Offenburg fand die offizielle Huldigung der Bevölkerung statt, auch aus Achern war eine Deputation angereist und leistete den Treueeid.

Im Jahr 1808 wurde das Obervogteiamt Achern angefragt, inwiefern sich dieser oder jener Marktflecken aufgrund seiner Lage und seiner „Gewerbsamkeit“ eigne, als Stadt organisiert zu werden. Das Amt antwortete, die Gemeinde Achern mit ihren 1327 Seelen, 311 Familien und 271 Häusern sei dafür geeignet. Sämtliche Berufe seien vertreten, jede Woche werde ein Markt und überdies im Jahr zwei Jahrmärkte abgehalten. Ansehnliche Gebäude seien vorhanden, acht Malmühlen in Betrieb, auch die Forstinspektion und ein Kreisarzt seien am Ort. Die Argumente überzeugten die Karlsruher Behörde und so wurde am 14. Juni 1808 eine Urkunde ausgestellt: „Wir, Carl Friedrich, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden ... haben Uns gnädigst bewogen gefunden, dem Marktflecken Achern in Rücksicht auf dessen ansehnliche Bevölkerung, den Gewerbefleiß und die Betriebsamkeit seiner Einwohner ... die Rechte und Vorzüge einer amtssässigen Stadt Unseres Großherzogtums zu verleihen.“ Mit großer Freude wurde das natürlich von der Bevölkerung aufgenommen, die am 31. Juli 1808 ein Fest veranstaltete mit Glockenläuten, „türkischer Musik“ (Blas-

musik) und Geschützdonner. Achern war nun Mittelpunkt des neu geschaffenen großherzoglich-badischen Bezirksamtes Achern, das vielfältige Aufgaben und Zuständigkeiten hatte. An seiner Spitze stand jeweils ein Amtmann.

Eine baldige Maßnahme der großherzoglich-badischen Herrschaft war die Ablösung der stets als besonders lästig empfundenen Zehntabgaben für das Zwanzigfache der durchschnittlichen Abgabe. Das führte dazu, dass viele Familienbetriebe im Raum Achern hohe Kredite aufnahmen. 1848 notierte ein Bericht: „Die Bürger der Gemeinde sind zum großen Teil verschuldet und leiden noch sehr an den Folgen der letzten theuren Jahre und sind zum großen Teil ohne Verdienst.“ Zwangsversteigerung und Auswanderung wurden alltägliche Erscheinungen.

Bessere Bedingungen als für die Land- und Forstwirtschaft gab es zunächst für das Handwerk und den Handel der Stadt, die von der gesetzlich geregelten Gewerbefreiheit profitierten. Der Zunftzwang wurde abgeschafft und der Eigeninitiative größerer Spielraum ermöglicht. Die Eröffnung der Eisenbahnlinie von Baden-Baden nach Offenburg am 1. Juni 1844 förderte dies alles zusätzlich. Und dennoch gingen Handel und Gewerbe zunächst zurück, der Ortsbereisungsbericht von 1868 belegt dies: „Die Entwicklung der durch ihre Lage vielfach begünstigten Stadt hat in den letzten 5 Jahren eher ab- wie zugenommen. Mangel an Unternehmergeist und engherzige auf ängstlicher Wahrung der Privatinteressen beruhende Anschauung innerhalb der Gemeindeverwaltung tragen wesentlich zu diesem Stillstand bei.“ Dennoch konnte der Beamte feststellen: „Der Wohlstand ist im Allgemeinen befriedigend, die Zahl der gänzlich Armen ist gering.“

Im Jahr 1856 zählte eine Denkschrift, die man damals in Achern als Dokument in den Grundstein des neuen Denkmals für Großherzog Leopold legte, folgende Berufe in Achern: 10 Bäcker, 1 Zuckerbäcker, 2 Barbieri, 4 Blechner, 3 Bierbrauereien, 2 Seifensieder, 2 Buchbinder, 3 Dreher, 2 Färber, 1 Feilenhauer, 3 Gerber (1 Rot-, 2 Weißgerber), 3 Glaser, 2 Hafner, 12 Handelsleute mit offenem Laden, 4 Kleinhändler, 3 Hutmacher, 1 Kammacher, 5 Kübler, 1 Küfer, 1 Kürschner, 2 Lackierer und 1 Vergolder, 46 Landwirte, 8 Maurer, 1 Mechaniker, 7 Metzger, 4 Müller (2 Getreide- und 2 Ölmüller), 1 Pflasterer, 3 Putzmacherinnen, 2 Sattler, 2 Schlosser, 10 Schmiede (3 Huf-, 1 Kupfer-, 5 Nagelschmiede), 11 Schneider, 2 Schornsteinfeger, 6 Schreiner, 17 Schuhmacher, 3 Seiler, 2 Steinhauer, 12 Tagelöhner, 2 Uhrmacher, 4 Wagner, 1 Wasenmeister, 5 Weber, 9 Wirte, 2 Bierwirte, 1 Ziegler, 3 Zimmerleute.

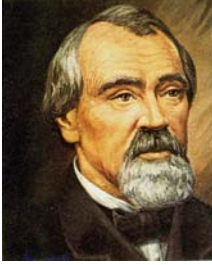
Es zeigt sich: Das Handwerk war für die kleine Stadt überbesetzt. Viele Meister konnten sich und ihre Familien nur mit Hilfe ihrer Äcker und Gärten am Leben erhalten. An Industrie war am Ort erst seit „allerneuester Zeit“ die Sensenfabrik von Kade, die Zichorienfabrik von Metz und die Knopffabrik von Landwehrle (nach Lötsch, S. 131).

Amtmann Adolf von Feder

Am 2. November 1867 berief Großherzog Friedrich Oberamtman Adolf von Feder (* 1826 in Wertheim am Main als Sohn des Fürstl. Domänenverwalters) von Eberbach nach Achern. 1850 wurde er, so seine „Dienerakte“ im Generallandesarchiv (Sign. 76/9347), Rechtspraktikant, 1856 Sekretariatspraktikant bei der Großherzoglichen Regierung in Constanz, 1862 Zweiter Beamter beim Oberamt Emmendingen, 1864 Amtsvorstand in Eberbach, 1867 Amtsvorstand in Achern, 1875 Verwaltungsgeschichtsrat in Karlsruhe, 1887 erhielt er das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, 1892 Geheimer Rath III. Klasse, 1899 trat er in Ruhestand. 1904 starb er. Bereits in einem frühen Zeugnis war ihm bescheinigt worden: „Sehr fleißig, umsichtig und gerade.“ Und in der Geschichte Acherns von Gerhard Lötsch (2005) steht der ehrenvolle Satz: „Adolf v. Feder hat sich um Achern sehr verdient gemacht.“

Diese Verdienste erwarb er sich auf vielen Feldern, wie Gerhard Lötsch in seiner „Geschichte Acherns“ 2005 zeigen konnte. Wohl die folgenreichste und bedeutungsvollste aber war sein Einsatz für die Gründung eines „Vorschuß- und Creditvereins“.

Sein unmittelbarer Amtsvorgänger Dilger, der von 1864 bis 1867 amtierte, hatte noch in seinem jährlichen Bericht über die Zustände in Achern 1864 festgestellt: „Die Einführung der Gewerbefreiheit hat bis jetzt keine nennenswerte Änderung hervorgerufen, selbst das Niederlassungsgesetz nicht und erst seit einigen Tagen hat der erste Jude hier seinen Wohnsitz als Pferdehändler aufgeschlagen.“ Die Viehzüchter der Gegend wenigstens hatten schon 1852 einen „Rindvieh-Versicherungs-Verein“ gegründet mit dem Zweck, „sich gegenseitig vor Verlusten durch Unglücksfälle zu schützen.“ Sie hatten also den Wert des genossenschaftlichen Zusammenschlusses bereits erkannt, wenn auch nur für den landwirtschaftlichen Bereich. Bürgermeister Ignatz Roth hatte die Statuten unterzeichnet, hatte sich also wie bald darauf beim „Creditverein“ für die gute Sache eingesetzt.



*Hermann Schulze-Delitzsch
(1808–1883)*



*Friedrich Wilhelm Raiffeisen
(1818–1888)*



*Wilhelm Haas
(1839–1913)*

Ansonsten notierte Amtmann Dilger für das 1865: „Vorschußvereine bestehen keine. Es wäre zu wünschen, die Kreisversammlung würde diese Anstalten zur Ausführung bringen.“ Und auch noch im Bericht über 1867 klagte Dilger: „Vorschußvereine befinden sich im Bezirke nicht.“ Die Idee, einen „Vorschußverein“ zu gründen, lag damals allerdings überall in der Luft, schließlich hatte die größere Nachbarstadt Offenburg bereits 1864 die Gründung eines solchen Instituts erfolgreich vollzogen.

Den Hintergrund für diese Genossenschaftliche Bewegung bildeten die Ideen von Hermann Schulze-Delitzsch, Friedrich Wilhelm Raiffeisen und Karl Friedrich Wilhelm Haas, die nur wenige Jahre zuvor formuliert und in ersten Projekten umgesetzt worden waren. Erste Gedanken waren noch vom Gedanken der Mildtätigkeit geprägt. Der vor 200 Jahren geborene Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818–1888) initiierte 1846/1847 den „Weyerbuscher Brodverein“. Doch bald erkannte er, dass die Situation nur auf Basis gemeinschaftlicher Selbsthilfe grundsätzlich verbessert werden konnte. Herrmann Schulze-Delitzsch (1808–1883) wandte sich aktiv gegen die Not der Handwerker und kleinen Betriebe, die mit der Industrialisierung nicht Schritt halten konnten. 1850 gründete er den „Eilenburger Vorschußverein“, der auf dem Prinzip der Selbstverwaltung beruhte. Der Dritte im Bunde der führenden Gründerväter des deutschen Genossenschaftswesens war der Sozialreformer Karl Friedrich Wilhelm Haas (1839–1913), der Gründer ländlicher Waren- und Kreditgenossenschaften. Der Großteil der ländlichen Genossenschaften (Spar- und Darlehenskassen) beriefen sich später auf Haas.

Wie es in Achern jener Jahre auf dem Gebiet des Armenwesens aussah, zeigt ein Blick in die Berichte des Amtmanns: „Da kann man füglich sagen, da sieht es wie in den meisten Bezirken arm, sehr arm aus. Altersschwache und kranke Leute erhalten in der Regel nur so viel, dass sie nebenbei zum Bettel angewiesen sind.“

1867: Noch kein Verständnis für die großartigen Bewegungen auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens!

In diesem Jahr 1867 trat nun Amtmann von Feder die Stelle in Achern an. Und über seine ersten Erfahrungen schrieb er am 18. Februar 1868 den ersten, sehr aufschlussreichen Bericht für das Ministerium in Karlsruhe (Originalorthographie): „Bei Erstellung des nachstehenden Berichts erlaube ich mir einleitend vorzuschicken, dass der Unterzeichnete erst vor wenigen

Wochen den Dienst als Vorstand des Bezirksamtes Achern übernommen hat. (...) Auch das Jahr 1867 war der Förderung des Wohlstandes nicht günstig ... Mangel an Vertrauen in eine friedliche Fortentwicklung der neuen politischen Veränderungen wirken noch lähmend auf den Geschäftsverkehr, daher die Clagen über Creditlosigkeit und Stockungen in der Handelswelt, den Industrie- und Gewerbszweigen. (...) Creditkassen für Handwerker und Landwirthe bestehen im Bezirke nicht, ein Beweis, dass man für die großartigen Bewegungen auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens in unserem engeren wie weiteren Vaterlande noch kein Verständnis hat. Man hätte erwarten sollen, dass aus der Bürgerschaft selbst längst die Initiative dazu hätte ergriffen werden sollen, allein gerade in Achern vermissen wir sehr den Sinn für öffentliche gemeinnützige Interessen. Unter den Gewerbs- und Handelstreibenden scheint es an Strebsamkeit und Unternehmungsgeist sehr zu fehlen.“

Bereits sein folgender Jahresbericht enthält dann aber eine präzise Beschreibung der mittlerweile erfolgten Gründung des „Vorschuß- und Creditvereins“ in Achern. Aber es zeigt sich deutlich: Ohne seinen aktiven Einsatz wäre es wohl nicht zur Gründung gekommen!

Im Bericht vom 26. Febr. 1869 schreibt Amtmann von Feder über das Jahr 1868: „Der seit 6 Monaten mit vieler Mühe ins Leben gerufene Credit- und Vorschußverein für Landwirthe und Gewerbetreibende des Amtsbezirks hat verhältnismäßig bis jetzt eine recht erfreuliche Thätigkeit entfaltet, und wenn, was gegenwärtig beabsichtigt wird, auch die größeren Geschäftsleute durch Eröffnung von Conto-Correntrechnung herbeigezogen werden, so wird der Kapitalumschlag jedenfalls ein bedeutender werden. Auch als Ersparungsgesellschaft wirkt der Verein insbesondere für die kleineren Geschäftsleute vorteilhaft. Es ist zu hoffen, dass die Landwirthe, sobald der Verein sich eingebürgert und Vertrauen errungen hat, in größerer Zahl sich beteiligen werden.“

Statuten-Entwurf für den gewerb- und landwirtschaftlichen Credit-Verein des Amtsbezirks Achern

Vereinszweck. § 1: Der Creditverein hat die Aufgabe, den Gewerbetreibenden und Landwirthen mit Beschaffung der zu ihrem Geschäftsbetrieb benötigten Geldmittel an die Hand zu gehen.

§ 2 Beibringung der Mittel: Diese Geldmittel werden aufgebracht: a, durch Eintrittsgelder der Mitglieder; b, durch Beiträge

derselben; c, durch Anlehen, welche der Verein unter solidarischer Haftbarkeit seiner Mitglieder aufnimmt.

§ 3 Verwaltung: Die Angelegenheiten des Vereins werden besorgt ...

§ 20: Der Verein gilt als *constituiert, sobald wenigstens 60 aufnahmefähige Personen ihren Beitritt durch Unterzeichnung der Statuten erklärt haben. Achern im März 1868.*

Die Gründungsmitglieder

Als erster unterzeichnete Amtmann von Feder, nach ihm Bürgermeister Franz Ignatz Roth. Dann kamen die Namen der Gründungsmitglieder, zusammen waren es 61 Personen:

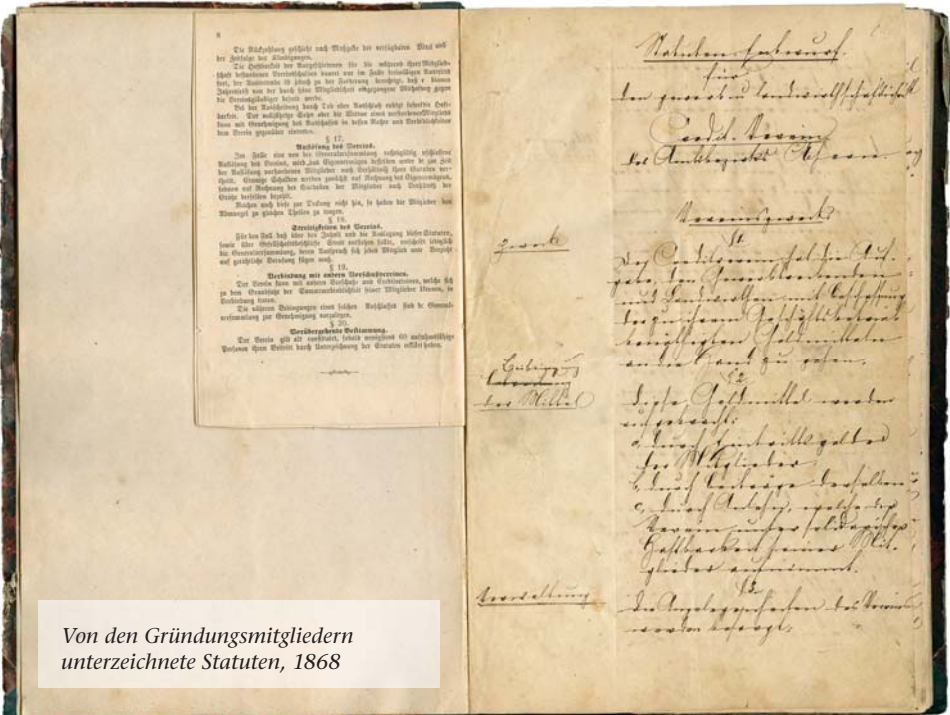
A. Wieder, Valentin Stöckle, Gustav Wilhelm, Hubert Peter, Ernst Fr. Zachmann, Leopold Leibinger, Emil Burger, Fidel Graf, Max Wörner, Carl Berger, Isidor Burger, Norbert Hund, Sebastian Ell, Reinhold Stähle, Johann Dinger, Josef Huber sen., Jakob Schneeberger, Adolf Kade, Karl Gramm, G. Wilhelm, „Zum Salmen“, J. B. Fallert, L. Eglau, F. C. Wilhelm, August Zink, Josef Früh, Ign. Konrad, Hermann Peter, „Zum Engel“, August Buhl, Anton Jülg, Jos. Hund, Wilhelm Jerger, Frz. Deiger, Jak. Zaiss, August Klar, Bez.-Notar Hoeser, Frz. Jos. Krämer, Friedr. Schriever, Alois Manz, Karl Breig, Jos. Klumpp, Ad. Fitterer, Hermann Burkard, Richard Hahn, Anton Zink, Jos. Fritsch, Ign. Leppert, S. B. Brecht, Carl Pflanzer, Jos. Winter, Const. Klein, G. Fr. Peter, Jak. Kampf, Reallehrer Stephan,

Der Vorstand

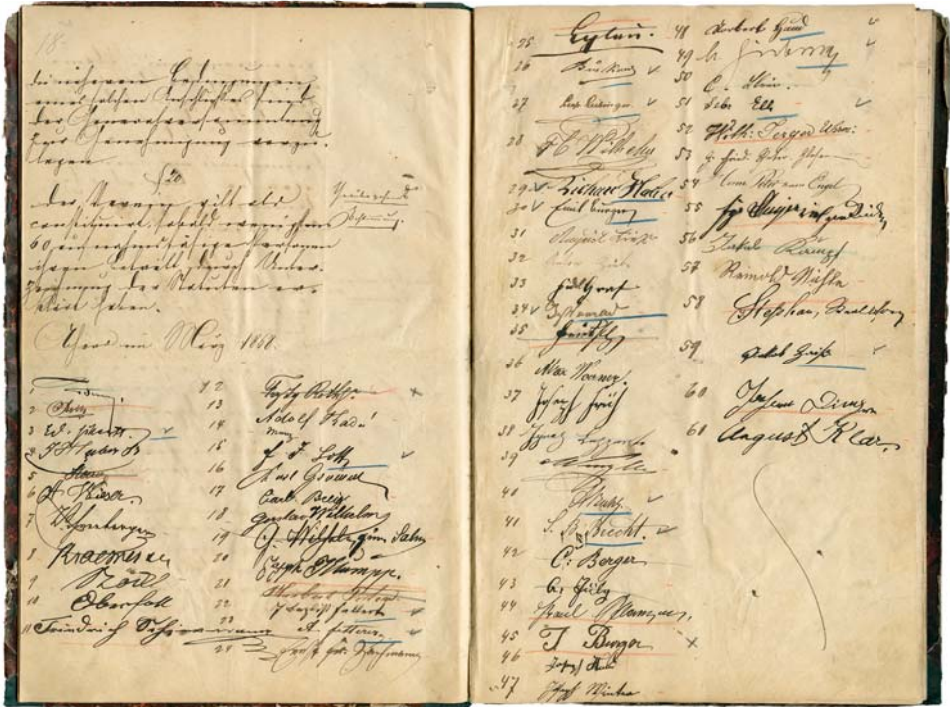
Am 20. Juni 1868 wählte eine Mitgliederversammlung den Initiator des Vereins, Oberamtmann von Feder, sowie den späteren Bürgermeister Franz Ignaz Lott (Amtszeit 1885–1889, 1891–1899, Vorstandsmitglied 1868–1903) zum Vorstand.

Der Verein verstand sich nicht als Konkurrenz zur 1838 gegründeten Acherner Sparkasse. Denn diese richtete ihr Augenmerk auf das Sparwesen ärmerer Volksschichten, sie wollte „die kleinen Ersparnisse der Teilnehmer sammeln, sicher anlegen“. Der „Credit- und Vorschußverein“ aber wollte Kapital für den Mittelstand bereitstellen. Seine „Statuten“ brachten dieses Bestreben deutlich zum Ausdruck.

Der Verein baute auf die „Solidarität“ seiner Mitglieder. Amtmann von Feder berichtete am 21. Mai 1868: Die entworfenen Statuten seien in einer abgehaltenen Versammlung ge-



Von den Gründungsmitgliedern unterzeichnete Statuten, 1868



nehmigt worden und es sei bereits der Beitritt von 100 Mitgliedern gesichert. Es handele sich jetzt nur noch um die praktische Durchführung.

Die Mitglieder der jungen Genossenschaft kamen zunächst aus der Stadt, später aus allen Orten des Amtsbezirks. Das Verzeichnis der 61 Gründungsmitglieder liest sich wie ein „Who is who?“ der Stadt Achern um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Beigetreten waren: der „Sonnen“-Wirt Valentin Stöckle, der „Engel“-Wirt Hermann Peter, der „Salmen“-Wirt Georg Wilhelm, der „Kronen“-Wirt und Posthalter Josef Huber, der aus Norddeutschland stammende Kaufmann Friedrich Schriever, der Sensenschmied Adolf Kadé, der nachmalige Bürgermeister Gustav Wilhelm, der Werkmeister Jakob Schneeberger sowie der Polizeidiener Sebastian Ell. Man liest die Namen des Lithographen Stephan Berthold Brechts, des Schmieds Ignaz Konrad, des Bäckers Hermann Burkard, des Rotgerbers August Buhl, des Bauunternehmers Karl Gramm, des Blechners Fidel Graf, des Nagelschmieds Josef Früh, des Hutmakers Franz Josef Krämer, auch des Lehrers Alois Manz. Und in den ersten Aufsichtsrat des Vereins aufgenommen wurden Gemeinderat Carl Oberföll, Apotheker Eduard Schaaf, Weinhändler Adolf Huber, Schuster und Gemeinderat Bernhard Wurzler und Bürgermeister Franz Ignaz Roth. Dessen gleichzeitiger Posten als Rechner der Sparkasse störte niemand.

Biographische Skizzen zu einigen Gründungsmitgliedern: die Acherner Welt um 1868:

August Klar (Nr. 61 auf der Liste): Sein Vater war ein Drechsler gewesen, der auf Wanderschaft durch Europa gelernt hatte, wozu man Drechsler brauchen konnte, auch in seiner Heimatstadt Achern. 1865 nahm er in einem eigens dafür errichteten Neubau mit 24 Arbeitern, Gesellen und Lehrlingen die serienmäßige Herstellung von Sitzmöbeln auf. Sohn August führte den Betrieb weiter, 1874 war die „Sesselfabrik der Gebrüder Klar“ bereits das größte Acherner Unternehmen und beschäftigte 60 Arbeiter. Eine eigene Dampfmaschine lieferte die Energie. In den 1930er Jahren arbeiteten in der Stuhlfabrik 200 Arbeiter und Angestellte, bis ein Bombenangriff im Januar 1945 das Werk vernichtete.

Franz Ignaz Roth (Nr. 2 auf der Liste): Er kam 1807 in Achern zur Welt, und er übte wie sein Vater den Beruf eines Weißgerbers aus, verarbeitete also Tierhäute zu feinem Leder. Zusammen waren die beiden geschäftlich erfolgreich und konnten

schließlich ein zweistöckiges Steinhaus mit Scheune und Stallung kaufen. Man wählte Franz Ignaz in den 1840er Jahren in den Gemeinderat, weshalb er nach der Revolution 1848 zunächst suspendiert wurde. Doch schon 1851 beriefen seine Acherner Mitbürger ihn, der ein „Anhänger der Umsturzpartei“ gewesen war, in den großen Bürgerausschuss. Er wurde Rechner der Gemeinde und auch der Sparkasse. 1861 wählte man ihn schließlich zum Bürgermeister. Bald aber tauchten erste Gerüchte über seine Amtsführung auf. Der damalige Amtsvorstand Schwarzmann zweifelte sogar an seiner Eignung und schrieb, Bürgermeister Roth ginge „die nötige Kraft und Selbständigkeit ab, welche der hiesige Ortsvorstand unbedingt besitzen muß“. Roth und seine Angehörigen lebten „in glänzenden Verhältnissen“, spielten in der Stadt die erste Rolle, ein gewisser Hochmut gegenüber der Bevölkerung trete immer stärker hervor. Dann schließlich die Katastrophe: Ein vom Bezirksamt angeordneter Kassensturz in der Sparkasse ergab, dass von den verzeichneten 105 000 Gulden Einlagen lediglich 62 290 Gulden vorhanden waren. Vom Hofgericht in Offenburg wurde der mittlerweile abgesetzte Bürgermeister Roth wegen Untreue und Unterschlagung zu einer Freiheitsstrafe von vier Jahren verurteilt! Sein Vermögen wurde eingezogen, es reichte aber zur Deckung des Schadens nicht aus, sodass die Sparkasse und letztlich die Gemeinde das Defizit tragen mussten. In die Amtszeit Adolf von Feders fiel also dieser tiefe Sturz des Bürgermeisters Ignaz Roth, auch er war ein aktiver Förderer und Mitbegründer des „Credit- und Vorschußvereins“ gewesen.

Alois Manz (auf der Liste zwischen 14 und 15 notiert): Dem Lehramtskandidaten Manz bescheinigte das Lehrerseminar Rastatt 1815, dass er „die Orgel sehr gut spiele“. 1822 trat er seine erste Stelle als junger Knabenlehrer an der Volksschule Achern an. Daneben wirkte er als Organist und Chorleiter an der Acherner Pfarrkirche. Ein Schüler wird sich später erinnern: „Er war ein trefflicher Orgelspieler und sein Kirchenorchester hielt er in solcher Blüte, dass die Leute sonn- und feiertags aus der ganzen Umgegend und oft von weiter kamen, um die Acherner Kirchenmusik zu hören. Manz war ein tüchtiger Lehrer und man konnte was bei ihm lernen.“ Aber er hatte langjährig Schwierigkeiten mit der Großherzoglichen Behörde, die ihm nicht erlaubte, sein Amt als Gemeinderat anzutreten, wozu ihn die Bürger gewählt hatten. Er würde sonst den Unterricht vernachlässigen, meinte man. Dass er mit seinem Beitritt in den „Vorschuß- und Creditverein“ ein gutes Beispiel geben

wollte, solidarisch sein wollte mit der Idee des genossenschaftlichen Gedankens ehrt ihn auch heute noch.

Adolf Kadé (Nr. 14 auf der Liste): Im April 1852 hatte sich der Sensenschmied Jacob Kade aus Freudenstadt nach Achern gewandt mit dem Ersuchen, er wolle in einer neu zu errichtenden Sensenfabrik Sensen, Sicheln, Strohmesser, Schaufeln, Sägen, Messer etc. herstellen. Eine Ölmühle mit Wasserkraft habe er schon erworben und bezahlt, weiteres Vermögen besitze er in Freudenstadt. Natürlich befürwortete man das Gesuch als „sehr wünschenswert“. Bald drang der Ruf der Acherner Sensen über Badens Grenzen hinaus wegen der „Güte des Materials und tadelloser Arbeit“. Auch landwirtschaftliche Geräte aller Art wurden bald in der Fabrik Kade und Söhne hergestellt. 1880 wurde das Unternehmen verkauft an die jüdischen Kaufleute Gottlieb Bühler und Isaac Hannover in Bühl. Deren Nachkommen emigrierten nach 1933 in die USA, zuvor verkauften sie das Unternehmen an den Geschäftsführer der Firma Franz John, der den Betrieb im Jahr 1964 einstellte. Als Sensenmuseum Achern blieb die traditionsreiche Firma der Öffentlichkeit erhalten.



*Jakob Schneeberger,
Gründungsmitglied
Vorschuß-
und Kreditverein
Achern*

Jakob Schneeberger (Nr. 7 auf der Liste): Der Bauunternehmer Schneeberger engagierte sich nicht nur für sein Geschäft, sondern er diente auch dem Gemeinwohl als langjähriger Kommandant der Feuerwehr von 1863 bis 1889.

Stephan Brecht (Nr. 41 auf der Liste): Der weltbekannte Dramatiker, Lyriker und Theatermann Bertolt Brecht wurde am 10. Februar 1898 in Augsburg als Eugen Bertholt Brecht, Sohn des Papierfabrikdirektors Bertholt Brecht, der aus dem badischen Achern stammte, und dessen Frau Sophie, geboren. Am großelterlichen Haus in der Hauptstraße in Achern, wo Bertolt Brecht häufiger Gast in den Schulferien war, erinnert heute eine Gedenktafel an ihn.



*Stephan Brecht,
Gründungsmitglied
Vorschuß-
und Kreditverein
Achern*

„Ich, Bertolt Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern“, sagte der junge Dichter über sich. Und bis ins Alter beantwortete Brecht, der sich nie als Bayer empfunden hat, die Frage nach seiner Herkunft: „Meine Eltern sind Schwarzwälder.“

In der Erzählung „Die unwürdige Greisin“ hat Brecht seiner Großmutter aus Achern, die als fast Achtzigjährige für sich das Leben entdeckte, ein Denkmal gesetzt: Zum Entsetzen der Ver-

wandschaft ging Karoline Brecht plötzlich ins Kino und zu Pferderennen und nahm sich auch sonst Freiheiten heraus, „die normale Leute gar nicht kennen“.

Allerdings: Neue Forschungen haben ergeben, besonders nach der Lektüre der Erinnerungen von Walter Brecht, dem jüngeren Bruder von Bert, dass dem nicht ganz so gewesen war. Der links eingestellte Dichter hatte seine Vorstellungen und Phantasien vom unbürgerlichen Leben etwas zu stark auf die Großmutter projiziert.

Fakt ist: Karoline Brecht (1839–1919), geb. Wurzler, war Brechts Großmutter väterlicherseits. Auch Karolines Vater Bernhard war als Acherner Gemeinderat bei der Gründung der Volksbank Achern dabei gewesen als Mitglied des Aufsichtsrates. Ihr Mann, und damit Bertolts Großvater, Stephan Berthold Brecht (1839–1910), betrieb in seinem Haus in Achern/Baden, heute Hauptstr. 66 (gegenüber des heutigen Volksbank-Reisebüros) eine Steindruckerei. Seine Frau, die insgesamt neun Kinder zur Welt gebracht hatte (im Gründungsjahr der Volksbank gebar sie ein weiteres, Anna, die aber „alsbald notgetauft“ wurde und starb; Trauer herrschte also damals 1868 gerade im Haus Stephan Brecht), unterstützte ihn in der Werkstatt. Nach seinem Tod wohnte sie weiterhin in dem Haus und lebte von der Miete, die ihr der Betrieb im Erdgeschoss einbrachte. Heute befindet sich dort die Metzgerei Vogt mit dem Werbeslogan „Darf’s ein bißchen Heimat sein“ und eine Schreibwarenhandlung.

Brecht besuchte als Kind häufig seine Großeltern. Das arbeitsreiche Leben der Großmutter beeindruckte ihn, und in seinem Werk hinterließ sie bemerkenswerte Spuren. Zum 80. Geburtstag widmete er ihr dieses Gedicht:

*„Aufgewachsen in dem zitronenfarbenen Lichte der Frühe
Unter dem breiten Dach des Hauses am Markte
Kind mit anderen Kindern, sah sie die Jahre
Ohne Sternenflug oder die schrecklichen Schatten
Ehernen Schicksals ...“*

Josef Huber (Nr. 4 auf der Liste): Der Bierbrauer Huber gehörte einer Familie an, die einmal ganz Achern beherrscht haben soll. Josef Huber war der Prototyp eines Unternehmers. Seine „Huber’sche Brauerei“, aus der später der „Ratskeller“ hervorging, war nur eine von weiteren Schank- und Speisewirtschaften im Huber’schen Imperium, das sich ständig vergrößerte. Während der Revolutionszeit schlug er sich auf die Seite der

Aufständischen, was ihm später eine Untersuchung durch das Hofgericht Bruchsal einbrachte, nach 1850 aber dem weiteren Aufstieg nicht im Wege stand. Und dies, obwohl 1851 erneut eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. Ein Oberleutnant hatte aufmüpfiges Liedgut dort im Huber'schen Bierhof gehört, und der badische Kriegsminister wandte sich deshalb „wegen des revolutionären Treibens in dem Bierkeller zu Achern“ an den Innenminister. Das Lokal sei sofort zu schließen. Die Acherner Bürger aber wählten neben anderen „namhaften Vertretern der Umsturzpartei“ auch den Bierbrauer Josef Huber in den großen Bürgerausschuß.

Der Verein etabliert sich

Aus dem Bericht von Feder 1870 über das Jahr 1869: „Als Fortschritte im landwirtschaftlichen Betrieb sind aus dem Jahr 1869 hervorzuheben: Die Ausbreitung des Vorschuß- und Creditvereins unter der landbauenden Bevölkerung des Bezirks. In Folge von Ortsbesprechungen, welche der Vorstand des Vereins /: der Unterzeichnete :/ mit den Mitgliedern des Vereinsausschusses zu Fautenbach, Oensbach, Kappelrodeck, Gamshurst und Ottenhöfen abhielt und wobei den Landwirthen die Zwecke und Einrichtungen dieser Geldinstitute klar gemacht und deren Wirksamkeit und große Verbreitung mit Benutzung des statistischen Materials, namentlich auch der Berichte der Landescommission, nachgewiesen wurden, traten eine große Anzahl Landwirthe bei, so daß der Verein in Kürzerem von 80 auf nahezu 300 Mitglieder anwuchs. Schon jetzt hat die Erfahrung gezeigt, dass diese Institute für den bäuerlichen Wirtschaftsbetrieb sich gut verwerten lassen, wenn sie dazu verwendet werden, den laufenden Wirtschaftscredit zu sichern und damit das Betriebskapital des Landwirths zu erweitern, resp. zu ergänzen. Aber hier liegt nicht die einzige Seite ihrer Vorzüge: Der Landwirt genießt auch den Vortheil, eingehende Gelder aus seiner Wirtschaft statt, wie oft geschieht, Monate und Jahre lang nutzlos liegen zu lassen, sicher und gegen 4% Verzinsung bei der Casse jederzeit anlegen und nach Belieben wieder zurückziehen zu können. Dieses Institut verbürgt ihm auch, dass sich mit der Zeit für ihn ein Sparguthaben ansammelt, das ihm mit Zinsen und Dividenden früher oder später zu Gute kommt. Die Hauptsache bleibt aber immer die, dass der Credit des Landwirths dadurch eine sichere Grundlage gewinnt, dass seine Abhängigkeit von Geldmaklern, Wucherern, gründlich beseitigt und ihm die sichere Lage geschaffen wird, daß er mit Verwendung seines ihm gewährten Credits nicht bloß seine Ein-

käufe und Anschaffungen zu einer für ihn günstigen Zeit ungehindert bewerkstelligen kann, sondern auch die Mittel erhält, um nicht seine Producte aus Geldverlegenheit unter ungünstigen Verhältnissen verkaufen zu müssen. Dieser Aufgabe ist der Verein vollkommen gewachsen und sein Vertrauen hat sich bis jetzt derart gehoben, dass ihm von allen Seiten Depositen und Darlehen offeriert werden, so daß er bei fortwährendem Zunehmen seines eigenen Vermögens, resp. der ordentlichen Einlagen seiner Mitglieder, eines Vermittlers auf dem Geldmarkt bald nicht mehr bedürfen wird.

(...) Handel und Gewerbe haben sich im Jahr 1869 wesentlich gehoben.

Der seit 1 ½ Jahren bestehende Vorschuß- und Creditverein hat unter den Landwirthen bedeutende Verbreitung gefunden. Die Zahl der Mitglieder stieg im Jahr 1869 von 76 auf 261 und steht jetzt nahezu auf 360. Unter dem Totalumsatz von 103,736 fl sind die Contocorrente wie die eigentlichen Vorschüsse mit inbegriffen. Die Geschäftsanteile der Mitglieder sind von 967 fl auf 2621 fl angewachsen. Der Verein gewinnt immer mehr an Bedeutung, nicht bloß nach seiner materiellen wirtschaftlichen Seite, sondern auch als moralischer Hebel für den mit Mißtrauen gegen die neueren Zeitideen vielfach erfüllten Bauernstand, der durch solche gemeinnützigen Institute anerkennender für die Leistungen unseres modernen öffentlichen Lebens zu urtheilen lernt, als durch alle übrigen ihm auf dem Gebiet der eigentlichen Politik gemachten Zugeständnisse.“

Über 1870, das Jahr des Deutsch-Französischen Krieges, berichtet von Feder: „Der Vorschuß- und Creditverein befestigt sich immer mehr in dem Vertrauen der Bevölkerung. Der Gesamtumschlag erhöhte sich von 103,736 des Vorjahres auf 175,900 fl, der Reingewinn von 250 fl auf 687 fl, so daß nach Bestreitung der Costen für eine außergewöhnliche Anschaffung noch eine Dividende von 4% ausgezahlt resp. gutgeschrieben werden konnte ...“

Im Bericht über 1871 heißt es: „Der vor 3 ½ Jahren gegründete Vorschuß- und Creditverein erweitert seinen Geschäftsstand von Jahr zu Jahr. Der Gesamtumsatz stieg von 175,900 auf 207,103 fl, die Geschäftsanteile der Mitglieder von 3829 auf 5011 fl.

Im Bericht über das Jahr 1872 notierte Adolf von Feder die desolaten Zustände im Landwirtschaftlichen Bezirksverein. Dem Verein sei das Unglück zugestoßen, „durch die Gewissenlosigkeit seines Rechners, des in Vermögensverfall gerathenen früheren Bürgermeister Roth, beträchtliche Theile seines Casenbestands zu verlieren, wodurch der Verein in seiner prakti-

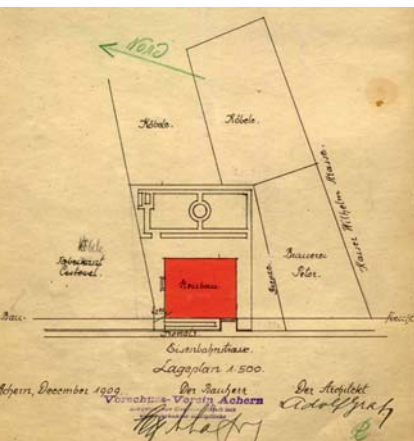
schen Tätigkeit auf einige Zeit hinaus gelähmt sein wird“.
Erinnern wir daran: Roth war nicht nur Sparkassenrechner,
sondern auch Mitbegründer des Creditvereins gewesen. Dieser
allerdings hatte nicht unter den finanziellen Unregelmäßigkeiten
des Bürgermeisters zu leiden.

Amtmann von Feder schrieb dennoch sorgenvoll in seinem
letzten Amtsbericht: „Wir können eine gewisse Besorgnis nicht
unterdrücken, dass die Vorschußvereine so sehr über ihr eigent-
liches Ziel und ihre Aufgabe hinausgewachsen sind und
sich auf das schwankende Gebiet der Spekulation und der
Bank- und Börsengeschäfte begeben haben, wodurch ihr ur-
sprünglicher Charakter und Wirkungskreis lokal verschoben
wurde. Der Gesamtumsatz erhöhte sich von 207,103 auf
307,283 fl.“ Die Größe des genossenschaftlichen Unterneh-
mens und seine zunehmenden Kapitalgeschäfte machten dem
Amtmann allmählich Sorgen. Die waren aber unbegründet,
wie der Geschäftsgang und die weitere Entwicklung zeigen
sollten.

Das erste Geschäftslokal

Der „Vorschuss- und Kreditverein“ mietete zunächst erste Ge-
schäftsräume im „Nusse Eck“. Später bezog er das Haus Ganz-
mann in der Hauptstraße. Bis zum Ersten Weltkrieg entwik-
elte sich die Genossenschaft stetig aufwärts zu einem bank-
mäßigen Betrieb, was wachsenden Raumbedarf mit sich
brachte. Am 15. August 1909 beschloss daher eine außeror-

Lageplan, Eisen-
bahnstr. 15, 1909



Original-Bauplan, Ansicht von der Eisenbahnstr. Nr. 15,
Bankgebäude



dentliche Generalversammlung einen Neubau in der Eisenbahnstraße. Der Acherner Architekt Adolf Graf, der sich bereits mit repräsentativen Bauten, etwa dem neuen Krankenhaus oder der Kaiserlichen Post (1970 abgerissen), bekannt gemacht und empfohlen hatte, entwarf die Pläne hierzu und übernahm auch die Bauleitung.

Am 1. Oktober 1910 wurde das neue Haus bezogen, das später 1944 bei einem Fliegerangriff schwer beschädigt wurde, dennoch der „Volksbank“ (Umbenennung 1938) noch bis 1964, dem Jahr des Neubaus in der Hauptstraße diente.

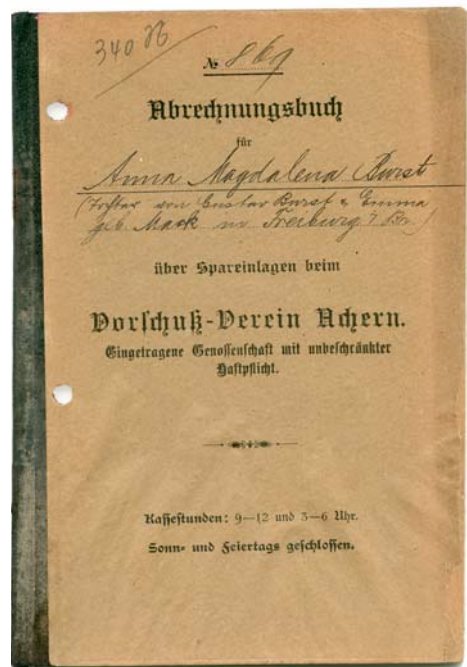
1918: 50 Jahre Vorschuss-Verein Achern

Die Generalversammlung für das 50. Geschäftsjahr fand ohne große Feierlichkeiten am Sonntag, den 14. April 1918 im Gasthaus „Zum Ochsen“, nachmittags um 2 Uhr 30 statt. Denn an eine Jubiläumsfeier war infolge der Kriegseignisse nicht zu denken. Jedoch besagt der Geschäftsbericht, daß hohe Einlagenüberschüsse vorhanden waren, die dann in Kriegsanleihen für eigene Rechnung oder für Geschäftsfreunde angelegt wur-

Geschäftsbericht zum 50-jährigen Jubiläum des Vorschuss-Vereins Achern, 1918



Abrechnungsbuch über Spareinlagen, Vorschuss-Verein Achern



Jahr	Mitgliederzahl	Geschäftsanteile	Reserven	Spareinlagen	Betriebskapital	Umsatz
1868/69	121	965 fl.		4.450 fl.	8.733 fl.	20.406 fl.
1869/70	316	3.829 fl.	182 fl.	26.588	36.339	87.590
1880	470	36.260 Mk.	5.634 Mk	148.811	220.962	471.961
1890	412	63.286	22.343	236.603	453.415	3.071.768
1900	459	111.743	44.000	604.247	894.401	5.473.903
1910	464	196.664	140.231	895.865	1.505.498	12.808.590
1917	510	219.211	210.000	2.777.287	4.464.161	75.679.249

Entwicklung bis 1918

den. „Es erfüllt uns mit besonderer Genugtuung, dass wir gerade heute in der Lage sind, einen glänzenden Bericht des Jubiläumsjahres vorzulegen. Wir versichern, auch fernerhin streng an den genossenschaftlichen Grundsätzen festzuhalten und schließen mit der Bitte, uns auch weiterhin das Vertrauen entgegen zu bringen, dessen wir uns in den vergangenen Jahrzehnten erfreuen durften.“



5 Milliarden Mark, Gutschein, Stadtgemeinde Achern, 1923

Die nach Kriegsende einsetzende Inflation stellte alles bisher Dagewesene in den Schatten. Es erübrigt sich, an dieser

Stelle von den damaligen astronomischen Zahlen zu sprechen. Die Rubriken in den Büchern der Bank reichten für jene Zahlenmengen nicht mehr aus. Was übrig blieb, zeigt die Bilanz vom 1. Januar 1924.

Goldmark-Bilanz auf 1. Januar 1924

AKTIVA		PASSIVA	
Mark		Mark	
Kassen-Bestand	1 471,48	Stammanteile	21 500,—
Wechsel-Bestand	8 576,10	Reservefond	40 000,—
Commissions-Bestand	7 120,—	Spareinlagen	9,63
Bankguthaben	4 078,79	Cto.-Corrent-Einlagen	16 999,75
Wertpapiere	318,—	Rückstellung für Aufwertung	8 730,48
Cto.-Corrent-Ford.	25 534,49		
Vorschuß-Conto	140,—		
Mobilien-Conto	1,—		
Haus-Conto	40 000,—		
	87 239,86		87 239,86

Doch recht bald kehrte das Vertrauen des sparenden Publikums zurück. Auch der Geschäftsverkehr mit der Genossenschaft entwickelte sich sehr gut, sodass die Bilanzsumme zum Jahreswechsel 1924/25 bereits wieder die Millionengrenze überschritten hatte und 613 Mitglieder der Bank angehörten. Durch sparsamste Wirtschaftsweise war es zwischen 1924/1929 möglich, aus den Gewinnergebnissen beträchtliche Beträge als Sondervergütung auf die Geschäftsguthaben und zur Aufwertung von Spareinlagen zu erwirtschaften. Diese Entwicklung

wurde unterbrochen durch das bekannte Krisenjahr 1929/30, durch das auch die Genossenschaft durch Insolvenzen in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Die Bank in schwerer Zeit

Nach der „Machtübernahme“ durch die Nationalsozialisten 1933 entwickelte sich die als Vorschusskasse ins Bewusstsein der Bevölkerung eingedrungene Genossenschaft kontinuierlich nach oben. Zur Erleichterung des Geschäftsverkehrs mit den zahlreichen Geschäftsfreunden in der Stadt Renchen und Umgebung fasste die Verwaltung im Jahre 1934 den Entschluss, dort eine Zahlstelle zu eröffnen. Dieses für die damaligen Verhältnisse nicht leichte Vorhaben (Kostenfrage, Transport von Bargeld usw.) muss trotz schwierigstem Start als außerordentlich erfolgreich bezeichnet werden.

Ab 1934 brachten die Arbeitsbeschaffungsprogramme der Regierung zwar langsam, aber doch fühlbar Entlastung auf dem Arbeitsmarkt. Die Arbeitslosenzahlen sanken, die Einkommensverhältnisse wurden zusehends besser, man konnte wieder ans Sparen denken. Damit begann auch für die Banken eine Normalisierung, die Bilanzen weiteten sich aus.

*Statut der Volksbank
Achern, 1938
(Abb. links)*

*Geschäftsbericht 1930
Vorschuß-Verein
Achern (mit Abbildung
Bankgebäude)
(Abb. rechts)*



1938: Der Vorschuss- und Kreditverein wird zur „Volksbank“ Achern

Im Jahre 1938 erfolgte die Umfirmierung in Volksbank Achern eGmbH. Gesetzliche Vorschriften erschwerten zwar die Arbeit der Geschäftsleitung, doch konnte bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges die Bilanzsumme auf RM 2764000,- gesteigert werden. Sie stieg bis zum 75. Geburtstag der Genossenschaft auf RM 5654000,-. Dieser bedeutungsvolle Abschnitt fiel in das überaus kritische Kriegsjahr 1943. Von einer Feier musste wiederum Abstand genommen werden. Dieser Jubiläumsbericht enthält die gleichen Merkmale, wie der Bericht für das 50. Geschäftsjahr. Auch hier heißt es: „Durch die zunehmende Geldflüssigkeit sah sich die Bank gezwungen, Anleihen des Reiches und der Länder zu zeichnen.“ Bei der ausgewiesenen Bilanzsumme von RM 5600000,- lag der eigene Wertpapierbestand bereits bei RM 3371000,-, während nur RM 1388000,- Kredite ausgewiesen wurden.

Die letzten Jahre des Krieges waren auch für die Menschen im sonst vom direkten Kriegsgeschehen verschont gebliebenen Achern eine schwere Zeit. Besonders zwei Tieffliegerangriffe hinterließen eine fürchterliche Zerstörung. Am 28. September 1944 warfen vier Jagdbomber Bomben auf die Stadt, eine explodierte unmittelbar hinter dem Gebäude der Volksbank und beschädigte es schwer.

Der Bankbetrieb war kaum mehr aufrecht zu erhalten. Fünf Zivilisten und mehrere deutsche Soldaten fanden den Tod an diesem Tag. Weitere starben am 1. Dezember 1944, als ein Bomberverband die Achertalbahn ins Visier nahm. Der 2. Dezember sah dann die Zerstörung des Bahnhofs Achern durch einen Luftangriff. Regelrecht in Schutt und Asche fiel dann aber das Acherner Stadtzentrum am 7. Januar 1945 durch den weiteren Angriff eines Bomberschwaders. 68 Zivilpersonen fanden dabei den Tod. Eine Gedenktafel auf dem Friedhof in Achern nennt die Namen der unglücklichen Opfer. Am Abend des 17. Februar 1945 ließ ein alliiertes Aufklärungsflugzeug seine Granaten über Önsbach fallen, ein Haus wurde zerstört und ein Mensch kam ums Leben.

Das Volksbank-Gebäude nach dem Luftangriff am 28. September 1944



In den Jahren seit 1938 war an der Grenze zu Frankreich der „Westwall“ von notdienstverpflichteten Arbeitern errichtet worden. In den letzten Kriegsmonaten wurde die Evakuierung der Rheinebene in einer 5 km breiten Zone im Osten des Rheins angeordnet. Schließlich bildete der „Volkssturm“ das letzte militärische Aufgebot vor dem endgültigen Zusammenbruch. Für die Bekleidung hatten die Männer, viele von ihnen im noch jugendlichen Alter, selbst zu sorgen, und primitiv war ihre Ausrüstung mit unzulänglichen Waffen. Noch in den letzten Tagen des Krieges hat diese Maßnahme viele sinnlose Opfer von der Bevölkerung gefordert.

Im November 1944 hatten die alliierten Truppen den Rhein erreicht und am 23. November Straßburg befreit. Bei Leimersheim überquerten französische Truppen am 2. April 1945 den Rhein und erreichten am 4. April Karlsruhe. Und am 15. April 1945, vormittags 8 Uhr 10, war dann endlich auch für Achern die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft endgültig Vergangenheit.

Nachkriegszeit und Neubeginn

Nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges verlor die alte Reichsmark als Zahlungsmittel immer mehr ihren Wert. Der Tauschhandel mit Sachwerten war nun Trumpf und der Schwarzmarkt blühte. Erst die lange erwartete Währungsreform am 20. Juni 1948 setzte diesem Treiben ein Ende.

Neben der Schaffung von Wohnraum erfolgte damals in Achern die Begradigung der Bundesstraße 3 im Bereich des Adlerplatzes, das Rathaus wurde erstellt und die zum Teil ruinösen Geschäfte in der Hauptstraße wurden erneuert und ausgebaut.

Was war der Genossenschaft Volksbank geblieben? Ihre Reichsmark-Schlussbilanz betrug RM 12 417 000,-, wobei die wichtigsten Aktivposten die eigenen Wertpapiere mit RM 5 000 000,- und die Bankguthaben mit RM 5 400 000,- waren. Den Start in die neue Zeit begann die Volksbank mit einer Bilanzsumme von nur DM 863 000,-. Diese geringen Mittel reichten kaum aus, Mitglieder und Geschäftsfreunde in ihrem Wiederaufbau zu unterstützen. Trotz zweier Inflationen fasste die Bevölkerung jedoch recht schnell Vertrauen in die Deutsche Mark. Man konnte durch Ersparnisse wieder Vermögen



*Die ersten
D-Mark-Scheine,
1948*

bilden. Was lag näher, als mit dem Sparkonto bei seiner Genossenschaft zu beginnen?

Nach vierjähriger Unterbrechung konnte die Verwaltung in der Generalversammlung vom 9. August 1953 erste Rechenschaft ablegen über die Entwicklung der Genossenschaft bis zum 31. Dezember 1952. Hierbei wurde bereits sichtbar, dass die Dienstleistungen aller Art (Vermittlung von Hypotheken, Abschluss von Bausparverträgen, Außenhandelsgeschäfte über unsere Zentralkasse Karlsruhe usw.) immer bedeutendere Ausmaße annahmen, und so musste der Personalbestand erhöht werden. Auch die vorhandenen Räumlichkeiten reichten zur reibungslosen Abwicklung aller Geschäfte bei Weitem nicht mehr aus. Man entschloss sich deshalb, neben der restlichen Beseitigung der Kriegsschäden, zunächst zu einem zweckmäßigen erweiternden Innenausbau des Hauses in der Eisenbahnstraße, der den Anforderungen vorerst gerecht werden konnte. Niemand konnte ja bei der Durchführung dieser Maßnahmen voraussehen, dass bei der nun einsetzenden stürmischen wirtschaftlichen und finanziellen Entwicklung schon vier Jahre später die Raumverhältnisse erneut Schwierigkeiten bereiten würden. Vor allem die Entwicklung der Stadt selbst in Richtung Norden und Süden forderte eine Entscheidung über den zweckmäßigen Standort der Bank geradezu heraus. Es ist das besondere Verdienst des langjährigen Aufsichtsratsvorsitzenden jener Jahre, Hubert Schriever, dass es nach schwierigen Verhandlungen gelang, ein im heutigen Zentrum der Stadt gelegenes Trümmergrundstück zu erwerben. Im Spätjahr 1961 wurde mit dem Neubau unter der Leitung von Architekt Knapp aus Baden-Baden begonnen. Am 11. April 1964 fand die feierli-

Presseartikel in der
Achnerer Zeitung,
11.04.1964



che Übergabe statt und im neuen und zweckmäßigen Bankgebäude wurde der Betrieb aufgenommen.

Wirtschaftswunder

Mit der über ein Jahrzehnt anhaltenden guten Konjunktur erweiterte sich der Kundenkreis beträchtlich. Neue Aufgaben mussten übernommen werden. Die Dienstleistungen nahmen weiter zu. Zum Beispiel zahlten viele Firmen inzwischen ihre Löhne nicht mehr bar aus, sondern überwiesen sie auf Konten. Im Umland wurde die Eröffnung einer Zahlstelle für die Kundschaft in Oberachern (1961) und Sasbachwalden (1959) unerlässlich. Beide Außenstellen haben sich günstig entwickelt und zusammen mit der Zahlstelle in Renchen wesentlich dazu beigetragen, dass die Bilanzsumme im Jubiläumsjahr 1968 die 25-Millionen-Grenze erreichte.

1968: 100 Jahre-Jubiläum

Zum 100-jährigen Bestehen würdigte die Volksbank Achern ihre eigene erfolgreiche Geschichte im Rahmen einer informativen Festschrift. Darin ist zu lesen: „Die durcheilten hundert Jahre zeigen, dass sich die genossenschaftliche Idee trotz Kriegen und Inflationen, trotz wirtschaftlicher Rückschläge glänzend bewährt hat. Selbsthilfe, Selbstverwaltung, Selbstverantwortung sind die Grundpfeiler, auf denen einst begonnen wurde und auf denen wir weiterarbeiten werden. Daß dies in der heutigen Zeit, in der so viel nach Staatshilfe gerufen wird, nicht ohne Opferbereitschaft geht, wissen wir. Die Zukunft mitbauen in einer freien Welt, in der eine freie Wettbewerbswirtschaft sich voll entfalten kann, und in der die Existenzgrundlage aller mit uns verbundenen Mitglieder und Geschäftsfreunde gesichert ist, soll vornehmste Aufgabe der Genossenschaft auch im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens sein.“

Aus dem ehemaligen Vorschussverein, der zu Beginn seiner Tätigkeit Einlagen hereinnahm und Vorschüsse gewährte, war mittlerweile eine Universalbank für jedermann geworden, die zu einer großen Gruppe selbständiger Banken gehört und deren Gesamtorganisation im dreistufigen Aufbau – an der Spitze die Deutsche Genossenschaftskasse, im regionalen Bereich die Zentralkassen, verbunden mit den örtlichen Volksbanken – wirtschaftliche Stärke und Sicherheit gewährleistet.



Werbung 1962: für Sparbuch der Volksbank Achern

Stammbaum Volksbank in Achern			
Verschmelzung			
Volksbank Offenburg Volksbank Achern	zur Volksbank in der Ortenau	2016	
Volksbank Achern	hat übernommen:	im Jahr:	gegründet:
	(Volksbank Achern)		20.06.1868
	Spar- und Kreditbank Oberachern	1972	03.04.1898
	Raiffeisenkasse Gamshurst	1972	16.02.1899
	Spar- und Kreditbank Önsbach	1975	29.06.1896
	Raiffeisenbank Fautenbach	1975	13.10.1895
	Raiffeisenkasse Wagshurst	1975	15.03.1925
	Volksbank Kappelrodeck	1976	08.12.1880
	Raiffeisenbank Mösbach	1980	24.02.1895
	Raiffeisenbank Großweier	1982	05.04.1925
	Spar- und Kreditbank Ottenhöfen	1998	23.10.1904
	Volksbank Sasbach	1999	25.05.1873
Volksbank Sasbach	Raiffeisenbank Lauf	1987	24.09.1924

*Stammbaum
Volksbank in Achern*

Jahre der Fusionen

1970 wurden 34,8 Mio. DM als Bilanzsumme im Jahresabschluss festgestellt. Richtungsweisend im Genossenschaftswesen wurde in jenem Jahr vor allem die Fusion des Raiffeisenverbandes mit dem Schulze-Delitzsch-Verband. Auch für die Acherner Region ebnete dies den Weg für sinnvolle Fusionen. So waren die nun folgenden Jahre der Acherner Volksbank geprägt von den erfolgreichen Zusammenschlüssen mit der Raiffeisenkasse Gamshurst eGmbH (1972), der Spar- und Kreditbank Oberachern eGmbH (1972), der Spar- und Kreditbank Önsbach eG (1975), der Raiffeisenbank Fautenbach eG (1975), der Raiffeisenkasse Wagshurst eG (1975), der Volksbank Kappelrodeck eG inklusive deren Zweigstellen in Ottenhöfen, Seebach und Waldulm (1976), der Raiffeisenbank Mösbach eG (1980), der Raiffeisenbank Großweier eG (1982), der Milchgenossenschaft Gamshurst (1982) und der Milchgenossenschaft Sasbachwalden eG (1984). Später stießen noch die Spar- und Kreditbank Raiffeisenbank eG Ottenhöfen (1998) und 1999 die Volksbank Sasbach eG zum Verbund hinzu im Rahmen weiterer Fusionen.

Alle diese Banken hatten in ihren regionalen Märkten und Standorten zwar sehr gute Positionen erreicht, aber gesetzliche Bestimmungen und die technische Revolution durch die Einführung der elektronischen Datenverarbeitung belasteten die Kostensituation bei den relativ kleinen Banken. So waren die Fusionsentscheidungen auch aus heutiger Sicht als weitsichtig

zu bewerten: Jeweilige Stärken wurden konzentriert, die Kosten in vernünftigem Rahmen gehalten und die Produktpalette wesentlich erweitert.

Einen weiteren Meilenstein setzten die Direktoren Josef Wald, Hubert Stockinger und Artur Wolf, als 1982 das Rechnungswesen per „on-line“ mit dem Fiducia-Rechenzentrum in Karlsruhe verbunden wurde. Seither können Finanztransaktionen in Sekundenschnelle abgewickelt werden, und nur so ist der moderne bargeldlose Zahlungsverkehr möglich.

Moderne Zeiten

Waren mehr als hundert Jahre immer wieder geprägt von enormen Aufbauleistungen, trat seit Mitte der 1980er Jahre ein Wandel im Bankenmarkt ein. Auf einmal waren die Märkte gesättigt, und neue Herausforderungen mussten bewältigt werden.

Auch die Mitarbeiter hatten sich diesem Wandel zu stellen. Waren früher die Bankmitarbeiter eher Beamte, sind sie im Lauf der Jahre mehr zu Beratern und Verkäufern geworden. Ihre Zahl vervierfachte sich in nur 10 Jahren. Die Raumfrage musste daher erneut geklärt und verbessert werden und deshalb wurde die Hauptstelle 1984 umgebaut. Am 7.12.1985 überreichte Architekt Friedemann Haug symbolisch den Schlüssel zum „neuen“ Bankgebäude im Rahmen eines Tages der offenen Tür, bevor am 9. Dezember die Arbeit aufgenommen wurde.

Aus dem Geschäftsbericht 1992: „Heute sehen wir uns als leistungsstarke Bank, die hier am Bankplatz Achern versucht, immer wieder Akzente zu setzen und die wirtschaftliche Entwicklung Acherns und der Umgebung mitzuprägen.“ Einen Akzent setzte beispielsweise in jenem Jahr die erste SB-Filiale der Volksbank im neuen Oberstadtzentrum. Immobilien, Außenhandel und Reisegeschäft kamen zum Angebotsportfolio hinzu, so dass mittlerweile sämtliche Dienstleistungsbereiche eines modernen Kreditinstituts den Kunden zur Verfügung standen. Rund 130 Mitarbeiter sorgten dafür, dass über 33 000 Kunden ihren Zahlungsverkehr abwickeln konnten. Der Umsatz betrug 1992 rund 9 Mrd. DM!

Auf die erfolgreiche Vergangenheit blickte die Bank 1993 beim 125-jährigen Jubiläum zurück im Rahmen eines Festaktes im Kurhaus „Alde Gott“ in Sasbachwalden.



*Der erste Geldautomat
in der Hauptstraße, 1985*



*Der erste SB-Kontoauszugsdruker
in der Hauptstraße,
1985*

Doch es bleibt keine Zeit zum Ausruhen oder um länger zurückzuschauen. „Die Zukunft hat neue Aufgaben bereit, die wir anpacken wollen. So gilt es in den nächsten Jahren, den bargeldlosen Zahlungsverkehr mit dem noch ungewohnten ‚Plastikgeld‘ weiter auszubauen. Die Bankgebäude und -arbeitsplätze werden weiter technisiert. Dadurch entstehen auch neue Freiräume für Beratungen. Wir sehen die Zukunft nicht als Bedrohung, sondern als Chance, im Sinne unserer Kunden, im Wirtschaftskreislauf in Achern und Umgebung nicht nur dabei zu sein, sondern ihn aktiv mitzugestalten. Die Zukunft und ihre Aufgaben reizen uns ungemein. Hierauf freuen wir uns.“ (Geschäftsbericht, 1992)

Im Rückblick konnten für jenes Geschäftsjahr rund 80 verschiedene Aktivitäten und Veranstaltungen dokumentiert werden. Gleichzeitig wurde die Betriebsorganisation optimiert, Arbeitsgruppen hatten dafür Strategien entwickelt. Eines der beherrschenden Themen jener Jahre war die Zinsabschlagsteuer. Die hier auszufüllenden Freistellungsaufträge bedeuteten einen enormen Aufwand für die Banken.

Die Bilanz war im Geschäftsjahr positiv, der Vorstand berichtete: „Erfreuliche und weitgehend überdurchschnittliche Zuwachsraten unterstreichen den Wachstumspfad und sorgten dafür, dass wir unsere Marktposition weiter festigen konnten: Die Bilanzsumme stieg von 515 auf 569 Mio DM, was einem Zuwachs von 10,2% entspricht. Die Gesamteinlagen beliefen sich auf 465 Mio DM nach 415 DM im Vorjahr. Mit dieser Steigerungsrate von 12,1% haben wir den Verbandsdurchschnitt von 9,5% noch deutlich übertroffen.“

Die folgenden Jahre der 90er-Dekade waren geprägt von weiterem dynamischem Wachstum, insbesondere im Firmenkreditgeschäft, aber auch von verschiedenen Belastungsfaktoren. Zur Jahrtausendwende hat die Bilanz, auch einhergehend mit den bereits erwähnten Zusammenschlüssen mit der Spar- und Kreditbank Ottenhöfen eG (1998) und der Volksbank Sasbach eG (1999), ein Volumen von über 1,3 Mrd. DM (umgerechnet rd. 687 Mio. Euro) erreicht. Auch in den Jahren ab 2000 wuchs das Geschäftsvolumen, insbesondere das betreute Kundenanlagenvolumen, beträchtlich.

Um den gestiegenen Anforderungen des Geschäftsbetriebs in technischer und organisatorischer Hinsicht zu entsprechen, beschlossen Vorstand und Aufsichtsrat der Bank im Jahre 2002 die grundlegende Sanierung und Modernisierung des Hauptstellengebäudes am Marktplatz und die Errichtung eines neuen Gebäudeteils, das die Erschließung der Kundenhalle fortan nicht mehr von der Hauptstraße, sondern barrierefrei über den

Marktplatz und die Ratskellerstraße ermöglichte. Die von Architekt Franz-Josef Haug federführend geplante „Bank am Markt“ mit der neugestalteten Kundenhalle und einem modernen, flächenoptimierten Arbeitsplatzkonzept wurde im Juli 2006 bei einem Tag der offenen Tür und einem großen Fest auf dem Marktplatz der Öffentlichkeit präsentiert. Abgeschlossen wurde die insgesamt fast vierjährige Bauzeit im Jahr 2007 mit der Eröffnung der neuen Geschäftsräume für das Reisebüro und die Immobilienvermittlung mit Zugang von der Hauptstraße.



Der Erweiterungsbau in der Ratskellerstraße nach Fertigstellung im Jahr 2006

Die Folgen der krisenhaften Zeit nach dem Zusammenbruch der amerikanischen Investmentbank Lehman Brothers im September 2008 mit zeitweise deutlichen Kursverlusten an den Aktien- und Anleihemärkten bekamen die Branche, die gesamte genossenschaftliche Finanzgruppe und auch die Bank zu spüren. Die Belastungen aus der Bewertung der bankeigenen Wertpapieranlagen konnten aber gut verkraftet werden.

Im Jahr 2010 bei der Verabschiedung des langjährigen Vorstandsvorsitzenden Erich Schönle, der dem Vorstand mehr als 22 Jahre angehörte, war bereits die 900-Mio.-Euro-Marke in der Bilanzsumme überschritten und es wurden mehr als 200 Personen beschäftigt.

Von der Volksbank Achern zur Volksbank in der Ortenau

Im Jahr 2016 erfolgte schließlich die Fusion mit der Volksbank Offenburg eG zur Volksbank in der Ortenau eG unter den Vorständen Clemens Fritz und Günter Quicker (Achern) sowie Markus Dauber und Andreas Herz (Offenburg). Die neue Volks-



Die Vorstände und die Aufsichtsratsvorsitzenden bei der Unterzeichnung des Fusionsvertrages 2016



Vorstand der Volksbank in der Ortenau im Jahr 2018

bank in der Ortenau wies im Fusionsjahr ein Geschäftsvolumen von rd. 2,75 Mrd. Euro auf, wozu die übergebende Volksbank Achern etwa ein Drittel beisteuerte. Während der Integrationsphase und bis zum altersbedingten Ausscheiden von Herrn Quicker nach mehr als 23-jähriger Vorstandstätigkeit Ende 2016 führte ein vierköpfiges Vorstandsgremium die Geschäfte der Bank. Der bisherige Hauptsitz in Achern behält seine Funktion als Beratungszentrum für Firmen- und Privatkunden und wird darüber hinaus durch Verwaltungsabteilungen der Volksbank in der Ortenau genutzt.

Bei der ersten Bilanzpressekonferenz nach der Fusion konnte die Volksbank in der Ortenau eine zentrale Botschaft verkünden: „Wir haben die Fusion gut gemeistert“, so der Vorstandsvorsitzende Markus Dauber, „und das trotz schwierigster Rahmenbedingungen.“ Schnell und effizient konnte dieser große Schritt vollzogen werden. Mit einem Geschäftsvolumen von über 2,7 Mrd. Euro, einem Kundenkreditvolumen von über 2 Mrd. Euro und Kundeneinlagen von über 1,9 Mrd. Euro gehört die Volksbank in der Ortenau nun zu den größten Volksbanken in Baden-Württemberg.



Das neue A und O in der Ortenau



Der Aufsichtsrat der Volksbank in der Ortenau im Jahr 2018

Literatur:

Lötsch, Gerhard: Achern. Eine Stadt und ihre Geschichte 1849–1918. Achern 2005.
 Diverse Chroniken und Geschäftsberichte der Volksbank Achern.
 Beiträge in der „Ortenau“, Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden.

Schülerpostkarten aus Kenzingen

oder: Ideen gehen auf Wanderschaft

Ulf Wielandt

Dass nun im Handel eine bereits 1909 gefertigte Einjährigenkarte aus Kenzingen auftauchte,¹ belegt, dass dieser Brauch des Verschickens von selbstgefertigten Botschaften zum bestandenen Einjährigen, etwa der heutigen „Mittleren Reife“ entsprechend, schon vor den hier im Jahre 2016 vorgestellten Karten² bestand, und berechtigt zu der Hoffnung, dass mit der Zeit vielleicht doch noch die eine oder andere noch nicht bekannte Karte dieser Zeit auf dem Markt auftaucht.



Die ausgesprochen kunstvoll gestaltete Karte beschreibt vor dem Schulgebäude, hinter dem die Sonne der nun gewonnenen Freiheit aufgeht, die sechs Jahre von 1903 bis 1909 mit folgenden Versen: „Nach 6 Jahren des Schaffens und Strebens/ Des Fürchtens und Bebens/Entfliegen wir nun wie Zepplin frei/das klingt uns wie herrliche Melodei.“ Ins Bild gesetzt schweben die Schüler nun im Zeppelin-Luftschiff am Schulgebäude vorbei hinaus ins Leben, wobei nun nicht mehr benötigte Bücher bzw. Lehrwerke bzw. Lehrinhalte wie Algebra, Geometrie oder Englisch über Bord geworfen werden. In der linken oberen Ecke der Karte prangt das mit einem Blütenzweig ver-

Abb. 2: Schulgebäude Kenzingen, um 1900

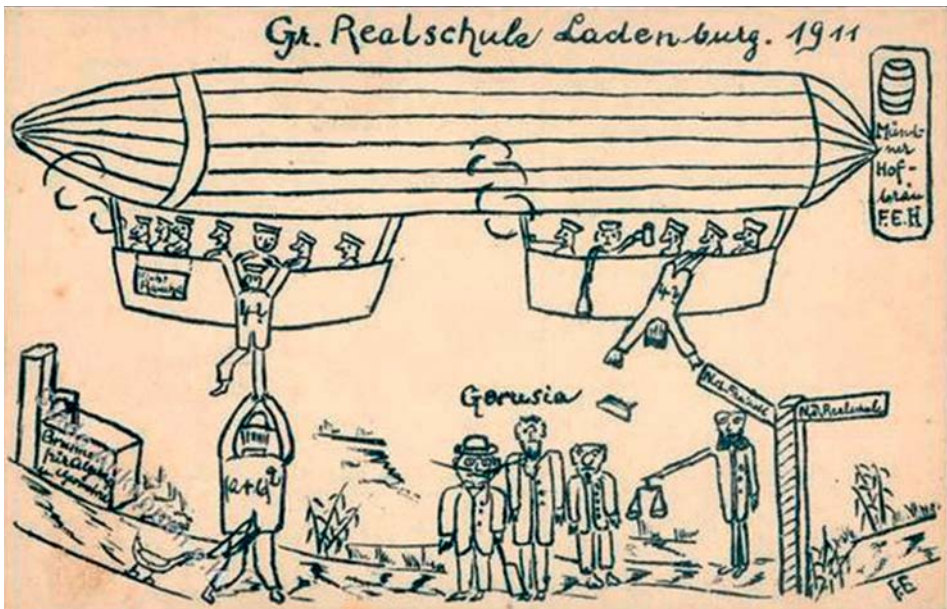




zierte Wappen der Stadt Kenzingen. Der Zeichner dieser Karte hat unten rechts mit seinen Anfangsbuchstaben – möglicherweise F. O. – signiert.

Motiv: Das Zeppelin-Luftschiff

Dass sich im ersten Jahrzehnt des 20. Jhs. das Zeppelinsche Luftschiff besonderen Interesses gerade bei der Jugend erfreute, erstaunt nicht, erfolgte doch nach anfänglichen Schwierigkeiten und kürzeren Aufstiegen zwischen 1900 und 1906 der LZ 1 und LZ 2 dann der längere erfolgreiche Aufstieg der LZ 3 am 9./10. Oktober 1906. Er bewirkte nun geradezu einen „Boom“ an Luftschifffahrten.³ So wurde auf mehreren Schülerkarten dieser Zeit das Luftschiff „Sinnbild des Höhenflugs und der raum- und zeitüberwindenden Lebensreise“⁴ nach der bestandenen Prüfung. Als Beispiele hierfür mögen eine



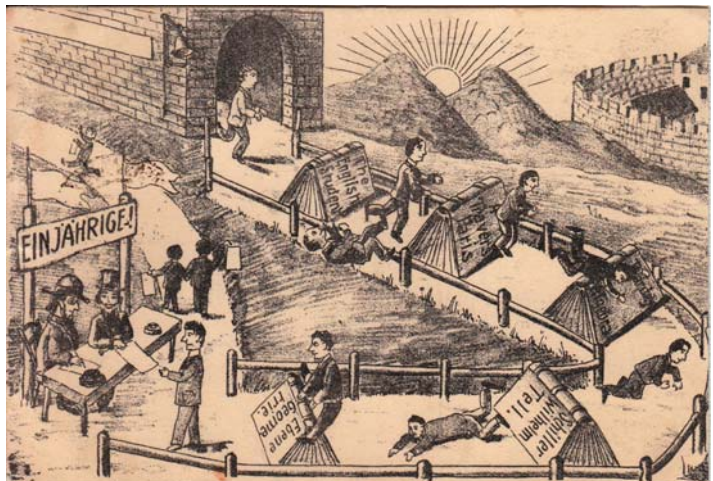
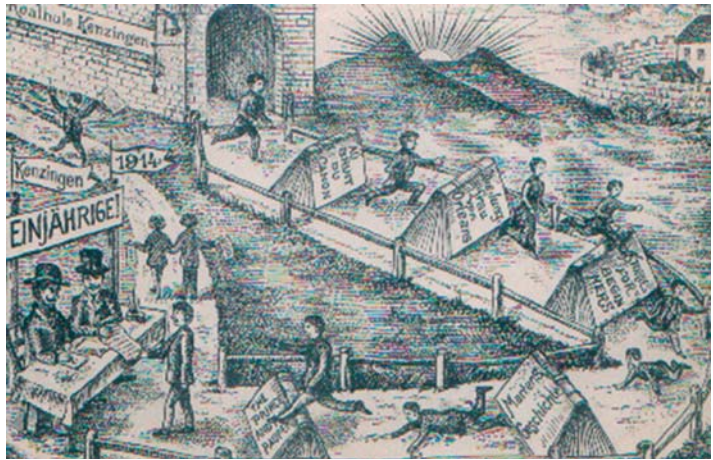
Abiturientenkarte aus Rottweil (1909) und eine Einjährigenkarte aus Ladenburg (1911) dienen.

Ideen gehen auf die Wanderschaft

In der Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden „Die Ortenau“ wurde in Band 96 (2016)⁵ eine Schülerkarte der Einjährigen aus Kenzingen vorgestellt. Nun ist zwischenzeitlich eine Schülerkarte aus der Realschule Offenburg aus dem Jahre 1903 bekannt geworden, die so auffallende Ähnlichkeit mit der Kenzinger Karte aufweist, dass man von einer direkten Anleihe ausgehen muss. So wurde die ursprüngliche Vorgabe nur unwesentlich verändert: hinzugefügt wurde in Kenzingen 1914 in der rechten oberen Ecke das mit einer hohen Mauer umgebene burgartige Gebäude, das möglicherweise symbolisch die Schule darstellen soll. Bei genauerem Hinsehen fallen die im unteren Teil verkehrt aufgedruckten Buchtitel ebenso auf wie die am Tunnelausgang angebrachte Schrift „Realhule Kenzingen“. Allerdings erscheinen die Buchtitel 1914 in Anbetracht dessen, was wir heute wissen, etwas aktueller, um nicht zu sagen „kriegerischer“ als 1903: „Au bruit du canon“ und „Die Jungfrau von Orléans“ statt englischer bzw. mathematischer Lehrbücher. Beim Vergleich der die Hindernisse überwindenden bzw. daran scheiternden Schüler sind ebenfalls zeichnerisch kleinere Unterschiede zu beobachten, auch erscheinen die Gestalten mitunter etwas verschwommen. Gibt sich auf der Karte aus Offenburg 1903 ein Zeichner namens „Singer“ zu erkennen, so fehlt 1914 begreiflicherweise eine Autorenangabe.

Die das Einjährige 1914 in Kenzingen ankündigende Schülerkarte wurde – wie erwähnt – bereits in „Die Ortenau“⁶ vorgestellt. Dass aber mit dieser Karte auf eine bereits 1903 im nahegelegenen Offenburg verwendete Idee einer Schülerkarte zurückgegriffen wurde, belegt auch, wie eng über den Heimatort hinaus die Beziehungen innerhalb der ideensuchenden künftigen Einjährigen waren. Und noch im Jahre 1919 wurde eine fast identische Karte, nun allerdings ohne Orts- und Jahresangabe, nochmals verwendet, vermutlich – dem Poststempel der handgeschriebenen Angabe „Emmendingen 28.VI. 1919“ nach zu schließen – in Emmendingen. Auf der Rückseite ist aufgedruckt: Einjähriges 1919.

Dass diese Ideen-Aneignung kein Einzelfall war, mögen aus dem engeren Raum weitere Beispiele aus Konstanz – Rottweil,⁷ Rottweil – Schramberg⁸ und Ettenheim – Heidelberg⁹ belegen.



Die Grundidee der beiden Karten aus Konstanz bzw. Rottweil dürfte die gleiche sein: der im Strahlenkranz der gewonnenen Freiheit sich sonnende, vom Schüler-Frosch nun auf dem Weg zum Studenten-Fuchs-Dasein befindliche Abiturient-Mulus. Allerdings ist die Ausführung wesentlich individueller gestaltet.

Ein weiteres Beispiel zeigt ein Vergleich der Abiturientenkarte 1904 aus Rottweil mit der Einjährigenkarte 1910 aus Schramberg, wobei auch hier die Grundidee identisch, die Ausführung aber je nach dem Herkunftsort sehr unterschiedlich gestaltet ist.



Ein letztes Beispiel aus der Region, der Vergleich einer Abiturkarte 1904 aus Ettenheim mit einer Einjährigkarte 1920 aus Heidelberg, schließt den Kreis zu Kenzingen. Auch hier ist die Idee einer Zirkusvorstellung bzw. eines Dressuraktes einfach und vereinfacht übernommen worden. Dass die Vorstellung des Abiturienten als *Mulus*, d.h. als Zwischending zwischen Schüler und Student, hier einfach auf den Einjährigen übertragen wurde, erstaunt allerdings und verleitet zu der Frage, ob die klassische Vorstellung des Abiturienten als *Mulus* hier zum Schulabgänger allgemein verschliffen wurde.



Anmerkungen

- 1 Gedruckt von Gustav Steiger, Kenzingen
- 2 Wielandt, U.: Schülerpostkarten aus der ehemaligen Realschule Kenzingen, in: *Die Ortenau* (96) 2016, 445–450. Dort werden zwei Karten aus den Jahren 1912 und 1914 vorgestellt.
- 3 Das Luftschiff LZ 3 legte bis 1908 insgesamt 45 Fahrten mit zusammen 4398 km zurück.
- 4 Städele, D.: *Kitsch und Kunst im Kleinformat*. Konstanz 1986, Kap. 18: Luftschiff, Flugzeug und Ballon, S. 78f.
- 5 Schülerpostkarten aus der ehemaligen Realschule Kenzingen, S. 445–450
- 6 Wielandt, U.: a. a. O., S. 448
- 7 Die Konstanzer Karte ist erschienen in: Städele, D.: *Kitsch und Kunst im Kleinformat*. Schülerpostkarten – ein vergessener Brauch. Konstanz 1986, S. 56, die Karte aus Rottweil, in: HJ Deck/W. Vater, *Katalog, Rottweiler Schülerpostkarten*. Rottweil 1997
- 8 Die Schramberger Karte ist erschienen in der Festschrift *Gymnasium Schramberg 1840 1940 1990*: C. Kohlmann, *Die Einjährigengrüße der Realschule Schramberg* S. 91–95, hier S. 91. Die Rottweiler Karte bei HJ Deck, *Rottweiler Abiturientenpostkarten*. In: *Trödler* Nr. 159 (Feb. 1993) S. 16–21, hier S. 18
- 9 Die Ettenheimer Karte ist erschienen in: *Die Ortenau* (88) 2008: B. Uttenweiler, *Ein vergessener Brauch, Schülerpostkarten vom Gymnasium Ettenheim, 197–222*, hier: 200. Auch in: *Festschrift Gymnasium Ettenheim 1841–2016*, B. Uttenweiler, *Schülerpostkarten aus dem vorigen Jahrhundert*, 31–37, hier 32. Die Karte aus Heidelberg befindet sich in einer Privatsammlung.

Kanzlerkeller (III): 25 Jahre Forschungen in einem Offenburger Gewölbekeller

Manfred Merker

Für Frau Dr. Senta Kanzler zum 90. Geburtstag

Vorgeschichte

Siebzehn Jahre sind seit der letzten Veröffentlichung über die Erforschung des Kanzlerkellers in der ORTENAU 2001 vergangen, nachdem bereits 1997 eine erste Bestandsaufnahme erfolgt war. Im „**Kanzlerkellerbericht I**“ hieß 1997 der Untertitel: „Stadtarchäologische Aktivitäten einer Schüler-AG in einem Offenburger Gewölbekeller“, wobei der erlebnispädagogische Einsatz einer engagierten stadtarchäologischen Arbeitsgemeinschaft von Jugendlichen im Vordergrund stand.

Der **Kanzlerkellerbericht II** aus dem Jahre 2001 trug die Untertitel: „Stadtarchäologische Arbeiten 1997–2000: Fluchtstollen – Tiefbohrung – Stadtkataster – Ausstellungen – Neue Vermessungen – Ein Kellermuseum.“ Darin war bereits das ganze Programm dieses Zwischenberichts enthalten, bei dem die Öffnung eines über zehn Meter langen, bisher unbekanntem Geheimganges zur Stadtmauer mit seinen überraschenden Funden für genau soviel Aufregung bei allen Beteiligten sorgte wie die aufwändige Tiefbohrung zum Grundwasser im Brunnen-schacht. Beides konnte neben neuen Vermessungsplänen und Veränderungen im tiefsten Keller in der Ausstellung „**Stadtarchäologie Offenburg 1998**“ einem größeren Publikum in der Hauptstelle der Volksbank Offenburg mit deren finanzieller Unterstützung in einer archäologischen Vernissage und anschließenden Ausstellung präsentiert werden

Kanzlerkeller III

Wenn Archäologie „*die sichtbar gemachte Vergegenwärtigung des längst Vergangenen*“ ist, „*die immer wieder Menschen erneut fasziniert, weil sie uns zwischen Vertrautheit und Fremdheit eine erweiterte Dimension unserer Existenz anschaulich präsentiert*“, dann hat die Archäologie-AG am Grimmelshausen-Gymnasium hierzu im Kanzlerkeller sicher einen eindrucksvollen Beitrag geleistet. Er begeistert immer wieder nicht nur die Besuchergruppen bei der samstäglichen Gewölbekellerführung, son-

dern hat außerdem auch über die Grenzen der Stadt hinaus im Land große Beachtung gefunden. So erhielt die Archäologie-AG für ihre stadttarchäologische Arbeit im Herbst des Jahres 2002 die alle zwei Jahre vergebene höchste archäologische Auszeichnung des Landes, den Archäologiepreis des Landes Baden-Württemberg, verliehen, der bislang erst zehnmal vergeben worden war. Gestiftet wurde unser mit 2500,- € dotierte Förderpreis von der Wüstenrot Stiftung zusammen mit der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern und dem Förderkreis für Archäologie in Baden e. V. Dem Geldpreis, der uns für weitere Geräteanschaffungen sehr willkommen war, war eine Nachbildung der goldenen Schale aus dem Fürstengrab von Hochdorf beigefügt. Angereist über den schon winterlichen Schwarzwald waren Eltern, Vertreter der Schule und des Stadtplanungsamtes, ein Abgeordneter der neu gewählten Offenburger Oberbürgermeisterin, Ehepaar Dres. Kanzler, die Presse und natürlich die vielköpfige „Archäologie-AG 2002“ samt drei ehemaligen Archäologiepreisträgern des Grimmelhausen-Gymnasiums. Begrüßt wurden die Vertreter von Politik, Wissenschaft, Denkmalpflege und Repräsentanten der Archäologie vom Präsidenten des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Prof. D. Planck, der schon früher von Stuttgart aus die Arbeit unserer AG immer wieder wohlwollend gefördert hatte. Er charakterisierte und rühmte die Arbeit der Preisträger, was anschließend der Vorstandsvorsitzende der Wüstenrot Stiftung, Dr. W. Bollacher, fortsetzte. In Vertretung des den Preis verleihenden Wirtschaftsministers präzisierter Ministerialrat Dr. K. Epple unsere jahrelange stadttarchäologische Leistung besonders im Kanzlerkeller. Die Dankensworte von Dr. Merker, dem Leiter der AG seit 25, wurden begleitet von Ansprachen eines seiner jungen Schüler und eines Vaters, der ehemals Mitglied der AG gewesen war und an dem Abend seinen Sohn als AG-Mitglied beglückwünschen konnte.

Den anschließenden Festvortrag hielt der weltweit renommierte Altsteinzeitforscher Prof. N. Conard von der Universität Tübingen über die Anfänge der menschlichen Kultur in den Funden altsteinzeitlicher Ausgrabungen in den Höhlen der Schwäbischen Alb. Dabei wurde nicht nur die älteste bekannte Darstellung eines Vogels aus der Höhle Hohle Fels präsentiert, sondern auch eine noch spielbare Flöte aus Schwanenhalsknochen, beide über 30000 Jahre alt.

Quasi als Dank für die hohe Auszeichnung ihrer stadttarchäologischen Arbeit präsentierte die AG am Ende des Winters 2003 in den unteren Räumen des Offenburger Museums



Abb. 1: Die Preisverleihung im Weißen Saal des Stuttgarter Schlosses am 28.11.2002

im Ritterhaus ihre schon in Stuttgart angekündigte groß angelegte Ausstellung. Gelegenheit zu dieser umfangreichen Präsentation bot uns der Museumsleiter, Herr M. Friedmann, in allen vier Räumen des Erdgeschosses, auch des Museumscafés, ehe es danach renoviert werden sollte. Unter dem Motto „**Gruben, Gänge & Gewölbe**“ konnte die AG mit tatkräftiger Unterstützung der Eltern ab Anfang Februar einen Überblick über ihr 25-jähriges Wirken an verschiedenen Fronten der archäologischen Forschung in Szene setzen, wie das schon auf den Tafeln im Stuttgarter Schloss zu sehen gewesen war.

Besonders ausführlich wurden die Funde des Kanzlerkellers, sowohl aus dem Brunnenschacht als auch aus dem Fluchtstollen, in den Tischvitrinen des großen Saales ausgebreitet, an dessen Ende die kleine goldene Preisschale hinter einer Unterschriftenmappe mit prominenten Gratulanten glänzte. Dahinter war die wandgroße Plastikplane mit der steingerechten Einzeichnung der gesamten südlichen Kellerwand aufgespannt. Einer der Schüler präsentierte die Ergebnisse unserer letzten großen Feldgrabung an der Stelle des abgerissenen naturwissenschaftlichen Pavillons direkt an der Stadtmauer, wo wir zwei große Schliemannsche Suchgräben angelegt hatten. Eindruck machten auch der Pferdeschädel aus dem 17. Jahrhundert, den



Abb. 2: Die große Archäologieausstellung 2003

wir an einem Burgtor der Ottrotter Schlösser bei unserem internationalen Archäologiecamp auf der Burg freigelegt hatten, und die Exponate der Römervilla an der derzeit größten europäischen Grabung an der deutsch-französischen Grenze im Saarland aus dem Projekt von 2002. Dokumentiert wurden auch die innerstädtische Aktion der „Milleniums-AG“ 2000 mit Dr. Köpfer bei der mittelalterlichen Töpferwerkstatt an der schulnahen Kesselstraße und unser letzter Einsatz bei der Offenburger Marktplatzgrabung zusammen mit dem Landesdenkmalamt Freiburg. Ein kleiner Tisch war gefüllt mit dem „schulnächsten Römerfund“ aus der Gerberstraße 7 und römischen Balken aus den Kiesverwerfungen unter der südlichen Hauptstraße, die möglicherweise von einem römischen Brückenkastell über der Kinzig aus dem dendrochronologisch gesicherten Jahr 74 n. Chr. stammten. Für die ganz Kleinen hatte die Firma OBI einen Sandkasten gestiftet, wo die die Eltern begleitenden Miniarchäologen im Gartencafé nach vorher vergrabenen Kleinfunden buddeln konnten. Dazu gab es einen repräsentativen Büchertisch und die Vorführung eines AG-eigenen Videos über die Praxis unserer archäologischen Arbeit. Für Schulklassen fanden Führungen im Museum, dem nahen Kanzlerkeller und in den Arbeitsräumen der benachbarten Schule statt. Im Vorraum der Ausstellung zeigte das Stadtplanungsamt zusammen mit dem Leiter der unteren Denkmalschutzbehörde, Herrn Meier, Pläne des unlängst erschienenen Stadtkatasters, bei dessen Erstellung die AG mitgewirkt hatte und die der geplanten Erforschung weiterer Altstadt Keller dienen sollten.

Gut besucht waren auch die vier parallel zur Ausstellung angebotenen wissenschaftlichen Vorträge bekannter Fachleute unter dem Motto. „Archäologie vor Ort“: Dr. Merker führte nach Darbietung einer mittelalterlichen Musikgruppe zur Eröffnung in die Sehenswürdigkeiten der vielseitigen Ausstellung ein. Bauforscher und Dendrochronologe B. Lohrum/Ettenheimmünster erläuterte die Methoden der Zeitbemessung an Jahresringen von Hölzern, theoretisch und vor Ort am Beispiel der ältesten Offenburger Holztür von 1689 im alten Franziskanerkloster. Dr. B. Jenisch/Freiburg referierte als Glasexperte über historisches Glas aus nahen Schwarzwälder Glashütten, u. a. im Schuttertal, aus denen eventuell unser Glas aus dem Kanzlerkellerschacht stammen könnte. Die Praxis und Probleme der Restaurierung veranschaulichten B. Baldszuhn/Schutterwald und sein Team an einem weiteren Vorabendtermin. Als Finissage dieser groß angelegten stadarchäologischen Präsentation feierte die AG mit ihren Besuchern ein fröhliches römisches Saturnalienfest zum Abschied, während aus dem Keller

der Althistorischen Fasnachtzunft unter uns die Narrenmusik heraufdröhnte und auf dem wenige Schritte entfernten Marktplatz von der Hexenzunft die große Strohhexe verbrannt wurde. Mit dem Ende dieser Ausstellung war auch das Ende der „Arbeitsgemeinschaft Stadtarchäologie am Grimmelshausen-Gymnasium“ gekommen.

Für das weitere Jahr 2003 waren eigentlich zwei große Vorhaben für die „Kanzlermannschaft“ eingeplant worden:

1. Die ausstehende Weitererforschung des Fluchtstollens bis unter die Stadtmauer und zum Mühlbach (ehemalige Kunstmühle).
2. Die systematische Bearbeitung der übrig gebliebenen Glasfunde aus dem Brunnenschacht in Verbindung mit einem erlebnispädagogischen Projektwochenende bei einer ehemaligen Schwarzwälder Glashütte im vorderen Schuttertal.

Beide Projekte sollten sich aus verschiedenen Gründen anders entwickeln als geplant. Zunächst wurden in einer konzertierten Aktion in der Nähe des ausgeräumten und aus Sicherheitsgründen wieder verfüllten und mit großen Steinplatten abgedeckten Brunnenschachts zwei Sandsteinplatten herausgeholt, weil hier von Experten wegen einer Absenkung in der Falllinie der Abflussrinne ein zweiter Brunnenschacht vermutet wurde. Dieser Einsatz von immerhin vier starken Männern war leider nicht von Erfolg gekrönt. Damit waren die Untersuchungen im untersten Keller abgeschlossen, die Stelle des Brunnenschachts wurde mit einem gelben Kreis gekennzeichnet. Das war, wie auch die Plattenaktion, das Verdienst des Ingenieurehepaars Brinkop/Offenburg, das auch für eine Neuaufstellung der Vitri-



Abb. 3: Letzter Einsatz im Brunnenschacht des Kanzlerkellers

nen im Tunnelkeller, deren Austarierung und deren hölzerne Sockelverkleidung sorgte. Der Autor wagte zum ersten Male seilgesichert mit einer alpinen Stirnlampe und einer Kamera bewaffnet einen Einstieg in den Lößgang des Fluchtstollens, der laut Auskunft des Freiburger Landesbergamts bei der Unterquerung der Krautgasse an der Stadtmauer, dem ehemaligen Rondengang, wegen seiner geringen Ausmaße nicht fachmännisch abgestützt werden konnte. Die innere Stadtmauerbegrenzung, die den Rondengang zur Altstadt abgrenzte, wurde überraschend beim Umbau des Erdgeschosses nach Auszug des dort praktizierenden Arztes, des vierten in der Geschichte des Hauses, entdeckt und dokumentiert. Die neu entdeckte Mauer bildete die Hausfront bis zum Vorsprung der Südfassade, die sie später im Hausinneren mit einbezog. Entnommene Steine wurden am Rande des dritten Kellers ausgestellt. Das Ende des ca. 13 m langen Erdtunnels weitete sich bei der Erkundung zu einer großen, halb eingestürzten Lößhöhle vor der Stadtmauer, wobei sich sofort die Frage stellte, wo und wie tief unter der Grünanlage vor der südlichen Mauer der Fluchtstollen endete.

Dass diese Frage, wenn auch erst fünf Jahre später, gelöst werden konnte, ist wiederum das Verdienst des Ehepaares Ing. Brinkop. Ihr großzügiges Angebot realisierten sie auf ihre Kosten mit Herrn Dipl.-Ing. Ernst vom Vermessungsbüro M. Kappis/Lahr im Oktober 2008. Die wissenschaftliche Ausgangsfrage lautete: „Wie lang ist der Tunnel in seiner gesamten Ausdehnung und wo ist sein Ausgang in oder unterhalb der Stadtmauer?“ Im Ergebnisprotokoll an die Oberbürgermeisterin und ihren Baubürgermeister heißt es am 09.12.2008: „Ein über Satelliten gekoppeltes Messsystem mit PC-Rechenprogramm machte es möglich, die Tunnelachse auf die Hauptstraße zu projizieren, hier eine Messlinie abzustecken und mit Messpunkten bleibend zu markieren, dann die Tunnelachse und mögliche Ausgangstür an der Stadtmauer gut sichtbar abzutragen (derzeit durch ein gelbes Farbkreuz) sowie auch die Sohlenhöhe unterhalb des vorhandenen Geländes zu bestimmen. Die Berechnung ergab eine Länge von 13,30 m.“

Damit war zum ersten Mal die Länge des auch zuvor schon mehrfach vermessenen Tunnels exakt bestimmt. Gleichzeitig konnte messtechnisch auch der Tunnelausgang festgestellt werden, zu dem bisher nur noch drei weitere Offenburger Fluchtstollen unter der Stadtmauer, ganz in der Nähe westlich davon, bekannt sind. Danach liegt der Ausgang immerhin **3,73 m** unter dem Niveau der Grünanlage im ehemaligen Stadtgraben an der später angelegten Grabenallee nahe dem Kriegerdenkmal (Löwen) des 170er Regiments aus dem Erstem Weltkrieg,



Abb. 4: Das Ende des Fluchtstollens vor der Stadtmauer



Abb. 5: Vermessung des Tunnelendes mit Satellitenprogramm

das einst vor dem Kanzlerhaus aufgestellt war (siehe Bildergalerie im Hause Kanzler!). Dort müsste sich auch die von Brinkops vermutete schwere Fluchttür in Richtung des 34,50 m vom Tunnelaustritt entfernten Mühlbach befinden. Die Tiefenabgabe wurde gelb auf der Stadtmauer aufgetragen und ebenfalls auf der inneren Tunnelseite rechts vom Gitter im untersten Keller vermerkt. Die Vermessungsskizze liegt als letzte dieser Art rechts in der Forschungsvitrine im „Wachstubenkeller“.

Das jetzt ebenfalls errechnete Gefälle von 2% bestätigte eine Nebenfunktion des Fluchtstollens als Abwassergraben, was auch durch die schräg nach innen gestellten Ziegelsteine am Tunneleingang und das stadteinwärts gegenüberliegende vermauerte Backsteintor zum Nachbargrundstück (ehemals Mehne) bestätigt wird. Die Schüler hatten früher schon den Auftrag erhalten, aus alten Mühlenplänen der mittelalterlichen Stadt und Grundstückseintragungen in der 1973 abgerissenen Kunstmühle Rückschlüsse auf das Tunnelende zu ziehen, da diese große Mühle vor dem 1824 abgebrochenen Kinzigtor direkt auf der Strecke zwischen Tunnelausgang unter der Stadtmauer bis zur möglichen Einmündung in den rettenden Mühlbach lag. Ergebnisse kann nur die weitere Erforschung oder der Zufall bringen. Unlängst wurde bei einem Tiefstand des Mühlbachs die vermutliche Ausmündung auf der Höhe des Forums entdeckt.

Auch nach der Pensionierung wurde die „Arbeitsgemeinschaft Stadtarchäologie Offenburg am Grimmelshausen-Gymnasium“, wie schon in Stuttgart versprochen, weitergeführt. Ein AG-Mitglied, einer der beiden letzten Archäologiepreisträger der Schule, konnte bald darauf in der mittleren Wasserstraße Reste der seit Jahrhunderten gesuchten rechtsrheinischen Römerstraße entdecken und, ebenfalls eine kleine

Abb. 6: Der letzte archäologische Feld-einsatz der AG am Offenburger Markt-platz Ende 2002



wissenschaftliche Sensation, zusammen mit einem Kollegen sichere Spuren des in der Forschung lange bestrittenen Offenburger Römerlagers, und zwar beim Bau der Tiefgarage unter dem Marktplatz, bei dessen Erforschung die Archäologie-AG 2002 ihren letzten Einsatz gehabt hatte.

Im Jahre 2007 meldete sich gänzlich unerwartet telefonisch eine neue Mitarbeiterin mit dem Angebot, bei der noch ausstehenden archäologischen Arbeit im Kanzlerkeller mitzuhelfen: Frau Brigitte Fredenhagen/Offenburg, die schon bei archäologischen Außenarbeiten ihre Erfahrungen gesammelt hatte. Diese willkommene Offerte wurde die Keimzelle der neuen „Arbeitsgemeinschaft Stadtarchäologie im Kanzlerhaus“. Für die weiteren Aktivitäten ließ uns Ehepaar Dres. Kanzler durch ihren Hausmeister zwei große Räume im Dachgeschoss ausbauen, wo in ruhiger Atelieratmosphäre jetzt jeden Mittwoch die neue Arbeit aufgenommen werden konnte. Hier fanden auch, mit Zustimmung des Landesdenkmalamtes, sämtliche Funde aus dem Brunnenschacht und Fluchtstollen des Kanzlerkellers gut sortiert und dokumentiert in Einzelkartons ihren Platz, ebenso das kleine Fotoarchiv, die Pressemappe, die Fachbibliothek, didaktische Mappen und Dokumente, Exponate aus anderen Grabungen der AG sowie Geräte und archäologisches Handwerkzeug. Die anschließende jahrelange Zusammenarbeit in diesem hellen archäologischen Studio führte zu durchaus sehenswerten Ergebnissen, die zu gleichen Teilen der neuen Mitarbeiterin geschuldet sind: die sorgfältige Restaurierung und spätere Präsentation des Fundkomplexes „Kanzlerglas“. Neben der Keramik stellt das Glas aus dem Brunnenschacht zwar nur einen geringen Teil der geborgenen Artefakte dar. Immerhin hat er aber als Überrest vom ehemaligen Tisch eines reichen großbürgerlichen Hausbesitzers in bester Stadtlage aus der Zeit Grimmelshausens einen besonderen Wert und auch seinen ästhetischen Reiz. Auf langen Arbeitstischen konnten die Hunderte von Scherben ausgebreitet, nach Funktion sortiert und

zugeordnet werden. Mit immer wieder erneut verworfenen Klebern – ein allbekanntes Problem aller Glasrestaurierungen – gelang es, trotz der extremen Dünnwandigkeit, einzelne Trinkgläser zusammenzusetzen. Leider kam wegen der im Brunnen-schacht arg zerscherbten Einzelteile kein einziges komplettes Prunkglas zustande. Der gesamte Glaskomplex bestand aus einer Menge an normalem waldgrünem Flachglas für Fenster, Teile von Butzenscheiben, Böden und Rändern von z. T. reich verzierten Trinkgläsern barocker Festtafeln des 16. und 17. Jahrhunderts und Kuttrolfen, kleinen mittelalterlichen Flaschen mit verengtem Doppelhals. Wertvoll waren besonders die zahlreichen Nuppen, dabei eine einzelne Brillantnuppe (auch Beeren- oder Brombeernuppe), und die wenigen bunten emaille-verzierten Gläser mit figürlichem Schmuck und Buchstaben, die sich aber bisher nicht als lesbar zusammenfügten.

Herkunftsort des „Kanzlerglases“, das nicht weit entfernt vor der Haustür auf dem Töpfermarkt von vorbeiwandernden Trägern der Schwarzwälder Glaskompanien verkauft wurde, ist wahrscheinlich die Glasproduktion im nahen Schwarzwald. Experten vom Freiburger Landesdenkmalamt vermuten eine Glashütte am Grassert im vorderen Schuttertal. Hier wurden nach schriftliche Quellen in der Glashütte des Meisters Andreas Wenzel 1619 folgende Gläser produziert: 35 800 Scheiben, 22 068 Stück Milchglas, 25 568 Trinkgläser, 4500 Wassergläser und 300 Flaschen. Von hier und von anderen nahen Glashütten wurden dann die oberrheinischen Märkte in Straßburg und sicher auch in Offenburg mit Waldglas beliefert. Standort und Reste der Glashütte wurden unlängst vom Verfasser im Wolfersbachtal bei Seelbach wiederentdeckt. Bei einem gemeinsamen Besuch mit Frau Fredenhagen im „Zentralen Archäologischen Archiv des Landes Baden-Württemberg“ in



Abb. 7: Die neuen Glasvitrinen

Rastatt konnte uns der Archivleiter lediglich Glasfritte und Glasschlacken vom grünen Waldglas aus der Grasserthütte zeigen, aber leider keine vergleichbaren Fundstücke von Gebrauchsglas. Auch bei den Ansprechpartnern im Schuttertal fand sich nichts Vergleichbares: Das Kapitel „Kanzlerglas aus dem Schuttertal“ kann noch nicht geschrieben werden und bleibt ein Forschungsdesiderat für nachfolgende Generationen.

Nach Abschluss der Sortierungs- und Restaurierungsarbeiten wurde die Präsentation der wichtigsten Stücke geplant: Zuordnung und Auswahl von Fundkomplexen, Recherchen in Glaskatalogen und anschließende Beschriftung, Anfertigung von vergleichenden Abbildungen und Informationstafeln. Inzwischen war 2012 nach einem Antrag bei der gemeinnützigen Bürgerstiftung St. Andreas eine Fördersumme zur Anschaffung von zwei Glasvitrinen genehmigt worden, die eine Möglichkeit zu angemessener Präsentation boten.

Die beiden neuen Vitrinen für den „Wachstubenkeller“ lieferte die gleiche bewährte Firma, die schon die beiden von der Jugendstiftung Baden-Württemberg 1996 finanzierten Keramikvitrinen zuverlässig und kellerfest bereitgestellt hatte: Eine hohe beleuchtete Schrankvitrine mit vier Böden zeigte im vorletzten Kanzlerkeller die zahlreichen restaurierten Glasexponate von den Butzenscheiben bis zu den wertvollen Trinkgläsern, die Tischvitrine daneben präsentierte alle Vermessungspläne. Die notwendigen neuen Lichtinstallationen finanzierte Ehepaar Dres. Kanzler. Die Ergebnisse der dendrochronologischen Untersuchung von G. Lohrum und die Auswertung der Sondagebohrung von Dr. Gassmann fanden zusammen mit dazugehörigen Exponaten in der ersten Tischvitrine im untersten Kanzlerkeller ihren Platz.

Ende Mai 2012 wurde vor den neu aufgestellten Glasvitrinen im Namen der Oberbürgermeisterin die Stiftungsurkunde der Offenburger St.-Andreas-Stiftung von deren Vertretern, Frau Adam und Herrn Schneider, übergeben, die örtliche Presse berichtete ausführlich darüber. Nach der Installierung der Beleuchtung wurden dann schrittweise die einzelnen Fächer der großen Schrankvitrine systematisch bestückt und beschriftet.

Die neue tischgroße Forschungsvitrine daneben präsentierte die 1993 bis 2008 von sechs Architekten und Ingenieuren gemachten Vermessungen in Einzelplänen.

Eine zweite Tischvitrine zur Forschung zeigte im untersten Keller die dendrochronologische Untersuchung von B. Lohrum von 1996 an einem wieder verwendeten Balken, der an der untersten Kellertreppenstufe eingemauert war. Er lieferte die älteste Datierung im Kanzlerkeller mit seinem Fällungsdatum



*Abb. 8: Übergabe der
Stiftungsurkunde
2012*

von 1531 und dem letzten erhaltenen Baumring von 1511. Daneben zu sehen waren die Bohrkerne und Ergebnisse der Sondagebohrung von 1997 durch Dr. G. Gassmann/Tübingen, der in einem ganztägigen mühsamen Verfahren zusammen mit den Schülern seine Bohrung im Brunnenschacht bis zu einer wasserführenden Schicht in einer Tiefe von 6,40 m, leider aber nicht bis zum Grundwasser, vortreiben konnte. Die dritte Tischvitrine zur Forschung zeigte in einem für Offenburgs jüngste Geschichte typischen Nebeneinander die im vermauerten Fluchtstollen entsorgten Funde aus der NS-Zeit, wie Reichsfettkarten von 1941 und das große Emailschild der „Ortsgruppe West“ der Offenburger NSPAP neben Funden, die mit den im Kanzlerhaus von 1898 bis 1935 praktizierenden jüdischen Ärzten Drs. Nathan zusammenhängen, wie Batterien eines medizinischen Apparates und Stempelfragmente.

Weitere interessante Gangfunde wurden in zwei neu erworbenen Schmuckvitrinen am Ende des zweiten Kellergangs gezeigt, weniger wertvolle, wie Bauteile und Eisenarmaturen, auf die Kellerböden verteilt. Links vom Abgang zum untersten Keller präsentiert sich eine Art Lackprofil als Querschnitt vom obersten Brunnenrand, daneben liegen Reste von ganz in der Nähe unter der Hauptstraße geborgenen Römerhölzern aus dem Jahre 74 n. Chr., der Regierungszeit des Kaisers Vespasian.

Zur Sicherheit war der Brunnen inzwischen zugeschüttet und sein Ort markiert worden, der Geheimgang mit seiner neuen Informationstafel durch ein Gitter gesichert und der gesamte Kellerkomplex durch eine gediegene Elektroinstallation wirkungsvoll ausgeleuchtet. Die Funde aus dem Brunnenschacht und die aus dem Geheimgang wurden getrennt präsentiert und durch informative Beschriftung für die gut besuchten

monatlichen Offenburger Gewölbekellerführungen kenntlich gemacht.

Im 20. Jahre seit der Erforschung des Kanzlerkellers feierte der Hausherr, Dr. K.-H. Kanzler, seinen 85. Geburtstag. Zu diesem Anlass erhielt er als Geschenk vom Autor eine Sammlung von historischen Hausansichten. Sie wurden noch wenige Wochen vor der archäologischen Vernissage zur Einweihung des stadtdarchäologischen Privatmuseums im Kanzlerkeller Ende April 2013 im zweiten Kellerraum samt neuer Beleuchtungsschienen installiert. Daneben zu sehen sind die zur lokalen Orientierung des Areals aufgehängten Pläne von Grimmselshausen (1645) und Calmbacher (1992) mit den Einzeichnungen des Kinzigturmtores am Kanzlerhaus, dazu das legendäre „Archäologische M“ mit den „M“-Signaturen und ein Stadtkataster.

Somit präsentiert sich jetzt nach fünfundzwanzig Jahren Forschungsarbeit vor Ort in vier Etagen eine Art privates Kellermuseum. Dank einer jahrelang versierten und engagierten Schülerarbeitsgemeinschaft in Verbindung mit dem Gymnasium der Schüler/-innen, den generösen Hausbesitzern, der Stadt Offenburg, dem Landesdenkmalamt, mehreren Vermessungsbüros, Forschungseinrichtungen und privaten Stiftungen und Sponsoren bietet es auf anschauliche Weise den einmaligen Einblick in die wechselvolle Geschichte eines über 500 Jahre alten Gewölbekellers der Offenburger Altstadt im Schatten des ehemaligen Kinzigturms am Stadteingang.

Unveröffentlichte Quellen

Staatsarchiv Freiburg: F 196/1 Nr. 5610 Wiedergutmachungsakte Dr. Paul Nathan
Staatsarchiv Freiburg: P 303/4 Nr. 2599 Wiedergutmachungsakte Dr. Paul Nathan
Staatsarchiv Freiburg: F196/1 Nr. 5580 Wiedergutmachungsakte Ella Nathan

Literatur

Archäologie-Preis Baden-Württemberg 2002, Archäologische Informationen 48, Stuttgart 2004
Baumgartner, Erwin/Krueger, Ingeborg: Phönix aus Sand und Asche: Glas des Mittelalters, München 1988
Braslins, Norman: Katalog zur Ausstellung im Museum Villa Haist, Riga 2000
Glück und Glas: Zur Kulturgeschichte des Spessartglases, München 1984
Katalog des Badischen Landesmuseums: Spätmittelalter am Oberrhein, Karlsruhe 2002
Maus, Hansjosef/Jenisch, Bertram: Schwarzwälder Waldglas, Freiburg 1997/98
Merker, Manfred: Der Kanzlerkeller I, in: Die Ortenau 77, 1997, 199–220
ders.: Der Kanzlerkeller II, in: Die Ortenau 81, 2001, 69–88

Neue Literatur

Caroli, Walter: Kuhbach. Tor zum Schuttertal. Von der Römerzeit bis heute. Eine Ortsgeschichte. Lahr 2017, 524 S., viele Abb.

Ein erstaunliches Buch und viel mehr als nur „eine Ortsgeschichte“: Der langjährige SPD-Landtagsabgeordnete, Stadtrat in Lahr und Träger des Landespreises für Heimatforschung, ein ausgewiesener Historiker, dem der Lahrer Raum schon mehrere grundlegende Chroniken zu verdanken hat, legt mit diesem Buch eine faktenreiche und immer lesenswerte Arbeit vor, der wohl kein Aspekt in der Geschichte des kleinen Gemeinwesens im Schatten Lahrs entgangen ist. Der klassischen Chronikaufteilung von den Römern bis zur aktuellen Gegenwart folgt der klug gewählte Teil „Facetten des Dorflebens“, der Alltagskultur, Schule und Kirche, Persönlichkeiten und Vereine, Ernstes und Heiteres und schließlich Transkriptionen wichtiger Quellen enthält. Mehrere Register, eine Zeittafel und Literaturliste schließen den Band ab, der hohe Anerkennung verdient, und den man ruhigen Gewissens als „die“ Ortsgeschichte Kuhbachs wird bezeichnen dürfen.

Martin Ruch

Stadt Schiltach (Hg.): Lehengericht. Bd. 1, 346 S.: Aus der Geschichte; Bd. 2, 346 S.: Arbeiten und Leben. Schiltach 2017.

Eine wahrlich gewichtige Edition ist vorzustellen: Zwei überaus reich bebilderte Bände im Schuber rund um das Lehengericht im Schwarzwald, jenen Stadtteil von Schiltach im Kinzigtal, dessen Geschichte von den Römern bis ins 21. Jahrhundert von kompetenten Autoren dargestellt wird. Hans Harter bietet im ersten Band eingangs eine ausführliche Chronologie mit reichen und informativen Bild- und Textbelegen. Die Erinnerungen eines Bauern schließen sich an, Kirche und Glaube werden von Andreas Morgenstern, das Lehengerichter Wappen von Frank Schrader darge-

stellt. Über die Industrialisierung in Lehengericht informiert Peter Brand. Kunst und Geologie, die Nachbarschaft von Lehengericht und Schiltach, die Schulgeschichte – kein Aspekt der Geschichte der kleinen Gemeinde fehlt. Im zweiten Band kommt der Alltag zu Wort, werden Mundart, Tracht, Architektur, Vereinsleben und Dorfchroniken geschildert. Ein großangelegtes historisches Projekt hat mit diesen beiden Bänden einen glücklichen und bewundernswerten Abschluss gefunden. Der Gemeinde und den Autoren gilt größte Anerkennung – und der Wunsch nach vielen Lesern in Gegenwart und Zukunft. Die Vergangenheit jedenfalls ist selten interessanter und lesbarer ausgebreitet worden als in dieser Chronik.

Martin Ruch

Bernadette Schnitzler/Pascal Flotté (dir.): Vivre à Koenigshoffen à l'époque romaine – Un quartier civil de Strabourg-Argentorate du Ier-IV siècle après J.-C. Fouilles récentes en Alsace, Tome 10. Éditions des Musées de Strasbourg, 2017 (272 Seiten, zahlr. farbige Abb.). ISBN 9782351251539

In bewährter Weise erschien zur Ausstellung über Strasbourg-Koenigshoffen im Musée Archéologique (im Palais Rohan nahe dem Münster) ein umfangreicher, exzellent bebildeter Katalog in französischer Sprache. Er bildet die erste Übersicht über die ausgedehnte Siedlung und ihr Gräberfeld. Die alten Forschungen konnten in den letzten 15 Jahren durch zahlreiche neue Grabungen ergänzt werden. Damit lassen sich die Entwicklung der Siedlung, das tägliche Leben und die Bestattungsriten vom 1. bis zum 4. Jh. n. Chr. nachzeichnen; aus der Umgebung liegen zudem zahlreiche vorgeschichtliche Befunde und Funde vor. Das Buch und die Ausstellung bilden ein wichtiges Element zum Verständnis von Argentorate/Strasbourg, das in der Römer-

zeit weit in die angrenzende Ortenau ausstahlte. Wer des Französischen nicht mächtig ist, kann sich auch an den zahlreichen abgebildeten Funden erfreuen. *Heiko Wagner*

Société d'Histoire et d'Archéologie de Brumath et des Environs (SHABE) No. 45, Décembre 2017. 96 S., zahlr., meist farbige Abb. ISSN 1163-7692

Das neue Heft des Geschichts- und Archäologievereins von Brumath wartet wieder mit einigen Überraschungen auf. Ein Fund einer bronzenen Schlange aus einer Grabung von 1973 konnte von Mathias Higelin als Teil eines römischen Kavalleriehelms des 3. Jhs. identifiziert werden. Im Südteil der Stadt wurde in der Baustelle eines neuen Hauses das Profil einer weiteren römischen Straße dokumentiert, die in Richtung NW-SO verlief (Jean-Claude Goepf). Durch Archivalien und Pläne von 1836 erweist sich, dass Brumath bis zu ihrem damaligen Abriss eine dreischiffige vorromanische Kirche besessen hatte. Sie wird von Daniel Zimmer und J.-C. Goepf gleichsam rekonstruiert und mit anderen, noch erhaltenen Kirchen im Elsass verglichen. Mathieu Chévalerias behandelt das Asyl für Geisteskranke, das von 1835 bis 1870 in Stéphansfeld bestanden hatte. Die um 1863 entstandenen Glasfenster von Baptiste Petitgérard in der Pfarrkirche von Wahlenheim werden von Marc Mathern vorgestellt. Louis Ganter widmet sich der Entwicklung und den Bewohnern der Rue des Roses. Auf die Spuren der Familie Strass in Brumath und anderswo begibt sich Catherine Brandt; dabei spielt ein Pariser Testament von 1773 eine Rolle. Neuzugänge ins Museum bilden ein römischer Spielstein und ein Schlüssel, besonders aber die große Sammlung von Blank- und Feuerwaffen von Charles Weil (vorgestellt von Sébastien Frantz und Jean-Philippe Nicolle). Sebastian Ristow aus Köln stellt einen 2013 geborgenen bronzenen Siegelring der Spätantike vor, dessen Motiv sich auf die Arche Noah beziehen lässt und damit einen der seltenen Belege für frühes Christentum im Elsass darstellt. Mathias Higelin behandelt römische Theatermasken aus Keramik, die als Dekoration römischer Villen dienten.

Wieder einmal überrascht der enorme Kenntnisszuwachs, der innerhalb eines Jahres in einer Kleinstadt und in ihrer unmittelbaren Umgebung erzielt wurde. *Heiko Wagner*

Romains des villes – Romains des champs? Visions récentes des cadres de vie de l'Alsace romaine. Actes Sud/Pôle de l'Archéologie Interdépartementale Rhénan, 2014 (125 S., zahlr. farbige Abb.). ISBN 978-2-330-02743-8

Diese Publikation erschien anlässlich einer Ausstellung 2014 in Straßburg, die 2017 auch im Musée d'Unterlinden in Colmar gezeigt wurde. Sie behandelt die Lebensumstände im römischen Elsass anhand der verschiedenen Siedlungstypen vom städtischen Zentrum bis auf das flache Land. Sie kann beeindruckend ein ähnliches Zivilisationsniveau in beiden Bereichen nachweisen. Durch zahlreiche archäologische Untersuchungen der letzten Jahrzehnte ist im Elsass ein dichtes Netz an modern ausgegrabene Fundstellen entstanden. Sie beleuchten eindrucksvoll alle Aspekte des Lebens, die mit zahlreichen farbigen Fotos und Plänen sowie Rekonstruktionszeichnungen zum Leben erweckt werden.

Federführend wurde das Buch vom PAIR herausgegeben, der inzwischen in „Archéologie Alsace“ umbenannt wurde. *Heiko Wagner*

Andreas Haasis-Berner: Das Kloster St. Margarethen in Waldkirch – 500 Jahre klösterliches Leben im Elztal. Waldkircher Stadtgeschichte Bd. 2 (Waldkirch 2007). 432 S., 93 meist farbige Abb. ISBN 978-3-9810316-6-9

Als Ergebnis jahrelanger Arbeit legt Andreas Haasis-Berner rechtzeitig vor dem 1100-jährigen Jubiläum und den Heimattagen Baden-Württemberg in Waldkirch (beide 2018) eine umfangreiche Studie über das Frauenkloster St. Margarethen in Waldkirch vor. Es wurde 918 gegründet und war ab 994 Reichskloster. Es bestand dann ab 1431 bis 1806 als Kollegiatstift weiter; diese Phase wird hier weitgehend ausgespart und harret noch der genaueren Erforschung. Es können hier nicht alle Facetten dieser inhaltsreichen Arbeit angesprochen werden. Vom Naturraum und den

historischen Verhältnissen im 10. Jh., vom Herzogtum Schwaben und der Frühzeit des Klosters reicht der Blick zu den Äbtissinnen, den Nonnen und den Ämtern im Kloster. Vom Kloster und seiner ersten Kirche liegen einige archäologische Beobachtungen und die Ergebnisse von geophysikalischen Untersuchungen vor. Der Güterbesitz von St. Margarethen liegt vor allem im Elztal; die Meiertümer Waldkirch, Biederbach und Prechtal grenzen jeweils im Nordwesten an die Ortenau an. In der Ortenau ist Waldkircher Besitz in Hugsweier (S. 178–181; S. 296) und Nußbach (S. 191) belegt. Im Altsiedelland grenzt an die Ortenau – oder liegt nicht weit entfernt – der Waldkircher Besitz in Wyhl, Tutschfelden und Wagenstadt. Näher beleuchtet werden auch die Einkünfte und die wirtschaftliche Entwicklung, die Vögte des Klosters sowie das Verhältnis des Klosters zu Königen, Päpsten und dem Bischof von Konstanz. Hingegen scheint es zu anderen Klöstern nur wenig Beziehungen gegeben zu haben, was jedoch auch durch die Quellenlage mitverursacht sein mag. Untersucht werden auch die Beziehungen zu den – durch die Vögte auf Klosterbesitz gegründeten – Städten Waldkirch und Elzach. Schließlich werden auch einige Sachzeugnisse in Form von illuminierten Büchern und Goldschmiedearbeiten vorgestellt, die heute meist verstreut sind. Die Geschichte des frühen Klosters endete 1430 (danach Kollegiatstift). Ergänzt wird der Band durch ein umfangreiches Verzeichnis, das viele Quellen und zahlreiche Literatur erschließt. Der Leser stellt mit Freude fest, dass sich die Erforschung der Klöster mit diesem Band und mit dem etwa gleichzeitig erschienenen Buch über das Kloster Schutterern im Aufschwung befindet. *Heiko Wagner*

Gartner, Suso – Hall, Ewald: Bühlertal. Flurnamen und Beiträge zur Geschichte. Hg. Historischer Verein für Mittelbaden, Fachgruppe Flurnamen und Mundart. Bühl 2017, 130 S., Abb., darunter Beilage „Übersichts-Plan der Gemarkung Bühlertal 1869“. (Der Band ist erhältlich bei den Banken in Bühlertal und in der dortigen Geiserschmiede, 15 €)

Teil I des vorliegenden Bandes (S. 7–28) gibt einen geschichtlichen Überblick. Suso Gartner stellt die ersten archäologischen Zeugnisse und Urkunden vor, die Schilderung der Herrschafts- und Wirtschaftsverhältnisse schließt an, bevor die Einwohner, ihre sozialen und kulturellen Belange geschildert werden. Im Teil II (S. 29–130) stellt Ewald Hall die Flurnamen von Bühlertal vor mit ihrer mundartlichen Aussprache. Begrüßenswert ist ein kleines Lexikon häufig vorkommender Grund- und Bestimmungswörter, die sicher anderen Flurnamensammlern eine Hilfe sein werden. Für Bühlertal aber besonders wichtig ist das Verzeichnis der historischen Flurnamen, die auch aus Berainen im Generallandesarchiv stammen, teilweise aus dem 15. Jahrhundert. Die Kontinuität dieser Namen stellt eindrucksvoll ihre Bedeutung im lokalen Alltag bis heute unter Beweis. Manchen Flurstücken sind auch ihre Abbildungen in entsprechenden Postkarten beigegeben, sodass eine „multimediale Darstellung“ geboten wird. Das abschließende Literaturverzeichnis zu beiden Teilen der Publikation enthält die aktuell gültige Forschungsliteratur. Das Buch erweist sich als rundum gelungene Darstellung der Geschichte und Sprachdenkmäler einer mittelbadischen Landschaft, von der es in einer Schrift 1858 hieß: „An Naturschönheiten ist das Bühlertal reich, aber leider nur zu wenig bekannt.“ Diesem Zustand kann die vorliegende Arbeit abhelfen. *Martin Ruch*

Eugen Hansmann, Joseph Hirschbühl, Vorarlberger Barockbaumeister und Bürger von Schutterwald. Sein Leben und Wirken in der Ortenau. Im Jubiläumsjahr – 750 Jahre Schutterwald.

Mit diesem aufschlussreichen Werk schließt der Autor Eugen Hansmann eine große Lücke der Unwissenheit über den genialen Kirchenbauer und langjährigen Bürger von Schutterwald, Joseph Hirschbühl, samt seiner in unserer Gegend tätigen Baumeistersippe aus dem Vorarlberg. Durch jahrelanges Forschen in den Kirchenbüchern, einschlägiger Literatur, Internet und durch eigene Erkenntnisse ist es

Eugen Hansmann gelungen, das Leben und Wirken dieses bisher verkannten, ja weithin unbekanntem Meisterarchitekten, der sowohl unserem Dorf Schutterwald wie auch den Gemeinden Grafenhausen, Ringsheim und Zell am Harmersbach mit ihren Kirchen im 18. Jahrhundert ein verändertes, großartiges Gepräge gab, in Erinnerung zu rufen. Weitere markante Bauten, zum Beispiel in Ichenheim und in seinem Wohnort Schutterwald, zeugen noch heute von seiner Schaffenskraft. Durch diese Aufzeichnung der Geschichte, bekommt dieser Mann endlich ein „Gesicht“. Das Buch hat 104 Seiten, erscheint im Selbstverlag und ist am Ende mit meisterhaften Farbabbildungen von Klemens Hansert zusätzlich belegt. Es ist in der Buchhandlung Roth in Offenburg und in der Cecilien-Drogerie in Schutterwald erhältlich.

Für die Dorfgeschichte von Schutterwald hat sich unser Mitbürger Eugen Hansmann auch für nachfolgende Generationen mit diesem Werke verdient gemacht. *Dafür gebührt ihm ein besonderer Dank!*

Clemens Herrmann

Thomas Biller/Bernhard Metz: Die Burgen des Elsass. Architektur und Geschichte, Bd. I: bis 1200. Hrsgg. vom Alemannischen Institut Freiburg i.Br. Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2018. 512 S., 136 Abb.

Im März 2018 ist der mit Spannung erwartete Band I (Bd. II und III liegen bereits vor) erschienen. Er erfasst die frühen, vor 1200 erbauten Burgen des Elsass. Thomas Biller behandelt die Architektur, Bernhard Metz stellt den historischen Hintergrund und die Geschichte der Gründer und Besitzer der Burgen dar.

Sowohl hinsichtlich der baugeschichtlichen Forschung wie auch der auf Schriftquellen fußenden Geschichtswissenschaft ist nun der Forschungsstand im Elsass dem rechtsrheinischen – besonders in der Ortenau – deutlich überlegen; das gilt teilweise auch für die Archäologie. Es ist ein Standardwerk entstanden, das die Forschung in den benachbarten Regionen inspirieren und anspornen wird. Gleichzei-

tig lassen sich nun künftige Burgenfahrten ins Elsass zu Hause besser vorbereiten und auch nachlesen. Die Autoren lehren uns, genau hinzusehen sowie das Gesehene zu verstehen und einzuordnen. In der heutigen Zeit des oberflächlichen Wissens ist das umso wichtiger.

Heiko Wagner

Luisa Galioto, Volkhard Huth, Niklot Krohn: Kloster Schuttern, Archäologie – Baugeschichte – Historische Kontexte. Eine Bestandsaufnahme, Kunstverlag Josef Fink, Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins Mittelbaden, Regionalgruppe Geroldsecker Land und des Historischen Vereins Schuttern 603 e.V.

Die Klosterkirche Schuttern wurde in den Jahren 1972 bis 1980 durch den Lahrer Denkmalpfleger Karl List archäologisch untersucht und danach der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Entdeckung des inzwischen berühmt gewordenen Bildmosaiks machte die Bedeutung der Klosterkirche deutlich.

Im Jahre 2013 wurde vom Historischen Verein Mittelbaden Regionalgruppe Geroldsecker Land, dem Historischen Verein Schuttern 603 e.V. und der Gemeinde Friesenheim eine öffentliche wissenschaftliche Tagung organisiert, bei der sich über 20 Wissenschaftler mit der Bedeutung und den Grundlagen der Klosteranlage Schuttern auseinandersetzten. Diese wissenschaftliche Tagung war sowohl als Bestandsaufnahme wie auch als Wegweiser gedacht. Über drei Tage lang wurde von internationalen Spezialisten zusammengetragen und diskutiert, was es an kunst-, religions-, architektur- und allgemeinhistorischem Wissen zu der ehemaligen Klosteranlage Schuttern gibt.

Nach dieser Tagung stand auch ganz schnell im Raum, die hervorragenden wissenschaftlichen Vorträge in einem „Tagungsband“ zusammenzutragen. Ein Unterfangen, das jedoch sehr schwer zu realisieren war. Nahezu alle Referenten der Tagung haben ihre Vorträge in Aufsätze umgeschrieben und mit sehr umfangreichen Bild-, Plan- und Fotomaterial versehen. Insgesamt 230 Abbildungen sind im Tagungsband vorhanden. Auf 256

Seiten gibt es, auf neuestem wissenschaftlichen Stand, Orts- und Klostergeschichte Schuttern pur.

Das Buch fungiert nicht nur als aktuelle Bestandsaufnahme für das Kloster Schuttern. Die neuen archäologischen Untersuchungen im Kloster Lorsch, die stilistische Einordnung und Datierung der Bauteile der ehemaligen Klosterkirche zu Schwarzach werden mit den Funden in Schuttern verglichen. Kloster und Stadtwerdung von Gengenbach und Schuttern werden untersucht. Gengenbach entwickelte sich zu einer schmucken Kleinstadt; der Ortschaft Schuttern war es dagegen nicht vergönnt, ihre Chancen zu nutzen. Abschließend werden die neuesten Befunde zu Klöstern in der Ortenau und im nördlichen Breisgau vorgestellt.

Als Ergebnis liegt nun ein Werk vor, das mit seinem reichhaltigen Bild- und Kartenwerk einen weiteren Baustein der Ortsgeschichte Schuttern darstellt.

Das Buch kann beim Historischen Verein Mittelbaden, Regionalgruppe Geroldsecker Land, zum Preise von 29,80 Euro bezogen werden.
Ekkehard Klem

Gorka, Cornelius: 150 Jahre Fachschule für Landwirtschaft im Ortenaukreis. Hg. Fachschule, Landratsamt Ortenaukreis, 2017, 136 S., viele Abb.

Am 4. November 1867 wurde die „Landwirtschaftliche Kreiswinterschule Offenburg“ mit 19 Schülern im Alter von 15 bis 24 Jahren im Saal des St. Andreas-Hospitals feierlich eröffnet. Damit sollte einem „dringenden Bedürfnis der landwirtschaftlichen Bevölkerung Rechnung getragen werden“, denn tatsächlich fehlte bislang eine solide theoretische und fachpraktische Ausbildung zur erfolgreichen Bewirtschaftung der eigenen Scholle. Erfahrungswissen der älteren Generation war bislang die einzige, wenn auch recht ertragreiche Ausbildung der Hoferben. Doch die sich ständig erweiternden Kenntnisse in Vieh- und Pflanzenzucht, in Düngung und Bodenverbesserung mit neuen technischen Methoden und Geräten forderte eine moderne Aus- und Wei-

terbildung. Kurz: mit der Wandlung der Höfe vom Selbstversorger zum Marktwirtschaftsbetrieb entwickelte sich auch der Bauer zum landwirtschaftlichen Unternehmer und Betriebsleiter. Vermittlung von Fachkenntnissen in entsprechenden Schulen war das Gebot der Stunde. Das geschah im Großherzogtum Baden mit der Einführung der „Winterschule“, welche den wichtigsten Lehrstoff in fünfmonatigen Winterkursen vermittelte. Daraus ist die Fachschule für Landwirtschaft im Ortenaukreis entstanden. Über ihre Anfänge und den Fortgang dieser Einrichtungen im Kreis Offenburg informiert die vorliegende Festschrift kompetent und mit gründlicher Kenntnis auch der politischen Kämpfe im Großherzogtum um diese wichtige Bildungseinrichtung. Kreisarchivar Cornelius Gorka hat hier erneut eine gelungene historische Festschrift vorgelegt, die mehr bietet als nur einen Überblick. Sie schildert letztlich einen sonst wenig beachteten Aspekt landwirtschaftlicher Bildung, die jedoch bedeutsamer ist denn je in Zeiten des Höfesterbens.

Martin Ruch

Stude/Rottenecker: Geschichte der Juden in der Ortenau. Hrsg. Förderverein Jüdische Synagoge Kippenheim e.V., 2018, ca. 260 S., viele Abb. seitenweise Verlag, Bühl

Seit dem ausgehenden Mittelalter gibt es jüdische Spuren in der Ortenau („Ortenau“ im heutigen und größeren Sinne verstanden, die historische Ortenau war ja ein erheblich kleineres Landvogteigebilde), und zwar in den Landgemeinden wie in den wenigen Städten. Letztere haben zwar, vor allem die katholischen Reichsstädte Offenburg und Gengenbach, stets die Verweigerung dauerhafter Ansiedlung praktiziert. Dagegen aber gab es durchaus tolerantere Territorialherren, die – etwa die von Diersburg, von Türckheim, von Böcklin oder von Hanau-Lichtenberg – der jüdischen Bevölkerung die Genehmigung zur Niederlassung und zur Ausübung bestimmter Gewerbe wie etwa dem Viehhandel erteilten. In diesen Landgemeinden konnte dann jüdisches Leben blühen, bis die Freizügigkeit im

Großherzogtum ab 1862 den Zuzug der Juden in die größeren Siedlungen ermöglichte. Die Landgemeinden wurden kleiner, manche wurden aufgegeben. Über diese vielschichtige historische Erscheinung der Jüdischen Gemeinden in der Ortenau bzw. Mittelbaden eine zusammenfassende Darstellung zu schreiben, war allerdings schon lange ein Desiderat, wenn es auch bereits viele ortsgeschichtliche Einzeldarstellungen gibt. Die Autoren der vorliegenden Publikation, alle drei aktive Mitglieder in der Fachgruppe Jüdische Geschichte im Historischen Verein bzw. im Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim, haben nun einen Überblick vorgelegt, der in vielem überzeugt: In der Klarheit der Darstellung, der Berücksichtigung der Vielfalt der Gemeinden, der Würdigung einzelner jüdischer Persönlichkeiten. Gut lesbar und erneut vom Verlag ästhetisch reizvoll gestaltet sowie gut ausgestattet mit Festeinband und durchgehend farbigem Druck wird man diese Überblicksdarstellung gerne zur Hand nehmen. Dem Kenner fehlt da und dort vielleicht eine weitere Persönlichkeit (etwa Kurt Offenburg) oder eine kleinere Gemeindedarstellung (Willstätt), aber das heißt ja nur, dass weitere ergänzende Aufgaben noch auf die Publikation warten, die mit dem vorliegenden Buch aber ein wichtiges Grundlagenwerk erhalten hat. *Martin Ruch*

Haumann, Heiko/Schellinger, Uwe (Hg): Vom Nationalsozialismus zur Besatzungsherrschaft. Fallstudien und Erinnerungen aus Mittel- und Südbaden. Heidelberg – Ubstadt-Weiher, 2018, 270 S., viele s/w-Abb.

Der Band ist der dritte in der Schriftenreihe „Lebenswelten im ländlichen Raum“ und ist ein weiteres Ergebnis des lockeren Arbeitskreises von Historikerinnen und Historikern, die vor mehreren Jahren der Einladung von Prof. Heiko Haumann gefolgt waren, am „Tag der Regionalgeschichte“ in Yach, einer Ortschaft der Stadt Elzach, teilzunehmen. Auch die Themen dieses dritten Bandes kreisen um die Menschen der Region, zeitlich begrenzt diesmal auf die Zeit des Nationalsozialismus und die unmittelbaren Folgejahre der Besetzung durch französische Truppen. Tatsächlich kann man zunächst wirklich vor allem eine Befreiung darin erblicken, wenn man sich noch einmal vor Augen führt, welche unglaubliche Verbrechen die Nazis auch in der „Heimat Ortenau“ verübt haben. Wie das alles einmal anfangs als Indoktrination in der Schulzeit, das zeigt Wolfgang M. Gall am Beispiel der Entstehungsgeschichte der Offenburger NSDAP stringenter und eindrücklicher. Hans Harter berichtet über die Erhängung des polnischen Zwangsarbeiters Bernard Perzynski, der 1942 aufgrund seiner Beziehung zu einer deutschen Frau ermordet wurde. Die Erinnerungen eines kleinen Jungen an die letzten Kriegsmonate und an den Neubeginn in Triberg und Gremelsbach steuert Karl Volk bei. Insgesamt enthält der Band 13 Beiträge, jeder so lesenswert wie der andere und immer quellenkritisch recherchiert. Den „Historischen Erkundungen in Mittel- und Südbaden“ (Untertitel) sind weitere Folgeprojekte zu wünschen!

Martin Ruch

Nachrichten

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Schuttern

Am 29. Oktober 2017 fand im Pfarrheim von Friesenheim-Schuttern die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden statt. Präsident Kaufmann begrüßte die anwesenden Vereinsvertreter und bedankte sich beim Historischen Verein Schuttern für die Gastfreundschaft. Unter den Anwesenden befanden sich auch der Vorsitzende der Alemannischen Heimat Erich Birkle sowie die Ehrenmitglieder Prof. Louis Schlaefli und Jean-Marie Holderbach.

Nach der Totenehrung hielt Präsident Klaus G. Kaufmann einen Rückblick auf das Vereinsjahr 2016/17. Am 11. März 2017 fand in Kehl-Kork wieder die Frühjahrstagung (Gesamtvorstandssitzung) des Vereins statt. Dabei wurden interne Angelegenheiten besprochen. Am 9. September 2017 fand eine weitere Gesamtvorstandssitzung im Landratsamt Offenburg statt. Dabei wurde ausführlich über die Beitragserhöhung und die geplante Einstellung eines hauptberuflichen Kassierers gesprochen. $\frac{3}{4}$ aller Mitgliedergruppen waren vertreten und erklärten sich auch mehrheitlich mit einer Beitragserhöhung einverstanden. Der Präsident nahm einige repräsentative Termine wahr, darunter die Mitgliederversammlung der Elsässischen Geschichtsvereine in Ribeauvillé. Bei weiteren Veranstaltungen wurde er von seinen Vizepräsidenten vertreten. Auch veranstaltete der Gesamtverein zusammen mit dem Alemannischen Institut am 14. Oktober 2017 eine grenzüberschreitende Tagung in Offenburg.

Das Präsidium vertritt den Gesamtverein nach außen und leistet viel im Hintergrund. Leider würden die Leistungen des Gesamtvereins von den Mitgliedern noch zu wenig anerkannt. In seinem Rückblick äußerte Präsident Kaufmann in deutlichen Worten seine Unzufriedenheit mit einigen Stellungnahmen, die im Vorfeld der Jahreshauptversammlung eingingen; insbesondere zur Frage der Beitragserhöhung. Die Ortsvereine wurden ausführlich darüber informiert und dabei noch eine moderate Erhöhung vorgesehen. Auch wünschte er, dass man den Wert unserer „Ortenau“ mehr zu schätzen wisse.

Der scheidende Kassierer und Geschäftsführer Alexander Vallendor stellte in seinem letzten Jahresbericht die gegenwärtige Entwicklung des Gesamtvereins dar. Aktuell habe der Gesamtverein 2647 Mitglieder und damit 49 weniger als im Vorjahr. Der überregionalen Mitgliedergruppe gehören 35 Mitglieder an (und damit sieben weniger). Auch im vergangenen Vereinsjahr sei vom Präsidium gut gewirtschaftet worden. Dennoch ist seit Jahren eine negative Kassenentwicklung festzustellen, da die Einnahmen rückläufig sind. Abschließend dankte er den Präsidiumskollegen und den Ortsvereinen für die gute Zusammenarbeit in den



vergangenen Jahren. Die Kassenprüferinnen bescheinigten dem Geschäftsführer wieder eine einwandfreie Kassenführung, sodass die Entlastung einstimmig erfolgen konnte.

Redakteur Martin Ruch berichtete anschließend über das neue Jahrbuch „Die Ortenau“. Es erschien zum zweiten Mal in Farbe, was auch sehr gut zum Schwerpunktthema „Künstler“ passe. Über zahlreiche bekannte und unbekannte (bereits verstorbene) Künstler seien Beiträge eingegangen und hätten manche neue Erkenntnisse zutage gebracht. Die „Ortenau“ sei weiterhin ein wichtiges Forum, um Aspekte der Regionalgeschichte darzustellen. Anschließend beschrieb er einzelne Beiträge. Für das Jahrbuch 2018 wurde das Schwerpunktthema: „Revolution und Weimarer Republik“ und für das Jahrbuch 2019 das Thema „Straßburg und seine Beziehungen zur Ortenau“ gewählt. Abschließend dankte er allen Autoren und ermunterte die Mitglieder, wieder Beiträge zu schreiben.

Wie in anderen Vereinen tut sich auch der Historische Verein zunehmend schwer, Kandidaten für die Vorstandsämter zu finden. Der Präsident habe sich nur mangels Kandidaten zu einer erneuten Kandidatur entschlossen. Dagegen fand man niemanden mehr, der die Aufgaben des Kassierers ehrenamtlich übernehmen könnte. Ein Verein unserer Größenordnung lasse sich nun mal nicht mehr rein ehrenamtlich verwalten, sondern benötige Unterstützung durch bezahlte Kräfte. Präsident Kaufmann betonte dabei, dass man um eine Beitragserhöhung nicht herumkomme. Dies habe natürlich finanzielle Folgen. Auch der Kassenbericht habe gezeigt, dass die Kassenentwicklung seit Jahren negativ sei. Deshalb stehe (nach 18 Jahren) wieder eine Beitragsanpassung an, welche dann bei einer außerordentlichen Mitgliederversammlung im folgenden Frühjahr beschlossen werde. Außerdem plane der Verein die Einführung einer Fördermitgliedschaft.

Anschließend wurde die Aussprache eröffnet, an der sich viele Anwesende beteiligten. Die Mitglieder äußerten mehrheitlich Verständnis für die Beitragsanhebung, während die geplante Fördermitgliedschaft bei einigen Ortsvereinen noch auf Vorbehalte stieß. Der Präsident ver-



sprach, im Jahresendbrief nochmals über beide Punkte zu informieren. Er bedankte sich für die lebhafteste Diskussion, die ein gutes Meinungsbild wiedergegeben habe. Danach stellt er Sabine Birk als künftige angestellte Kassiererin vor. Sie ist gelernte Bankkauffrau und bringt gute Voraussetzungen für ihr Amt mit.

Die anschließende Neuwahl des Präsidiums und der Fachgruppenleiter fand unter der Leitung von Jürgen Collmann (Offenburg) statt.

Die Wahl erbrachte folgende Ergebnisse:

Präsident: *Klaus G. Kaufmann*

1. Stellvertretender Präsident: *Dr. Cornelius Gorka*

2. Stellvertretender Präsident: *Klaus Gras*

3. Stellvertretender Präsident: *Dr. Ewald Hall*

Kassierer kommissarisch: *Klaus G. Kaufmann*

Redakteur: *Dr. Martin Ruch*

Leiter der überregionalen Mitgliedergruppe: *Klaus Gras*

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten: *René Siegrist*

Sprecher Vereinsbibliothek: *Renate Demuth*

Stellvertreter Sprecher: *Martin Lietzau*

Zu Kassenprüfern wurden *Elfriede Gras* und *Patricia Hemmer* gewählt

Als Fachgruppenleiter wurden gewählt bzw. bestätigt:

Archäologie: *Dr. Heiko Wagner*

Archive: *Dr. Cornelius Gorka*

Bergwesen: *Martin Groß*

Flurnamen und Mundart: *Dr. Ewald Hall*

Jüdische Geschichte: *Uwe Schellinger*

Wandmalerei: *Bernhard Wink*

Für die Fachgruppen Kleindenkmale und Ortsgeschichte/Denkmalpflege wurden bisher noch keine Sprecher gefunden.



Zum Ende des offiziellen Teiles würdigte der Historische Verein für Mittelbaden die Verdienste von Alexander Vallendor und René Siegrist mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft. Alexander Vallendor hatte seit 2005 die Kassengeschäfte geführt. René Siegrist koordiniert seit 2002 die grenzüberschreitenden Aktivitäten.

Das Grußwort der gastgebenden Gemeinde sprach der Friesenheimer Bürgermeister Erik Weide. Er betonte die gute Zusammenarbeit zwischen Gemeinde und Historischem Verein (insbesondere bei den Ausgrabungen in der Schutterner Kirche) und ermunterte den Historischen Verein zur Fortsetzung seiner guten Arbeit. Der anschließende Empfang der Gemeinde Friesenheim gab den anwesenden Mitgliedern Gelegenheit zum lockeren Gespräch.

Frau Prof. Marita Blattmann (Universität Köln) hielt den Festvortrag über „Das Schutterner Mosaik vor dem Hintergrund der Klosterreformen im frühen 12. Jahrhundert“, der von den Anwesenden sehr interessiert verfolgt wurde. Die Tagung endete dann am Nachmittag mit einer Führung durch die Schutterner Kirche mit Besichtigung der Ausgrabungen.

Dr. Cornelius Gorka



Nachrufe

Walter Fuchs

Die Hoffnung, dass uns Walter Fuchs über seinen 90. Geburtstag (vgl. die Würdigung von Klaus Gras in der Ortenau 97, 2017, 477–478) hinaus erhalten bleibt, hat sich leider nicht erfüllt. Mit ihm verliert der Historische Verein für Mittelbaden ein Ehrenmitglied (seit 1989) und die Archäologie in Mittelbaden – und darüber hinaus die Archäologische Denkmalpflege im Regierungsbezirk Freiburg – einen ihrer aktivsten Protagonisten. Er war jahrzehntelang beständig tätig: auf Baustellen wie auch auf den Feldern war er anzutreffen. Ergebnisse waren zahlreiche – besonders römische, „suebische“, spätantik-frühalamannische und mittelalterliche – Fundstellen. Er dokumentierte sie als ehrenamtlicher Beauftragter der Archäologischen Denkmalpflege. Die Ortsakten für die Gemeinden etwa zwischen Kehl und Willstätt füllten sich durch seine Arbeit erheblich. Durch ihn wurde eine – vorher kaum erforschte – Landschaft, das Hanauer Land, für die Archäologie gut bekannt. Seine reichhaltigen Funde und Ergebnisse wurden besonders in den Jahresberichten der Fachgruppe Archäologie in der „Ortenau“ vorgestellt, außerdem in lokalen Chroniken. Die Funde präsentierte er im Hanauer Museum Kehl, im Handwerkermuseum in Kork sowie ehemals in einer Heimatstube in Auenheim.

Mit Genehmigung der Archäologischen Denkmalpflege grub er um 2000 einige Flächen in der mittelalterlichen Wüstung „Schweighausen“ (bei Willstätt-Sand) aus, deren Fundschichten durch Überpflügung dezimiert wurden. Das reichhaltige Fundmaterial dieses Ortes wird derzeit durch den Verfasser aufgearbeitet und zur Veröffentlichung vorbereitet; es bildet eines der wichtigsten Vermächnisse von Walter Fuchs.

Er hat uns mit seinem Fleiß und seiner netten, bescheidenen Art beeindruckt. Dafür danken wir ihm. *Heiko Wagner*

Zum Tode des Nordracher Ehrenbürgers Wilhelm Oberle

Der gebürtige Nordracher Wilhelm Oberle ist am 6. Februar 2018 in seiner Freiburger Wohnung verstorben. Zu seinem bleibenden Lebenswerk zählt die Wilhelm-Oberle-Stiftung, eine der größten privaten Stiftungen in Südbaden. Für sein großes soziales Engagement verlich ihm die Heimatgemeinde Nordrach im Jahre 2006 die Ehrenbürgerwürde. Die Stadt Freiburg vergibt seit 2011 einen „Wilhelm-Oberle-Preis“.

Wilhelm Oberle kam am 27. Mai 1931 als einziges Kind seiner Eltern Josef und Zäzilia Oberle im „Gäßle“ in Nordrach zur Welt. Seine Kindheit war geprägt von der Armut seiner Eltern und den Kriegsjahren.



Wegen des kriegsbedingten Lehrermangels konnte er nur insgesamt sieben Jahre die Volksschule besuchen. Sein Vater fiel im Jahre 1944 als Soldat in Rumänien.

Nach dem Kriegsende absolvierte Oberle eine dreijährige kaufmännische Lehre bei der Firma Prototyp in Zell a.H. und besuchte die Handelsschule in Hausach. Es folgten zwölf Berufsjahre als Kaufmann in Hornberg, Stuttgart, Frankfurt und Karlsruhe, in Betrieben verschiedener Branchen mit dem Arbeitsschwerpunkt Marketing, bald jeweils in leitender Stellung.

Im Jahr 1961 endete das berufliche Wanderleben von Wilhelm Oberle. Er trat als Gesellschafter in eine kleine Firma der Gesundheitsbranche in Ehrenkirchen bei Freiburg ein, die Firma Hübner, die Naturheilmittel produzierte. Im Jahre 1967 übernahm er diese Firma als Alleininhaber. So wurde Freiburg für vier-

zig Jahre sein Lebensmittelpunkt. In dieser Zeit heiratete Wilhelm Oberle auch Brigitte Hahn und bald konnten sie sich über drei Kinder freuen.

In arbeitsreichen Jahren baute Wilhelm Oberle den kleinen Betrieb mit zunächst zwölf Mitarbeitern und 200000 € Jahresumsatz zu einem mittelständischen Unternehmen mit zuletzt 250 Mitarbeitern und 25 Mio. € Jahresumsatz aus. In dieser Zeit übernahm er auch Verantwortung in dem bundesweiten Verband der Reformwarenhersteller VRH, den er 25 Jahre leitete, verbunden mit Aufsichtsratspositionen und weiteren Ehrenämtern.

Im Jahre 1988 fasste Wilhelm Oberle den auch von der Familie mitgetragenen Beschluss, das Unternehmen zu veräußern. „Ich habe Glück gehabt und war wirtschaftlich erfolgreich, ich habe eine kleine Firma in dreißig Jahren groß gemacht und zu einem günstigen Zeitpunkt verkauft“, sagte damals Wilhelm Oberle. Der weitaus größte Teil des Verkaufserlöses floss in die gemeinnützige Wilhelm-Oberle-Stiftung, die er gleichzeitig mit dem Firmenverkauf gegründet hatte. Diese Stiftung ist inzwischen die größte private Stiftung in Freiburg, eine der größten im Land. Sie hilft Menschen, die aufgrund ihres Alters, ihres Gesundheits- und geistigen Zustands, ihrer sozialen Situation oder einer materiellen Notlage auf Hilfe Dritter angewiesen sind. Die Stiftung fördert Projekte für benachteiligte Kinder und Jugendliche in der Region, gibt Einzelhilfen in besonderen Lebens- und Notlagen und finanziert Entwicklungs- und Nothilfeprojekte in Südamerika und Ostafrika. Der größte Teil der Hilfen geht inzwischen zur Entschuldung an Privatpersonen. „Verschuldung ist die neue Form von Armut“, sagte dazu Wilhelm Oberle.

Das soziale Engagement von Wilhelm Oberle kommt auch dadurch zum Ausdruck, dass er neben seinem arbeitsreichen Berufsleben stets ehrenamtliche Tätigkeiten übernommen hat. So war er mehrfach Pfarr-

gemeinderatsvorsitzender in seinen Wohnortgemeinden, langjähriger Vorstand einer Alten- und Pflegereinrichtung und Präsident des Rings der Körperbehinderten in Freiburg.

In den 1970er Jahren zog es Wilhelm Oberle wieder stärker in seine Heimatgemeinde Nordrach zurück. Er erwarb ein Grundstück im Holzhack und baute in den Jahren 1980/81 das vorhandene alte Bauernhaus zu einem stilechten Schwarzwaldhaus um. Von 1995 bis 1999 übernahm er das Amt des Pfarrgemeinderatsvorsitzenden und die Nordracher Bevölkerung wählte ihn im Jahre 2004 für eine Amtszeit in den Gemeinderat. Als Vorsitzender der kirchlichen Sozialstation Zell a.H. in den Jahren 2005 bis 2009 sorgte er mit verschiedenen neuen Ideen für die wirtschaftliche Stabilisierung. Seine Rückbesinnung auf seine Heimatgemeinde fand auch Ausdruck in der Gründung des Historischen Vereins Nordrach im Jahre 2005, dessen Gründungsvorsitzender er drei Jahre war. Dieser Verein hat seither in zahlreichen Veranstaltungen und Publikationen Nordracher Geschichte dargestellt sowie vor allem auch die dörfliche Vergangenheit in der NS-Zeit erforscht. Zusammen mit Rolf Oswald hat er einen Bildband mit Nordracher Postkarten und zahlreichen Anmerkungen zur Nordracher Geschichte verfasst, den der Historische Verein im Jahre 2015 herausgeben konnte. Auch das bis vor kurzem jährlich stattfindende „Bildstöcklefest“ des Chors der Klänge, bei dem auch jeweils ein Bildstock renoviert wurde, geht auf die Anregung von Wilhelm Oberle zurück. In Anerkennung der großen Verdienste um die Gründung des Vereins am 13. Januar 2005, für seine Führung als Vorsitzender bis zum 30. Mai 2008 sowie für sein erfolgreiches Wirken zur Förderung des Geschichtsbewusstseins in der Gemeinde Nordrach hat der Historische Verein Nordrach Wilhelm Oberle an seinem 80. Geburtstag zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Weitere zahlreiche Ehrungen und die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse waren verdiente Anerkennungen für Wilhelm Oberle. Die Heimatgemeinde Nordrach ernannte ihn im Jahre 2006 zu ihrem Ehrenbürger und die Stadt Freiburg verleiht seit 2011 jährlich einen „Wilhelm-Oberle-Preis“.

Wilhelm Oberle hatte bis vor wenigen Monaten ein vielfältiges Betätigungsfeld. Er arbeitete in der Stiftung und kümmerte sich als Hobbylandwirt immer noch um sein Nordracher Anwesen. So pendelte er regelmäßig zwischen Nordrach und Freiburg hin und her. Besonders freute ihn, dass zwei seiner Kinder in der Stiftung tätig sind und so sein Lebenswerk fortsetzen, vielleicht auch später einmal eines seiner sechs Enkelkinder.

Die Nordracher haben mit Wilhelm Oberle eine große Persönlichkeit verloren, auch ein Original. Er war ein begnadeter Redner und konnte Anekdoten am laufenden Band erzählen wie kaum ein anderer. Seine Heimatverbundenheit brachte er immer wieder zum Ausdruck. Es waren die Menschen, zu denen er Kontakt suchte, mit denen er ein Schwätzchen hielt, wo auch immer er ihnen begegnete. Obwohl zu Ansehen und Vermögen gekommen, blieb er stets bescheiden, ein leutseliger und liebenswerter Mitbürger.

Herbert Vollmer

Eugen Lang: Große Verdienste um die Stadtgeschichte

Eugen Lang, langjähriger Vorsitzender des Historischen Vereins Gengenbach, ist im Alter von 80 Jahren gestorben. Er folgte seiner geliebten Ehefrau Elke nach, die am 9. April 2017 verstorben war. „Mit Eugen Lang verloren wir einen idealistischen Menschen, einen Heimatfreund im wahren Sinn“, schrieb der Historische Verein Gengenbach in seinem Nachruf. Eugen Lang hatte viele Interessen, und alle, die mit ihm zu tun hatten, konnten über seine tiefen Kenntnisse, die er gerne anderen vermittelte, staunen. Die Beschäftigung mit dem Weinbau war ihm in die Wiege gelegt, das Interesse an der Botanik wurde beruflich ausgebaut. Das Geschehen in der Natur betrachtete er mit Staunen und Liebe. In Verbindung mit dem weiteren Hauptinteresse, der Geschichte seiner alemannischen Heimat, wurde Eugen Lang zum Initiator des Kräutergarten an der Pfarrkirche St. Marien. Wo er sich in der Pflicht sah, wenn es um die Kultur seiner Heimat ging, setzte er sich in Wort und Tat freudig ein. Viel ist ihm zu danken, auch seiner Treue. Dass es zu Unstimmigkeiten kommen kann, wenn Überzeugungen aufeinandertreffen, sei nicht verschwiegen. Doch um der Sache willen war Eugen Lang bereit zurückzustecken und weiter zu wirken. Der Museumsarbeitskreis Haus Löwenberg und die Konzerte in Gengenbacher Kirchen durften ebenfalls seine Mithilfe erfahren. Sein Lieblingskind jedoch war wohl der Historische Verein. Als langjähriger Vorsitzender der Mitgliedergruppe Gengenbach hat er diese maßgeblich geprägt, teilte der Verein mit. Für die Teilnehmer unvergessen sind die von ihm akribisch geplanten Studienfahrten, bei denen immer auf das geistige und leibliche Wohl geachtet wurde. Eugen Langs gute Vernetzungen, auch im benachbarten Elsass, waren legendär. Bis zuletzt war ihm das Bewahren des Bewusstseins um die Zeugnisse der reichen Geschichte, insbesondere seiner Heimatstadt, ein großes Anliegen. Dabei sah er sich auch in guter Tradition Otto Ernst Sutters, der ihm einst vieles vermittelte. Ihm und anderen, die ihm Gutes taten, blieb er dankbar. Der Historische Verein ist und wird ihm dankbar bleiben. In Planung hatte er schon eine Artikelserie für die Gengenbacher Blätter über die ehemalige hiesige Geschäftswelt. (OT, 7.3.2018)

Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek

Im Kalenderjahr 2017 war die Bibliothek an 46 Samstagen geöffnet. Es kamen 103 Besucher und 165 E-Mails wurden bearbeitet. Die Hilfe der Bibliotheksmitglieder beim Transkribieren von alten Schriften und Urkunden (Familienforschung) war ebenfalls wieder gefragt. Hilfestellung bei der Herausgabe eines Buches über Flößerei wurde geleistet, in dem wir alle Fundstellen in den erschienenen Bänden der Ortenau zur Verfügung stellten. Zur Vorstellung des Buches über das Kloster Schuttern

waren wir eingeladen und haben den Band für die Bibliothek gerne entgegengenommen. Denken Sie daran, wenn Sie Publikationen veröffentlichen, uns ein Exemplar zu überlassen. Über Wochen beschäftigten uns die Neuorganisation und Anschriftenänderungen der Tauschpartnerliste. Die Umbauarbeiten im Handwerksmuseum sind bis heute nicht abgeschlossen, was regelmäßige Putzarbeiten nach sich zieht. Die Fertigstellung der Schließanlage lässt auf sich warten, sodass wir immer noch nur einen einzigen Satz Schlüssel haben. Unser gesamter Bibliotheksbestand ist nach wie vor digitalisiert und über die Homepage des Vereins abrufbar.

Renate Demuth, Sprecherin der Bibliothek

Grenzüberschreitendes Geschichtskolloquium in Offenburg

Am Samstag den 14. Oktober 2017 fand in Offenburg das 4. Grenzüberschreitende Geschichtskolloquium unter dem Thema „Geschichte(n) hier bei uns am Oberrhein“ statt. Die Tagung wurde vom Netzwerk Geschichtsvereine am Oberrhein in Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein für Mittelbaden veranstaltet. Sie wurde außerdem vom Eurodistrikt und vom Regierungspräsidium Freiburg unterstützt. 83 Teilnehmer aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz hatten sich schließlich eingefunden, um (mit Hilfe von Simultanübersetzern) verschiedene historische Vorträge zu hören und zu diskutieren. Die Tagung wurde nach einem Grußwort von Bürgermeister Hans-Peter Kopp durch Dr. Johanna Regnath (Netzwerk) und Klaus G. Kaufmann (Historischer Verein) eröffnet. Erster Referent war Dr. Peter Kunze (Weil am Rhein), der über die große Ausstellung „Reformationen. Der



*Referenten und
Organisatoren*



*Blick in den
Konferenzraum*

*Bericht über das
Kolloquium,
Mittelbadische Presse*

Von Reformatoren und Industrie-Kartellen

Grenzüberschreitendes Geschichts-Kolloquium

Offenburg (red/mmü). Unter dem Motto »Geschichte(n) hier bei uns am Oberrhein« stand das vierte grenzüberschreitende Geschichts-Kolloquium in Offenburg. Veranstalter wurde die Tagung vom Netzwerk Geschichtsvereine am Oberrhein und dem Historischen Verein für Mittelbaden.

83 Teilnehmer aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz hatten sich eingefunden, um historische Vorträge zu hören und zu diskutieren. So berichtete Peter Kunze (Weil am Rhein) über die große Ausstellung »Reformationen. Der große Umbruch am Oberrhein« in Lörrach. Dabei erläuterte er auch die unterschiedlichen Ansichten zwischen deutschen und schweizerischen Reformatoren, die schließlich zu einer weiteren Spaltung der Konfessionen führten.

Monique Debus-Kehr (Colmar) befasste sich mit dem elsässischen Calvinisten Augustin Gützer und beschrieb dessen schwierigen Lebensweg im Dreißigjährigen Krieg. Daniel Morgen (Colmar) sprach über »Die Umschulung der Elsässer zwischen 1940 und 1944/45« – ein dunkles Kapitel der deutsch-französischen Beziehungen. Mario König (Basel) widmete sich der Basler Chemie und ihrem Verhältnis zur deutschen Industrie und ging dabei auch der Frage nach, wie es 1929 zur Bildung eines internationalen Farbstoff-Kartells aus deutschen, französischen und schweizerischen Firmen kam. Werner Schreiner (Neustadt an der Weinstraße) schließlich befasste sich mit der Geschichte des grenzüberschreitenden Eisenbahnverkehrs am Oberrhein.

große Umbruch am Oberrhein“ in Lörrach berichtete. Dabei erläuterte er die unterschiedlichen Ansichten zwischen deutschen und schweizerischen Reformatoren, die zu einer weiteren Spaltung der Konfessionen führten. Dr. Monique Debus-Kehr (Colmar) zitierte aus der Autobiografie des elsässischen Calvinisten Augustin und beschrieb dessen schwierigen Lebensweg in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Daniel Morgen (Colmar) berichtete in seinem Referat über „Die Umschulung der Elsässer zwischen 1940 und 1944/45“. Dieses dunkle

Kapitel der deutsch-französischen Beziehungen konnte er besonders anhand der elsässischen Lehrerschaft anschaulich erläutern. Dr. Mario König (Basel) widmete sich in seinem Vortrag zweier „ungemütlicher Nachbarn“: Der Basler Chemie und ihrem Verhältnis zu deutschen Industrie. Zwischen den beiden Weltkriegen kam es zu Verhandlungen zwischen deutschen, französischen und schweizerischen Firmen, die schließlich 1929 zur Bildung eines internationalen Farbstoffkartells führten. Der Vortrag von Werner Schreiner (Neustadt an der Weinstraße) befasste sich mit der Geschichte des grenzüberschreitenden Eisenbahnverkehrs am Oberrhein. Dabei gelang es ihm, die interessante Entwicklung des Verkehrswesens links und rechts des Rheins anschaulich zu machen. Mit der Schlussdiskussion ging schließlich eine interessante und aufschlussreiche Geschichtstagung zu Ende.

Dr. Cornelius Gorka

EU-Datenschutz-Grund-Verordnung (DSGVO)

*Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Mitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.,*

mit dem 25. Mai 2018 endet die Übergangsfrist für die Einführung der EU-Datenschutz-Grund-Verordnung (DSGVO) vom 27. April 2016. Aus diesem Anlass erhalten Sie von uns eine genaue Information über die Verwendung von personenbezogenen Daten im Historischen Verein für Mittelbaden e. V.

Ihre bei uns hinterlegten Kontaktdaten verwenden wir ausschließlich zur internen Mitgliederverwaltung und zu dem Zweck, Sie per Post oder Mail zu den Mitgliederversammlungen und Gesamtvorstandssitzungen einzuladen, Vereinsnachrichten mitzuteilen, über unsere Veranstaltungen und Publikationen zu informieren und Programme der Mitgliedsvereine oder befreundeter Institutionen bekannt zu machen.

Unsere Tätigkeiten ergeben sich aus der Satzung des 1910 gegründeten gemeinnützigen Vereins „Historischer Verein für Mittelbaden e. V.“ (Satzung letztmals geändert am 26. Oktober 2014 auf der Mitgliederversammlung in Lahr und vom Registergericht Freiburg unter dem AZ VR 470067 am 02. Februar 2015 genehmigt).

Die dem Historischen Verein für Mittelbaden e. V. übermittelten persönlichen Daten, die wir über telefonischen, schriftlichen, postalischen oder E-Mail-Kontakt, über den Eintrag in die Liste für den Mailverteiler bei einer unserer Veranstaltungen bzw. über eine uns überlassene Visitenkarte erhalten haben und die in der Reichweite des Gesetzes liegen, also dem Schutz personenbezogener Daten bei deren Verarbeitung unterliegen, **werden nicht an Dritte weitergegeben oder zu anderen Zwecken gespeichert.**

Bitte beachten Sie: Sollten Sie mit der obengenannten Datenübermittlung von Informationen zu Vereinszwecken bzw. zu Zwecken unserer wissenschaftlichen, gemeinnützigen Aktivitäten einverstanden sein, brauchen Sie nichts weiter zu unternehmen.

Falls Sie damit nicht einverstanden sind, können Sie sich jetzt mit einer Mail an
<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de>
oder
Klaus.G.Kaufmann@web.de wenden.

Diese Erklärung gilt nur für die Verwaltung des Gesamtvereins. Die Mitgliedergruppen verantworten ihre Tätigkeit selbst.

Klaus G. Kaufmann
Präsident

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

Im Jahr 2017 veranstalteten wir sechs Vorträge und zwei Ausflüge, einmal nach Konstanz und den zweiten Ausflug nach Haslach, bei denen wir 564 Gäste begrüßen durften. Die meisten Zuhörer konnten bei dem Vortrag von unserem Mitglied Michael Wortmann begrüßt werden, wo etwa 300 Zuhörer im Bürgersaal anwesend waren. An den beiden Ausflügen nahmen insgesamt 36 Personen teil, sodass beide Fahrten ausgebucht waren. Der Mitgliederstand hat sich gegenüber dem Vorjahr nicht verändert, sodass im Jahr 2017 188 Mitglieder zu verzeichnen waren.

Den ersten Vortrag im Jahr 2017 hielt im **Januar** Herr Kaufmann über seine Forschungen zu den „Jenischen“ und den Jenisch-Sprechern, über die er bei seinen Studien zu der Hohen Gerichtsbarkeit und den Scharfrichtern stieß. Herr Kaufmann berichtete über die Sprache der fahrenden Händler seit den Zeiten des 30-jährigen Krieges und ihre andauernde Nutzung und Verbreitung im heutigen Sprachgebrauch.

Im **März** konnten wir bei unserem nächsten Vortrag über 300 interessierte Besucher begrüßen, als Herr Wortmann Einblicke in die Geschichte Acherns und der Umgebung anhand Fotografien aus dem Archiv des Foto-Ateliers Wortmann öffentlich präsentierte. Schwerpunkte wurden hier auf die Glashütte Achern, das Handwerk in Achern und Bilder aus der Zeit des Nationalsozialismus gelegt.

Gerade durch die aktuelle Stadtentwicklung und den Rückbau alter Industrien in Achern – der Abriss der Papierfabrik Lott, der Glashütte und des Kraftwerkes – war das Interesse an der Sicht auf die Stadt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts groß.

Im **Mai** führten wir eine Studienfahrt nach Konstanz durch, wo derzeit an das Konstanzer Konzil vor 600 Jahren erinnert wird. Bei einem Stadtrundgang wurden bekannte und weniger bekannte Zeugnisse des mittelalterlichen Lebens in Konstanz besichtigt, am Nachmittag wurde die Sonderausstellung im Archäologischen Landesmuseum zum jüdischen Leben in der mittelalterlichen Gesellschaft besucht. Präsentiert wurden Spuren des kulturellen Erbes der jüdischen Gemeinde im Bodenseegebiet sowie prunkvolle Exponate wie hebräische Prachthandschriften, die in Konstanz oder benachbarten Städten hergestellt worden waren.

Darauf folgte ein Vortrag von Herrn Wolfgang Winter über den Apotheker Walter Zimmermann, welcher zwischen 1917 und 1937 der Anstaltsapotheker der Heilanstalt Illenau in Achern war.

Walter Zimmermann hatte sich in der Zwischenkriegszeit durch zahlreiche Veröffentlichungen in den Bereichen Botanik, Volkskunde und Pharmazie hervorgetan und war auch in zahlreichen lokalen und nationalen Vereinen aktiv. Herr Zimmermann war ebenso Vorstandsmitglied im Historischen Verein Mittelbaden, Ortsgruppe Achern. Er engagierte sich auch stark in der NS-Bewegung und war hier z. B. verant-

wortlich für die Ausbildung des Apothekernachwuchses. Walter Zimmermann wurde am Ende des Zweiten Weltkrieges von französischen Soldaten ermordet.

Ende **Juni** führte unsere zweite Exkursion im Jahr 2017 ins Kinzigtal nach Haslach zum Besuch des Silberbergwerks „Segen Gottes“ in Schnellingen mit anschließender Führung durch Haslach auf den Spuren von Heinrich Hansjakob. Das Silberbergwerk gibt Zeugnis über 800 Jahre Bergbau im Schwarzwald, zu sehen sind die silberführenden Schwer- und Flussspatgänge, es finden sich auch Stalaktiten und Kristalldrusen sowie Relikte des Bergwerkbetriebes und Abbauspuren aus Jahrhunderte währendem Betrieb.

Der letzte Vortrag vor der Sommerpause wurde am **29. Juni** von Herrn Dr. Joerger aus Kehl über das Buch seines Vaters „Als es im alten Achern noch Originale gab“ gehalten. Herr Joerger gab Anekdoten aus dem Buch weiter und berichtete über das Leben in Achern um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert und verglich das Gemeindeleben mit der Stadtgemeinschaft in der Jetztzeit.

Den ersten Vortrag nach der Sommerpause hielt Frau Dr. Memheld über die Reformation und Martin Luther in den Werken von Albrecht Dürer und Lucas Cranach dem Älteren. Frau Dr. Memheld zeigte anhand vieler Bilder und fundierten kunstgeschichtlichen und theologischen Erläuterungen das Werk der beiden Künstler im Zeitalter der Reformation auf und benannte die Unterschiede in deren Beziehung zu den Reformatoren und besonders Martin Luther. Zu bemerken ist jedenfalls, dass die Auseinandersetzung um den „wahren Glauben“ in den Werken der Künstler zu erkennen sind.

Der letzte Vortrag im Jahr 2017 handelte anlässlich des 500. Jubiläums des Thesenanschlags Luthers von der Reformation. Dr. Hans-Gerd Krabbe zeigte in seinem Vortrag die unterschiedlichen Ansichten zur Reformation der christlichen Kirchen anhand fünf ausgewählter Reformatoren des 16. Jahrhunderts auf. Er verglich hier die Thesen und den Gemeindeaufbau von Luther, Melanchton, Huldrych Zwingli, Martin Bucer und Johannes Calvin miteinander und stellte diese der aktuellen Lage der Kirche und des Glaubens gegenüber. *Björn Habich*

Biberach

Kettererhaus-Museum: Das Kettererhaus-Museum konnte dank dem Engagement von Marlene Herrmann von Mai bis Oktober 2017 geöffnet werden zu den gewohnten Zeiten. Hierzu zählt auch die Teilnahme am Kinderferienprogramm 2017 mit zwei Programmpunkten:

- „Flechten mit Naturmaterialien“
- „Wir stellen Seife her“

25./26. März 2017: Fahrt nach Waal/Bayern zum Sitz des Herrschaftshauses derer von der Leyen mit Empfang und Besichtigung von Schloss, Kirche und Festspielhaus in Waal. Führung durch Elisabeth Prinzessin von der Leyen. Weiterfahrt nach Landsberg/Lech und Augsburg mit jeweils einer Stadtbesichtigung mit Führung. Gemeinschaftsveranstal-

tung mit dem Verein zur Erhaltung der Burgruine Hohengeroldseck; 55 Teilnehmer, davon 25 aus unserer Gruppe.

5. Mai 2017: Mitgliederversammlung im Gasthaus „Kreuz“. Der bisherige Vorstand wurde bestätigt. Neu hinzu kamen als Beisitzer Marlene Herrmann und Hans Witschel.

21. Mai 2017: Eröffnung des Prinzbacher Silberweges unter Beteiligung des Hist. Vereins: Kirchenführungen durch Herrn Wolfgang Westermann.

12. August 2017: Besuch der Ausstellung „Die Päpste und die Einheit der Lateinischen Welt“ im Reiss-Engelhorn-Museum in Mannheim. Führung durch die Ausstellung: Dr. Christoph Bühler, Heidelberg, 15 Teilnehmer.

22. August 2017: Kinderferienprogramm auf der Hohengeroldseck mit dem Thema: „Leben auf der Burg“, 22 Kinder nahmen teil.

20. September 2017: Burgvesper in der Vesperstube Beck, 27 Teilnehmer.

30. Sept./1 Okt. 2017: Fahrt auf den Spuren des Schweizer Malers Albert Anker nach Ins (Albert-Anker-Haus) und Bern (u. a. Kunstmuseum Bern). Führung durch das Albert-Anker Haus in Ins durch Matthias Brefin, einem Nachfahren von Albert Anker. Im Kunstmuseum konnte u. a. das 1858 in Biberach entstandene Bild „Dorfschule im Schwarzwald“ betrachtet werden. Weiterfahrt nach Neuchatel und Besuch des Archäologieparks und Museums „Latènum“; 21 Teilnehmer.

Josef Ringwald

Regionalgruppe Geroldsecker Land

Vorstand

Bei der Mitgliederversammlung am 20. März 2017 gab der langjährige Vorsitzende Thorsten Mietzner sein Amt aus beruflichen Gründen ab. Bei der Sitzung konnte kein Nachfolger gefunden werden.

2. Vorsitzender Carsten Gabbert (seit 2010), Rechner Ekkehard Klem (seit 2010), Schriftführerin Annemarie Friedrich-Kirn (seit 2016 – davor seit 2010 Adalbert Kern), Delegierter der Fachgruppe Friesenheimer Geschichte Ekkehard Klem (seit 2010), Delegierter der Fachgruppe Lahrer Geschichte Norbert Klein (seit 2010), Delegierter der Fachgruppe Exkursionsprogramm Edgar Baßler (seit 2017).

In der Mitgliederversammlung am 22. März 2018 konnten Norbert Klein als 1. Vorsitzender und Alexander Hugenberg als 2. Vorsitzender gewählt werden. Neuer Fachgruppenleiter in der Vorstandschaft ist Martin Buttenmüller, der die Geschichte des Klosters Schuttern erforscht.

Kooperation zwischen dem Historischen Verein Schuttern 603 e. V. und dem Historischen Verein Mittelbaden Regionalgruppe Geroldsecker Land e. V.

Ziel der Zusammenarbeit der beiden Geschichtsvereine war die Inwertsetzung des ehemaligen Klosters Schuttern. Im Zuge der Konzepterbei-

tung wurde bereits 2013 von den beiden Historischen Vereinen und der Gemeinde Friesenheim eine öffentliche wissenschaftliche Tagung organisiert, bei der sich über 20 Wissenschaftler mit der Bedeutung und den Grundlagen der Klosteranlage Schuttern auseinandersetzten. Diese wissenschaftliche Tagung war sowohl als Bestandsaufnahme wie auch als Wegweiser gedacht. Über drei Tage lang wurde von internationalen Spezialisten zusammengetragen und diskutiert, was es an kunst-, religions-, architektur- und gemeinshistorischem Wissen zu der ehemaligen Klosteranlage Schuttern gibt.

Nach dieser Tagung stand auch ganz schnell im Raum, die hervorragenden wissenschaftlichen Vorträge in einem „Tagungsband“ zusammenzutragen. Ein Unterfangen, das jedoch sehr schwer zu realisieren war. Nahezu alle Referenten der Tagung haben ihre Vorträge in Aufsätze umgeschrieben und mit sehr umfangreichem Bild-, Plan- und Fotomaterial versehen. Das Buch über das Kloster Schuttern konnte im November 2017 der Öffentlichkeit präsentiert werden. Auf 256 Seiten gibt es, auf neuestem wissenschaftlichem Stand, Orts- und Klostergeschichte Schuttern pur. Das Buch kann zum Preis von 29,80 Euro bei der Regionalgruppe Geroldsecker Land bezogen werden.

Der Historische Verein Schuttern 603 e. V. ist inzwischen auch Mitglied beim Historischen Verein Mittelbaden, Regionalgruppe Geroldsecker Land e. V. Unser neues Mitglied war als Einstand bereit, die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden auszurichten. Am 29. Oktober 2017 konnten sich die Mitglieder aus der gesamten Ortenau über das Kloster Schuttern informieren. Der Festvortrag über das Schutterner Mosaik wurde von Frau Dr. Marita Blattmann von der Universität Köln gehalten.

Exkursionsprogramm

Im Jahr 2013 nahm der Vorstand auf Anregung von Edgar Baßler die Durchführung von Fahrten in die Jahresprogramme der Regionalgruppe auf. Heute besteht das Exkursionsteam aus Edgar Baßler, Adalbert Kern und Norbert Klein.

Dieses Team ist bemüht, den Mitgliedern der Regionalgruppe Geroldseckerland ein ansprechendes, geschichtlich orientiertes Fahrtenprogramm anzubieten. Im Jahr 2017 hat sich das jährliche Exkursionsprogramm etabliert und wird jetzt sehr gerne angenommen.

Zweitagesfahrt zum Wohnsitz der Fürstenfamilie von der Leyen

Auf Einladung der Mitgliedergruppe Biberach (Josef Ringwald) und in Kooperation mit dem Verein zum Erhalt der Burgruine Hohengeroldseck nahmen einige Mitglieder der Regionalgruppe Geroldseckerland am 25./26. März 2017 an einer Fahrt ins Allgäu teil. Ziel der Exkursion war u. a. das Schloss Waal bei Landsberg am Lech.

2015 waren Philipp Erwein Prinz von der Leyen und zur Hohengeroldseck und Prinzessin Elisabeth von der Leyen einer Einladung nach Seelbach gefolgt, um einem Vortrag des renommierten Kenners der Geroldsecker Geschichte, Herrn Dr. Christoph Bühler, über das Adelsgeschlecht von der Leyen beizuwohnen. Das Geschlecht derer von der Leyen hatte die Grafschaft Hohengeroldseck 1697 als habsburgisches

Lehen erhalten. 1815 auf dem Wiener Kongress endete die Regentschaft über Seelbach, als die Reichsgrafschaft Hohengeroldseck dem Großherzogtum Baden zugeschlagen wurde.

Bei der damals ausgesprochenen Gegen- einladung der Adelsfamilie lernten nun die Teilnehmer den Familienstammsitz im Schloss Waal kennen. Damit sich die lange Anreise auch lohnte, fanden im nahe gelegenen Landsberg eine Stadtführung zur mittelalterlichen Geschichte und am zweiten Exkursionstag in Augsburg eine Führung zum Thema „2000 Jahre Stadtgeschichte“ statt.

Auf den Spuren der Friesenheimer Bierbrauer

Die jährlichen Geschichtsexkursionen „Rundgang durch die Friesenheimer Geschichte“ in Kooperation mit der VHS Lahr, Außenstelle Friesenheim, kommen bei der Friesenheimer Bevölkerung sehr gut an. Am 5. April 2017 nahmen rund 60 Personen am Rundgang teil. Ortshistoriker Ekkehard Klem befasste sich bei dem Rundgang mit den Friesenheimer Wirtschaften, Brauereien und der Malzfabrik Neff. Höhepunkte der Exkursion waren die vorher nicht angekündigten Besichtigungen der alten Bier- und Eiskeller der Brauerei Neff und der Brauerei Ochsen.

Vortrag über das Leben von Philipp Jacob Siebenpfeiffer

Ein Schwerpunktthema des diesjährigen Exkursionsprogramms war der „Gedanke der Freiheit“. Das Jahr war geschichtlich geprägt vom 500. Jahrestag von Martin Luthers Thesenanschlag im Jahr 1517. Von seiner „Freiheit eines Christenmenschen“ führt eine direkte Linie vom Wartburgfest 1817 über die politische Demonstration von 1832 auf dem Hambacher Schloss bis zur Deutschen Revolution 1848.

Zur Vorbereitung auf einen Geschichtesausflug zum Hambacher Schloss hielt Martin Baus am 13.06.2017 bei der Volkshochschule Lahr einen Vortrag über das Leben von Philipp Jacob Siebenpfeiffer, der zu den Mitorganisatoren des Hambacher Festes zählte. Die Lahrer sind naturgemäß stolz darauf, dass dieser freiheitsliebende Mensch 1789 in ihrer Stadt geboren wurde und hier seine Laufbahn als Landesbeamter begann. Martin Baus, der wissenschaftliche Leiter der 1988 gegründeten Siebenpfeiffer-Stiftung, zeigte in seinem Referat sehr informativ den weiteren Lebensweg des liberalen Siebenpfeiffer vom Juristen zum radi-



Die Teilnehmer vor dem Schloss Waal im Allgäu



Bei der Besichtigung eines der Friesenheimer Bierkeller



Martin Bauss erwies sich als äußerst fachkundiger Referent



Unser Reiseziel: das Hambacher Schloss

Die zahlreichen Teilnehmer trugen zum Erfolg der Exkursion bei



kalen Journalisten und letztendlich zum leidenschaftlichen Verfechter einer freiheitlichen Verfassung auf.

Ganztagesfahrt zur „Wiege der deutschen Demokratie“

Gut vorbereitet durch den Baus-Vortrag informierten sich 39 geschichtsinteressierte Teilnehmer unter der Leitung von Edgar Baßler bei einer Führung durch das Hambacher Schloss über die Abläufe des Hambacher Festes am 27. Mai 1832 und die deutschen Freiheitsbemühungen, die von diesem Fest ausgingen, an dem fast 30000 Teilnehmer gezählt wurden. Viele Exkursionsteilnehmer begrüßten auch, dass sie über die Herkunft der heutigen Bundesflagge „Schwarz-Rot-Gold“ informiert wurden, die erstmals offiziell beim Hambacher Fest mitgeführt wurde und somit bis heute als Symbol für Freiheit und Gleichheit gilt: Elf Studenten der Jenaer Urburschenschaft schufen 1815 eine Fahne mit den Farben der Uniform des Lützowschen Freikorps.

Auch bei dieser Exkursion lohnte es sich, nicht sofort nach Hause zu fahren. Bei einer Besichtigung des Doms in Speyer erfuhren wir viel Interessantes über die Baugeschichte des heute größten noch erhaltenen romanischen Kirchbaus sowie über die legendäre Grablage der deutschen Kaiser.

Tagesfahrt nach Kaiseraugst

Auf dem ehemaligen römischen Grabungsgebiet in Lahr-Dinglingen entsteht bis zur Landesgartenschau 2018 ein römisches Streifenhaus, das als Lahrer Teilmuseum auch nach der Gartenausstellung geöffnet bleibt. Zur besseren Gestaltung des Museums wurde in Lahr ein Freundeskreis gegründet, auf dessen Einladung auch einige Mitglieder der Regionalgruppe Geroldseckerland am 30. Juni 2017 nach Kaiseraugst

führen. Bei sommerlichen Temperaturen konnten sich die Teilnehmer im Römermuseum über die umfangreichen Ausgrabungen informieren. Bei einem Rundgang durch das weitläufige Gelände, das siedlungstechnisch bis hinunter zum Rheinufer reicht, bewunderten die Teilnehmer die gewaltigen Bemühungen der Schweizer, die Reste der römischen Garnisonsstadt *Castrum Rauracense* einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Exkursion zur Kaiser-Wilhelm-Feste in Mutzig/Elsass

Der zweite Jahresschwerpunkt bei unseren Exkursionen lag auf dem Thema „Erster Weltkrieg“. Dieses Thema wird von der Regionalgruppe seit 2014, 100 Jahre nach Beginn dieses menschenverachtenden Krieges, verfolgt.

Am 4. November 2017 führte der diesjährige Themenausflug zur Kaiser-Wilhelm-Feste nach Mutzig. Eine Verteidigungsanlage, die bereits von 1893 bis 1902 errichtet wurde, weil man genau an dieser Stelle am Ausgang des Breuschtals im Falle eines Krieges die ersten Angriffswellen der französischen Armee erwartete. Ein Angriff, um auch das im deutsch-französischen Krieg 1870/71 verlorene Elsass zurückzugewinnen.

Für eine Führung durch den Museumsteil der Gesamtanlage konnte der Präsident des Festungsvereins Mutzig, Herr Bernard Bour, gewonnen werden. Wir hätten keinen kompetenteren Experten für den unterirdischen, zweistündigen Rundgang durch zwei Infanteriekasernen finden können. So erhielten wir nicht nur die Informationen über die Kriegstaktik einer so großen Festung und auch Details über die Bauweise und die Bewaffnung der hier stationierten Einheiten, sondern bekamen auch in einem anschließenden Spezialvortrag die anderen Festungsteile vorgestellt. Diese sind heute leider nicht mehr zugänglich, denn sie befinden sich im Besitz der französischen Streitkräfte.



*Der einstige römische Garnisonsstandort
Castrum Rauracense*



*Bernard Bour, der Präsident des Festungsvereins,
bei seiner Führung*

Programm zur jüdischen Geschichte im Geroldseckerland

Stadtführung im Rahmen des Tags des jüdischen Denkmals

Bereits zum zweiten Mal veranstaltete die Kulturhistorikerin Dr. Juliana Bauer eine Führung auf den Spuren der jüdischen Geschichte Lahrs. Über 40 Gäste wurden sehr fachkundig bei einem Rundgang durch die Lahrer Straßen über die jüdische Geschichte im Mittelalter, den Zuzug der Landjuden in die Stadt Lahr, nachdem der badische Großherzog im Jahr 1862 mit einem Gesetz die bürgerliche Gleichberechtigung der Is-



Dr. Juliane Bauer am Gedenkstein im Friedrich-Ebert-Park



Gunter Demmig bei der Verlegung der drei Stolpersteine für die Familie Friedmann

raeliten verfügte, und die jüdischen Deportationen durch die Nationalsozialisten informiert.

An einigen Stolpersteinen, die in Lahr verlegt sind, wurden die Schicksale einzelner jüdischer Familien dargestellt und an deren Ermordung Tod im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau gedacht. Endstation der Führung war am jüdischen Mahnmal im Friedrich-Ebert-Park, das seit dem 24.10.2015 an die Deportation von 232 jüdischen Einwohnern Lahrs in das Internierungslager Gurs erinnert. Dieses Mahnmal war von sechs Schülern des Max-Planck-Gymnasiums geschaffen worden.

Stolpersteinprojekte

Im Berichtszeitraum wurden in Lahr vier weitere Stolpersteine verlegt. Am 2. Mai 2017 für Johanna Schnurmann vor dem Lahrer Spital und am 20. Februar 2018 drei Steine für die Familie Friedmann vor dem „Menzerhaus“ in der Kaiserstraße. Doris Gerteis ist stets bemüht, weitere überlebende Angehörige und Stolpersteinspender zu finden, sodass deren Familiengeschichten noch intensiver erforscht werden können. Bei der Erstellung der Biografien wird sie tatkräftig durch den Lahrer Stadt-

historiker Thorsten Mietzner und Norbert Klein unterstützt, die ebenfalls Mitglieder im Historischen Verein sind. Somit hat Lahr nun die Gesamtzahl von 59 Stolpersteinen erreicht.

Erfreulich sind die neuen Kontakte zu Überlebenden der jüdischen Familien Schwarz und Leo Haberer, die bei ihren Besuchen in Lahr tagelang von den Stolpersteininitiatoren betreut werden.

Die drei genannten Stolpersteininitiatoren legen auch Wert darauf, dass jedes Jahr eine Jugendgruppe gefunden wird, die sich an einer Stolpersteinputzaktion beteiligt. Am 22. Oktober 2017, zum 77. Jahrestag der Deportation badischer Juden nach Gurs, nahmen 16 Schüler der Otto-Hahn-Realschule in Lahr an dieser Reinigungsaktion teil. Anhand des Lahrer Stolpersteinbuches, das im Jahr 2014 von Hauptschülern der Lahrer Friedrich erarbeitet worden war, wurden die Jugendlichen von ihrer Lehrerin Miriam Waldmann mit den Lebensläufen der Lahrer Opfer vertraut gemacht.

Sofern sich Lehrer in ihrem Geschichtsunterricht näher mit der jüdischen Geschichte Lahrs beschäftigen und hierzu Unterstützung bei der Regionalgruppe Geroldseckerland suchen, erhalten sie diese auch selbstverständlich. Norbert Klein hat einen Standardvortrag entwickelt, den er im Jahr 2017 nun bereits zum wiederholten Male im Clara-Schumann-Gymnasium präsentieren konnte. Anschließend nimmt er die Projektgruppenmitglieder der Schule mit auf einen Stolpersteinrundgang, um das Wissen mit persönlichen Beispielen anzureichern.

Vortrag über die Deportation der französischen Juden ins KZ Auschwitz

Seit einigen Jahren beschäftigt sich Norbert Klein intensiv mit der Schicksalsgeschichte der Lahrer Juden. Im Jahr 2017 war sein Forschungsschwerpunkt die Auslieferung der nach Frankreich geflüchteten deutschen Juden durch die Vichy-Regierung an die deutschen Nazi-Besatzer und die Erinnerungsarbeit von Beate und Serge Klarsfeld.

Zu den Opfern zählten auch die badischen Juden, die am 22. Oktober 1940 nach Gurs in die freie Vichy-Zone deportiert worden waren. Ohne größere Not wurden die bis dahin überlebenden Internierten an die deutsche SS ausgeliefert und in vier Konvois im August 1942 zunächst nach Drancy/Paris und dann vom 10. bis 17.08.1942 in das KZ Auschwitz-Birkenau und somit direkt in den Tod deportiert.

Seine Forschungsergebnisse stellte Norbert Klein in einem umfangreichen Bildvortrag am 22.10.2017 in der vollbesetzten ehemaligen Synagoge in Kippenheim vor. Norbert Klein ist auch in der Arbeitsgruppe „Jüdische Geschichte in der Ortenau“ engagiert.



Beate und Serge Klarsfeld haben sämtliche Deportationslisten ins KZ Auschwitz veröffentlicht



Alte Postkarte vom Genesungsheim

Vortragsreihe „Tretenhof Seelbach“

In seinem Vortrag am 11.11.2017 erinnerte Adalbert Kern an den 600. Geburtstag des Tretenhofes, der 1417 zum ersten Mal als geroldseckischer Meierhof urkundlich erwähnt wird. Während die Geschichte bis 1900 und nach 1948 durch zahlreiche Autoren in der Vergangenheit gut aufgearbeitet wurde, klafften doch erhebliche Lücken in der Zeit dazwischen. Diese Lücken zu füllen, hatte er sich als Aufgabe gestellt. So präsentierte er zahlreiche Dokumente und Fotografien, die den Tretenhof als Pfründneranstalt der Gemeinde Seelbach, großherzogliches Genesungsheim, Reservelazarett im Ersten Weltkrieg und Schulungsburg der NSDAP belegen. Zeitzeugen mit ihren persönlichen Erinnerungen an den Tretenhof und ergänzende Beiträge von Norbert Klein (Tretenhof als Lagerstätte für die in der Kippenheimer Synagoge geraubten Kunstgegenstände) und Edgar Baßler (Die Besetzung Reichenbachs durch französische Truppen 1945 als Beispiel für die Vorgänge in Seelbach) bereicherten seinen Vortrag. Adalbert Kern hat am 09.04.2018 mit einem Vortrag zur Vergangenheit des Tretenhofes als Sammellager für kriegsgefangene russische Soldaten und nach Deutschland verschleppte Zwangsarbeiter/-innen 1945/46 seine restlichen Erkenntnisse der Öffentlichkeit vorgestellt. Die Reihe entstand in Kooperation mit dem AWO-Bildungszentrum Seelbach und dessen Leiter Lutz Richter, dem Schulleiter der Berufsfachschule für Altenpflege, die heute im Tretenhof ihre Heimat hat.

Haslach im Kinzigtal

In Kooperation mit der VHS Ortenau-Kinzigtal hat der Historische Verein Haslach im Kinzigtal e. V. Vorträge im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters und auch folgende Veranstaltungen organisiert:

02.04.2017/08.10.2017/18.03.2018

Martin Schwendemann, Steinach

Besichtigung des „Haus Theres“, Alltagsgeschichte 1920–1990

Zu besichtigen ist das letzte kleinbürgerliche Haus, das die Haslacher Altstadt noch aufzuweisen hat. Kleinstwohnhaus mit Erdgeschoss, Obergeschoss und Dachraum. Die Hof- und Gebäudefläche beträgt nur 42 qm, das Haus selbst – zwei Zimmer tief und ebenso breit – steht auf gerade mal 27 qm. Drinnen eröffnet sich der lebensechte Alltag der Zeit vor 30 bis 60 Jahren: Flur, Speisekammer, Räuherofen, Wohnküche, gute Stube, Schlafzimmer, Bad, Holzbühne und Jugendzimmer. Alles zum Anfassen. Hinter jeder Schranktür und in jeder Schublade findet sich ein Stück Alltagsgeschichte, von der Auflauf- oder Brotpuddingform, dem Dummisschiefele der Urgroßeltern, dem Waffeisen der Großmutter für den Holzherd bis zum Milchdosenstecher der 1960er/1970er Jahre. Eine Fahrkarte für eine Zeitreise in die Zeit der Groß- oder Urgroßeltern. Für Klassentreffen, Enkel mit Großeltern, Eltern mit Kindern ein ideales Angebot!

Diese Führung wird auf Anfrage das ganze Jahr über angeboten. Anfragen bei Martin Schwendemann, 078 32/70 61 71 oder Klaus G. Kaufmann, 078 32/54 61.

29.06.2017

Sören Fuß, Haslach

Besichtigung der Gedenkstätte Vulkan

Gedenkstätte für drei Lager in Haslach, Außenstelle des KZs Natzweiler-Struthof im Elsass. Führungen werden das ganze Jahr angeboten. Anmeldung: 078 32/21 05 (Sören Fuß) oder Stadt Haslach 078 32/7 06-174.

Im Haslacher Urenwald, nahe der Mülldeponie, erinnert die „Gedenkstätte Vulkan“ an die drei nationalsozialistischen Lager in Haslach, in denen von September 1944 bis April 1945 über 1700 Männer aus 19 Ländern litten und viele davon starben. Die Häftlinge waren eingesetzt, in den bestehenden Bergwerksstollen des Vulkangeländes (hat nichts mit einem ehemaligen Vulkan zu tun, es war der Firmenname!), ein ehemaliger Amphibolitabbau, für verschiedene Firmen der Rüstungsindustrie unterirdische Produktionshallen zu errichten.

27.03.2017

Willy Schoch, Schenkenzell

Holzriesen im Schwarzwald

Ein Film über das letzte Holzriesen im Schwarzwald

Holzriesen und Flößerei waren im Schwarzwald unerlässlich für die Holzwirtschaft. Die walddreiche Gegend im oberen Kinzigtal war über Jahrhunderte hinweg der Holzlieferant für Straßburg und Amsterdam.

Der Transport der „Holländerstämme“ in die Talauen geschah in mühseliger Handarbeit oder mit Holzriesen, eigens angelegten Holz- und Geländerinnen, in denen die Stämme zu Tal rutschten. Über das letzte Holzriesen wurde 1955 ein 35-minütiger Amateurfilm gedreht. Historiker Willy Schoch hat den Film mit wertvollen zeitgeschichtlichen Hinweisen über die Techniken des Sommer- und Winterriesens begleitet. Ebenso der Fischerbacher Historiker Alfred Buchholz, der über die Abholzungsaktion am Brandenkopf Ende der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts berichtete.

09.10.2017

Dr. Heinrich Schwendemann, Freiburg

Hohkönigsburg – Burgenbau im Zeitalter des Nationalismus

1899 machte der Stadtrat von Schlettstadt die Hohkönigsburg, die größte Burgruine des Elsass, Kaiser Wilhelm II. zum Geschenk, der sich daraufhin für einen Wiederaufbau entschied. Der Referent trug die wechselvolle Baugeschichte der Hohkönigsburg vom Mittelalter bis hin zum national-dynastischen Denkmal des wilhelminischen Kaiserreichs bis zum heutigen Besuchermagnet eindrucksvoll vor. Heute ist die Hohkönigsburg mit über einer halben Million Besucher im Jahr neben dem Straßburger Münster wohl das bekannteste historische Bauwerk im Elsass und ein von der einheimischen elsässischen Bevölkerung geradezu mit Stolz akzeptierter Erinnerungsort geworden.

20.11.2017

Johann Schrempp, Kirchzarten

Römer, Germanen und keine Kelten?

Das Oberrheintal und der Schwarzwald zwischen Caesar und Trajan
Das Oberrheintal war früher ein widersprüchlicher Raum. In kaum einer Gegend Mitteleuropas spiegelt sich der Gegensatz zwischen Austausch und Grenze im Sinne gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Entwicklungen so prägnant wider. Mit der Eroberung Galliens durch Gaius Julius Caesar war der Rhein lange Zeit die Grenze Roms zum Barbaricum. Die Ortenau spielte bei der langfristigen Angliederung des heutigen Südwestdeutschlands an das Römische Reich eine bedeutende Rolle. Der Referent ließ neueste archäologische Erkenntnisse für den Raum und die Zeit zwischen dem gallischen Krieg Caesars und der Herrschaft Kaiser Trajan in neuem Licht erscheinen.

22.01.2018

Selina Schmid, in Kooperation mit dem Autor Helmut Meyerhöfer, ihrem Großvater, beide Hausach – Buchvorstellung

Chronik über den Bergbau im Kinzigtal am Beispiel Hausach

Zwei Bücher des Autors Helmut Meyerhöfer wurden an diesem Abend vorgestellt. In Band I wird über die Entstehung von Erzadern berichtet und wie die „Alten“ diese fanden. Die Produktionsprozesse, der Kuxenhandel und anderes mehr finden darin Erklärung und Erläuterung. Im Band II werden die Themen Eisen, Hammerwerke und metallverarbeitende Werke in der Zeit der beginnenden Industrialisierung im Fürsten-

tum Fürstenberg, dem Großherzogtum Baden und in den angrenzenden vorderösterreichischen Gebieten beleuchtet. Urkunden und Bilder trugen zum erweiterten Verständnis bei.

23.10.2017

Hauptversammlung mit Vorstandswahlen

Nach den üblichen Regularien wurde auf dieser Hauptversammlung zunächst die für das Finanzamt notwendige Satzungsänderung einstimmig beschlossen.

Die verdienten Aktiven, Norbert Mickenautsch (Schriftführer und Kassier), Helmut Fuggis (Beisitzer) und Heinz Prinzbach (Beisitzer), wurden nach über 20-jähriger Vorstandsmitgliedschaft zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Die Vorstandswahlen ergaben folgende Funktionsverteilung:

Klaus G. Kaufmann, 1. Vorsitzender (alt), Martin Schwendemann, 2. Vorsitzender (alt), Gottfried Himmelsbach, Kassier (neu), Matthias Reininger, Schriftführer (alt), Ursula Fuggis, Beisitzerin (alt), Werner Kunschner, Beisitzer (alt) und Heinz Prinzbach, Beisitzer (alt).

Der Fachgruppenleiter für die „Gedenkstätte Vulkan“, Sören Fuss, sowie der Leiter der Schüler- und Studentengruppe „Weg des Erinnerns“, Matthias Meier-Gerwig, wurden in ihren Ämtern bestätigt.

Klaus G. Kaufmann

23.11.2017

Kranzniederlegung zum 75. Jahrestag der Ermordung des Polen Jan Ciechanowski

Am 24. November 1942 wurde der polnische Zwangsarbeiter Jan Ciechanowski zwischen Haslach und Hofstetten am Bächlewald ermordet. Er hatte ein Liebesverhältnis mit einer deutschen Frau, was die Nazis hart bestrafte. Als polnischer Zwangsarbeiter hatte er zunächst Glück, in Hofstetten bei seinen Bauersleuten im Ullerst gut aufgenommen worden zu sein. Als sich ein enges Verhältnis zu einer deutschen Frau ent-



wickelte, wurde diese Beziehung der Parteiführung vor Ort angezeigt und diese setzte einen Prozess in Gang. Ciechanowski wurde wegen „Rassenschande“ ins Gerichtsgefängnis in Offenburg überstellt. Gestapo-Ermittlungen führten zur „genehmigten Sonderbehandlung“ –, was nichts anderes bedeutete als der Mord durch eine Hinrichtung „wegen des verbotenen Umgangs mit einer deutschen Frau“. Am 24. Dezember 1942 mussten zwei Polen ihren eigenen Landsmann am dafür erstellten Galgen an der Gemarkungsgrenze zwischen Hofstetten und Haslach erhängen.

In einer kleinen Gedenkstunde gedachten die Bürgermeister von Haslach und Hofstetten, Philipp Saar und Henry Heller, zusammen mit Mitgliedern des Historischen Vereins, darunter Klaus G. Kaufmann (1. Vorsitzender), Sören Fuß (Arbeitsgruppe Vulkan), Martin Schwendemann (2. Vorsitzender) und Herbert Himmelsbach (Arbeitsgruppe Vulkan), des Toten und der schrecklichen Gräueltaten. Fuss, Heller und Saar verdeutlichten in ihren Ansprachen, wie wichtig es ist, gerade in der heutigen Zeit gegen solche Hasstendenzen immer wieder Signale zu setzen, dies besonders auch im Hinblick auf die Jugend.

(Text und Bilder von csa und Lisa Kleinberger)

Mitgliedergruppe Hausach

Das Jahresprogramm des Historischen Vereins Hausach beginnt seit Jahren traditionell mit der Neujahrsserenade am 1. Januar. Es hat sich seit fünf Jahren ergeben, dass diese Neujahrsserenade immer einer anderen Einwohnergruppe in Hausach gewidmet wird. Am 1. Januar 2017 veranstaltete der Historische Verein diese Serenade zusammen mit der „Muodersprochsgsellschaft“ für die hier lebenden „Alemannen“ (d. h. der Einwohnerschaft). Daher lag der Schwerpunkt auch mehr auf Textbeiträgen, die in Mundart vorgetragen wurden. In diesem Jahr 2018 hatten wir wieder eine europäische Nation, die zwar nur mit einer kleinen Gruppe in Hausach vertreten ist: die Griechen. Der Wirt des Gasthauses Löwen bzw. Akropolis hatte für die Gestaltung des Abends sogar Freunde in traditioneller griechischer Tracht engagiert. Der neue Bürgermeister, Wolfgang Hermann, hatte hier mit der Neujahrsansprache seinen ersten öffentlichen Auftritt.

Innerhalb des Historischen Vereins laufen zurzeit vielerlei Aktivitäten. So hat sich inzwischen ein Museumskreis gebildet, der die Vorarbeit des früh verstorbenen Helmut Spinner nutzen konnte. Die ganze Büroarbeit wurde neu konzipiert: Internetzugang, PC, Beamer und Breitbildfernseher wurden angeschafft, um nur ein paar Neuerungen zu nennen. Viele ehrenamtliche Stunden steckten die Macher und Schaffer um Udo Prange in die Neukonzeption des Museums im Herrenhaus. Die Bibliothek im Kaminzimmer wurde von Bernd Schmid neu geordnet. Er verwaltet auch weiterhin die Hausacher Online-Chronik, die von Jahr zu Jahr weit über Deutschland und Europa hinaus immer mehr Zuspruch findet, wie die Nutzerdaten belegen.

Klaus Lehmann, der im Sommer regelmäßig die beliebten Burgführungen macht, hat dafür gesorgt, dass der Burgturm, der zum Leidwesen

auch des Historischen Vereins als Abstellraum und Rumpelkammer benutzt worden war, nun wieder zu einem Vorzeigekleinod wurde, was mit viel Arbeit und vielen Helfern, denen man sehr dankbar ist, durchgeführt werden konnte.

Mit 1500 Euro Bargeld aus der Burgkasse wurde eine Ritterfigur in Rüstung angeschafft. Sie erhielt einen Baldachin als Abdeckung und befindet sich im Eingangsbereich. Eine Ausleuchtung des Bereiches wurde von der Stadt finanziert. Das Wappen von Heinrich VI., dem einzigen Fürstenberger, der die Burg bewohnte, und dessen Lebenslauf aus der Streit-Chronik sind auf einer Tafel angebracht. Ebenfalls ist dort jetzt ein Porträt von Kaiser Maximilian I. zu sehen. Dieser Kaiser übernachtete einst auf Burg Husen. Die vorhandene Kanone wurde total saniert und restauriert, ebenso wurde die Türe renoviert und funktionsfähig gemacht, sodass der ganze Burgfried zu einem vorzeigbaren Schmuckstück geworden ist.

Das Johannisfeuer konnte 2017 nicht stattfinden, da zur Zeit niemand da war, der die benötigten Reisigwellen herstellen konnte. Außerdem wäre es aufgrund der anhaltenden Trockenheit höchst fahrlässig gewesen, ein so riesiges Feuer auf dem Schlossberg zu veranstalten, nachdem das Landratsamt dringend davor gewarnt hatte.

2017 war auch das Jubiläumsjahr der Reformation, die vor 500 Jahren die Welt veränderte. Das „Lutherjahr“ war Anlass für den Historischen Verein und dessen Mitglied Michael Kolinski, einen Blick ins Kinzigtal des 16. Jahrhunderts zu werfen. Im gut besetzten katholischen Pfarrheim erläuterte der Referent mit umfassenden Fachwissen, wie die Reformation ins Kinzigtal kam und wie das reformatorische Gedankengut wieder vertrieben wurde, natürlich im Kontext mit den wechselnden Herrschaften.

Aus Anlass des 100. Todestages von Ferdinand Graf Zeppelin im vergangenen Jahr besuchte der Historische Verein mit einer kleinen Delegation am 17. September das Zeppelin Museum in Friedrichshafen. In Konstanz bekamen die Teilnehmer von unserem Mitglied Werner Hafner dann noch bei einem kleinen Rundgang historische Kleinode gezeigt, die normalerweise nicht jeder Besucher zu sehen bekommt.

Das Festwochenende 925 Jahre Einbach am 8., 9. und 10. September war ein weiteres Glanzlicht im Jahreslauf. Besonders hervorheben muss man in diesem Zusammenhang, was uns als Historischen Verein besonders tangierte, nämlich den hervorragenden Festvortrag von Michael Kolinski und die Videoshow „Erinnerungen an Einbach“ von Udo Prange.

Am 15. Oktober, dem traditionellen jährlichen Kultursonntag, erlebten Mitglieder des Historischen Vereins und des Schwarzwaldvereins eine überaus informative Ausflugsfahrt in den Linzgau nach Heiligenberg, der Perle unter den fürstenbergischen Schlössern, und in das oberschwäbische Weingarten unter der kompetenten Reiseleitung des zweiten Vorsitzenden Klaus Lehmann.

In Anerkennung der herausragenden Leistung für die Heimatforschung im Land ist folgendes Werk zur Dokumentation dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg übergeben worden: eine dreibändige

Bergbauchronik der Stadt Hausach von unserem Mitglied Helmut Meyerhöfer.

Jährlich vergibt das Land Baden Württemberg, vertreten durch das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, in Zusammenarbeit mit dem Landesausschuss Heimatpflege diesen Preis, um Leistungen von ehrenamtlichen Heimatforscherinnen und Heimatforschern zu würdigen und ihnen die verdiente öffentliche Anerkennung zuteil werden zu lassen. Dies geschah in einem offiziellen Festakt zur Verleihung des Landespreises für Heimatforschung Baden-Württemberg 2017 am Donnerstag, den 23. November 2017 im Bürgersaal des Rathauses in Karlsruhe.

Hubert Maier-Knapp

Hornberg – Triberg

Hornberg

Das Jahr 2017 brachte wieder viele Besucher in die Freilichtbühne des Historischen Vereins Hornberg. Über 10000 Menschen kamen, um sich im Storenwald die drei angebotenen Aufführungen anzusehen – „Hornberger Schießen“, „Rabat im Märchenwald“ und „Das Wirtshaus im Spessart“.

Das Brauchtum wurde durch die Mitglieder der Trachtengruppe gepflegt. Sie nahmen teil am Neujahrsempfang in Freiburg und zusammen mit dem Trachtenverein Lauterbach fanden Auftritte bei Heimatabenden statt.

An allen Öffnungstagen wurde das Stadtmuseum von einer kleinen Gruppe fleißiger Helfer betreut. Im September war eine Verkaufsvernissage. Alle Gemälde im Bilderzimmer wurden abgehängt und durch Werke von Otto F. W. Etzold ersetzt. Der Erlös dieser Bilder war für die Bürgerstiftung Hornberg bestimmt. Mit drei Tuschezeichnungen und einer Pastellkreidearbeit ist Otto F. W. Etzold jetzt im Stadtmuseum Teil der Hornberger Maler. Der 1909 in Darmstadt geborene Künstler besuchte Ausstellungen und Galerien in Köln, Berlin, Bernau, Offenburg und Kehl. Seine Liebe galt vor allem der Landschaftsmalerei. Vorbild für seinen Stil waren französische Impressionisten.

Einige Mitglieder waren beim jährlichen Museumsausflug dabei. Ziel war das Franziskanermuseum in Villingen. In den ehemaligen Klösterräumen wurde eine große Anzahl an Exponaten besichtigt und bestaunt. Den größten Eindruck hinterließ das Keltische Fürstengrab, mussten vor 2600 Jahren für die Grabkammer doch 90 Eichen gefällt und exakt zusammengeführt werden.



Das ganze Jahr hindurch gab es Anfragen zu Geschichtsthemen und Ahnenforschung. Unser umfangreiches Archiv trägt viel dazu bei, dass wir die Fragen beantworten können. Dazu sind wir immer gerne bereit.

Rosemarie Götz

Triberg

Mit dem beginnenden Frühjahr konnten die etwa 20 ehrenamtlichen Helfer im März 2018 mit den Renovierungsarbeiten am historischen Triberger Amtshauschopf fortfahren, nachdem der Schwarzwälder Winter die vom Denkmalamt begleiteten Erhaltungsmaßnahmen für mehrere Monate unterbrochen hatte.

Zunächst galt es, die Remise des österreichischen und später badi-schen Amtshauses, die direkt an die Grundmauern der Triberger Burg angebaut wurde, aus ihrem Dornröschenschlaf zu erwecken, denn Hasel-nusssträucher und anderes Gestrüpp hatten den Fachwerkschopf bei-nahe überwuchert.

Die Rückseite des Schopfes, der wohl noch dem letzten Obervogt der Herrschaft Triberg, Dr. Karl Theodor Huber, auch als Scheune für sein Pferd diente, musste in mühevoller Handarbeit erst von meterhohem Schutt befreit werden, der sich im Laufe der Jahrzehnte dort angesammelt hatte.

Inzwischen konnte der Bereich um den Schopf mit Kopfsteinpflaster ausgelegt und die Hinterwand des Fachwerkschopfes mit Felsen-anker gesichert werden, wobei die Stadt Tri-berg finanziell und praktisch den Ehrenamtli-chen zur Seite stand.

Bei den Freileigungsarbeiten um die Remise des Amtshauses wurden auch mehrere Ton-scherben von Töpfen bzw. Krügen gefunden, die bei der Zerstörung der Burg Triberg an Weihnachten 1642 in die Brüche gingen. Inter-essant war auch der Fund zweier Geschoss-hülsen, die vom Ende des Zweiten Weltkrieges stammen, als französische Soldaten am 24. April 1945 im Burggarten neben dem Schopf mit einem Geschütz Stellung bezogen.

Fertiggestellt werden konnte im Jahr 2017 die Beschilderung des „Qualitätswegs Prisental“. Auf 18 Tafeln erfährt dort der Naturliebhaber viel Wissenswertes über Geschichte, Natur- und Volkskunde. Fantastische Ausblicke über den Brandenkopf im Mittleren Schwarzwald bis hin zur Hornisgrinde im Nordschwarzwald machen diesen reizvollen Weg zu einer wahren „Paradiestour“.



Im Dreißigjährigen Krieg wurde die Triberger Burg zerstört. Zu den Funden um die Remise des Amtshauses gehören Tonscherben und behauene Sandsteinquader aus dem Zerstörungsjahr 1642. Foto: Klaus Nagel



Geschosshülsen, die im Mai 2017 bei den Restaurierungsarbeiten am Amtshauschopf gefunden wurden. Foto: Klaus Nagel

Das 1934 erbaute sogenannte „Ehrenmal“, ein Glockenturm am Kroneckberg, erhielt im Rahmen des historischen Stadtrundgangs zum Volkstrauertag 2017 eine zweisprachige Erläuterungstafel aus Emaille, auf der auch an die ehemaligen jüdischen Triberger Mitbürger erinnert wird.

Der Heimat- und Gewerbeverein Triberg, dessen Präsenzbibliothek natürlich auch alle Bände der „Ortenau“ vorhält, hat für 2018 die Restaurierung des 1885 erbauten Heitzmann-Orchestrions in Auftrag gegeben, was für den Verein natürlich nur mit Zuschüssen des Landesamtes für Museumsbetreuung überhaupt möglich ist. Mit 500 Pfeifen hat das große Orchestrion eine Klangfülle wie ein Orchester mit 50 Musikern und gilt als das weltweit größte Walzen-Orchesterion.

Auch die „Kulturmontage“ bereichern seit einigen Jahren mit ihren vielfältigen Themen die Veranstaltungen des Schwarzwaldmuseums. Ein verlässlicher Referent ist dabei Karl Volk, der über das letzte Kriegsjahr und den Neubeginn 1945 in Triberg und Gremmelsbach in den Räumen des Museums berichtete. Der Gremmelsbacher Autor Karl Volk schreibt übrigens auch seit vielen Jahren fundierte Beiträge für die Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden und für die Jahreshefte der Triberger „Heimatblätter“.

Das diesjährige Jahrestreffen der belgischen, deutschen und französischen Gemeinden, die einst, neben der Herrschaft Triberg, zum Besitz des Freiherrn Lazarus von Schwendi gehörten, fand am 14./15. April 2018 in Niedermorschwihr statt. Anlässlich des Freundschafftreffens konnte die neue Homepage in deutscher und französischer Sprache vorgestellt werden. Näheres unter: www.schwendibund.com.

Beim großen Trachtentreffen zum „Triberger Schinkenfest“ nahmen am 10. Juni 2018 Trachtengruppen aus dem Elsass und aus der Triberger Partnergemeinde Fréjus an der Côte d’Azur teil. Triberg war eine der ersten Gemeinden, die schon am 2. September 1963, nach Abschluss des deutsch-französischen Vertrags vom 22.1.1963, eine Partnerschaft mit einer französischen Gemeinde einging.



Das weltweit größte Walzen-Orchesterion im Triberger Schwarzwaldmuseum soll restauriert werden. Foto: Schwarzwaldmuseum Triberg. Klaus G. Kaufmann



Die Elsäasser Trachten waren auch beim Triberger Trachtenumzug 2017 zu bewundern. Hier Martine Guth aus Ingersheim, die Elsässsische Weinkönigin des Jahres 1985. Foto: Martine Guth

Der damalige Bürgermeister von Fréjus, André Léotard, war im Januar 1962 im Schwarzwald unterwegs und übernachtete in Triberg im Parkhotel Wehrle, mit dessen damaligem Besitzer sich eine Freundschaft anbahnte, die im Jahr 2018 schon auf 55 Jahre zurückblicken kann.

Klaus Nagel

Kehl

Die Mitgliederzahl ist im Berichtsjahr fast konstant geblieben. Die Nachfrage nach Angeboten des Vereins hat abgenommen, dies allerdings nicht gleichmäßig bei allen Veranstaltungsarten. Ursächlich ist offensichtlich eine Überalterung des Vereins.

Neue Informations- und Kommunikationsformen finden deshalb noch wenig Zuspruch. Der Verein wird weiterhin Veranstaltungsinhalte und -formen entwickeln und fördern, die dem neuen Kommunikationsverhalten angepasst sind, und setzt dabei auf die Unterstützung des Gesamtvereins. Ein erster Schritt war 2012 die Gründung des Dreiländer-Netzwerks Geschichtsvereine am Oberrhein. Es ist in Mittelbaden allerdings noch wenig etabliert.

Studienreisen

Ziele der Studienreisen waren vom 4. bis 9. Juli Niederschlesien und die Oberlausitz; ein Abstecher nach Wroclaw/Breslau war eingeschlossen. Ausgangsort für die Rundfahrten war Görlitz, ein Ort, der nicht ohne Grund „die schönste Stadt Deutschlands“ genannt wird. Er soll über 4000 Kultur- und Baudenkmale beherbergen. Einen nachhaltigen Eindruck hatten die Teilnehmer vom Bemühen der Städte und Gemeinden in der deutsch-polnischen Grenzregion, mit Museen und Baudenkmalen an ihre geschichtliche Vergangenheit zu erinnern. So hat eine Stadt wie Kamenz mit ca. 15000 Einwohnern allein drei kommunale Museen. Die Pflege der sorbischen Sprache und Kultur in Bautzen und Umgebung könnte Vorbild für einen angemessenen Umgang mit der elsässischen Sprache und Kultur sein.

Vom 21. bis 24. September standen die Champagne und Lothringen auf dem Programm. Das Motto „Von Jeanne d’Arc bis Charles de Gaulle“ steckte den geschichtlichen Rahmen ab, in dem sich die Teilnehmer bewegten. Beide Studienreisen hatten einen literaturgeschichtlichen Schwerpunkt. Sie wurden wiederum von Dr. Stefan Woltersdorff geleitet, der als Reiseveranstalter und Reiseführer weit über Kehl hinaus einen Namen hat. Beide Reisen sind durch seine einführenden Vorträge im Salon Voltaire vorbereitet worden.

Vorträge zur Lokal- und Regionalgeschichte

Eine bemerkenswerte Beobachtung konnten Teilnehmer der ersten Vortragsveranstaltung im Berichtsjahr machen. Sie fand am 20. Januar im Elsässischen Kulturzentrum in Straßburg statt und war Kehler Erinnerungen an Flucht und Rückkehr 1944 bis 1953 gewidmet. Nach einem Vortrag von Uli Hillenbrand, der Auszüge aus seiner Hörcollage „Kehl erinnert sich“ verwendete, und einer Foto-Präsentation von Karl

Theodor Bender referierte Jean-Marie Woehrling, Präsident des Kulturzentrums, über die Vorgänge 1944 bis 1953 aus Straßburger Sicht. Woehrling schickte voraus, es sei ihm nicht gelungen, einen Straßburger Historiker für das Thema zu gewinnen. Es wurde deutlich, dass offenbar auch heute, mehr als 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs, noch innere Vorbehalte und Ressentiments eine offene, vorurteilsfreie Beschäftigung mit den Kriegs- und Nachkriegsjahren erschweren.

Zum besseren Verständnis der Ereignisse bis zur Freigabe Kehls 1953 trug der Vortrag von Dr. Folkert Meyer am 26. Oktober bei. Der Referent nannte „1947 ein Schicksalsjahr für Europa, Deutschland – und Kehl“. Nur die Entwicklung hin zum Kalten Krieg vermag zu erklären, warum die übrigen Westmächte dem Drängen Frankreichs auf Annexion Kehls nicht nachgegeben haben. Sonst wäre Kehl wahrscheinlich längst dort, wo es heute gelegentlich von Visionären gesehen wird: ein Vorort Straßburgs.

Am 7. November hat Uli Hillenbrand, Gymnasiallehrer, in der Aula des Schulzentrums an der Vogesenallee eine weitere Hörcollage vorgestellt, die aus Interviews einer Projektgruppe des Einstein-Gymnasiums zusammengestellt worden ist. Die Interviewpartner sind Zeitzeugen der 1920er und 1930er Jahre. Der Historische Verein fördert das Projekt ideell und finanziell, liefert es doch Material aus einem Abschnitt der Kehler Geschichte, der bisher wenig erforscht worden ist.

Weiter zurück in die Geschichte führte der Vortrag von Ilona Scheidle, Mannheim, am 26. Januar über „Großherzogin Luise von Baden, Prinzessin von Preußen (1838–1923)“. Er war Teil der Kehler Frauenreihe „Brot und Rosen“, die an engagierte Frauen und Frauenbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts erinnern sollte.

Um bemerkenswerte Frauen ging es auch in einem Vortrag von Dr. Ute Scherb am 22. November: „Auf den Sockel gebracht – Frauen und Denkmäler in Kaiserreich und Republik“. Er fand wie manche andere Vorträge im Salon Voltaire statt, der im Berichtsjahr mehr und mehr auch zum Veranstaltungsort des Historischen Vereins Kehl geworden ist.

Ein Vortrag von Dr. Stefan Woltersdorff war am 6. März Johannes Beinert (1877–1916) gewidmet. Woltersdorff hat über den badischen Historiker aus Eckartsweier, bekannt geworden vor allem durch seine „Geschichte des badischen Hanauerlandes“, eine Biografie geschrieben, die 2016 anlässlich der Eröffnung eines Jubiläumsjahrs in Eckartsweier vorgestellt worden ist.

Einen tagespolitischen Anlass hatte Dr. Stefan Woltersdorffs Vortrag am 5. Oktober über „Humanisten am Oberrhein“: Das Straßburger Kommunalparlament hatte beschlossen, die Tram-Brücke, die Straßburg und Kehl in Höhe des Kehler Bahnhofs verbindet, nach Beatus Rhenanus (1485–1547) zu benennen, eine Entscheidung, die vom Kehler Gemeinderat nur zögernd übernommen wurde. Es bestand offenbar Bedarf, mehr über den Mitgründer der Schlettstädter Humanistenbibliothek zu erfahren.

Tagesaktuell wurde es in einem Vortrag von Dr. Klaus Schumann am 12. Oktober über ein Spannungsfeld, das mit „Brexit – Trump – Putin

– Erdogan“ markiert war. „Europa im Abschwung?“ war der Vortrag überschrieben. Mitveranstalter war hier, wie auch im Vortrag am 26. Oktober, die VHS Kehl-Hanauerland.

Ausflüge, Ausstellungen, Führungen

Tomi Ungerer hat seit Langem auch im Historischen Verein Kehl seine Anhänger und Bewunderer. Ein Besuch seines Museums in Straßburg stand schon oft auf dem Programm, so auch am 9. Februar. Zu sehen waren grafische Geburtstagsgrüße, die 85 Künstler Tomi Ungerer zum 85. Geburtstag geschenkt hatten.

Am 23. Februar besuchten Vereinsmitglieder unter der Anleitung von André Biegel das Straßburger Musée Historique, das neu eingerichtet worden war.

André Biegels Führungen genießen in Kehl und Umgebung einen außerordentlich guten Ruf, vermutlich, weil es ihm wie nur wenigen gelingt, in Straßburg das jeweils Besondere der französischen Kultur und das die beiden Kulturen Verbindende klar herauszustellen. So waren auch die beiden Führungen sehr gefragt, die am 11. und 18. Oktober durch die Straßburger Viertel führten, die von Kehl aus mit den Tram-Linien D und A bzw. D, E und B zu erreichen sind.

Am 19. Oktober besuchten Kehler zusammen mit Mitgliedern des Kooperationspartners ASSER, einer Bürgervereinigung in der Robertsau, auf Initiative von Dr. Klaus Schumann das Europaparlament einschließlich des neuen Parlamentariums.

Wahlnachlesen

Mit Veranstaltungen am 24. April nach der französischen Präsidentschaftswahl und am 26. September nach der deutschen Bundestagswahl haben die Veranstalter Elsässisches Kulturzentrum, Club Voltaire in Kehl und Historischer Verein Kehl versucht, jeweils auf der anderen Rheinseite Wissen und Verständnis vom Wahlssystem des Nachbarn zu verbreiten. Nachfrage und Beteiligung ließen erkennen, dass solche Angebote gerne angenommen werden. Sie sollen mit anderen Themen zum politischen System des Nachbarn, etwa dem Parteiensystem, fortgesetzt werden.

Stolpersteine

Nach längerer Pause sind am 2. Mai in Kehl wieder Stolpersteine zum Gedenken an die Opfer nationalsozialistischer Gewaltherrschaft gelegt worden. 18 neue Steine erinnern jetzt an Angehörige der Familien Wertheimer und Bensinger. Insgesamt haben die Initiatoren des Arbeitskreises „27. Januar“, die evangelische und die katholische Kirchengemeinde, die Stadt Kehl und der Historische Verein Kehl sowie Einzelpersonen, seit 2011 63 Stolpersteine legen lassen.

Weitere Aktivitäten

Die alljährliche Mitgliederversammlung hat am 11. Mai stattgefunden, der traditionelle Jahresrückblick am 7. Dezember. Der Vorstand ist am 11. Mai in seiner Besetzung 1. Vorsitzender Hans-Ulrich Müller-Russell,

2. Vorsitzender Michael Eble, Schriftführerin Evelyn Siegrist und Schatzmeisterin Brigitte Michel durch Wiederwahl bestätigt worden.

Im Dezember haben der Straßburger Münsterverein/Société des Amis de la cathédrale de Strasbourg und der Historische Verein Kehl eine Kooperation vereinbart. Vorgesehen sind in den nächsten Jahren vier Vorträge jährlich in Kehl, davon ein Vortrag in Französisch, ein Angebot vor allem für die nicht wenigen französischen Mitbürger in Kehl.

Die Bücherkiste des Vereins in der Kinzigstraße 9 hat weiter ihren Kundenstamm. Die Digitalisierung der Literatur konnte ihr bisher nichts anhaben. Bücherfreunde finden dort nach wie vor Bücher, Schallplatten, DVDs und CDs zu günstigen Preisen.

Hans-Ulrich Müller-Russell

Neuried

Vorstandsarbeit

Man traf sich zu etlichen Vorstandssitzungen im kleinen Kreis, um über Anfragen zu beraten, Veranstaltungen vorzubereiten und zu koordinieren sowie Verwaltungsarbeit zu erledigen, sowie zu zwei Verwaltungsratssitzungen. Am 2. März 2017 fand die Mitgliederversammlung für das Jahr 2016 statt.

Arbeitskreis Altenheim und Museum

Das Museum hatte an 30 Sonntagen geöffnet. Hinzu kamen 13 Sonderführungen teilweise durch das Museum, teilweise historische Dorfrundgänge und Gemarkungsfahrten mit vielen Details zur Geschichte und Entwicklung des Dorfes sowie historischen Hintergründen. Man traf sich zu drei Arbeitskreis-Sitzungen.

Am **18. und 19. Februar** fand eine Wanderexkursion durch die Altenheimer und Goldscheurer Rheinauen statt, unter der Leitung von Richard Karl und Gerhard Gmeiner. Insgesamt über 100 Personen nahmen an diesen Führungen teil. Erstes Ziel war der Tullastein Nr. 79. Dieser Grenzstein wurde bei der Rheinregulierung durch Johann Gottfried Tulla vor ca. 196 Jahren gesetzt. Hier referierte *Gerhard Gmeiner* über den Rheinverlauf und die Begradigung des Rheines, zur Veranschaulichung hatte er historisches Karten- und Bildmaterial dabei.

Richard Karl referierte danach über die Aufzeichnungen von Johann Heinrich Büttner, welcher zu Zeiten des 30-jährigen Krieges u. a. Pfarrer in Altenheim, Ichenheim und Dundenheim war. Die Schriften berichten von der Not der Menschen in diesen Jahren, welche immer wieder vor den Soldaten oder anderem Gesindel in die Auwälder auf die Rheininseln flüchten mussten, und zwar so oft, dass dort auf der Altenau ein Kirchlein gebaut wurde.

Der zweite Teil seines Vortrages erzählte vom Unglück am 5. Dezember 1888, bei welchem der Bürgermeister von Altenheim Johann Michael Sutter sowie vier Gemeinderäte und zwei Waldhüter im Rhein ums Leben kamen. Der Vortrag fundierte auf der Erzählung des einzigen Überlebenden Johann Jakob Strosack, einem historischen Zeitungsbericht und dem Bericht des damaligen Dammmeisters Baldinger. Nach

einer Waldbegutachtung fuhren die später Verunglückten mit einem Nachen über den Rhein zum Altenheimer Hof, um dort einzukehren. Um 16:30 Uhr machten sie sich auf die Rückfahrt. Aber es war dichter Nebel aufgezogen, sodass sie die Orientierung verloren und kenterten. Sieben der acht Beteiligten ertranken im Rhein. Anschließend an die Erzählung führte die Wanderung an den Rheinkilometer 116, den Ort des Geschehens.

02. April – Ostercafé – unter der Leitung von *Andrea Metzger* und *Ute Scheidecker*. Der Arbeitsraum des Museums öffnete frühlingshaft geschmückt für das Ostercafé seine Türen. Die Gäste kamen aus Nah und Fern und ließen es sich bei selbstgebackenen Kuchen und Torten sowie fröhlichem Miteinander und vielen Gesprächen gut gehen.

Das Angebot für die Kinder, eine spannende Spurensuche durch unser Museum, um dies besser kennenzulernen, bereitete allen viel Spaß. Beim Basteln der Osterhasen und sonstiger Frühlingsdekoration ließen die Kinder ihrer Fantasie und Kreativität freien Lauf. Dieses Angebot wird sehr gerne angenommen und viele Kinder mit Eltern und Großeltern sind bereits „Stammgäste“. Das Museumsteam freute sich über 42 Besucher.

Exkursion am 1. Mai.

23 Teilnehmern fuhren unter der Leitung von *Richard Karl* mit dem Rad durch die Rheinauen über die Pierre-Pflimlin-Brücke und durch die Altenau (dem Zufluchtsort der Altenheimer Bevölkerung im 30-jährigen Krieg) und weiter auf der „Kosakenstroß“ über den „krummen Rhin“ zum Kloster Eschau. Danach am Rhein-Rhône-Kanal entlang nach Plobsheim zur Flurkapelle „Maria zur Aych, anschließend weiter in die „Thumenau“, einem alten Hofgut mit wasserbaulicher Besonderheit: hier fließt der Illspeisekanal unter dem Rhein-Rhône-Kanal hindurch. Danach Einkehr beim Musikfest in Altenheim als Abschluss.

12. Mai Eröffnung der Ansichtskarten-Ausstellung im Museum mit sehr interessantem Vortrag. 42 Besucher kamen zur Eröffnung. Diese Ausstellung ist eine Zeitreise in die Vergangenheit, so Organisator *Max Walter* vom AK Dundenheim.

Am 25. Juni gastierte das Eurodistrict-Theater Baal Novo mit ihrem Ausstellungsmobil beim Rathaus. Für ihre „Geschichten des Nichtvergessens“ haben sie Zeitzeugen befragt, u. a. auch Mitglieder des Historischen Vereins Neuried. Sie haben sich schon im Herbst vergangenen Jahres beim Jahreszeitencafé unter die Gäste gemischt und sich erzählen lassen. Manche wurden im eigens herangeschleppten Sessel interviewt und diese Interviews wurden im Film festgehalten.

Am 15. Juli wurde von Baal Novo auf dem Rathausplatz das Theaterstück „*Blutsschwestern und Blutsbrüder*“ aufgeführt. In diesem Stück wurden die „Geschichten des Nichtvergessens“ eingearbeitet. Die Bewirtung der Gäste hat der AK Altenheim übernommen.

29. Juli: Teilnahme an der Riedwoche mit einer historischen Dorfführung in Altenheim. Unser Dorfkenner, *Willi Sutter*, hat die Teilnehmer mit interessanten und kurzweiligen historischen Informationen durch das Dorf geführt.

12. August: *Großreinemachen im Museum.* Um den Wert des Museums und der Ausstellungen zu erhalten, wird jedes Jahr im August ein Großputz im Museum durchgeführt. Bisher wurde das immer wie von selbst erledigt. Aber die Frauen der Putztruppe sind alle älter geworden und es bedurfte jüngerer Helfer. Alle Mitglieder des Verwaltungsrates wurden angeschrieben und um Mithilfe gebeten. Samstag früh um 8.00 Uhr war eine große Truppe zusammen, *Elise Metzger* hatte es sich nicht nehmen lassen, uns mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. In Gruppen aufgeteilt wurde geputzt was das Zeug hielt. Bis zum Mittag blitzte und blinkte es überall und das anschließende gemeinsame Mittagessen hatten sich alle redlich verdient.

01. Oktober: Eröffnung der „*Rock'n Roll am Rhein*“-Ausstellung unter der Leitung von *Gerhard Gmeiner*.

Zu dieser Ausstellungseröffnung kamen 120 Besucher in das Museum. Für diese Ausstellung unter dem Motto „Erinnerungen an die 50er Jahre“ haben manche unserer Museumsmitarbeiter ihre Fotoalben geöffnet und uns die Bilder zur Verfügung gestellt. Diese zeigen die Stimmung und das Lebensgefühl dieser Zeit. In einem angedeuteten Wohnzimmer kann man auf stilechtem Mobiliar Platz nehmen und aus dem Radio den alten Schlagern lauschen. Oder aber die Zeitzeugenberichte, zusammengetragen vom Theater Baal Novo (diese wurden schon diesen Sommer im Ausstellungsmobil des Theaters auf dem Rathausplatz in Altenheim gezeigt), ansehen und anhören.

Herbstcafé unter der Leitung von *Andrea Metzger* und *Ute Scheidecker*. Überaus gut besucht war dieses Herbstcafé, da an diesem Tag auch die Eröffnung der 50er-Jahre-Ausstellung war. Einfach ein voller Erfolg. Die Gäste verweilten bei selbstgebackenem Kuchen und Torten, Kaffee und anderen Getränken im herbstlich geschmückten Arbeitsraum des Museum. Gerne verbrachten sie dort ein paar schöne, gesellige Stunden.

Die Kinder kamen auch nicht zu kurz. Das Bastelangebot von *Andrea*, unterstützt wurde sie von ihrer Tochter *Lena*, wurde sehr gerne angenommen. Das Herstellen von Holzeulen – in allen Ausführungen –, Wichtel, Herbstmotive und vieles mehr erforderte zwar ein wenig Geschick, aber es entstanden die tollsten Ergebnisse und brachte allen viel Spaß.

Ab Oktober begannen bereits wieder die Vorbereitungen für den Adventsmarkt unter der Leitung von *Elise Metzger* und *Andrea Metzger*.

Als Dankeschön für unsere „Museumsdienstler“ wurden diese am **1. November zu einem Essen** in das Gasthaus Ratsstüble eingeladen.

Am 2. Dezember haben wir uns wieder am jährlichen Adventsmarkt der Vereinsgemeinschaft beteiligt. Angeboten wurden besondere Basteleien, Kränze und Gestecke, welche mit großem Fleiß hergestellt wurden.

Glühwein, Speckbrote, Pollo fino im Weck sowie traditionelle Kuchen rundeten das Angebot ab.

Ute Scheidecker

Arbeitskreis Archäologie

Das Jahr 2017 begann am 10. Februar mit einem Vortrag von *Thomas Ilch* und *Gerhard Gmeiner*. Das Motto lautete „Archäologie auf heimi-

scher Scholle“. Unter regem Zuschauerinteresse berichteten sie über ihre Arbeit der letzten Jahre als Feldbegeher. Sie zeigten anhand zahlreicher Funde, wie die Besiedlung unserer Gemeinde verlaufen sein könnte.

Nach dem Vortrag kamen noch zahlreiche Fragen und Anregungen aus dem Publikum. Ein Landwirt machte uns auf einen bemerkenswerten Zufallsfund aufmerksam, den er vor Jahren beim Pflügen im Gewann „Striet“ machte. Hierbei förderte er einen auffallend geformten Stein zutage. Wir sahen uns diesen Fund in den folgenden Tagen an und stellten mit Erstaunen fest, dass es sich bei dem Objekt um einen „Oberläufer“ einer neolithisch-/bronzezeitlichen Getreidemühle des Typs 3 handeln muss. Seinen Zustand kann man als „fabrikneu“ bezeichnen. Der Mahlstein befindet sich jetzt, nach Übergabe durch den Finder, in unserem Heimatmuseum.

Mithilfe von digitalen 3D-Geländemodellen und alten Karten, aber auch mithilfe von Google Earth suchten G. Gmeiner und Th. Ilch nach auffallenden Geländestrukturen und siedlungsgünstigen Flächen, um Hinweise für zukünftige Begehungen zu erhalten. Auf diese Weise konnten wir im letzten Jahr zwei neue, bisher unbekannte Fundorte lokalisieren. Im Gewann „Im Wald“ fanden sie römische Gefäß- und Leistenziegelfragmente und im Gewann „Richenen“ Scherben von Terra Sigillata und Leistenziegeln. Hier fand G. Gmeiner auch einen zierlichen bronzezeitlichen Meißel.

Im Gewann „Keckenen“ fand Th. Ilch auf einer bereits bekannten Fundfläche einen unfertigen neolithischen Keulenkopf aus Sandstein, der nicht final durchbohrt war. Dazu passt auch das neolithische Steinbeil, das er bereits in den späten 1970er Jahren hier gefunden hat. Auf dem Areal fanden sich aber auch einige Scherben diverser römischer Keramik- und Leistenziegel.

G. Gmeiner arbeitet seit 2017 in seiner Funktion als ehrenamtlicher Mitarbeiter und Sondengänger an einer Dokumentation über die römische Siedlungsfläche im Gewann „Streng“. Nach spärlichen Anfangsfunden in früheren Jahren konnte G. Gmeiner jetzt, mithilfe der Sonde, unter anderem einen bronzenen Kettenanhänger finden, vermutlich Teil eines LaTène-zeitlichen Frauengürtels, typisch für die Tracht der Kelten um 400–200 v. Chr., auch fand er hier eine keltische Potin-Münze. Auf nahezu dem gesamten Suchareal fand er spätromische Münzen, die überwiegend aus der Zeit Constantins und danach stammen. Auch Fibeln und Gürtelschnallen konnte er sicherstellen.

Die Auswertung dieser Funde durch das LAD (Landesamt für Denkmalpflege) steht noch aus, aber schon jetzt weisen Teile der Funde auf das typische Siedlungsverhalten der Elbgermanen hin. Es zeigt sich recht deutlich, dass in der Zeit von 200 bis 400 n. Chr. eine Aufsiedlung germanischer Truppen im unmittelbaren Rheinorland am Rand der Niederterrasse nachgewiesen werden kann. Das erhärtet die Annahme, dass es im rechtsrheinischen Vorfeld von linksrheinischen römischen Großsiedlungen, hier Argentoratum, vermehrt zu solchen Ansiedlungen kam, siehe auch das elbgermanische Gräberfeld von Diersheim und die Funde des archäologischen Arbeitskreises in Kehl-Auenheim.

Gerhard Gmeiner

Arbeitskreis Dundenheim

11.03.2017: Max Walter nahm an der Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden teil.

12.05.2017: Eröffnung Ansichtskartenausstellung „Gruß aus ...“

Max Walter besitzt eine Ansichtskartensammlung von allen fünf Neurieder Ortsteilen sowie dem Altenheimer Hof, welche einen Zeitraum von ca. 120 Jahren umfasst. Diese etwa 200 Ansichtskarten vermitteln eine Zeitreise in die Vergangenheit. Ebenso zeigen sie in vielfältiger Weise die Kulturgeschichte Neurieds. Man kann vieles entdecken, was es heute nicht mehr gibt. Zum Beispiel das Bähnel, das durch vier Neurieder Orte fuhr, oder in Dundenheim das Reichsarbeitsdienstlager und den Speisesaal auf dem Kronenbunker. Ebenso viele Gasthäuser, die jetzt nicht mehr vorhanden sind.

Die meisten Karten wurden von Besitzern von Gasthäusern oder Kolonialwarenläden – Tante-Emma-Läden – herausgegeben, daher ist nicht immer bekannt, welche wann, wo und in welcher Stückzahl hergestellt wurden. Je kleiner der Ort, umso schwieriger ist es, Karten zu finden. Auch das Alter der Karte lässt sich nicht immer einfach feststellen. Ein Anhaltspunkt ist der Poststempel, welcher aber auf der gleichen Ansichtskarte in einem Zeitraum von bis zu zehn Jahren liegen kann. Auch kann man die Ansichtskarten aufgrund der Drucktechnik, ob Lithographie, Schwarzweiß-Foto bzw. farbig oder auch an abgebildeten Gebäuden und Fahrzeugen einem bestimmten Zeitraum zuordnen. Zu sehen waren diese interessanten Zeitdokumente bis zum Jahresende.

14.11.2017: Seniorennachmittag in der Lindenfeldhalle. Hier zeigte Werner Erb den aufgearbeiteten Film vom ehemaligen Bürgermeister Dolch aus der Zeit von 1938 bis 1942 und über den Besuch des Führers sowie der Besichtigung des Kronenbunkers vom Westwall.

Max Walter

Arbeitskreis Ichenheim

Das Jahr begann mit den Vorbereitungen für die Frühjahrsausstellung und anstehenden Registrierungsarbeiten, wobei diese Arbeiten sich durch das ganze Jahr hindurch zogen.

Die Ausstellung befasste sich mit der Aufbereitung der 950-Jahr-Feier Ichenheim, wobei wir noch einmal die Höhepunkte des Jahres und des Festwochenendes vom 1. und 2. Oktober ins Bild setzen wollten. Unter dem Titel „**Nachlese zur 950-Jahr-Feier Ichenheim**“ ist uns das auch ganz gut gelungen, wir erhielten jedenfalls reichlich Anerkennung.

Die Ausstellungseröffnung fand statt am 19. Mai 2017 in den Räumen der Volksbank Ichenheim. Herr *Alex Kopf*, einer der Hauptakteure des Jubiläumsfestes, hielt einen interessanten Einführungsvortrag. Die gezeigten Bilder konnten von Interessenten auch erworben werden. Die Ausstellung war zugänglich vom 22. Mai bis zum 23. Juni 2017 in der Volksbank.

Anlässlich des Dorffestes am 10. September wurde die Ausstellung in erweiterter Form noch einmal gezeigt im katholischen Pfarrhaus und

ebenso am verkaufsoffenen Sonntag, 26. November, im Gemeindesaal des Rathauses. Das Interesse war an beiden Tagen groß.

Ein Problem der Arbeitsgruppe besteht im Schwund der Mitarbeiter. Altershalber und aus anderen Gründen haben einige Kollegen/-innen die Mitarbeit eingestellt. Unsere Suchanzeigen für Nachfolger im Amtsblatt der Gemeinde blieben leider erfolglos. Nach wie vor sind wir offen für Verstärkung.

In der zweiten Jahreshälfte haben wir uns dann schon mit dem Thema für das Jahr 2018 beschäftigt. Es gab viel zu recherchieren, Kontakte herzustellen und Bilder und Informationen zu sammeln.

Auch die Kameradschaft wurde gepflegt. So fand am Aschermittwoch wieder das traditionelle Heringessen statt, am Feiertag Christi Himmelfahrt waren wir zu einem gemeinsamen Mittagessen in der Schutterzeller Mühle und anschließend zur Besichtigung des Bestattungswaldes im Täuferswald. Am 16. Dezember beschlossen wir unser Arbeitsjahr mit einem Essen im Gasthaus Schwanen in Ichenheim. Außerdem besuchten wir einige Mitglieder des Vereins, um ihnen jeweils zum runden Geburtstag zu gratulieren. *Manfred Fischer*

Arbeitskreis Schutterzell

Im letzten Jahr haben wir zwei alte Filme aus den 1970er Jahren vom alten Video-Format auf DVD umspielen lassen. Den ersten Film präsentierten wir den Interessenten am 21.4.2017 im Rahmen des öffentlichen Teils der Generalversammlung des Gesang- und Kulturvereins Schutterzell.

Dieser Film zeigte Szenen zu den Themen:

Melken der Kühe im Stall eines Landwirts – Tabakernte bei einem anderen Landwirt, wo neben anderen Helfern die ganze Familie im Einsatz war – Getreideernte mit einem Mähdrescher der ersten Generation – Zwei Einkaufsläden in der Dorfmitte gegenüber der Kirche („s’Becke“ und „s’Kaufmanne“) – Poststelle bei „s’Gabelmanns“ – Jubiläumsfest 40 Jahre Feuerwehr im Jahr 1976 auf dem Sportplatzgelände mit Festzelt und „Boxautos“ – Fasnachtsumzug und abends Tanz im „Sportheim“ – Auf dem Tabakacker – Treibjagd – Sonnenuntergang.

Länge des Films: 52 Minuten. Die Qualität war dem Alter entsprechend nicht so gut. Der zweite Film zu einem Ausflug des früheren Gesangsvereins ist nur zehn Minuten lang und wird bei anderer Gelegenheit gezeigt.

Am 28.09.2017 fand eine Dorfbesichtigung durch die Kommission „Unser Dorf hat Zukunft“ statt. Ich als Vertreter des historischen Arbeitskreises Schutterzell war ebenfalls dazu eingeladen für eventuell auftretende Fragen zur Historie. Interesse fand vor allem das älteste Haus von Schutterzell in der Lahrer Straße Nr. 10. Dieses Haus ist im Jahr 1513 als Kapelle erbaut worden. Nach der Reformation wurde die Kapelle allein durch die Katholiken genutzt. Auch die evangelischen Einwohner wollten in der Folge eine Kapelle haben. Durch Vermittlung der politischen Seite kam es ab 1804 zur gemeinsamen Nutzung durch beide Konfessionen, und zwar in einem gemeinsamen Kapellenraum.

Später wurde die Kapelle zu klein und man fasste im Jahr 1842 den gemeinsamen Beschluss, eine neue Kirche in Schutterzell zu bauen. Die gemeinsame Planung dauerte 20 Jahre lang, bis im Jahr 1862 die neue Simultankirche St. Michael in Schutterzell fertiggestellt war. In allen Erwähnungen der Simultankirche St. Michael in Schutterzell wurde diese als einzige Simultankirche im badischen Bereich bezeichnet.

Es stellte sich nach entsprechenden Hinweisen und Recherchen aber heraus, dass es in Baden noch zwei weitere Simultankirchen gibt:

- in Freiburg: die Maria-Magdalena-Kirche, neu gebaut in den Jahren 2003 und 2004 und den beiden Konfessionen am 25.07.2004 zur Nutzung übergeben. Die Gottesdienste finden in zwei separaten Räumen unter einem Dach statt. Die zwei Räume sind durch eine verschiebbare Wand getrennt, sodass auch gemeinsame Veranstaltungen durchgeführt werden können.
- in Mosbach: die Stiftskirche St. Juliana, seit 1685, zwei separate Kirchenräume, die durch eine feste Mauer getrennt sind.

Das **Alleinstellungsmerkmal** von Schutterzell betraf also nur die hiesige Nutzung der Kirche durch die beiden Konfessionen in **einem gemeinsamen** Raum.

Ein Mitglied des Schutterzeller Arbeitskreises hat sich mit der im Rathaus aufbewahrten Gedenktafel der Toten der beiden Weltkriege befasst. Seine Großmutter hatte zu den meisten Gefallenen die Todesanzeigen gesammelt. Das Ergebnis seiner Arbeit hat er elektronisch archiviert und einem kleinen interessierten Kreis vorgestellt. *Lothar Gissler*

Arbeitskreis Müllen

Die Arbeit der Ortsgruppe Neuried-Müllen bestand vor allem in der Suche nach Belegen historischer Ereignisse, um das Projekt „Akte Müllen“ weiterverfolgen zu können. Ein Grundstock von verlässlichen Quellen ist nicht (mehr) vorhanden. Aus einem Nachlass wurden uns Dokumente zur Verfügung gestellt, die nun unter dem Aspekt der historischen Relevanz aufgearbeitet werden müssen. Außerdem wurden weitere Dokumente aus privatem Besitz angeboten, die nun gesichtet und entsprechend gesichert werden können. *Claus-J. Flaith*

Trachtengruppe

Wir haben mit der Trachtengruppe im Jahr 2017 am Weinfest/Kreistrachtenfest in Auggen am 17.09.2017 mit 30 Trachtenträgerinnen und -trägern teilgenommen. Bei schönem Wetter und vielen Zuschauern wurden wir in Auggen wieder herzlichst begrüßt.

Am 27.11.2017 war eine Delegation der Trachtengruppe bei der Grundsteinlegung zum Europäischen Forum am Rhein anwesend. Die Altenheimer Tracht kam durch zahlreiche Pressedarstellungen zur Geltung und stellte somit einen Beitrag zwischen der zukünftigen Moderne und der erhaltenswerten Brauchtumpflege auf Neurieder Gemarkung dar.

Aufgrund der Tatsache, dass in der Ortenau kein Kreistrachtenfest stattfand, war die Teilnahme in Auggen die einzige Umzugsteilnahme.



Am 02.12.2017 haben Mitglieder der Trachtengruppe am Weihnachtsmarkt in Altenheim mitgeholfen.

Am 28.12.2017 fand ein Jahresabschlusstreffen statt, bei dem wir uns den Film des Kreistrachtenfestes 1979, das in Altenheim stattfand, gemeinsam angesehen haben.

Bettina Dürr

Zum Jahresende hatte der Historische Verein Neuried 198 Mitglieder.

Ute Scheidecker, Schriftführerin

Nordrach

Tätigkeitsbericht 2017

Im Frühjahr 2017 trafen sich Vereinsmitglieder in Freiburg zur Exkursion „Auf den Spuren von Heinrich Hansjakob“. Außergewöhnliche Beachtung fand außerdem die Herausgabe des Buchs „Schottenhöfen Mühlstein“, das beim siebten Nordracher Geschichtstag vorgestellt wurde.

Veranstaltungen

26. März 2017: Exkursion nach Freiburg „Auf den Spuren von Heinrich Hansjakob“

Die Exkursion war zum 100. Todestag von Heinrich Hansjakob bereits im Vorjahr geplant, musste aber wegen Erkrankung des Führers verschoben werden. Achtzehn Vereinsmitglieder und Gäste trafen sich am Sonntag, 26. März 2017, am frühen Nachmittag auf dem Rathausplatz in Freiburg, wo sie von Peter Kalchthaler, stellv. Leiter des Augustiner-museums, erwartet wurden. Kalchthaler erwies sich als ein fundierter Kenner von Heinrich Hansjakob, der von 1883 bis 1913 Stadtpfarrer in St. Martin/Freiburg war. Bei der Besichtigung der St.-Martins-Kirche berichtete Kalchthaler, dass Hansjakob die Entbarockisierung der Kirche abgeschlossen habe und gegen den Willen der Bistumsleitung einen größeren Kirchturm errichten ließ. Die Marienkapelle, ebenfalls auf Anregung von Hansjakob eingerichtet, blieb vom Brand der Kirche im Zweiten Weltkrieg verschont.

Kalchthaler führte danach durch das Augustinermuseum, früher eine Klosterkirche, heute ein moderner Museumsbau. Beeindruckend vor allem die Skulpturenhalle, in der die Sandsteinskulpturen der Propheten des Münsters aufbewahrt werden, sowie der 285 Jahre alte Orgelprospekt, der früher in der ehemaligen Abteikirche des Klosters Gengenbach stand.

Letzte Station der Exkursion war das Ordinariat Freiburg, Arbeitsplatz von Diakon Robert Roth, der einige Jahre als Pastoralreferent in Nordrach tätig war. Im Gasthaus der Brauerei Feierling fand der Abschluss dieses hochinteressanten Nachmittags statt.



Peter Kalchthaler, vorne links, führte die Nordrachter auf den Spuren von Heinrich Hansjakob durch Freiburg

30. April und 17. September 2017: Geführte Wanderungen zu den Nordrachener Höhenhöfen

Schon ab dem 14. Jahrhundert siedelte das Kloster Gengenbach im Bereich Moos bis Schäfersfeld Menschen an, die das Gebiet roden und landwirtschaftlich nutzen konnten. Im 18. Jahrhundert wurden auch Glashütten betrieben. Nachdem das Gebiet im Zuge der Säkularisation an das Großherzogtum Baden übergegangen war, wurden die landwirtschaftlichen Betriebe geschlossen, die Gebäude abgebrochen und die Bewohner mussten sich eine andere Bleibe suchen.

Der Historische Verein Nordrach hat im Frühjahr 2012 ein Wegenetz beschilbert, das zu den einzelnen Standorten der Höhenhöfe und Glashütten führt. Ein Flyer enthält dazu die wichtigsten Informationen. Thomas Laifer, der die Grundlagen der Höhenhöfe erforscht hatte, führt seither interessierte Wanderer zweimal im Jahr zu einigen der Hofstellen und den beiden Standorten der Glashütten. Bei der Frühjahrswanderung nahmen vierzig Personen teil, eine rekordverdächtige Anzahl, im Herbst zehn Personen.

18. Mai 2017: Mitgliederversammlung

Im Mittelpunkt der Mitgliederversammlung stand der Vortrag von Martin Groß und Matthias Zizelmann über „Die Grube Amalie“ – eine Perle Nordrachs“. Die beiden Experten hatten im Herbst 2016 die Grube, im vorderen Teil des Moosbachtals gelegen, intensiv besichtigt und untersucht. Gleich hinter dem Eingang der Grube befindet sich eine einzigartige, große Höhle, die der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden könnte.

23. August 2017: Sommerferienprogramm „Erlebniswelt Bergbau“

Im Rahmen des Nordrachener Sommerferienprogramms fuhren Vereinsmitglieder mit elf Kindern nach Haslach und besichtigten das Silberbergwerk „Segen Gottes“.

14. September 2017 Besuch von amerikanischen Ahnenforschern

Im 19. Jahrhundert waren auch zahlreiche Einwohner aus Nordrach nach Nordamerika ausgewandert. „Family Tree Tours“ bietet Amerikanern die



Randy Baehr vor dem Käßhammerkreuz, gestiftet von einem seiner Vorfahren



Bewohner von Schottenhöfen und Mühlstein sowie v.l. Herbert Vollmer, Vorsitzender, Thomas Laifer und rechts außen Herbert Schwendemann, Verleger

Möglichkeit, nach Europa zu reisen, zu den Orten, wo ihre Vorfahren zu Hause waren.

Mary Brock und Randy Baehr hatten erfahren, dass Vorfahren von ihnen aus Nordrach ausgewandert waren. Mary Brock stammt von Johann Georg Schweigert ab, der im Ernbachtal gewohnt hatte und 1944 nach Amerika ausgewandert ist. Randy Baehr ist Nachkomme von Anton Käßhammer, ausgewandert 1857, dessen Vorfahren den Buchwaldhof auf der Hilseck bewirtschaftet hatten. Johannes Käßhammer ließ im Jahre 1784 das „Käßhammerkreuz“ an der Pfarrkirche aufstellen.

Mitglieder des Historischen Vereins hatten die Genealogie der beiden Familien erforscht und konnten den Gästen umfangreiche Informationen geben. Eine Fahrt zu den früheren Wohnorten der Aussiedler rundete den Besuch der Ahnenforscher ab.

2. Dezember 2017: Siebter Nordrachter Geschichtstag

Der Historische Verein Nordrach stellte am siebten Nordrachter Geschichtstag ein weiteres Buch vor, „Schottenhöfen Mühlstein, die Entstehung und Entwicklung der Bauernhöfe des bekanntesten Nordrachter Ortsteils“. Nahezu 100 Personen waren dazu ins Pfarrheim gekommen. Thomas Laifer hatte in den Archiven insgesamt 220 Quellen benützt und 1300 Namen von Hofbewohnern gefunden. Dabei wurde er unterstützt vom Vereinsmitglied und gebürtigen Nordrachter Othmar Wolf, der in Freiburg wohnt. Er durchforschte das Archiv der Erzdiözese Freiburg.

Die Bezeichnungen „Mühlstein“ und „Schottenmatte“ tauchen zum ersten Mal auf einer Stiftungsurkunde aus dem Jahre 1362 auf. Insgesamt wurden auf diesem Gebiet im Laufe der Jahrhunderte fünfzehn Hofstellen angelegt, von denen heute noch zwölf erhalten sind.

Das Gebiet war bis 1803 Eigentum des Klosters Gengenbach und wurde danach Bestandteil der neu gebildeten Gemeinde Nordrach.

Zur Buchvorstellung waren zahlreiche Bewohner von Schottenhöfen und Mühlstein gekommen und erhielten aus der Hand von Thomas Laifer das Buch, für alle ein wertvoller Schatz.

Weitere Informationen zum Verein und seinen Aktivitäten gibt es auf der Homepage www.historischer-verein-nordrach.de.

Herbert Vollmer

Oberharmersbach

Im **Januar** ist der 37. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 350 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer seit 15 Jahren gestaltet und erstellt.

Der Historische Verein hat wie jedes Jahr am **7. Mai**, dem „Deutschen Mühlentag“, und am **10. September**, dem „Tag des offenen Denkmals“, im örtlichen Museumsareal „Speicher/Mühle“ Vorführungen und Führungen angeboten.

Am **3. August** wurde im Rahmen des örtlichen Kindersommerprogramms mit einer Gruppe von Kindern im Ritterhaus in Offenburg, begleitet von der Museumspädagogin Frau Eisinger, das Thema „Feuer und Flamme“ erarbeitet und entdeckt.

Unsere größte Veranstaltung im vergangenen Jahr war die Feier des 40-jährigen Jubiläums am **9./10. Dezember**. Wir konnten an den beiden Tagen zahlreiche Gäste begrüßen. Die Bilderausstellung unseres verstorbenen Heimatmalers Berthold Roth am Samstag wurde von vielen Gästen besucht. Über ihn wurde in der letztjährigen „Ortenau“ zum Thema „Kunst und Künstler der Ortenau“ von Karl- August Lehmann ein Bericht veröffentlicht. Das hat uns auch dazu veranlasst, zum Jubiläum eine Ausstellung zu präsentieren. Sein Sohn Dietmar Roth hat uns hierzu die Informationen und Bilder für den Bericht und die Ausstellung zur Verfügung gestellt.

Am Jubiläumstag kamen dann auch zahlreiche geladene Gäste. Unter anderem durften wir unseren neuen Bürgermeister Herrn Richard Weith mit Ehefrau, Herrn Klaus Kaufmann, Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Vertreter der örtlichen Vereine, Vertreter der Kirche und Gemeinde sowie viele weitere Gäste begrüßen. Der Nachmittag gestaltete sich dann recht kurzweilig, auch dank unserer Moderatorin Michaela Neuberger alias „Bäuerin Zezel“, die den Gästen eindrücklich die Bedeutung des Vergelt's Gott vermittelte. Umrahmt wurde das Programm von einem Holzbläserensemble der Musikkapelle.

Der Festvortrag unseres Ehrenmitgliedes Otmar Ritter hat die Zuschauer in Ihren Bann



Ausstellung – Dietmar Roth (Sohn des verstorbenen Heimatmalers Berthold Roth) und Vorsitzende Cornelia Lehmann



Ehrung – von links – Ludwig Roth, Ursula Remer, Otmar Ritter, Cornelia Lehmann (Vorsitzende), Josef Breig, Franz Huber (stellvertr. für August Huber), Karl-Heinz Atamaniuk



Jubiläum – Ehrengäste vordere Reihe von links – Präsident Klaus Kaufmann, künftiger Bürgermeister Richard Weith mit Gattin Anja, amtierender Bürgermeister Siegfried Huber mit Gattin Agnes, Altbürgermeister/Ehrenbürger/Ehrenmitglied Otmar Ritter, Vorsitzende Cornelia Lehmann, stellvertretende Vorsitzende Ursula Kasper. Fotos: Hermann Kornmayer

gezogen, ganz besonders wohl auch die Worte zu der umstrittenen Julianerin, welche das Dorfgeschehen zu ihren Lebzeiten und auch noch lange danach geprägt hat. Im Rahmen der Jubiläumsfeier konnten wir dann auch unsere Gründungsmitglieder gebührend ehren.

Derzeit wird daran gearbeitet, die örtlichen noch vorhandenen Eiskeller herzurichten und mit Infotafeln zu Ihrer Geschichte auszustatten.

Cornelia Lehmann

Oberkirch

28. Januar 2017: Mitgliederversammlung

1. März 2017: Halbtages-Räselfahrt nach Zell a.H., Führung in der „Zeller Keramik“

18. September 2017: Halbtagesfahrt nach Rastatt, Führung in der neu renovierten Schlosskirche

19. Oktober 2017: Tagesfahrt nach St. Blasien und Menzenschwand, Führung im Winterhalter-Museum in Menzenschwand und im Dom sowie in der Klosteranlage in St. Blasien

11. Dezember 2017: Jahresabschluss

Horst Schneider

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach 2017

Februar: Victoria Gutsche: „Grimmelshausen und das Judentum“

April: Dieter Martin: „Simplicissimus Teutsch zwischen Dichtung und Wahrheit“

Mai: Rudolf Hans Zillgith: „Historische Stadtführung auf den Spuren Grimmelshausens“

Juni: Peter Heßelmann: „Grimmelshausens ‚Der erste Bärenhäuter‘ und Burg Hohenrod“

Oktober: Maximilian Bergengruen: „Das Titelkupfer des Simplicissimus“

November: Ekkehard Wallat: „Dämonologie bei Grimmelshausen“

Dezember: Irmgard Schwanke: „Die Madonna von Re. Wunderglaube und Migration“

Manuela Bijanfar

Offenburg

Der Historische Verein Offenburg führte im **Jahre 2017** folgende Veranstaltungen durch:

Der Historiker Dr. Michael Kintzig, der bereits im Jahr 2016 über den Offenburger Oberbürgermeister Holler referiert hatte, hielt am Dienstag, den **14. März 2017** um 19:30 Uhr im Museum (Foyer) zur Buchvorstellung „NS-Belastete aus Südbaden“ (Hrsg. W. Proske) in der Buchreihe „Täter – Helfer – Trittbrettfahrer“ einen Vortrag über den Offenburger NS-Oberbürgermeister Dr. Wolfram Rombach.

Am Donnerstag, den **23. März 2017** referierte um 19:30 Uhr im Museum (Foyer) Herr Johann Schrempp zu dem Thema „Römer ante portas“. Der Archäologe Johann Schrempp hatte maßgeblich die Konzeption der neuen archäologischen Abteilung des Museums erstellt.

Am Donnerstag, den **6. April 2017** bot das Stadtarchiv in Kooperation mit dem Historischen Verein einen Workshop „Lesewerkstatt für alte Handschriften“.

Am Dienstag, den **11. April 2017** referierte um 19:30 Uhr im Museum (Foyer) die Kunsthistorikerin Dr. Natalie Gutgesell über die zuletzt auf Schloss Ortenberg lebende Alexandra von Berckholtz, „Malerin und Mäzenin im 19. Jahrhundert“. Die in Riga geborene Künstlerin (1821–1899) zählte im 19. Jahrhundert zu den gefragtesten Porträtmalerinnen. Ihre Familie ließ sich in den 1830er Jahren in Karlsruhe und in Ortenberg nieder, wo ihr Vater Gabriel Leonhard von Berckholtz das Schloss wieder aufbauen ließ. Auch durch ihr hohes soziales Engagement machte die Künstlerin von sich reden. In Offenburg setzte sie sich unter anderem für den Bau der Evangelischen Stadtkirche ein. Zahlreiche Momente ihrer Biografie sind eng vernetzt mit Ereignissen der Zeit-, Technik- und Sozialgeschichte.

Am Dienstag, den **25. April 2017** hielt Herr Dr. Heinrich Schwendemann vom Historischen Seminar der Universität Freiburg um 19:30 Uhr im Museum (Foyer) einen Vortrag zu dem Thema „Die Hohkönigsburg – mittelalterlicher Burgenbau im Zeitalter des Nationalismus“. Dr. Heinrich Schwendemann, der bei uns schon mehrfach als Referent zu Gast war, beleuchtete in seinem Vortrag die wechselvolle Geschichte der Hohkönigsburg vom Hochmittelalter bis ins 20. Jahrhundert.

Am Dienstag, den **23. Mai 2017** stellte der Historiker Volker Ilgen um 19:30 Uhr im Museum (Foyer) seine Publikation zur Geschichte der Spinnerei Offenburg vor. Er hatte in den vergangenen zwei Jahren intensiv zur Firmengeschichte geforscht.

Unter dem Motto „Fürstlicher Prunk und keltisches Leben – Keltenmuseum Hochdorf und Landesmuseum Stuttgart“ führte der Historische Verein Offenburg in Kooperation mit der VHS Offenburg unter meiner Leitung am Samstag, den **24. Juni 2017** eine Fahrt zu dem Keltenmuseum in Hochdorf und anschließend zu dem Landesmuseum Stuttgart durch. Eine Fahrt, die großen Zuspruch fand. In den 1970er Jahren waren nahe des kleinen württembergischen Ortes Hochdorf nordwestlich von Stuttgart die Reste eines frühkeltischen Fürstengrabhügels entdeckt worden, was sich dann als wissenschaftliche Sensation erwies.

Am Donnerstag, den **12. Oktober 2017** um 19:30 Uhr im Museum (Foyer) hielt Frau Dr. Johanna Regnath, Leiterin des Alemanischen Instituts in Freiburg, einen Vortrag zu dem Thema „Frauen und Geld. Rechtsverhältnisse – Machtverhältnisse – Beziehungsverhältnisse“. „Frauen besitzen weniger Geld, weil sie nicht damit umgehen können.“ „Frauen verdienen weniger, weil sie die falschen Berufe wählen und nicht verhandeln können.“ Mit diesen Klischees setzte sich Frau Regnath, die auch Vorstandsmitglied bei Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e. V. ist, sachkundig auseinander.

Professor Dr. Hubert Fehr vom Bayrischen Landesamt für Denkmalpflege behandelte in seinem Vortrag am Freitag, den **20. Oktober 2017** um 19:30 Uhr (Museum) die letzten Jahrhunderte der römischen Herrschaft am Oberrhein und die ersten nachrömischen Jahrhunderte unter besonderer Berücksichtigung der Ortenau.

Im Anschluss an die Generalversammlung am Dienstag, **21. November 2017** referierte um 19:30 Uhr Professor Dr. Konrad Krimm zum Thema „Ein Leuchtsignal der Republik? Prinz Max von Baden“ über den letzten Reichskanzler der Monarchie, der in seiner Person den Zusammenbruch des Kaiserreichs verkörperte und den Rechtsparteien als Totengräber der Monarchie galt.

Dr. Jürgen Collmann

Oppenau

Nach dem Rathausumbau und der Renovierung des „Alten Schulhauses“ fand sich eine Arbeitsgruppe zusammen, welche die Neueinrichtung des Renchtäler Heimatmuseums unter Leitung von Wolfram Brümmer in Angriff nahm. An zwei Nachmittagen pro Woche wurden die eingelagerten Objekte – soweit erforderlich – renoviert und nach dem neuen Konzept wieder ausgestellt. Die kostbaren Oppenauer Glasgemäldescheiben (um 1600) werden jetzt bei bestem Licht präsentiert und lassen nun die kleinsten Feinheiten erkennen. Wiedereröffnung war am 23.4.2017

Bei den Arbeiten im Museumsarchiv wurde ein vereinseigener historischer Projektor von 1925 gefunden, der an das Deutsche Film + Foto Technik Museum in Deidesheim verschenkt wurde.

Eine Führung durch das UNIMOG-Museum in Gaggenau erfreute besonders die technisch interessierten Mitglieder.

Die Studienfahrt zum Schloss Rastatt gab uns Gelegenheit, die nach langer Zeit der Renovierung wieder eröffnete Schlosskirche bei einer Führung kennenzulernen. Nicht jedem gefiel der präsentierte Kunstgeschmack der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden-Baden (1675–1733), Witwe des sogenannten Türkenlouis.

Bei der Teilnahme an der Mitgliederversammlung in Schutterern begeisterte der Vortrag: „Das Schutterner Mosaik vor dem Hintergrund der Klosterreformen im frühen 12. Jahrhundert“.

Mit dem PowerPoint-Vortrag nach einer Chronik von Robert Braun Hubacker (03.08.1927–08.03.2002): „Das Renchtäler Porphyrturm und Schotterwerk Hubacker 1919 bis 1969“, konnte R. Fettig viele Erinnerungen an die „Wägelchen“ der Seilbahn vom Hauskopf im Liehbachtal zum Bahnanschluss nach Hubacker wachrufen.

Rainer Fettig

Mitglieder der Arbeitsgruppe: W. Brümmer, A. Fresse, R. Fettig, L. Bruder



Rheinmünster 2016

Führungen

Wegen der großen Nachfrage hatten wir am 13. März, 17. April, 8. Juni und 28. August nochmals je eine Führung durch die ehemalige Stadt Stollhofen angeboten. Etwa 15–25 Interessenten trafen sich jeweils um 14.00 Uhr am Friedhof (ehem. Pfarrkirche St. Cyriak 1154–1632 und Beginenkloster) mit der noch erhaltenen Grabplatte von 1348, dem ältesten Punkt von Stollhofen. Die Führungen gingen durch die ehemalige Vorstadt (Kellerhof 1154 u. klösterliche Münzstätte 1318, Lammgasse), dann Söllinger Tor (Herrenstraße) durch die Garnison (1597–1707). Dort konnte der Rest eines Wehrganges besichtigen werden. Nach der Führung durch die herrliche Barockkirche ging es weiter durch die Herrenstraße (ehem. Marktplatz) zum Haus Vick.

Das Bauernhaus (ehem. Palas der Burg) steht heute noch auf dem mächtigen Burgkeller (1292–1698). Als der Höhepunkt der Führung wurde dieser gewölbte Burgkeller aus der Zeit vor 1300 angesehen. Zum Schluss besichtigten wir auch noch die immer noch erkennbaren Schanzen- und Stadtgrabenreste am östlichen Ende der ehemaligen Stadt- und Festungsanlage (Burgweg/Schanzstraße).

Ausstellungen 4.–5. Juni 2016

Im Rahmen der Gewerbe-Leistungsschau, veranstaltet vom Gewerbeverein Rheinmünster, konnten wir in der Festhalle Stollhofen eine „Historische Ausstellung“ aufbauen. Neben dem Modell der Stadt Stollhofen wurden verschiedene Exponate (kelt. Speerspitze, ein alem. Schwert und zwei fränkische Kriegsheile, Kanonenkugeln, Musketenkugeln u. a. m.) gezeigt. Dazu zeigten wir eine größere Anzahl von Karten- und Aktenkopien (1300–1800).

Eine kleine Besonderheit war die erst vor kurzer Zeit erworbene Gedenkmünze v. König Ludwig XIV. (Sonnenkönig) zur Eroberung der Stollhofener Linie 1707. Auch wurden überzählige Bände der Ortenau angeboten. Immerhin konnten dabei, und das nach langer Zeit, drei neue Mitglieder gewonnen werden.



Ausstellung Festhalle Stollhofen

Funde

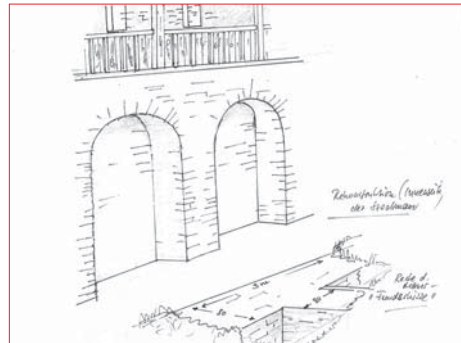
Stadtmauerfunde in Stollhofen, Neubau Erhardusstr. 20. Am Montag, 8.8.2016, nahmen Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes die vor einigen Tagen bei einem Neubau aufgefundene Stadtmauer auf. Die Stadtmauer, vor 1300 erbaut, 1707 bis auf die Erdoberfläche abgebrochen, durchzieht das ganze Grundstück in West-Ost-Richtung. Nur etwa 20 cm unter der heutigen Grasnarbe wurde ein etwa sechs Meter langes Stück der Mauer freigelegt und aufgenommen. Es zeigte sich eine Mauer mit einer Stärke von etwa 80 cm (2,5 Fuß) mit jeweils kurzen Stützmauern in einer Stärke von 80–90 cm in einem Abstand von 2,30 m. Das Baumaterial besteht aus Backsteinen des großen Formates 31 × 14,5 × 6 cm mit dem üblichen „Handstrich“ auf der Oberseite.

Rekonstruktion der Mauer

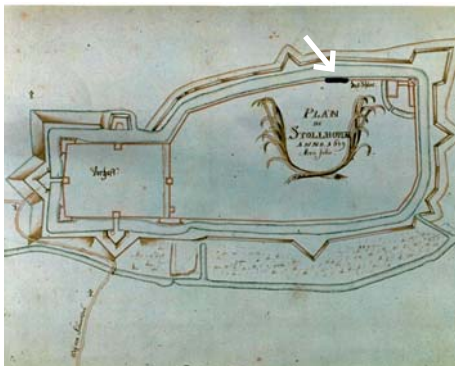
An sich ist diese Mauer mit nur 80 cm verhältnismäßig schwach ausgelegt. Man wollte damals hier an dieser abgelegenen Stelle Material sparen. Doch die in regelmäßigen Abständen vorgemauerten Stützen trugen mit Sicherheit ein Gewölbe. Somit erreichte die Mauer eine Stärke



Stadtmauer Stollhofen



Fundskizze



Stadtplan v. 1689 mit „Schlos“ bzw. Burg (Samson Schmalkalder, GLAK Hfk. XIX . 18)



Katasterplan v. 2000 jeweils mit der Fundlage der Mauer (Fotos u. Skizzen Gutmann)

an der Mauerkrone von etwa 1,50 m und konnte somit einen überdachten Wehgang tragen. Um die Zerstörung durch Witterungseinflüsse zu verhindern, wurde die Mauer in den folgenden Tagen wieder zugeschüttet.

Ausblicke 2017

Zusammen mit dem Ortschaftsrat Stollhofen planen wir einen Historischen Rundgang. Grundlage sind die bisher immer wieder durchgeführten „Stadtführungen“. Auf fünfzehn Tafeln (DIN A2), an den interessanten Punkten aufgestellt, sollen die Besucher durch die ehemalige Stadt und Festung geführt werden. Die Planung ist so gut wie abgeschlossen. Die Inhalte der einzelnen Tafeln sind festgelegt. 2017 werden voraussichtlich die Tafeln aufgestellt. *Ernst Gutmann*



Führung im Burgkeller Stollhofen u. bei St. Erhard

Rheinmünster 2017

Führungen

Wegen der weiterhin anhaltenden Nachfrage nach Führungen durch die ehemalige Stadt und Festung Stollhofen hatten wir auch am 19. März, 25. Juni und am 5. November jeweils eine Stadtführung angeboten. Gerade die Führung im März wurde bei nicht gerade schönem Frühlingswetter mit über 25 Gästen ein großer Erfolg.

Am 22./23. Mai 1707 wurde die Stollhofener Linie von Marschall Villars im Auftrag



An der Heckenmühle



Am Ortseingang



Hartunger Hof



Erste Tafel am „Place de Castelmayran“ in Stollhofen

von König Ludwig XIV. erobert. Zu diesem 310. Jahrestag boten wir am 30. April eine Fahrradwanderung auf den Resten der Linie an. Am Sonntag um 14:00 Uhr trafen sich etwa 45 Interessenten mit ihren Fahrrädern „An der Heckenmühle“ bei Stollhofen. Vor der Einfahrt zur Heckenmühle gab es eine kurze Einleitung zur Geschichte des sog. Spanischen Erbfolgekrieges. Dazu wurde die Geschichte der Stadt Stollhofen in Bezug auf Fort Louis (ab 1686), Fort de Sellingen (1707–1714) (Söllingen) und der Festungslinie 1700–1707 erklärt.

Über Bastionsreste am ehemaligen Rheinarm (Weierfeld, vorm. Anlegestelle v. Stollhofen), ging es an der hier dreifach gestaffelten ehemaligen Linie vorbei zur Stadtmühle. Nächster Halt war an der Fahrradbrücke, südlicher Ortseingang von Stollhofen, vormals Lichtenauer Tor. Weiter ging die Führung über die Schanzstraße, um den östlichen Ortskern herum, zur ehem. Burg (1292–1707). Über den Hartunger Hof (1276–1777), ehemalige Sternschanze, hatte man als Endpunkt die beiden Erdschanzen im Wald zwischen Stollhofen und Leiberstung erreicht. Die rund zwölf Kilometer lange Führung dauerte mit Erklärungen etwa drei Stunden. Nochmals am Sonntag, den 3. September konnten wir mit 20 Gästen die gleiche Führung durchführen.

Historischer Rundweg durch Stollhofen/Pamina-Rheinpark

Stollhofen ist nun in der Radwanderkarte von der Pamina als ehemalige Festung gekennzeichnet. Vorgesehen ist, dass durch den Ortskern von Stollhofen ein mit 15 Tafeln versehener Rundweg angelegt wird. Erarbeitet wurden, im Auftrag der Gemeinde Rheinmünster, die Inhalte der Tafeln von den Mitgliedern des Historischen Vereins Mittelbaden, Mitgliedergruppe Rheinmünster.

Die Vorbereitungen waren bis November so weit abgeschlossen, dass die erste Tafel als Prototyp auf dem „Place de Castelmayran“ in Stollhofen aufgestellt werden konnte. Die fehlenden 14 Tafeln sollen nun im neuen Jahr nachgeliefert und aufgestellt werden.

Ernst Gutmann

Schiltach/Schenkenzell

Für das **Jahr 2017** hatten wir wieder eine bunte Palette von Veranstaltungen vorbereitet, was die kurze Zusammenfassung verdeutlicht: Die Mitgliederversammlung mit Kurzvortrag zum Schicksal eines im Zweiten Weltkrieg nach Schiltach deportierten polnischen Zwangsarbeiters, Vorträge zur Situation im oberen Kinzigtal am Ende des Ersten Weltkriegs, zu mittelalterlichen Burgen in unserer unmittelbaren Heimat, über den Stadtteil Lehengericht mit seiner Bevölkerung, die vor 200 Jahren ihre Selbstständigkeit erkämpfte, das schon fast obligatorische „Literarische Gespräch“, eine Exkursion nach Gremmelsbach, die Präsentation einer Foto-Ausstellung über Leben und Arbeiten in Lehengericht sowie eine Jahresabschlussveranstaltung exklusiv für unsere Mitglieder.

Schon **Mitte Januar** luden wir Mitglieder und Freunde zu unserer jährlichen Informationsveranstaltung in die Kaffee-Stube des „Treffpunkt“ ein. Peter Rottenburger führte durch den Abend und informierte über die Pläne und Vorhaben im Jahr 2017. Reinhard Mahn erinnerte danach an die Veranstaltungen und Aktivitäten des abgelaufenen Jahres und Marcus Löffler erläuterte die Mitgliederentwicklung und den Kasenstand.

Im Anschluss berichtete Historiker Hans Harter über den aktuellen Stand der Nachforschungen zum tragischen Schicksal des polnischen Zwangsarbeiters Bernard Perzynski, der im Januar 1942, also zum Zeitpunkt der Versammlung vor genau 75 Jahren, von der Gestapo in Schiltach ermordet wurde. Mitglieder des Initiativkreises gedachten tags darauf bei dichtem Schneetreiben zusammen mit Pfarrer Msgr. Dr. Borek am Gedenkstein auf dem Gründlebühl des jungen Polen und legten ein Gesteck nieder. In der katholischen Kirche erinnerte Markus Armbruster an das tragische Schicksal dieses erst 27-jährigen Opfers der nationalsozialistischen Rassenideologie und Willkürherrschaft, für das der Historische Verein anlässlich des Jahrestags eine Messe lesen ließ.

Im **März** jährte sich die Reaktivierung unserer Mitgliedergruppe zum zehnten Mal. 2007 gaben Schiltachs Bürgermeister Haas sowie die Herren Schaufler und Kaufmann vom Gesamtverein in Offenburg den Anstoß, die bereits 1919 gegründete, aber seit Jahren schlummernde örtliche Mitgliedergruppe wiederzubeleben. Es bildete sich daraufhin ein „Initiativkreis“ aus Mitgliedern und geschichtlich interessierten Bürgern, der die Geschicke der Gruppe unter Leitung von Sprecher Peter Rottenburger in die Hand nahm. Arbeitsintensive und erfolgreiche Jahre mit zahlreichen



*Stilles Gedenken am „Polenstein“
(Foto R. Mahn)*

*Der „Initiativkreis“ im März 2017 vor dem Schiltacher Rathaus
(Foto: F. E. Münkler)*





Andreas Morgenstern forschte zur Wendezeit vor 100 Jahren (Foto: R. Mahn)

Vortragsveranstaltungen, Ausstellungen, Exkursionen und Projekten folgten. Bis Ende 2017 amtierte dieses auf zehn Personen angewachsene Gremium und bereitete dann die Gründung eines selbstständigen, gemeinnützigen Vereins vor, der im Januar 2018 aus der Taufe gehoben werden sollte.

1917, im vierten Jahr des Ersten Weltkriegs, machte sich bei Deutschlands Soldaten und der Zivilbevölkerung zunehmende Kriegsmüdigkeit bemerkbar. Diesen Umstand griff unser Vereinsmitglied Museums- und Archivarleiter Andreas Morgenstern auf und präsentierte im **März** in bewährter Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Schiltach/Schenkenzell seine Nachforschungen sowohl über die

Not an der Front wie in der Heimat unter dem Titel „1917 ... 18 ... 19: Revolutionäre Jahre in Schiltach. Ein Blick auf das Kinzigtal vor 100 Jahren“. Dabei verglich er die politischen Entscheidungen und Ereignisse sowie deren Auswirkungen auf Reich, Großherzogtum und das obere Kinzigtal. Er zeigte auf, wie sich die revolutionären Ziele und ihre Umsetzung zusehends verflachten, je weiter sie aus den Metropolen in die ländlich strukturierten Gebiete hinausgetragen wurden, zumal gerade hier die Repräsentanten des Kaiserreiches oft auch die Geschicke der jungen Republik lenkten.

Unser ebenfalls in Kooperation mit der VHS angebotenes „Literarisches Gespräch“ hat über die Jahre eher noch an Anziehungskraft gewonnen und feierte im vergangenen Jahr bereits seine fünfte Auflage. Es ist zwischenzeitlich ein von einem Kreis treuer Zuhörer freudig erwarteter Bestandteil unseres Veranstaltungskalenders. Im **Mai** konnten wir so wieder die befreundeten Literaturliebhaber Günther Bentele, Regionalhistoriker und Buchautor, sowie unser Vereinsmitglied Wolfgang Tuffentsammer, Pfarrer i. R. und Stadtführer, zu Gedankenaustausch und Diskussion über den Schriftsteller, Dichter und Maler Hermann Hesse (1877–1962) begrüßen. Geboren in Calw bezeichnete dieser seine Geburtsstadt und den Schwarzwald im Allgemeinen zeitlebens als seine Heimat. Bentele und Tuffentsammer beschäftigten sich intensiv mit

dem persönlichen und künstlerischen Werdegang Hesses und lieferten Kostproben seiner Werke und interpretierten Auszüge aus „Narziß und Goldmund“, „Glasperlenspiel“, „Siddharta“ und „Steppenwolf“, die den weltweiten Ruhm des Literatur-Nobelpreisträgers begründeten.

Im **August** starteten wir zu einer schon seit Langem geplanten Exkursion nach Triberg-Gremmelsbach. Mit Heimatforscher Karl Volk genossen wir herrliche Ausblicke ins mittlere Kinzig- sowie ins Gutachtal und erkundeten



Günther Bentele und Wolfgang Tuffentsammer betrachteten Leben und Werk von Herrmann Hesse (Foto: R. Mahn)

den Schlossfelsen sowie die Reste der Burg Althornberg mit ihrer eindrucksvollen Zisterne. Volk vermittelte sowohl Einblicke in die Familiengeschichte derer von Hornberg als auch in die Baugeschichte ihrer Stammburg. Aufmerksam machte er auf den von hier stammenden Dichter Bruno von Hornberg, von dem im Codex Manesse aus dem 13. Jahrhundert vier Werke erhalten geblieben sind. Karl Volk rezitierte einige Strophen anschaulich im mittelhochdeutschen Original.

Ende **September** konnten wir zusammen mit der Volkshochschule zahlreiche Zuhörer auch aus dem weiteren Umkreis zum Vortrag „Burgen im oberen Kinzigtal“ begrüßen. Der Archäologe Heiko Wagner verdeutlichte, dass die Gegend um Schiltach, also ein überschaubares Gebiet von wenigen Quadratkilometern, mit einer erstaunlichen Anzahl von Burgen aufwarten könne. Als Gründe nannte er die Erschließungsgeschichte der Region, wo verschiedene Herrschaftsgebiete aufeinander trafen, sowie die strategische Lage am Ostrand des Schwarzwaldes. Erst Wochen zuvor hatte er acht Ruinen näher unter die Lupe genommen und präsentierte Funde, aktuelle Fotos und Details zu Bau und Nutzung der Anlagen. Er beleuchtete die Beweggründe ihrer Erbauer sowie die wohlüberlegte Auswahl ihrer Standorte. Die zeitliche Einordnung der Burgen machte deutlich, dass die meisten Anlagen nur über wenige Jahrzehnte betrieben wurden, lediglich die Schenkenburg, die Burg Schiltach wie auch die Schilteck bilden hier Ausnahmen.

Um die gleiche Zeit im **September** erschien der 97. Jahresband der Vereinszeitschrift „Die Ortenau“, in den erfreulicherweise wieder zwei Aufsätze aus Schiltach eingeflossen waren. Seit vielen Jahren mit fundierten Beiträgen unter den Autoren, machte sich Historiker Hans Harter dieses Mal in Anlehnung an den Themenschwerpunkt „Kunst und Künstler in Mittelbaden“ auf die Spuren des Schwarzwaldmalers Wilhelm Hasemann, der in den 1880er Jahren von Gutach aus rege Kontakte nach Schiltach und hier vor allem zur Künstlerfamilie Eyth pflegte. Hasemann hielt am Ufer der Kinzig Flößer, ihr Werkzeug sowie die von ihnen angewandte Technik fotografisch, zeichnerisch, in Skizzen und in Gemälden fest und liefert durch seine exakten Darstellungen den heutigen Flößervereinen unschätzbare Einblicke in die handwerklichen Zusammenhänge der ursprünglichen und heute untergegangenen Arbeit am und auf dem Wasser.

Recherchen in der Anfang des 20. Jahrhunderts verbreiteten Zeitung „Der Kinzigtäler“ ließen Andreas Morgenstern den Blick auf die vom Kriegsbeginn bis zum Jahresende 1914 dort abgedruckten Fotos richten. Die wenigen veröffentlichten Aufnahmen, durchschnitt-



*Die Exkursionsteilnehmer um Karl Volk genossen die Ausblicke
(Foto: R. Mahn)*

*Heiko Wagner wartete mit einer Fülle an Fotos und Informationen auf
(Foto: R. Mahn)*





Die Ausstellung „Leben und Arbeiten in Lehengericht“ war dicht umlagert (Foto: R. Mahn)

200. Wiederkehr der Loslösung Lehengerichts von Schiltach. Über einen Zeitraum von mehreren Jahren erarbeiteten 14 Autoren, darunter sechs aus den Reihen unserer Mitgliedergruppe, eine eindrucksvolle Buchveröffentlichung über die Geschichte des Lehengerichts, ergänzt durch Geschichten über das Leben seiner Bewohner. Das zweibändige Werk wurde von der Stadt Schiltach herausgegeben und wird als Lesebuch und Nachschlagewerk seinen Lesern über Jahre große Freude bereiten (eine Rezension finden Sie in dieser Ausgabe im Abschnitt „Neue Literatur“). Eine Arbeitsgruppe aus Mitgliedern des Initiativkreises um Klaus Wolber begann im Frühjahr mit den Vorbereitungen zu einer begleitenden Fotoausstellung. Zum Festvortrag am 10. November konnte den Besuchern die zehn Stellwände umfassende Schau „Leben und Arbeiten in Lehengericht“ präsentiert werden. Das Ausstellungsteam ordnete Fotografien aus Beständen des Stadtarchivs, des Ortsvorstehers sowie aus privatem Besitz nach einzelnen Themenbereichen wie Landwirtschaft, Forst und Jagd, Industrie, Schulen, Vereine und Geselligkeit.

Mittelpunkt des von der Stadt Schiltach veranstalteten Abends in der Gemeindehalle Vorderlehengericht war der Vortrag „Lehengericht und die Lehengerichter“ von Hans Harter. Anschaulich, unterhaltsam und humorvoll arbeitete er tatsächliche und vermeintliche Unterschiede zwischen Lehengerichtern und Schiltachern heraus und lieferte dazu die historischen Hintergründe. Ursprünglich vom Landesherrn mit einigen eigenen Rechten ausgestattet, wurden diese im Lauf der Jahrhunderte mehr und mehr beschnitten, was zu Unmut, Streitigkeiten und schließlich zur Trennung führte. Die Gemeindereform brachte für Lehengericht im Jahre 1974 die Wiedervereinigung mit Schiltach, eine Entscheidung, die rückblickend sicher von beiden Seiten als vorteilhaft bewertet werden kann.

Anfang **Dezember** lud der Initiativkreis die Mitglieder aus Schiltach und Schenkenzell zum Jahresabschluss in geselliger Runde in den „Treffpunkt“ ein. Zeitzeuge Karl Benz, den die Erinnerung an den Absturz eines amerikanischen Bombers mit zwei Besatzungsmitgliedern im Jahr 1944 im Hinteren Heubach bei St. Roman sein Leben lang beschäftigte, berichtete über seine Begehungen, sein Aktenstudium, die Nachforschungen in amerikanischen Militärarchiven und deren erstaunliche Ergebnisse.

Die Bemühungen von Willy Schoch um den Erhalt der Floßweiher in Wittichen, Kaltbrunn und im Heubach haben im vergangenen Jahr weitere Fortschritte gemacht. So schlossen sich Gemeinden des oberen

lich lediglich eine am Tag, stammten nun praktisch alle aus dem militärischen Bereich, wobei Morgenstern sie verschiedenen Kategorien zuweist und verdeutlicht, dass sie bewusst propagandistisch eingesetzt wurden, um mit den meist nachgestellten Motiven bei den Lesern in der Heimat die beabsichtigte Wirkung zu erzielen.

Ein ganzer Reigen von Veranstaltungen unter dem Motto „Lebendiges Lehengericht“ umgeben 2017 und 2018 das Gedenken an die

Kinzig- und des Wolf Tales zu einem zuschussfähigen „Interkommunalen Projekt“ zusammen. Eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme von den Resten der noch vorhandenen „Holzbringungsanlagen“ ist ein erstes Ergebnis dieser Zusammenarbeit, dem weitere folgen werden. Pflege und Erhalt der Kleindenkmale im Bereich Schenkenzell/Kaltbrunn ist ein weiterer wichtiger Tätigkeitsschwerpunkt des umtriebigen Heimatforschers. Ihm ist es zu verdanken, dass diesen Sommer drei von einem Steinmetz sorgfältig überarbeitete Grabmale aus dem 19. Jahrhundert wieder auf den Kaltbrunner Friedhof zurückkehren konnten. Die Finanzierung dieses Vorhabens erreichte Willy Schoch ausschließlich über Spenden. In einer vorbildlichen Bürgeraktion wurde unter seiner Anleitung die Bogenbrücke am Burgfelsen freigelegt, und auch die Restaurierung des zerstörten Wegkreuzes an der Schlossbrücke durch die Gemeinde Schenkenzell wurde von Schoch fachkundig begleitet.

Von 2009 bis 2014 wurden die eindrucksvollen Reste der Burgruine Schenkenburg in drei Bauabschnitten von einer Fachfirma saniert, ein Großprojekt, zu dessen Finanzierung die Landesregierung Denkmalfördermittel und die Denkmalstiftung Baden-Württemberg maßgebliche Anteile beisteuerten. Ergänzt wurden die Arbeiten durch ehrenamtliche Arbeitseinsätze von Bürgern, die Bäume und Hecken entfernt und die Rundwege wieder begehbar gemacht hatten. Nach Abschluss der Maßnahmen wurden Ideen entwickelt, wie den Besuchern Funktion und Geschichte der Burg besser vermittelt werden könnte. Eine Werbeagentur wurde vom Gemeinderat Schenkenzell mit der Umsetzung beauftragt, die Texte für die Infotafeln lieferte Willy Schoch. Der ausgeschilderte Themenweg rund um die Ruine konnte im Sommer fertiggestellt werden und lädt seither zu einem Besuch der Schenkenburg ein.

Die im vergangenen Jahr unter Federführung der Stadtverwaltung angestoßenen behutsamen Veränderungen am Ablauf des jährlichen Schiltacher Silvesterzuges (wir berichteten) konnten von den am „runden Tisch“ beteiligten Gruppen noch nicht zu einem Abschluss gebracht werden. Für die geplanten Neuerungen werden weiter akzeptable und umsetzbare Ideen gesucht. Nach Fertigstellung der Umgehungsstraße, abzweigend von der B294/B462 zur Staig, wurde vom Schiltacher Gemeinderat wieder die Neugestaltung des Areals um das Gedenkkreuz auf dem Schrofen angepackt. Ein Arbeitskreis aus Mitgliedern des Gemeinderates, der Stadtverwaltung und des Historischen Vereins wird auf Basis des vorliegenden Entwurfes eines Ingenieurbüros weitere Vorschläge zur Ausgestaltung erarbeiten.

2017 kam der Initiativkreis zu fünf Sitzungen zusammen. Die Kontakte zu den benachbarten Mitgliedergruppen im Kinzigtal werden in-



Infotafel am neuen Themenweg Schenkenburg (Foto: W. Schoch)

tensiv gepflegt und auch den Austausch mit den Geschichtsfreunden in Alpirsbach und Schramberg verlieren wir nicht aus dem Blick. Im März reisten Vereinsvertreter zur Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden nach Kehl-Kork, im September nahmen wir an einer Gesamtvorstandssitzung in Offenburg teil und Ende Oktober folgten wir gerne der Einladung zur Jahresversammlung nach Friesenheim-Schuttern, in deren Begleitprogramm die Reste des dortigen, einstmals bedeutenden Reichsklosters mit dem wiederentdeckten Mosaik aus dem 12. Jahrhundert die Teilnehmer beeindruckten.

Unsere Mitgliedergruppe konnte auch 2017 ein leichtes Wachstum verzeichnen. Berichte unserer fleißigen Autoren zu geschichtlichen wie zu lokalpolitischen Themen in der Presse begleiteten die örtlichen Aktivitäten. Dieses Forschen und Dokumentieren kam letztlich auch dem weiteren Ausbau unserer Homepage „www.geschichte-schiltach-schenkzell.de“ zugute. Dort finden Sie vertiefende Informationen zu den hier nur kurz angeführten Veranstaltungen des vergangenen Jahres, eine Übersicht über unsere Vorhaben im laufenden Jahr sowie viel Interessantes mehr. Wir laden Sie ein – schauen Sie einfach mal rein.

Reinhard Mahn

Schutterwald

Das Geschäftsjahr 2017 endete im November mit der gut besuchten Hauptversammlung des Historischen Vereines. Der Verein steht auf gesunden Füßen. Von einigen Ereignissen des laufenden Geschäftsjahrs berichten wir gerne:

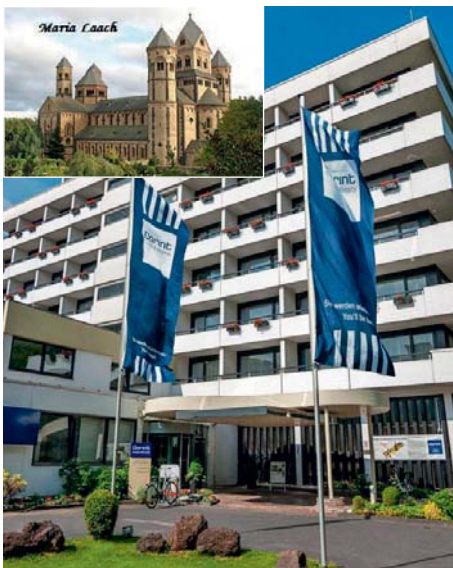


Am 14. März hielt Herr Hubert Mauz aus Wolterdingen einen badisch-baaremer Mundartabend beim Historischen Verein im Martinskeller. Die zahlreichen Zuhörer erlebten einen kurzweiligen Abend mit heiteren und besinnlichen Noten und dankten am Schluss mit reichlich Applaus. Der Abend brachte noch einen schönen Nebeneffekt, weil durch großzügige Spenden, nach Abzug der Unkosten, für krebserkrankte Kinder einen Betrag von 80,00 Euro zur Verfügung gestellt werden konnte. Den Betrag habe ich der Schwägerin und dem Bruder des Vortragenden, Maria und Heinz Mauz, aus dem Hause Otto Seigel, die für diese Organisation verantwortlich sind, überbracht.

Am 14. Juni fand ein beachtenswertes Ereignis statt. In einer schönen Zeremonie enthüllten wir eine Erinnerungstafel für **Captain John Thomas McErlane**, der bei einem Absturz eines viermotorigen amerikanischen Bombers am 21. Januar 1945 getötet wurde. Umrahmt wurde die Feier durch Ansprachen von Bürgermeister Martin Holschuh und 1. Vorsitzender Clemens Herrmann sowie von dem Trompeter Johannes Ritter. Die Tafel wurde auf eigene Kosten des Vereins aufgestellt. Die Teilnahme der Nichte des Co-Piloten Earl Hansen, Mrs. Lorna Polley, und ihres Lebensgefährten John Connor aus den U.S.A. brachten der Veranstaltung eine besondere Note. In der Presse wurde die Veranstaltung hervorragend dargestellt. Wie wir später erfahren haben, fand die Veranstaltung sogar in der norwegischen Presse gebührende Beachtung.



Vom 19. bis 22. Juni war der Historische Verein auf Reisen. Bei hochsommerlichen Temperaturen erkundeten wir die Eifel und das Ahrtal. Vom guten Stammhotel Dorint-Parkhotel in Bad Neuenahr aus besichtigten wir den Regierungsbunker bei Ahrweiler, kosteten bei einer Weinprobe den guten Ahrwein, waren zuvor noch in dem Kloster Maria Laach. Mit Reiseleiterin Ulla bereisten wir die Eifel bis zum Nürburgring und nochmal das schöne Städtchen Ahrweiler. Bei der Heimfahrt machten wir noch einen Stopp bei der Bitburger Bierwelt bei zwei Gläsern kühlem Bitburger Bier. Die Studienreise war von dem Unternehmen Meßmer gut geplant, mit Helmut Wisser hatten wir einen umsichtigen, guten Fahrer.





Rechtzeitig zum Jakobifest ließ der Historische Verein am Jakobusstein bei der Kirche eine Tafel erstellen, die nun endlich auf unseren Kirchenerbauer Joseph Hirschbühl hinweist sowie über den Gelöbnisaltar, die Ausmaße der Kirche und den Klang der Glocken informiert. Die Gestaltung der Tafel lag in den Händen unseres Mitglieds Klemens Hansert. Dafür gebührt ihm unser besonderer Dank. Die Tafel wurde auf Kosten des Historischen Vereins erstellt.

Die Herbstfahrt am **1. Oktober** nach La Petite Pierre und Wingen an der Moder zu den Springele-Siegel und dem Glasmuseum La Lique wurde zu einer goldenen Oktoberfahrt. Nach anfänglichem Nebel brach alsbald ein herrlicher blauer Himmel hervor mit wärmenden Sonnenstrahlen. Der Nordvogesenpark, eine wunderschöne Waldlandschaft, saftigen Weiden und schmucken Dörfern und Städten zeigte sich im schönsten Kleid. Nach dem Besuch der beiden Museen im romanti-



schischen Städtchen La Petite Pierre, früher Lützelstein, mundete das traditionelle Picknick wieder besonders. Die fleißigen Helferinnen hatten mächtig zu tun. Wir hatten genug Zeit und die Fahrt nach Wingen war nicht lang. Das 2011 erbaute Glasmuseum des Herrn La Lique begeisterte alle Fahrtteilnehmer. Der Abschluss in der „Krone“ in Eckartsweier verlief

bei schmackhaftem Essen reibungslos. Auch unsere Fahrtgäste, die bei uns immer willkommen sind, waren von der Fahrt begeistert.

Am **9. November** hatten wir eine Waldbegehung mit dem Archäologen Dr. Heiko Wagner und seiner Partnerin, der Restauratorin Regine Dengler aus Kirchzarten. Forstmeister Josef Müller hatte bereits im April



dieses Jahres Klemens Hansert und mir einen – nach Müller – „mystischen“ Stein samt in der Nähe wachsendem „Immergrün“, gezeigt. Für die beiden Archäologen war dieser Fund zwar hochinteressant, doch konnten sie an Ort und Stelle noch keine zeitliche Bestimmung für den Stein durchführen. Dr. Wagner und Frau Dengler tippen momentan noch auf einen Grenzstein von einem ehemaligen Gehöft aus früherer Zeit. Nach Förster Müller steht dieser Stein schon seit mehr als 200 Jahren, wahrscheinlich schon länger an dieser Stelle. Die beiden Fachleute gehen diesem Fund im Amt für Archäologie noch nach. Wegen drohender

Diebstahlgefahr baten uns Forstmeister Müller und Dr. Wagner, keine Veröffentlichung in der Presse zu veranlassen.

Am Schluss noch ein paar Worte zu unseren Aktionen Ortsfamilienbuch und Hausnamenprojekt: Nach mehrjähriger Arbeit des Teams um

Martin Ritter, Martin Junker, Dr. Harald Ritter, Klemens Hansert und Clemens Herrmann sind wir mit der Übertragung der Daten aus den Kirchenbüchern und Standesamtsbüchern in Exceltabellen fertig geworden. Nach unserem Informatiker Dr. Harald Ritter waren dies alleine 28000 Daten. Von nun an gehen wir alle gemeinsam an die Feststellung der Zusammengehörigkeit der Verwandtendaten, sodass wir zusammenfügen, was zusammengehört. Dies wird aber noch eine langwierige Arbeit werden.

Erfolgreich beenden konnten das Team um Eugen Broß, Dietmar Schulz, Günter Oehler, Klemens Hansert und Clemens Herrmann die Arbeit für das Hausnamenprojekt für die 750-Jahrfeier 2018. Klemens Hansert gestaltete 90 Tafeln für die sogenannte „Festmeile“ – Hauptstraße, Judengasse, Kirchstraße – und versah sie mit den dazugehörigen Erklärungen. Es war für alle eine erfahrungsreiche, spannende Arbeit. Die fertig bedruckten Tafeln wurden inzwischen an die Hausbesitzer ausgehändigt.

Für die vielen Stunden Arbeit für Ortsfamilienbuch, Hausnamenprojekt, Entwerfen der Erinnerungstafel, Kircheninfotafel und neunzig Hausnamentafeln sowie weitere zeitaufwendige Arbeiten für den Historischen Verein überreichte Herrmann dem emsigen Mitglied Klemens Hansert (Mitte) einen „Verzehrgutschein“. Bürgermeister Martin Holschuh, (r.) schaute vergnügt zu.

Wir beglückwünschten unsere Jubilare im Jahre 2017: Rudi Junker zum 90. Geburtstag, Hermann Lipps zum 85. Geburtstag, Herr Pfarrer Reinhold Killig 75 Jahre, Margot Herrmann 85 Jahre, Oswin Junker zum 80. Geburtstag, am 28. August Diamantene Hochzeit von Paul und Veronika Kempf, Gert Porsfeld zum 80. Geburtstag, Oskar Seigel zum 95. Geburtstag. Verabschieden mussten wir uns von unseren verstorbenen Mitgliedern: Otto Seigel, Rosa Huck, Paulina Armbruster, Willi Hemmler und Manfred Hildenbrand, Historiker aus Haslach. In seinem Vermächtnis hinterließ unser verstorbene Mitglied Otto Seigel 100 Euro dem Historischen Verein für das Projekt: „Schutterwälder Hausnamen“. Dafür gilt ihm posthum unser Dank! Als neue Mitglieder können wir Emmi Seigel und Hubert Beathalter in unserem Verein begrüßen.

Verena Maul/Clemens Herrmann



Steinach

Veranstaltungen

Zu der nun schon seit vielen Jahren stattfindenden traditionellen Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ luden der Historische Verein Steinach und der Verschönerungsverein Steinach ihre Mitglieder



Konradskapelle

auf Sonntag, den **09. Juli 2017** ein, um spannende Heimatgeschichte in nächster Umgebung zu vermitteln.

Bei einem etwas unsicheren und schwülwarmen, aber letztendlich doch regen- und gewitterfreien Wetter trafen sich historisch interessierte Wanderer beim Rathaus in Steinach. Nach dem Willkommensgruß an die Anwesenden durch den 1. Vorsitzenden des Historischen Vereins Peter Schwörer, der die Teilnehmer auch im Namen des verhinderten 1. Vorsitzenden Berthold Obert begrüßte, fuhr die Wandergruppe mit Privatautos nach Biberach, auf den Parkplatz des Gasthof „Linde“. Dort begann die historische Wanderung durch

den Erzbach, vorbei am Lerchhof, hinauf zum Kammweg Richtung Geroldseck. Hier bog die Wanderschar links ab, hinunter zum Sturmbühl und erreichte dann kurze Zeit später die Konradskapelle.

Nach einem Aufenthalt in der Kapelle und dem Genuss des herrlichen Ausblickes über Biberach ins Harmersbach- und Kinzigtal stieg man zum Ausgangspunkt der Wanderroute ab. Nach einem längeren, aber gemütlichen Aufenthalt im Gasthof „Linde“ bei Kaffee, Kuchen und angeregter Unterhaltung und dem Dank des 1. Vorsitzenden Peter Schwörer an die Teilnehmer und dem Wanderführer ging es mit dem Auto zurück nach Steinach.

Während der Wanderung durch die herrliche Natur erfuhren die interessierten Teilnehmer vom Vorstandsmitglied des Historischen Vereins Bernd Obert viel Wissenswertes über die Geschichte von Prinzbach, Biberach, von Geroldseck sowie über die Bedeutung des Silber- und Erzabbaus in Prinzbach und seiner Umgebung zur damaligen Zeit.

Wie in den Jahren zuvor waren sich alle Beteiligten wieder einig, diese allseits beliebte und interessante historische Gemeinschaftswanderung beizubehalten, wozu die immer erfreulich große Teilnehmerzahl auch allen Anlass gibt!

Teilnahme an verschiedenen Tagungen des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. sowie an sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.

Veranstaltungen in eigener Regie

Am 04.05.2017: Einladung zur Eröffnung der Sonderausstellung „Vorratshaltung früher“ im örtlichen Heimat- und Kleinbrennereuseum.

Am 03.11.2017: Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennereuseum.

Am 30.01., 04.07. und 19.09.2017: „Historischer Stammtisch“.

Am 26.11.2017: Einladung zur Eröffnung der Weihnachtskrippen-Sonderausstellung im örtlichen Heimat- und Kleinbrennereuseum

Arbeitseinsätze

**Heimat- und Kleinbrennermuseum
Steinach**

Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.

Präsentation der Sonderausstellung zum Thema: „Vorratshaltung früher“. Diese Ausstellung widmete sich der Erzeugung und Haltbarmachung verschiedener lebenswichtiger Grundnahrungsmittel der damaligen Dorfbevölkerung. Die interessanten Exponate und informativen Texte mit alten Fotos beeindruckten besonders die jüngere Generation.



*Krippenausstellung/
Heimat- und Klein-
brennermuseum)*

Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Miniaturkrippen und sonstigen Weihnachtsexponaten.

Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

In der sanierten Schneekapelle wurde der ursprünglich in der Kapelle befindliche Opferstock restauriert und mithilfe der Schlosserei Bernhard Brucker, optisch gelungen, am Kapelleneingang montiert. Außerdem wurde die bisher noch fehlende dritte Votivtafel im Einklang zu den beiden anderen Gelübdetafeln angebracht.

Hansmanns-Kreuz am Oberbacher Weg wurde gründlich gereinigt, die Schadstellen am Sandstein ausgebessert und die kleine Freifläche mit Rosen bepflanzt.

Am Eingang des Heimat- und Kleinbrennermuseums wurde das von Helmut Herr gestiftete und von Gabi Volk optisch wirkungsvoll restaurierte Grabkreuz passend zum vorhandenen Bildstock angebracht.

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- „Die Drei Weisen mit König Herodes“. Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach am 5. Januar, dem Vorabend des Dreikönigtages (zu Beginn des Hauptgottesdienstes).
- Mitwirkung bei der Herstellung großer „Palmstangen“ – einem alten, christlichen Brauch –, aufgestellt am Palmsonntag in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach.
- „Klausenbigger“
 - Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen.
 - Altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.



*Opferstock/
Schneekapelle*

Bernd Obert

Yburg

Reblandmuseum

Im Dachgeschoss des ehem. Amtshauses wurden zwei Räume renoviert und aktuell zur Aufnahme von Exponaten möbliert. Bei 12 Öffnungsterminen, jeweils am 1. Sonntag des Monats, sowie an weiteren vier Tagen an den Winzertagen und dem Katharinenmarkt in Steinbach sowie bei einigen Sonderführungen (Jahrgänge, Schulklassen und andere Gruppen) konnten wieder viele Besucher begrüßt und durch die Räume geführt werden. Insbesondere Schüler zeigen sich gegenüber unserer Geschichte aufgeschlossen. Die im Wechselzimmer installierte Sonderausstellung „Geologie als Wirtschaftsfaktor im Rebland“ wird im Frühjahr 2018 Platz machen für eine neue Sonderausstellung über unseren großen Baumeister Erwin von Steinbach. Das Reblandmuseum wurde auch in 2016 wieder sehr liebevoll und mit viel Engagement von Tirza und Konrad Velten mit ihren HelferInnen gepflegt und in Schuss gehalten.

Befehlsbunker (Ehem. Divisionsgefechtsstand zum Westwall)

Der Bunker, erbaut ab 1937 von der Wehrmachts-Dienststelle „Festungspionierstab 11 Karlsruhe“, erfreut sich weiterhin einer regen Nachfrage. Vier Gruppen sowie Vertreter der Stadt Baden-Baden, der CDU und Bergleute besuchten unter fachkundiger Führung von Konrad Velten den Bunker. Hinzu kam ein Vortrag von Konrad Velten in der Geschichtswerkstatt Bühl. In der Stadt Baden-Baden gibt es inzwischen Überlegungen über die weitere Nutzung des Bunkers. Dies führte zu einem runden Tisch am 27.9.2017, bei dem der Historische Verein integriert war. Ein Ergebnis liegt noch nicht vor, da viele Aspekte berücksichtigt werden müssen.

Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung fand am 3.5.2017 im historischen Gasthaus „Uli's Schlemmertreff“ statt. Neben den Berichterstattungen des Vorsitzenden Karl Keller und des Kassiers Konrad Velten hielt unser Mitglied Konrad Velten einen viel beachteten Vortrag über die sehr unterschiedlichen Mühlen entlang des Steinbachs.

Stammtisch

Mit acht Stammtischtreffen während des Jahres wurden das Miteinander und der Austausch von Neuigkeiten, auch um den Verein, gepflegt. Die Stammtische werden in liebevoller Weise von Tirza und Konrad Velten vorbereitet.

Erwin von Steinbach

Am 17.1.2018 jährt sich der Todestag Meister Erwins zum 700. Mal. Aus diesem Anlass steht das Jahr 2018 bei verschiedenen Anlässen ganz im Zeichen dieses großen Baumeisters. Die Planungen dazu haben bereits Ende 2017 begonnen. Am 18.01.2018 besuchte eine Gruppe um den Historischen Verein einen sehr interessanten Vortrag am KIT von Prof. Schurr, Präsident des Münsterbauvereins Straßburg. Für 2018 planen wir u. a. wie schon oben erwähnt eine Sonderausstellung dazu und eine

Besichtigung der Münsterbauhütte in Straßburg. Das Fest „Mittelalterliche Winzertage“ in Steinbach, getragen von den Ortsvereinen, wird ebenfalls Erwin von Steinbach im Fokus haben genauso wie unser Ende Juli stattfindendes Museumsfest.

*Karl Keller
Konrad Velten*

Zell am Harmersbach

19. Januar 2017: Sitzung des Arbeitskreises „Nutzungskonzept Bahnhof“ mit Bürgermeister Pfundstein, Vertreter der vier Fraktionen des Stadtrats und den Vorsitzenden der Narrenzunft Clemens Halter, der Bürgerwehr Zell Paul Gutmann und des Historischen Vereins Bertram Sandfuchs. Dem Vorschlag des Historischen Vereins zur Nutzung des Bahnhofs im Sinne eines Gesamtkonzepts als historisches Begrüßungsportal für Zugreisende und alle Besucher Zells wird in der Kommission und in der anschließenden Stadtratssitzung durch den Stadtrat mehrheitlich zugestimmt; ebenso dem Vorschlag der Narrenzunft zur Präsentation in der ehemaligen Holz-Güterhalle der dort gelagerten historischen Kutschen sowie dem Vorschlag der Bürgerwehr Zell, durch Uniformen, Fotos und Videoclips oder Ähnliches, sich dauerhaft der Öffentlichkeit in einem der Historischen Schaufenster zu präsentieren. Zugestimmt wird dem Plan des Historischen Vereins, im Hauptgebäude die historische Bahnhofssituation mit Bahnhofsuhr, Kartenschalter und weiterem historischen Inventar durch Verdichtung zu veranschaulichen. Der Historische Verein übernimmt auch die Planung und Anbringung einer neuen großen festen Schautafel zur Stadtgeschichte und zu den Sehenswürdigkeiten von Zell in der weiterhin von Zug-, Bus- und Autoreisenden (Parkplätze) viel genutzten offenen Wartehalle. Der Stadtrat stimmte auch der Erhaltung der historischen Güterwaage in der Güterhalle zu, auf die der Historische Verein u. a. durch Einholung von Einschätzungen des Waagenmuseums in Balingen aufmerksam gemacht hatte. Am 27.4.17 Sitzung mit Vertretern des Regierungspräsidiums Freiburg, Denkmalpflege, Genehmigung des Konzepts.

17.01.17: Hauptversammlung mit Vortrag des Vorsitzenden Bertram Sandfuchs über den „Denkmalpflegerischen Werteplan des Denkmalamts Baden-Württemberg“, in den die Kernstadt Zell 2016 aufgenommen wurde. Präsentation der wissenschaftlichen Prinzipien des Plans, der Anwendung auf Zell und Diskussion über erfasste typische Objekte der Zeller Altstadt.

Eine Arbeitsgruppe mit sieben Vereinsmitgliedern hat in mehreren Sitzungen Erklärungen zu den Gewinn- und Straßennamen erarbeitet. Dies schließt auch einen Vorschlag zur Erläuterung des umstrittenen Namens der Zeller Hindenburgstraße ein. Der Vorsitzende schlägt vor, ähnlich wie in Haslach schrittweise, aber mit konstant einheitlicher Gestaltung auch in Zell vorzugehen.

Ganzjährige Betreuung der ständigen Ausstellung „Historische Schau-
fenster Bahnhof Zell“ durch Vereinsmitglieder (u. a. Wöchentliches
Aufziehen der historisch wertvollen mechanischen Bahnhofsuhr, jah-
reszeitliche Ausgestaltung der Ausstellung, Erneuerung und Ergänzung
der Exponate ...

Zwei Angebote für ein neues Info-Banner in der Warthalle des Bahn-
hofs eingeholt.

Karfreitagsartikel 2017 des Vorsitzenden Bertram Sandfuchs in der
„Schwarzwälder Post“ über den bisher kunsthistorisch kaum beachteten
Kreuzweg von Konrad Schmieder in der Kath. Pfarrkirche St. Symphorian.

Exkursion des Vorsitzenden Bertram Sandfuchs Historischer Verein/
Volkshochschule nach Colmar und Breisach mit dem Thema der euro-
päischen Perspektive der Kunst und Geschichte am Oberrhein.

Historische Wanderungen mit dem Zeller Schwarzwaldverein ins Elsass
und mit dem Unterharmersbacher Wander- und Freizeitverein zur
Schenkenburg und der Römerstation Brandsteig mit Tempelbezirk bei
Schiltach.

Stadtführungen durch die Mitglieder Horst Gebauer, Heinz Scherzinger,
Hubert Temme, Annelies Saade und Bertram Sandfuchs (dieser auch in
Englisch).

Mitwirkung an der Prämierung von Bildstein-Aufsätzen durch die Mit-
glieder Bernd Antes, Horst Feuer, Dieter Petri, Bertram Sandfuchs und
Heinz Scherzinger. Der Vorsitzende Bertram Sandfuchs hat wiederum in
zwei neunten Klassen des Zeller Bildungszentrums zur Abfassung eines
heimatbezogenen Aufsatzes motiviert.



*Stadtführung mit
dem Breisacher
Münster und dem
Europadenkmal*

Peter Buck hat in der Zeitschrift „Die Ortenau 2017“ einen kompakt informativen und bewertenden Aufsatz über den Zeller Kunstmaler Ernst Peter Huber – mit einer repräsentativen Auswahl seiner Werke, erfreulicherweise in Farbe – veröffentlicht.

Günter Schwendemann und Dieter Petri haben Wanderungen zu den „Adlersteinen“ durchgeführt und eine Karte mit den Standorten erstellt. (erhältlich bei der Tourist-Information Zell).

Horst Feuer verfasste einen „Zell-Krimi“, der vom Mord an der Erstkommunikantin Cäcilia Baumann handelt. Erhältlich im Buchhandel. An das Opfer erinnert auch ein Bildstock an der Zeller Oberentersbacher Straße (beim Golfplatz). Der Bildstock mit Grundstück wird seit Jahren vom Historischen Verein gepflegt. Cäcila Baumann ist inzwischen in das Verzeichnis der christlichen Märtyrer im 20. Jahrhundert der Katholischen Kirche aufgenommen worden.

Dieter Petri hat in der Zeitschrift „Die Ortenau“ einen Artikel über die Zeller Kriegskeramik geschrieben und in Nordrach einen Vortrag über die ehem. Stabgemeinde Nordrach gehalten

Mitglied Hubert Temme gab in der gesamten Saison 2017 kunsthistorisch aufschlussreiche Führungen durch die Open-Air-Ausstellung der „Zeller Kunstwege“ im Stadtkern von Zell.

31.10.2017: Teilnahme des gesamten Vorstands am Reformationsgottesdienst der evangelischen und katholischen Gemeinde Zell in der Ritter-von-Buß-Halle anlässlich des Reformationsjubiläums (Lutherjahr), in Zell gefeiert im Zeichen der Ökumene.

10.12.17: Teilnahme der Vorstandsmitglieder Annelies Saade, Bertram Sandfuchs und Heinz Scherzinger an der Vereinsjubiläumsfeier zum 40-jährigen Bestehen des Historischen Vereins Oberharmersbach

Vorstandsmitglied Dr. Wolf-Dieter Geißler hat mehrere Beiträge für das neue Heimatbuch der Zeller Partnerstadt Frauenstein/Erzgebirge verfasst. Das Werk ist anlässlich der vom 6. bis 10. Juni 2018 stattfindenden 800-Jahrfeier der Partnerstadt von der Stadt Frauenstein herausgegeben worden und seit Dezember 2017 in der Tourist-Information Zell erhältlich.

Schatzmeister Bernhard Kähms organisiert und leitet jährlich, also auch 2017 und 2018, das traditionelle Brauchtum des „Peterles-Springens“ auf dem religiösen Hintergrund der Petri-Stuhl-Feier, unter Beteiligung einer mit ihm und weiteren Begleitern (u. a. Vorstandsmitglied Wolfgang Krämer) durch die Kernstadt ziehenden großen Kinderschar.

Hubert Temme und Bertram Sandfuchs beteiligten sich seit 2016 aktiv an den Werkstatt-Sitzungen des Projekts Zell 2030, welches die Entwicklung der Stadt bis 2030 erforscht und Vorschläge für die Zukunft erarbeitet. Bertram Sandfuchs reichte in der zweiten Sitzung des Jahres 2017 in der Arbeitsgruppe „Tourismus Umwelt“ zwei Projekte ein, die zeitnah in den nächsten drei Jahren realisiert werden sollen.

20.02.18: Hauptversammlung: Jahresberichte des Vorsitzenden Sandfuchs (siehe oben) und des Schatzmeisters Kähms. Wahlen des gesamten Vorstands: Einstimmig entlastet und wiedergewählt wurden: Bertram Sandfuchs (1. Vorsitzender), Horst Feuer (2. Vorsitzender), Bernhard Kähms (Schatzmeister), Andreas Friedmann, Dr. Wolf-Dieter Geißler, Thomas Hoog, Wolfgang Krämer, Dr. Dieter Petri, Annelies Saade und Heinz Scherzinger.

Bertram Sandfuchs

Berichte der Fachgruppen

Fachgruppe Archäologie

Im Januar 2017 wurde intensiv an der Schriftfassung eines Vortrags gearbeitet, den der Verf. im Nov. 2016 auf einer Burgentagung im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen gehalten hatte. Aus der Ortenau sind darin zwei Beispiele enthalten: der Schlossberg von Renchen und die Burg der Herren von Büchern bei Mühlenbach (Abb. 1 u. 2).

Am 10.2.2017 teilte Johannes Dobersch per E-Mail einen Neufund bei Gengenbach mit. Anhand des Fotos war er als Fragment einer gerippten römischen Melonenperle aus blauem Glas zu identifizieren. Derartige Perlen kommen sowohl als Frauenschmuck als auch am Pferdegeschirr vor. Am 11.3.2017 nahm der Verf. an der Frühjahrstagung in Kork teil. Am 15.3.2017 unternahm er mit Manfred Müller und Götz Peter Lebrecht eine kurze Begehung an der Burg Staufenberg (Durbach), die wenige spätmittelalterliche bis frühneuzeitliche Lesefunde ergab. Wichtiger war die Begehung der nahegelegenen namenlosen Burgstelle auf der Gemarkung Appenweier-Nesselried. Ihre einfachen Bauformen rein aus Erde, die Lage und Entfernung zur Burg Staufenberg und einige wenige Keramikscherben machen es wahrscheinlich, dass es sich um eine Belagerungsburg aus dem 14. Jh. handelt. Damit sind befestigte Feldlager gemeint; ein ebener Bereich weiter östlich könnte durchaus zum Aufstellen der bei größeren Belagerungen üblichen Bliden (Wurfmaschinen) gedient haben.

An der wenig östlich gelegenen, stark zerstörten „Stollenburg“ (Oberkirch-Bottenau) konnte außer verbranntem Lehm nur eine einzelne, ebenfalls verbrannte und verwitterte Wandscherbe aufgelesen werden. Die Zeitstellung und Laufzeit dieser Burg sind damit weiterhin unklar.

Am 21.3.2017 wurden in den Ortsakten des Landesamts für Denkmalpflege in Freiburg einige Recherchen zu Ortenauer Motten und Niederungsburgen unternommen. Am 22.3.2017 beging der Verf. mit Manfred Müller eine mögliche, allerdings sehr kleine Motte bei Oberschopfheim (ohne Funde), kurz die Binzburg bei Hofweier (Gewann „Waltersbündt“) mit reichlichen spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Keramikfunden und die ehemalige Mörburg bei Schutterwald.



Abb. 1: Die Burgstelle Büchern (Mühlenbach) von oben. Vorne der in den Fels eingeschnittene Halsgraben, dahinter der Burghügel mit dem Standort des ehemaligen Turmes.



Abb. 2: Burgstelle Büchern. Keramikfunde aus zwei Bereichen, meist nachgedrehte Ware (12. oder frühes 13. Jh.).

Der Burgstall bei Müllen (Neuried-Altenheim) soll neben der Kirche gelegen sein. Die Fläche ist heute als Weide eingezäunt und dicht bewachsen und konnte daher nicht direkt begangen werden. Obertägig zeichnen sich keine Strukturen ab.

Am 23.3.2017 erbrachte die Begehung der Burgstelle auf dem „Zixenberg“ bei Niederschopfheim hoch- und spätmittelalterliche Keramikfunde. Bei Hofweier wurde das Gelände „Auf dem Brügel“ begangen, wo gelegentlich eine Burgstelle vermutet wird. Die Geländestrukturen sind durch die Beackerung stark verändert. Vereinzelt hoch- und spätmittelalterliche Keramik könnte durchaus von einer Burgstelle stammen, reicht derzeit zum Nachweis aber noch nicht aus. Es folgte eine längere Begehung der Binzbürg (Hofweier) mit reichlichem Fundmaterial, das immer besser die Laufzeit der Burg erfassen lässt und auch einzelne römische Elemente enthielt.

Am 24.3.2017 nahm der Verf. an der Buchvorstellung der Ortschronik in Lahr-Kuhbach teil.

Am 31.3.2017 folgte zusammen mit Andreas Haasis-Berner eine Durchsicht der Neufunde von Johannes Dobersch im Landesamt für Denkmalpflege in Freiburg. Die Funde von Biberach-Prinzsbach (Emersbach), Zell a.-H.-Unterentersbach, Gengenbach-Bermersbach u. a. enthielten vor allem zahlreiches mittelalterliches Fundmaterial sowie vereinzelte römische Funde.

Am 5.4.2017 begingen der Verf., Manfred Müller und Götz Peter Lebrecht kurz das Gelände der ehemaligen Rohrburg bei Neuried-Altenheim. Die Keramikfunde setzen mit nachgedrehter Ware des 12. oder frühen 13. Jhs. ein und laufen bis ins 18. Jh. Im Wald wurden einige Bunker inspiziert und die namenlose Burgstelle im Gewann „Unterer Wald“ abgesucht, die vor allem spätmittelalterliche Keramik erbrachte.

Als Vorarbeiten für ein Projekt der geplanten Fundübergabe und Neuausstellung in Seelbach wurden im Museum in Lahr am 19.7.2017 die Altfunde der Grabung Karl Hammel auf der Burgruine Lützelhardt bei Lahr studiert. Es wurde damit begonnen, sie in einer Liste zu erfassen und Fotos anzufertigen; diese Arbeit wurde am 25. Juli in Lahr fortgesetzt.

Als Vorbereitung für einen Vortrag wurden umfangreiche Begehungen an den Burgstellen im Raum Schiltach und Schenkenzell unternommen. Am 4.8.2017 begingen Regine Dendler und der Verf. die Burg Wittichenstein bei Schenkenzell-Kaltbrunn, Ortsteil Wittichen. Die Ergebnisse der Schenkenzeller Burgen sind in diesem Band in einem Aufsatz dargelegt. Am 6.8.2017 begingen der Verf. und Regine Dendler die Schenkenburg, das „Schlössle“ und den „Burgstall“ bei Schenkenzell. Am 9.8.2017 wurde die sog. „Klingenburg“ bei Schiltach-Lehengerecht mit Manfred Müller begangen. Am 13.8.2017 begingen der Verf. und Regine Dendler die Burg Schiltach, die Willenburg und die Burg Schilteck nördlich von Schramberg.

Am 31.8.2017 wurde kurz ein Bereich am Kloster Schuttern inspiziert, an dem ein Baum entfernt worden war; dabei ergaben sich einige spätmittelalterliche Keramikscherben. Manuel Hugelmann (Schuttern) übergab einige vorgeschichtliche Funde einer Feldbegehung bei Schut-

tern. Außerdem wurden zahlreiche Funde durchgesehen, die aus einem Hausgarten unweit der Klosterkirche stammen. Es handelt sich meist um neuzeitliche Keramik des 18./19. Jhs., doch sind auch einige ältere Elemente bis zurück ins Spätmittelalter vorhanden. In Lahr wurde an diesem Tag weiter an den Funden der Burg Lützelhardt gearbeitet, die auch restauratorisch auf ihren Zustand hin begutachtet wurden. Am 7.9.2017 folgte eine Begehung der Burgen Geroldseck und Lützelhardt durch den Verf., anlässlich einer restauratorischen Begutachtung durch Regine Dendler. Die Keramik soll künftig helfen, die Chronologie der einzelnen Burgen im Raum Seelbach besser zu verstehen.

Am 9.9.2017 nahm der Verf. an der erweiterten Vorstandssitzung in Offenburg teil. Am 27.9.2017 lieferte eine Begehung an der Burg am Rauhkasten (Seelbach; „Alt-Geroldseck“) einige Keramikfunde, die die lokale Burgenchronologie unterstützen sollen. Am 29.9.2017 hielt der Verf. einen Vortrag beim Historischen Verein/VHS in Schiltach über die Burgen im Raum Schiltach und Schenkenzell. Am 29.10.2017 nahm der Verf. an der Jahrestagung in Schuttern teil. Am 9.11.2017 besichtigten Regine Dendler und Heiko Wagner zusammen mit Clemens Herrmann, Herrn Hansert und dem Förster Josef Müller einen Sandstein im Wald von Schutterwald. Er könnte frühneuzeitlich sein, ließ sich aber nicht abschließend deuten. Vielleicht verwendete man eine Spolie sekundär als Grenzstein – wobei die Grenze kartographisch jedoch heute nicht mehr nachweisbar ist. Es folgte eine kurze Begehung der Burgstelle Mörburg mit weiteren Funden (frühes 13. Jh.–18. Jh.). Abends erhielt der Verf. in Renchen noch einen Hinweis auf einige Neufunde bei einer kleinen Baumaßnahme auf dem Schlossberg in Renchen.

Am 24.11.2017 hielt der Verf. einen Vortrag beim Historischen Verein/VHS in Gengenbach über die „Römische Besiedlung im Schwarzwald und im Kinzigtal“. Im Anschluss erhielt er einen Hinweis auf römische Funde bei Arbeiten am römischen Ziegelofen bei Gengenbach, die demnächst übernommen werden sollen.

Zwischen diesen Terminen war das Jahr angefüllt mit Arbeiten an Fundlisten und Inventarnummern zahlreicher Funde aus der Ortenau, die an das Landesamt für Denkmalpflege abgeliefert oder zur Ablieferung vorbereitet wurden. Darunter befinden sich beispielsweise Funde von der Schauenburg bei Oberkirch, Butschbach, Lautenbach, Oppenau und anderen Orten im Renchtal, von Friesenheim und Hofweier sowie von zahlreichen Fundorten aus dem Kinzigtal (Gengenbach, Unterentersbach, Haslach, Hausach, Gutach, Wolfach, Oberwolfach, Schiltach, Schenkenzell, Kaltbrunn-Wittichen u. a.). Der Umfang und die Bedeutung derartiger Arbeiten werden oft unterschätzt; sie sind jedoch – neben der Freude am Auffinden – nötig, um den dauerhaften Erhalt und die Wieder-Auffindbarkeit der Funde auch in künftigen Jahren und Jahrzehnten zu ermöglichen.

Eine Ausbildungsveranstaltung, die der Verf. für die ehrenamtlichen Mitarbeiter der Archäologischen Denkmalpflege an zwei Terminen im Dezember 2017 bei Breisach abhielt, wurde auch von Mitarbeitern aus der Ortenau (von Hornberg und Bühl) besucht.

Heiko Wagner

Fachgruppe „Archive“

Die Fachgruppe „Archive“ hat 2017 zwei Sitzungen abgehalten. Die Frühjahrssitzung fand am 25. April 2017 im Stadtarchiv Hausach statt. Dieses Archiv ist momentan über eine Projektstelle fachlich gut besetzt. Die Sitzung befasste sich daher auch thematisch mit der Neuordnung eines Stadtarchivs. Im Rahmen einer Archivführung stellte Stadtarchivar Dr. Michael Hensle die Archivbestände und seine Tätigkeit vor. Die Archiva-



*Führung durch das
Stadtarchiv Hausach*

lien werden von ihm erstmals systematisch über ein Fachprogramm erfasst, was die künftige Nutzung erheblich erleichtern wird. Außerdem erläuterte er die fachgerechte Lagerung. Die Teilnehmer nutzten die Gelegenheit zur Information und zum fachlichen Austausch.

Die Herbstsitzung fand am 17. Oktober 2017 in Schutterwald statt. Auch hier ging es um die fachgerechte Erfassung und Nutzung von Archivgut. Fachgruppenleiter Dr. Cornelius Gorka stellte zusammen mit Frau Fischer (Gemeindeverwaltung) das Gemeindearchiv

vor, welches noch von Dr. Dieter Kauß geordnet worden war. Anschließend stellten Clemens Herrmann und Klemens Hansert vom Historischen Verein Schutterwald zwei Projekte vor: die Digitalisierung der Kirchenbücher und die Dokumentation der Hausnamen zum bevorstehenden Gemeindejubiläum. Auch hier erhielten die Teilnehmer wertvolle Anregungen für ähnliche Vorhaben. Beide Veranstaltungen waren gut besucht. Erfreulicherweise nahmen auch die Bürgermeister der Gastgebergemeinden an den Sitzungen teil und zeigten sich sehr interessiert an der fachgerechten Verwaltung der Gemeindearchive. *Dr. Cornelius Gorka*

Fachgruppe Bergwesen

Im vergangenen Jahr hat sich wieder bestätigt, wie wichtig die Vernetzung von Geschichtsverein, Landesamt für Denkmalpflege und Landesbergamt ist. Zunehmende Wichtigkeit erlangt für die Fachgruppe Bergwesen auch die Zusammenarbeit mit den Besucherbergwerken im Schwarzwald und der Höhlenrettung Baden-Württemberg e. V.

Auf Einladung von Herbert Vollmer präsentierte die Fachgruppe ihre Untersuchungsergebnisse der Grube Amalie bei einem Abendvortrag am 18.5. in Nordrach.

Am 5.6. bereicherte die Fachgruppe eine Publikumsveranstaltung in Seebach mit Informationen zum derzeitigen Kenntnisstand der dortigen Forschungsarbeiten.

Mitglieder unserer Fachgruppe führten auch 2017 wieder ehrenamtlich durch die Besucherbergwerke in Seebach und Hallwangen.

Am 22.7. wurden in Hallwangen die unter Beteiligung unserer Fachgruppe freigelegten neuen Bereiche des Besucherbergwerks feierlich eröffnet.

Am 6.8. nahm die Fachgruppe an der feierlichen Verleihung der Landesehrennadel an Alfons Egelhof teil, der in Baiersbronn-Friedrichs-

tal maßgeblich am Ausbau der Grube Sophia zum Besucherbergwerk beteiligt war.

Eine Delegation der Fachgruppe nahm Ende September am 20. Internationalen Bergbau- & Montanhistorik-Workshop in Dortmund teil.

Am 27.10. beteiligte sich die Fachgruppe am 1. Freudenstädter Bergbau-Kolloquium.

Am Folgetag, dem 28.10., lud die Fachgruppe zu einer Exkursion nach Freudenstadt-Christophstal.

Am 24.11. besuchten Mitglieder der Fachgruppe einen Bergbauworkshop in Utzenfeld.

Für die vierteilige Buchreihe „Schwarzwald“, die im Bode Verlag erschien, wurde die Fachgruppe von Prof. Dr. Gregor Markl gebeten, aussagekräftige Bilder beizusteuern.

Auf zahlreichen Exkursionen wurden von der Fachgruppe im vergangenen Jahr Bergbauspuren fotografisch dokumentiert. Besonders die Aufnahmen von Matthias Zizelmann haben Eingang in die Bücher von Prof. Dr. Gregor Markl gefunden.

Eine geplante Exkursion nach Prinzbach musste aufgrund der Witterungsverhältnisse auf 2018 verschoben werden.

Wenn Sie als Leser dieses Jahresberichtes Interesse an unserer Arbeit oder Anregungen haben, freue ich mich auf Ihre Kontaktaufnahme!

Ein herzliches Dankeschön möchte ich als Leiter der Fachgruppe Bergwesen an Waltraut Decker, Franz Gänschirt, Dr. Ernst Klumpp und Matthias Zizelmann richten, die mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen und mich bei meiner Arbeit unterstützen. Ich freue mich auf eine weiterhin so gute Zusammenarbeit.

Martin Groß

Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“

Als gemeinsame Aktivitäten der Fachgruppe sind für das Berichtsjahr 2017 ein Ausstellungsbesuch in Straßburg, eine thematische Stadtführung in Freiburg i. Br. sowie ein Fachgruppentreffen in Diersburg zu nennen. Darüber hinaus versucht der Fachgruppensprecher, die Gruppe kontinuierlich mit relevanten Nachrichten und Informationen zu versorgen und einen Austausch innerhalb der Gruppen zu initiieren. Letzteres gelingt allerdings nur bedingt.

Am 27. Januar 2017 wurde Fachgruppenmitglied Dr. Martin Ruch seitens der Oberbürgermeisterin der Stadt Offenburg das Offenburger „Stadttorzeichen“ für seine besonderen Verdienste um die Erinnerungskultur und die Gedenkarbeit verleihen. Für diese wohlverdiente Ehrung sei auch von der Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“ des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. ein herzlicher Glückwunsch ausgesprochen!

Für den 4. Februar 2017 war ein gemeinsamer Besuch der Ausstellung „Unverhoffter Nachlass“ („Héritage Inespéré“) über spektakuläre Genisa-Funde aus verschiedenen Landjudengemeinden im Elsass (z.B. Dambach-la-Ville) vorgeschlagen worden. Diese war in der Galerie Heitz im Palais Rohan in Straßburg von Oktober 2016 bis Februar 2017 zu



Dr. Martin Ruch und Uwe Schellinger im Palais Rohan, Foto: Uwe Schellinger

sehen. Leider fanden sich dazu nur zwei Fachgruppenmitglieder ein, die dann jedoch eine außergewöhnliche und hochinteressante Ausstellung zu sehen bekamen. Die in elsässischen Genisot (v. a. Dambach-la-Ville und Bergheim) entdeckten religiösen und alltagskulturellen Objekte und Dokumente entfalteten in dieser Präsentation eine beeindruckende Wirkung. Der zur Ausstellung erschienene aufwändige Katalog (in französischer Sprache) ist gleichfalls ein wahres Schmuckstück.

Am 11. März 2017 wurde bei der Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden eine Liste mit möglichen themenspezifischen Vortragstiteln von Referenten aus den Reihen der Fachgruppe (G. Hirschberg, N. Klein, G. Mohr, U. Schellinger) an die Vertreter der einzelnen Ortsvereine des Historischen Vereins verteilt. Ob es auf diese Aktion hin bislang nennenswerte Reaktionen aus den Teilgruppen des Gesamtvereins kam, entzieht sich der näheren Kenntnis des Fachgruppensprechers. Er selbst wurde jedenfalls zu keinem Zeitpunkt diesbezüglich angefragt. Die gutgemeinte Aktion scheint „verpufft“ zu sein.

Am 4. Mai 2017 trafen sich fünf Fachgruppenmitglieder und eine Reihe von Gästen in Freiburg i. Br. Dort hatte sich Dr. Heinrich Schwendemann bereiterklärt, eine Innenstadtführung



Stadtführung mit Dr. Heinrich Schwendemann in Freiburg i. Br., Foto: Uwe Schellinger

auf den Spuren des jüdischen Lebens in Freiburg durchzuführen. Dr. Schwendemann, aus Steinach stammend und Dozent am Historischen Seminar der Universität Freiburg, beschäftigt sich schon seit längerem mit der Geschichte der Juden in Baden. Die Teilnehmer an der Exkursion bzw. an der Führung erhielten interessante Einblicke in die Geschichte der Juden in Freiburg, vor allem wichtige Erklärungen zur gegenwärtigen Auseinandersetzung mit der NS-Zeit im städtischen Kontext. Aktuell war hier die Debatte um den sogenannten „Synagogen-Gedenkbrunnen“ auf dem neugestalteten „Platz der Alten Synagoge“ in Freiburg, die ebenfalls angesprochen wurde.

Am 8. November 2018 trafen sich fünf Mitglieder der Fachgruppe im Gebäude der Ortsverwaltung in Hohberg-Diersburg. Uwe Schellinger stellte dabei die 2016/2017 neu erschienene Literatur zur jüdischen Geschichte der Ortenau vor (etwa von G. Fischer, A. Gutmann, K. Kopp oder M. Ruch); darüber hinaus wurde eine Reihe weiterer relevanter Themen angesprochen wie etwa die Frage des Unterschieds zwischen kooperativen und nicht kooperationsbereiten jüdischen Zeitzeugen.



Fachgruppentreffen in Diersburg, Foto: Uwe Schellinger

Von den aktiven Mitgliedern der Fachgruppe wurden im Berichtsjahr 2017 folgende Publikationen vorgelegt:

Günther Mohr: Armut und Integration: die Familie von Isak Jonas in Bühl 1800–1862, in: Heiko Haumann (Hg.): Armut im ländlichen Raum während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Heidelberg u. a.: verlag regionalkultur 2017, 31–50.

Martin Ruch: Nach dem Holocaust: „Mörder sind unter uns“ in Offenburger, in: Die Ortenau 97 (2017) 371–376.

Martin Ruch: Art. „Gedenken an aus Gengenbach deportierte Juden“, in: Offenburger Tageblatt vom 21.10.2017.

Martin Ruch: „Es schreit der Stein in der Mauer“ – Biographische Skizzen zur Geschichte der Offenburger Juden. Norderstedt 2017, 124 S.

Einzelne Fachgruppemitglieder haben verschiedene, themenrelevante Vorträge gehalten oder Führungen durchgeführt (Norbert Klein über die Arbeit von Serge und Beate Klarsfeld, Uwe Schellinger über jüdische Mitglieder beim Fußballverein SC Freiburg e. V. sowie Gerd Hirschberg zu verschiedenen Themen aus Rheinau und Freistett)

Weitergeführt auf kleiner Flamme wurde die 2016 eingerichtete „facebook“-Seite für die Fachgruppe (<https://www.facebook.com/groups/219156071819223/>), die allerdings auf so gut wie keine Resonanz von externer Seite zu stoßen scheint.

Innerhalb der Fachgruppe hält sich der inhaltliche Austausch das Jahr über ebenfalls in Grenzen. Zumeist werden die jeweiligen Vorhaben individuell verfolgt.

Die Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“ besteht weiterhin theoretisch aus etwa zehn Mitgliedern. Es gestaltet sich allerdings aus verschiedenen Gründen immer schwieriger, eine größere Anzahl davon zu den vorgeschlagenen Treffen und Veranstaltungen zusammen zu bekommen. Der organisatorische Aufwand für die jeweiligen Treffen und die jeweilige Resonanz stehen deshalb in einem deutlichen Missverhältnis. Umso mehr ist denjenigen zu danken, die sich die Zeit für die gemeinsamen Veranstaltungen nehmen.

Ein großes Problem besteht darin, dass es – trotz permanenter Diskussionen in diese Richtung – schon seit Jahren nicht gelungen ist, neue Mitglieder, d. h. „Nachwuchs“, in die Fachgruppe zu integrieren. Während im Bereich der sogenannten „Erinnerungskultur“ vielfältige Aktivitäten festzustellen sind, stagniert die Forschung zur jüdischen Geschichte der Ortenau seit einiger Zeit in frappierender Weise – natürlich mit einzelnen lobenswerten Ausnahmen. Es scheint tatsächlich kaum noch jemanden zu geben, der in konkreter Weise zur jüdischen Geschichte der Ortenau forscht und publiziert – und falls dies der Fall sein sollte, treten solche ForscherInnen nicht aktiv mit der Fachgruppe bzw. überhaupt mit dem Historischen Verein für Mittelbaden in Kontakt.

Bedenklich ist auch, dass aus dem Gesamtverein bzw. aus den einzelnen Mitgliedergruppen so gut wie kein Kooperationsangebot an die Fachgruppe „Jüdische Geschichte“ erfolgt. Wenig überraschend blieb das Angebot der Referentenliste vom Frühjahr 2017 so gut wie ungenutzt. Wenn Themen aus der jüdischen Geschichte aufgegriffen werden – etwa beim sogenannten Offenburger „Gedenkbuchprojekt“ oder auch bei einem Projekt zur jüdischen Geschichte Rheinbischofsheims –, er-

folgt dies i. d. R. ohne jegliche Konsultation der Fachgruppe bzw. ohne Berücksichtigung der Existenz einer solchen Einrichtung im Gesamtverein. Deshalb müssen klar und deutlich folgende Fragen gestellt werden: Welche Funktion kann und soll also eine „Fachgruppe Jüdische Geschichte der Ortenau“ zukünftig im Historischen Verein für Mittelbaden überhaupt noch haben – angesichts immer weniger TeilnehmerInnen an eigenen Treffen und im Wissen, dass die Fachgruppe weder für den Gesamtverein noch für die Teilvereine eine Rolle spielt? Wie positioniert sich der Gesamtverein zur Arbeit und Funktion einer solchen Fachgruppe und wie kann er diese in sinnvoller und effektiver Weise unterstützen?

Der Fachgruppensprecher wird sich deshalb in absehbarer Zeit aktiv an die Leiter der anderen Fachgruppen sowie an die Vorstandschaft des Gesamtvereins wenden, um vorzuschlagen, dass das bislang vereinsinternen gängige Format der „Fachgruppe“ aufgelöst und durch thematische „Referate“ ersetzt wird. Die traditionelle „Gruppen“-Struktur scheint mittlerweile überholt zu sein, sie ist kaum mehr effektiv und sollte aufgeschoben werden. Aus „Fachgruppenleitern“ könnten „Referenten für ...“ werden, die die jeweiligen Themen einem breiteren Publikum als lediglich der Fachgruppe anbieten. Inwieweit sich eine solche Reform innerhalb des Gesamtvereins umsetzen lässt, wird abzuwarten sein. Der Grad der Fähigkeit zu Veränderungen wird auf jeden Fall jedoch die Entscheidung beeinflussen, ob der jetzige Fachgruppensprecher seine Tätigkeit auch zukünftig weiterführen kann. *Uwe Schellinger*

Fachgruppe Flurnamen und Mundart

Der folgende Bericht fasst die Arbeit des Fachgruppenleiters (FGL) für die Jahre 2015 bis 2017 zusammen.

Am 24. April 2015 wurde der FGL auf Antrag von Prof. Dr. Hubert Klausmann und Prof. Dr. Konrad Kunze einstimmig zum Mitglied des Alemannischen Instituts in Freiburg gewählt.

Im Rahmen des Sprechenden Sprachatlases, der am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen in den Jahren 2015 bis 2017 erarbeitet wurde, führte der Projektleiter Prof. Dr. Hubert Klausmann am 7. September 2015 eine Mundartaufnahme beim FGL durch. Als Grundmundartssprecher des Dialektes von Aasen (Stadtteil von Donaueschingen), der kleinräumig den Baarmundarten und großräumig dem Oberrhein-Alemannischen zugeordnet wird, beantwortete der FGL zahlreiche Fragen aus den unterschiedlichsten Lebens- und Arbeitsbereichen, die als Audiodatei aufgezeichnet wurden. Am 8. November 2015 führte der FGL selbst eine Mundartaufnahme bei Fritz Wurth in Dundenheim (Gemeinde Neuried) für den Sprechenden Sprachatlas durch. Beide Ortschaften, Aasen und Dundenheim, sind Audiopunkte im Sprechenden Sprachatlas, der im März 2018 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde (z. B. Badische Zeitung vom 9. März 2018/Land und Region S. 5). Im Internet kann der Atlas unter dem unten angegebenen Link abgerufen werden.

Durch seine berufliche Tätigkeit am Heisenberg-Gymnasium in Karlsruhe rückte auch die Mundartlandschaft in und um diese Stadt in

den letzten Jahren immer mehr ins Blickfeld. So führte der FGL am 9. März 2016 eine Mundartaufnahme bei Pauline Schlick in Knielingen bei Karlsruhe durch, die ebenfalls als Audiodatei zur Verfügung steht. Geplant sind weitere Aufnahmen in Klingenmünster und im Pfälzer Wald, um die Einflüsse der pfälzischen Mundarten auf das Gebiet am nördlichen Oberrhein besser einschätzen zu können.

Am 7. Dezember 2016 stellte die Arbeitsgruppe »Historik Großweier« im Gasthaus Hirsch in Großweier ihr neues Buch »Alt-Großweier – historische Gebäude und ihre Besitzer« vor. Fast zehn Jahre arbeitete der Autor Rolf Federle zusammen mit der Arbeitsgruppe an der Zusammenstellung des Materials. Der FGL zeichnet in diesem Buch verantwortlich für die mundartliche Verschriftlichung der Hausnamen.

Am 2. Mai und am 15. Juni 2016 erhob der FGL zusammen mit Herrn Suso Gartner die mundartliche Schreibung der Flurnamen von Bühlertal und die Nutzungsformen der Flurstücke. Gewährspersonen waren Renate Baumann, Josef Blum, Günther Hörth, Arnold Lamprecht, Edith Müller und Roland Schindler. Bis zum Sommer 2017 bereitete der FGL die von Herrn Gartner gesammelten historischen Flurnamenbelege auf und versah die Flurnamen mit den sprachgeschichtlichen Deutungen. Am 11. November 2017 konnte das 130 Seiten umfassende Buch »Bühlertal – Flurnamen und Beiträge zur Geschichte“ im Hotel „Grüner Baum“ im Rahmen einer Präsentation der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Das Buch enthält einen Gemarkungsplan von 1869 und zahlreiche, z. T. auch farbige Ansichtskarten und Fotografien. Die Flurnamenbelege reichen bis in das 14. Jahrhundert zurück und ergeben somit einen diachronen Schnitt bis in die heutige Zeit.

Als ehemaligem wissenschaftlichem Mitarbeiter am „Südwestdeutschen Sprachatlas“ (SSA) wurde dem FGL die linear verschlüsselte digitale Datenbank der gesamten Fragebucheinträge zur Verfügung gestellt. Die Datenbank wurde als Excel-Datei aufbereitet und kann so nach unterschiedlichen Suchkriterien sortiert werden. Da die lineare Codierung nur von Spezialisten gelesen werden kann, bemühte sich der FGL um das Computerprogramm, das die lineare Codierung wieder in die sog. Teuthonista-Umschrift zurückübersetzt. Hierfür stellte Herr Werner König, emeritierter Professor an der Universität Augsburg, eine Festplatte zur Verfügung, die das benötigte Programm enthält. Bisher ist es aber dem FGL noch nicht gelungen, das Programm zum Laufen zu bringen. In einem Gespräch am 7. April 2017 im Alemannischen Institut Freiburg erfuhr der FGL, dass sich der ehemalige Rektor der Universität Freiburg und Mitherausgeber des SSA darum bemüht, die Fragebücher kopieren zu lassen, um sie digital zugänglich zu machen.

Gartner, Suso/Hall, Ewald M. (2017): Bühlertal. Flurnamen und Beiträge zur Geschichte. Hrsg. Historischer Verein für Mittelbaden e. V. – Fachgruppe Flurnamen und Mundart. Pforzheim/Bühl.

Link zum Sprechenden Sprachatlas:

<https://www.forschungsdatenarchiv.escience.uni-tuebingen.de/escience/sprachatlas/index.html#8/48.642/8.984> (18.03.2018)

Ewald Hall

Mitteilungen:

Die Ortenau liegt vom ersten Heft 1910 bis zum Band 2014 vollständig digitalisiert auf dem Server der UB Freiburg vor. Kostenfreier allgemeiner Zugang unter:

<http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/ortenau>

Schwerpunktthema

2019:

Straßburg und die Ortenau

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in die Jahressbände gerne auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage:

<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

Zu Vorstand und Fachgruppen gehören

Präsident:

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K.,
Tel. 07832 5461, E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

Erster Stellvertr. Präsident:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Zweiter Stellvertr. Präsident:

vakant

Dritter Stellvertr. Präsident:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,
E-Mail: emh_hall@gmx.de

Redakteur der „Ortenau“:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,
Tel 07852 9112617, E-Mail: ruch@kulturagentur.de

Kassier: Klaus G. Kaufmann (kommissarisch)
Kassiererin (angestellt): Sabine Birk, Eichendorffstr. 4a,
77736 Zell a. H., E-Mail: birk-schmider@t-online.de

Sprecherin der Vereinsbibliothek
„Dr.-Dieter-Kauf-Bibliothek“:
Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett,
Tel. 07844 2542

Koordinator und Justiziar

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:
René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,
E-Mail ren.sieg@gmx.de

Justiziar:
Rechtsanwalt Ralf Bernd Herden, www.rechtsanwalt-herden.de

Leiter der Fachgruppen

Fachgruppe Archäologie:
Dr. Heiko Wagner, Dr.-Gremmelsbacher-Str. 22,
79199 Kirchzarten, Tel. 07661 989335
dendler-wagner@t-online.de

Fachgruppe Archive:
Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:
derzeit vakant

Fachgruppe Kleindenkmale:
derzeit vakant

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:
Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,
E-Mail: emh_hall@gmx.de

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:
Uwe Schellinger, Britzinger Str. 66a,
79114 Freiburg im Breisgau, Tel 0761 500073,
E-Mail: uwe-schellinger@web.de

Fachgruppe Bergwesen:

Martin Groß, In der Grüb 4, 76593 Gernsbach
Tel. 0160 96355464, E-Mail: silberbergwerk@gmail.com

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg,
Tel. 0781 97060834, E-Mail: restauro@email.de

Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek:

Historischer Verein für Mittelbaden e. V.,
Renate Demuth (Sprecherin), Oberdorfstr. 8, 77694 Kehl-Kork,
Postfach 30 01 07, 77686 Kehl, Tel. 07851 885099
Stellvertreter: Martin Lietzau, Kirchgasse 6, 77790 Steinach
E-Mail: martin-lietzau@t-online.de

Mitgliedergruppen

Björn Habich, Danziger Str. 34c, 77855 Achern, E-Mail: bhabich@gmx.de	Achern
Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweier, Tel. 07805 5255	Appenweier
Josef Ringwald, Brucherstr. 4, 77781 Biberach i. K., Tel. 07835 8890	Biberach i. K.
Siegfried Eith, Tullastr. 16, 77815 Bühl, Tel. 07223 23869, www.historischer-verein-buehl.de	Bühl/Baden
Tomas Dees, Freiburger Str. 7, 77955 Ettenheim	Ettenheim
Wolfgang Lohmüller, Einach 11, 77723 Gengenbach, Tel. 07803 3208	Gengenbach
Norbert Klein, Weihergarten 17, 77933 Lahr, Tel. 07821 26657, E-Mail: norbert-klein-lahr@web.de	Regionalgruppe Geroldsecker Land
Klaus G. Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach, Tel. 07832 5461	Haslach i. K.
Hubert Maier-Knapp, Eisenbahnstr. 20, 77756 Hausach, Tel. 07831 6958	Hausach
Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259	Hohberg

- Hornberg Rosemarie Götz, Schmiedeacker 1/2, 78132 Hornberg,
Tel. 07833 960941
- Kehl Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a,
77694 Kehl, Tel. 07851 71374,
www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de
- Neuried Michaela Karl, Neue Dorfstr. 9, 77963 Schwanau
- Nordrach Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach,
Tel. 07838 96969, www.historischer-verein-nordrach.de
- Oberharmersbach Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach,
Tel. 07837 1327, www.historischer-verein-oberharmersbach.de
- Oberkirch Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, 77704 Oberkirch,
Tel. 07802 4629
- Offenburg Dr. Jürgen Collmann, Schloßblick 14, 77799 Ortenberg,
Tel. 0781 35316
- Oppenau Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,
Tel. 07802 701137
- Rastatt Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356
- Rheinau Wolfgang Kasper, Zieglerstr. 30, 77866 Rheinau-Freistett
- Rheinmünster Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster-
Stollhofen, Tel. 07227 5832
- Renchen Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen,
Tel. 07843 1044
- Schapbach Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau,
Tel. 07839 378
- Schiltach/
Schenkenzell Markus Armbruster, Baumgartenstraße 1, 77761 Schiltach
Tel: 07836 9567828, E-Mail: armbru@pond.sub.org,
www.geschichte-schiltach.de
- Schutterwald Clemens Herrmann, Am Kreuz 13, 77746 Schutterwald,
Tel. 0781 53385
- Steinach Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, 77790 Steinach,
Tel. 07832 8656

Christian Oberfell, Sonnenmatte 17, 77709 Oberwolfach Wolfach

Karl Keller, Zielsteinacker 1, 76534 Baden-Baden, Yburg
www.historischer-verein-yburg.de

Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H., Zell a. H.
Tel. 07835 3448, www.historischer-verein-zell.de

Geschäftsstelle
Überregionale Mitgliedergruppe“
Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Konto:
Volksbank Offenburg eG
BIC: GENODE61OG1
IBAN: DE 3066 4900 0000 0629 5509

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.
Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

Die visuelle Gestaltung eines Beitrages erfolgt allein durch die Redaktion bzw. die Layouter. Bildplatzierungswünsche nur als Vermerk im Text (z. B. hier Abb. 2) anbringen, keine Bilder selbst in den Text einfließen lassen. Bilder gesondert einreichen und mit einer verbindlichen, eindeutigen, durchnummerierten Abbildungsliste versehen. Schlechtes Bildmaterial vermeiden (Kopien etc.), Bild- und Textrechte (z. B. Quellen des Staatsarchivs) vorab zu klären ist Sache des Autors. – Über die Veröffentlichung eines Beitrages, über Zeitpunkt und Gestaltung entscheidet allein die Redaktion bzw. der Vorstand des Vereins, wobei selbstverständlich Autorenwünsche weitgehend beachtet werden.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.

- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. März jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten zehn Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahressbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der außerordentlichen Mitgliederversammlung vom 18. März 2018 wurde der Mitgliederbeitrag rückwirkend zum 01. Januar 2018 auf:

26,00 EUR für natürliche Personen und Schulen

36,00 EUR für juristische Personen und Körperschaften festgelegt.

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Offenburg vom 15.07.2016 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

